



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



35. 0. 13



Die deutsche Schweiz.

Die
deutsche Schweiz
und
die Besteigung des Mönchs

von der
Gräfin Dora d'Istria.

Verbesserte und vermehrte deutsche Original-Ausgabe.

Zweiter Band.

Zürich,
Verlag von Meyer und Zeller.
1858.



XXIX.

**Bobmers großes Talent und Breitingers gründliches Wissen
Brachten die freie Kritik unter den Deutschen zur Welt.**

J. S — r.

Eine junge und schöne Frau verließ die Kirche mit mir. Da wir denselben Weg gingen, entspann sich ein Gespräch, während wir längs des Flusses hinabgingen. „Sie schienen mir,“ sagte sie, „in unserm alten Münster mehr mit Träumereien als mit Gebet beschäftigt. Ihr zerstreuter und nachdenkender Blick hat mich selbst in den stillen Mauern länger als alle übrigen Gläubigen zurückgehalten. Ich habe mich mit jenem unbeschreiblichen Wohlsein, dessen Sie sich zu erfreuen schienen, in die Erinnerung an die Vergangenheit versenkt; denn Zürich und unser theures Vaterland bieten alle Elemente einer Geschichte voll Poesie und Größe dar.“ — „In der That,“ antwortete ich, „es haben mich diese Gedanken ganz in Anspruch genommen. Ich dachte an Zwingli, wie an ein heldenmüthiges Vorbild, das eine der wichtigsten Zeiten dieser Geschichte vertritt.“

„Ja,“ versetzte sie, „Zwingli hat die religiöse Reform in unsern Mauern eingeführt; andere haben sich den Ruhm davon zugeschrieben. Hat man nicht auch vergessen wollen, daß die literarische Reform von den Ufern der Limmath ausgegangen ist?“

Wenn man für Luther den Titel Begründer des Protestantismus in Anspruch genommen hat, so hat man auch Lessing die große geistige Bewegung des 18. Jahrhunderts in den deutschen Ländern zugeschrieben. Dadurch wird die mächtige Initiative der Schweiz aus der Geschichte der neuern Zeit zum Vortheil der Deutschen gestrichen. Wenn aber Zwingli Luthern voranging, so waren auch Bobmer und Breitinger die ersten, welche

sich gegen die Herrschaft Gottscheds erhoben. Sie gaben den Völkern deutscher Zunge jene heilsame Unabhängigkeit, der man die Meisterwerke Klopstocks, Wielands, Herbers, Schillers und Göthes verdankt. J. J. Bodmer, geboren im Jahr 1698 zu Zürich, war mit seinem Freunde Breitinger der Urheber der literarischen Wiedergeburt Deutschlands. Die Gründung der Zeitschrift: „Die Discurse der Mahler“, übte den heilsamsten Einfluß aus. Diese Zeitschrift mit ihrer Polemik gegen die Nachahmung der Franzosen, welche Gottsched zur Mode gemacht hatte, und viele andere Werke erwarben Bodmern den Namen eines Wiederherstellers der deutschen Sprache, Literatur und Kritik.

Die besten Geister Deutschlands versammelten sich um den gelehrten Zürcher. Er zeigte in seinen Neuerungen den größten Enthusiasmus und wurde das Haupt einer Reform, welche auch in der Literatur Freiheit verlangte. Der Verfasser des „Messias“, Klopstock, kam im Jahr 1750 nach Zürich, um ihm und seinen Talenten seine Hochachtung zu bezeugen. Ein Jahr später wohnte der Sänger des „Oberon“ in seinem den Musen geweihten Haus, in welchem sich alle Männer vereinigten, welche damals Zürichs Ruhm bildeten: Breitinger, Bodmers berühmter Mitarbeiter, der Naturforscher Johann Gessner, der Dichter Salomon Gessner, Hirzel, ein Schriftsteller und Arzt, die zwei Füßli, Künstler und Geschichtschreiber der Kunst. Ein deutscher Kritiker, dessen Ansicht ich in einer sehr verbreiteten Zeitung gelesen habe, hat den Einfluß dieses Verkehrs, nicht bloß auf Wieland, sondern auf die ganze deutsche Literatur anerkannt. „Lessing,“ sagt er, „ist unter immerwährenden Kämpfen auf dem nämlichen Wege weiter gegangen; aber ohne Bodmer und Breitinger und die ihnen ähnlichen Männer waren weder Klopstock, noch Wieland, weder Schiller noch Goethe möglich*.“

*) Allgemeine Zeitung, 7. August 1844.

Bodmer und Breitinger begnügten sich nicht, ihre Zeitgenossen von dem Joch der Leipziger Schule zu befreien. Sie zogen auch die Poesie des Mittelalters wieder aus der Vergessenheit hervor. Ihrem Vorgange folgend, gab Christoph Müller einige Jahr später (1784) die ganzen „Nibelungen“, den „Parcival“ von Wolfram v. Eschenbach und Gottfrieds „Tristan“ heraus.

Einer unserer alten Schriftsteller, der ein Zeitgenosse Bodmers war und jetzt vergessen ist, gibt die interessanten Mittheilungen über seine Lebensweise.

Seine Sitten waren eben so einfach als seine Gedichte. Seine umfassenden Kenntnisse machten ihn zum Bürger eines jeden Volks und jeden Jahrhunderts, und erhoben ihn über viele allgemein angenommene Vorurtheile; seine Lebensweise und die Art seiner Unterhaltung hatten etwas Naives, was beinahe immer von einem überlegenen Geist unzertrennlich ist. Ohne die Gesetze der Höflichkeit zu verletzen, sprach er mit der nämlichen Offenheit mit dem Maler wie mit dem Bauern. Nichts imponirte ihm; Alle waren vor seinen Augen gleich. Sein Wohlwollen verbreitete sich über Alle. Junge Leute und Greise, Bauern und Künstler, Gelehrte und Staatsmänner, Alles besuchte ihn. So hohen Werth er auch auf Unabhängigkeit legte, so ging seine Liebe zur Behaglichkeit doch nicht so weit, daß er sich jeder politischen Beschäftigung entzogen hätte.

Ein anderer Zürcher Schriftsteller, Breitinger, wurde mit Bodmer „für den Geschmack der Nation, was Zwingli für die Reformation des Glaubens gewesen war*)“.

Er war überzeugt, daß die Schönheit nicht der letzte Zweck der Kunst sei, sondern bloß das Mittel, das Wahre und Gute zu verbreiten. — Wir, die wir uns des Lichts erfreuen, das er mit Bodmer verbreitete, können uns kaum den Muth vorstellen, den diese beiden Männer nöthig hatten, um alle Hindernisse zu

*) Meister, Berühmte Männer der Schweiz.

überwältigen, die sich ihnen entgegenstellten. Um sich einen Begriff davon zu machen, muß man sich daran erinnern, welche Vorurtheile noch zur Zeit Scheuchzers herrschten, wo das Copernicanische System noch für den höchsten Unglauben galt; man muß sich daran erinnern, daß zur Zeit Breitingers und Bodmers ihre kritischen Schriften für unfruchtbar gehalten wurden, daß man Milton für einen Schwärmer ausschrie und daß selbst Zimmermann in der „Messiade“ nur eine Nachahmung des Styls der Propheten fand, den er schon an sich dunkel genug fand.

So waren wir an das Ufer des Sees gelangt. Wir blieben stehen, um die herrliche Ruhe seiner Wellen zu betrachten. Als ich meine Unbekannte verließ, behielt ich sie in theilnehmendem Andenken. Zwei Seelen, die sich verstehen, fassen während einer vorübergehenden Bekanntschaft innigere Zuneigung zu einander, als zwei Herzen, welche vom Schicksal auf lange Jahre hin an einander gebunden werden, wenn ihre Richtungen verschieden sind.

XXX.

Es ist besser hören das Schelten des Weisen, denn
hören den Gesang der Narren.

Prebiger Salamonis 7, 6.

Auß deinen Alpen schleuderst du, Naranda, Bannflüche gegen uns, wie gegen ein verzehrendes Feuer. Die Welt, die du verlassen hast, scheint dir abscheulich. Du tadelst deinen Stand und dessen Grundsätze. Du sagst, daß sich in ihm kein Element von Gerechtigkeit und Wahrheit findet. Du scheinst sogar die rächende Hand der Menschheit gegen uns anzurufen.

Weib, dein Herz reißt dich über die Schranken hinweg,

dein Mitleiden für die Einen macht dich gegen die Andern ungerecht. Aus einem Uebermaß von Edelmuth beraubst du dich selbst. Deine Geschenke werden vergeblich sein und es wird dir nicht gelingen, das Glück derjenigen zu machen, denen du deine ganze Liebe gewährst.

Die Menschen, glaube es mir, sind überall dieselben. Jene Leidenschaften, in deren Mitte du gelebt hast, finden sich auch im Schooße der untersten Stände, weniger poetisch und zierlich, aber eben so verderbt, eben so empörend. In jeder Seele liegt der Keim des Guten und des Bösen. Oft unterliegt die Eine Kraft und die andere bemächtigt sich unser. Aber wenn man die Menschheit in zwei Feldlager theilt, diesen alle Tugenden, jenen alle Laster zuschreibt, täuscht man sich sehr. Man vergißt, daß das Blut unserer Atern schon am ersten Tage der Welt verdient hat, von dem einzigen wahrhaft vollkommenen Wesen verworfen zu werden. Die Einen weinen, sagst du, leiden und seufzen unter der Last der Arbeit und der Unterdrückung. Andere, — du hast es vergessen, Naranda — ersticken ihre Seufzer, hauchen in der Stille die Ueberfülle ihres Herzens aus, und rufen aus allen Kräften einen Tag der Ruhe und des Glückes herbei, den der Reichthum ihnen nicht gewähren kann. Der äußere Ueberfluß scheint nur ein bitterer Spott auf ihre verborgenen Leiden. Das ist unser Dasein.

So siehst du denn wohl ein, daß die Vorsehung selbst zwei Klassen von Menschen zu bilden scheint, welche vollkommen geschieden, aber auf gleiche Weise zu beklagen sind. Man möchte glauben, daß sie hat sehen wollen, wie sich die Leidenschaften unter den mannigfaltigsten Gestalten entwickeln, wie der Schmerz, einem Windstoß gleich, über alle Häupter zieht, alle Herzen zerreißt. Ob es die Prüfung ist, aus der wir gereinigt hervorgehen sollen, oder ein Zeichen unserer untergeordneten Stellung in der Schöpfung, was liegt daran? Gott hat es also gewollt. Mögen sich seine unergründlichen Beschlüsse erfüllen. Zwischen jenen Menschen und uns ist der Abgrund unüber-

steiglich. Obgleich aus demselben Leim getnetet, gehören wir doch zwei verschiedenen Welten an, die nur verschiedene Bilder des Leidens sind. Der Eine verbirgt die melancholischen Falten seiner Stirne unter dem Gold seiner Krone: der Andere ist düster und stumm, der dunklen Nacht gleich. Frage mich nicht nach der Erklärung dieses Räthsels.

Alle in das unbegreifliche Unendliche geschleubert, verschwinden wir wie Sonnenstäubchen. Warum legst du denn so großen Werth auf den Traum, den man das Leben nennt? Wohin führen alle unsere Anstrengungen? Wohin geleiten unsere Wünsche? Zum Grabe.

Ach, glaube mir, laß die traurige Menge der Menschen in den Tod gehen, ohne dich um ihre kleinlichen Interessen, ihre stumpfsinnigen Leidenschaften zu bekümmern, und lache mit uns. Unser Lachen ist, wenn du willst, ein Schrei der Verzweiflung, aber es erzeugt doch wenigstens Müdigkeit und Betäubung.

XXXI.

Ὁυαὶ τῷ κόσμῳ.

Matth. 18, 7.

Als die Hand des Ewigen auf Sodom und Gomorrha lastete, wißt ihr, wer jene Sünder waren, welche den Donner des Himmels auf ihre Häupter herabzogen? Es waren nicht, ich bin dessen überzeugt, die einzelnen Menschen, welche den schwersten Fluch verdienten, sondern jene Klasse voll Haß, Eitelkeit und Ohnmacht, jenes seltsame Gemisch von scheinbarer Freude und geheimen Mißvergnügen, das die Menschen in Feinde des Schöpfers umwandelte, das sie vor seinen Wundern blind und unfähig machte, seine schrecklichen Rathschlüsse zu fürchten.

Doch ließ der Allmächtige seine Flammen nur ungern auf die verdamnten Städte herabströmen. Aber als der, welcher über Jerusalem weinte, der für seine Senter betete, die Welt verdammen zu müssen glaubte, wendete er sich damals ohne Bedauern, ohne einen schmerzlichen Seufzer ab und rief aus: „Wehe der Welt der Aergerniß halben. Es muß ja Aergerniß kommen; doch wehe dem Menschen, durch welchen Aergerniß kommt*)!“ Und doch trogen wir der Stimme Gottes; wir sind auf die Verdammung stolz, mit der sie uns bedroht. Das Aergerniß wird dann eine Zerstreuung, die uns entzündet. Wir thun das Böse nicht, um den Trieb unserer schwachen Natur zu befriedigen. Diese Schwäche, die nicht gebilligt werden kann, verdient dennoch Nachsicht, denn ihr folgt die Reue leicht nach. Daher zeigt Christus, der gewöhnlich so streng ist, wenn es sich um den Geist der Welt handelt, eine große Nachsicht gegen die, welche nur den Versuchungen des Herzens nachgeben. So muß er nothwendig gegen die Menschen strenge sein, welche in dem Laster das verderbliche Aufsehen suchen, das es hervorbringt. Niemand wird von jenen thörichten Verschwendungen, welche die Götzen der Mode mit Gold bedecken, glauben, daß sie von einem natürlichen Trieb eingegeben sind. Welche Rolle spielt das Herz in diesen kostbaren Liebhabereien? Wenn es von aufrichtiger Reue durchdrungen ist, ist es fähig, uns Selbstverläugnung und Hingebung einzulösen. Es kann selbst das Gemeine in den rein menschlichen Leidenschaften veredeln. Aber es ist nicht also, wenn man nur darnach strebt, Aufsehen zu erregen, wenn man keinen andern Zweck hat, als seine Nebenbuhler zu verbunkeln, die Aufmerksamkeit jener abgeschmackten Menge auf sich zu ziehen, die aus gelangweilten Greisen, geschwätzigen Coquetten und entnervten Jünglingen besteht, welche

*) Οὐαὶ τῷ κόσμῳ ἀπὸ τῶν σκανδάλων ἀνάγκη γάρ ἐστὶν ἐλθεῖν τὰ σκάνδαλα· πλὴν οἱ αὖ τῷ ἀνθρώπῳ ἐκείνῳ δὲ οὐ τὸ σκάνδαλον ἔρχεται. Matth. 18, 7.

sich durch gleichgültige und müßige Gesellschaften schleppen. Da sie nicht dazu gekommen sind, in ihrem Geist irgend einen erhabenen Gedanken, in ihrem Herzen irgend eine ernste Empfindung zu entwickeln, so geben sie sich den Schein, als ob sie Alles für falsch hielten, was sie nicht verstanden haben. Sie glauben nur an ihre eigene Fähigkeit. Ein Jeder, der durch seine großen Gedanken, seine unermesslichen Arbeiten, seine unbezwingliche Thatkraft der Ruhm seines Landes geworden ist, der ist für sie ein Gegenstand der Verachtung. Man sollte glauben, es seien ihnen die Künste, die Literatur, der Krieg, die Finanzwissenschaft, die Politik durch innere Anschauung offenbart worden. Keine Frage ist ihnen fremd. Und doch ist dies noch nicht das Seltsamste. Es gelingt ihnen sogar, ihre Umgebungen bis auf einen gewissen Grad zu täuschen. Das Dunkel und die Unverschämtheit sind immer sicher, in der Welt das wahre Verdienst und das bescheidene Talent zu unterdrücken. Man hegt keinen Zweifel gegen den, der so sehr an sich selbst zu glauben scheint. Uebrigens zweifelt die Dummheit niemals. Du kennst selbst jenen Fürsten von sehr zweifelhaftem Talent, dessen Werke mit Begeisterung gelobt worden sind, während man den unbekannten Schriftsteller, der nur seine Talente für sich hatte, mit Verachtung überhäufte. Eben so verhält es sich bei den Fragen, welche über das Glück des Vaterlandes entscheiden. Sehen wir nicht täglich, wie ein improvisirter Staatsmann in einer sehr zweideutigen Stellung die Geheimnisse der Regierung und der Diplomatie erlernt? Und eines Tages bemächtigt er sich mit Entschlossenheit des Staatsruders und macht sich in den höchsten Stellungen der bürgerlichen Gesellschaft majestätisch breit. Die Welt bestreitet niemals die Gesetzmäßigkeit des Erfolgs. So bald man seinen Zweck erreicht, kann man auf ihre Bewunderung zählen. Sie vergißt dann die Unwissenheit, die Laster, die traurigen Abenteuer, die allgemein bekannte Unfähigkeit, der das Glück lächelte. Sie argwöhnt nicht einmal, daß der Staat unter seinen Händen den größten

Gefahren ausgesetzt sein kann. Sie wagt es, ihn den Menschen vorzuziehen, die dem Lande die ausgezeichnetsten Dienste geleistet, die für dasselbe, für seine Ehre, seinen Ruhm, seine Freiheit gearbeitet und gelitten, die ihm ihr Leben aufgeopfert, die keinen andern Ehrgeiz gekannt haben, als seine Größe und sein Glück.

Es liegt in der menschlichen Natur ein so unheilbarer Sklavensinn, daß er mit Begierde alle Gelegenheiten ergreift, sich zu zeigen. Man sollte glauben, daß das Kriechen der natürliche Zustand der Söhne Adams ist. Nun hatte aber das Evangelium vor Allem die Absicht, ihre Lage zu verbessern. Es wollte den Menschen eine gesetzmäßige Unabhängigkeit lehren und ihm seine ganze Würde als Kind Gottes zum Bewußtsein bringen. Hat es also nicht Recht gehabt, alles das Aergerniß zu nennen, was den Charakter erniedrigt, den Geist herabwürdigt, das gesellschaftliche Leben in einen edelhaften Kampfplatz verwandelt, auf welchem sich List, Niederträchtigkeit, Habsucht, überhaupt die gemeinsten Leidenschaften bewegen? Christus, der der Magdalene verziehen, die Zöllner nicht verabscheut hat, verflucht die Welt wegen des Aergernisses, wie er die Pharisäer, jene unversöhnlichen Feinde der Gerechtigkeit und Wahrheit, verflucht hat. Mit demselben Ausdrucke verdammt er ihre verbrecherische Heuchelei und den verderblichen Einfluß der Welt.

Diese Welt will sich doch manchmal den Anschein des Christenthums geben. Vergißt sie denn, daß sie von dem göttlichen Heiland zu denen gestellt worden ist, die ihn dem Pilatus überliefert, die den Böbel gegen ihn aufgereizt, die sich an seinen Schmerzen gesättigt, in seinem Blute berauscht haben? Ihre Selbstsucht ist ein Feind Christi, wie die Berechnungen und Spitzfindigkeiten der Hinterlist. Der Sklavensinn ist nicht christlicher als die falsche Frömmigkeit. Die Niederträchtigkeit kann nicht mit jener Selbstachtung und jener bescheidenen Festigkeit bestehen, welche die wahren Schüler des Menschensohnes

aus der unwissenden und herzlosen Menge immer ausgezeichnet haben. Waren sie die Sklaven der Welt, der Mächte der Erde, der Großen des Tags, der Vorurtheile ihrer Zeit, sie, die um der Stimme des Gewissens zu gehorchen, den Hohenpriestern und den Königen, den Proconsuln und den Cäsaren Trotz geboten haben? Das menschliche Geschlecht verachtete sie als Auf-
rührer und Gotteslästerer. Aber sie gingen mit erhobener Stirne, mit Lächeln auf den Lippen dem heiligen Ziele entgegen, das ihnen ihr Meister gezeigt hatte. — Sollen wir ihr glorreiches Beispiel vergessen? Können wir uns nicht über eine kraft- und überzeugungslose Menge erheben, die sich da die große Welt nennt? Ist es unmöglich, selbst in einer Zeit der Selbstsucht, die heilige Brüderlichkeit der Urkirche wieder ins Leben zu rufen? Sollte es keine Verehrer Gottes im Geist und in der Wahrheit mehr geben, welche fähig sind, Alles für die Wahrheit aufzuopfern? Sollte es keine wahren Diener des menschlichen Geschlechts mehr geben?

Diese Bezeichnung wird seinen aristokratischen Ohren gemein dünken. Vor dem Richterstuhl der Nachwelt wird sie den Ruhm derer bilden, die nicht über sie errötheten. Diese wird ihnen danken, daß sie an der Zukunft, an dem Evangelium, an dem Fortschritt nicht verzweifelt haben. Man wird sie preisen, daß sie die Krieger Gottes gewesen sind, daß sie die zu süßen Bande des Fleisches und des Blutes zerrissen, daß sie den Blick von Allem abgewendet haben, was ihren stolzen Muth hätte schwächen können, um in der Tiefe ihres Herzens jene göttliche Stimme zu hören, welche sich den gutgesinnten Menschen vernehmen läßt.

Fahret fort, wenn ihr wollt, den großen Angelegenheiten, die euer ganzes Wesen in Anspruch nehmen, euer Leben zu widmen, das ihr von dem Schöpfer empfangen habt; aber erlaubt wenigstens, daß wir unsere Bewunderung und unsere Theilnahme andern Gedanken, andern Handlungen zuwenden. Laßt uns unter denen, die ihr unbekannte Träumer nennt,

noch an Gerechtigkeit, Freiheit, an Milbthätigkeit glauben. Er laubt uns zu denken, daß es für einen vom Hauch des Ewigen beseelten Geist eine andere Bestimmung gibt, als das Leben der Salons, andere Verpflichtungen, als die Pflichten der Welt, einen größern Gesichtskreis, als der, in welchen ihr-euch einschließt, indem ihr versucht, die ganze Menschheit in demselben einzukerkern.

Eines Tages versetzte der Geist der Lüge das menschengewordene Wort auf einen Berg. Er zeigte ihm die vor den Altären schändlicher Götter in den Roth niedergeworfenen Völker. Er versuchte, durch den Anblick dieser herabgewürdigten Menge Jesum dazu zu bringen, daß er an der Befreiung des Menschengeschlechts verzweifelte. „Siehst du,“ sagte er ihm, „diese Menschen, denen du dich opfern willst? Sie sind die Sklaven der traurigsten Irrthümer. Wir sind sie unterworfen, denn ich bin der Fürst dieser Welt. Du wirfst für sie dein Blut und deine Thränen vergeblich vergießen.“ Aber Jesus schaute mit zuversichtlichem Blick gen Himmel, er weigerte sich, seine Stirne vor dem gefallenem Erzengel zu beugen, der es gewagt hatte, sich den Herrn der Welt zu nennen. „Hebe dich weg von mir, Betrüger!“ sprach die donnernde Stimme des Sohnes Mariä. „Du sollst den Herrn deinen Gott anbeten, und nur ihm dienen!“ So zeigt auch der König der Hölle stets die Menschheit in Verdorbenheit versunken, in ihren Fesseln sich windend. Er versichert euch, daß sein Reich unbesiegbar ist. Von ihm beseelt, seht ihr in dem Evangelium nur einen tothen Buchstaben. Ihr wiederholt, daß das Christenthum nicht mehr in unsere Zeit paßt, daß der Fortschritt nur ein eitles Wort, daß die Freiheit ein Traum ist. Satan hat euch von der Macht der List, von dem Erfolg der Niederträchtigkeit, von dem Recht der Gewalt überzeugt. Wir sollten hier, um euch zu gehorchen, den Weihrauch darbringen, der dem lebendigen Gott gebührt. Aber um ihn zu Boden zu werfen, um zu siegen, zu hoffen, zu glauben, und zu lieben, wollen wir das Wort unseres Meisters wiederholen:

„Hebe dich weg von mir, Satan! Ihr sollt den Herrn euern Gott anbeten und ihm allein dienen.“

Wenn man seinen Bruder zu Fall bringt, oder ihn ärgert, so ist dieß ein Verbrechen in den Augen des Evangeliums. Dieses Verbrechen wird unverzeihlich, wenn man die ärgert, die ihre geringe Geisteskraft oder Charakterschwäche bedrohlicheren Gefahren aussetzt. Christus hat gesagt: „Wer aber ärgert dieser Geringsten einen, die an mich glauben, dem wäre besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt würde und er ersäuft würde im Meer, da es am fleißten ist *).“ Der Herr versteht unter dem Wort „Geringste“ alle diejenigen, welche einem fremden Einfluß unterworfen sind, ohne daß sie die nothwendige geistige Kraft haben, ihm zu widerstehen.

So ist aber die Masse des Menschengeschlechts beschaffen. Es wäre schwer, sie einer überlegten Schlechtigkeit anzulagen. Wenn sie ihren eigenen Antrieben überlassen wäre, würde sie vielleicht für die Gerechtigkeit und Wahrheit Partei ergreifen; die schönen Handlungen machen den lebhaftesten Eindruck auf ihre Einbildungskraft, die erhabene Hingebung erregt ihre Empfindsamkeit. Aber ihre Ueberzeugung ist nicht fest genug, ihre Unabhängigkeit nicht genug sicher gestellt, daß sie die gute Sache mit Kraft ergreifen könnte. Sie gleicht jenem jüdischen Volk, welches den Lehren Christi das Ohr willig lieh. Wenn man dem göttlichen Amt des Heilands kein Hinderniß legte, rief dieses Volk seinen Reden Beifall zu. Es billigte seine heftigen Angriffe gegen die Habsucht der Großen und die Heuchelei des Priesterthums. Es heftete sich mit heiligem Eifer an seine Schritte. Es folgte ihm in die Wüste und auf das Gebirg. Um das Glück zu haben, ihn anzuhören, vergaß es selbst seine

*) Ὅς δ' ἂν σκανδαλίῃ ἓνα τῶν μικρῶν τούτων τῶν πιστευόντων εἰς ἐμὲ, συμφέρει αὐτῷ ἵνα κρεμασθῇ μάλος ὀνικός ἐπὶ τῶν τραχήλων αὐτοῦ, καὶ καταποντισθῇ ἐν τῇ πελάγει τῆς θαλάσσης. Matth. 18, 6.

Nahrung. Es sprach sogar davon, den eifrigen Vertheidiger der Armen und Kleinen auf den Thron Davids und Asas zu erheben. Indessen bricht die Verfolgung aus. Die Synagoge jagt Jesum aus ihrer Mitte; das Sanhedrin verfolgt ihn mit hartnäckiger Wuth! Von nun an beginnt man zu finden, daß er die Schranken der Mäßigung überschritten, daß er die Vorrechte der Häupter Israels, der auf dem Stuhle Messias sitzenden Lehrer nicht genügend geachtet hat. Man gesteht, daß, wenn er nicht geradezu ein Aufrührer ist, es doch schwer ist, seine Unflugheit zu entschuldigen. Und bald darauf, weil man von den einflußreichen Männern unaufhörlich wiederholen hört, daß er allen Anstand mit Füßen getreten, und die Gesetze verletzt hat, giebt man zu, daß er sich den schwersten Strafen ausgesetzt hat. Man lasse noch einige Tage vorübergehen, so werden sich die Nämlichen, die ihn bei seinem Einzug in Jerusalem mit begeistertem Zuruf begrüßten, an den Richterstuhl des Procurators drängen und jenes fürchterliche Geschrei wiederholen: „Sein Blut komme über uns und unsere Kinder.“

So siegte die Welt zur Zeit Jesu. Die Juden, die sich dem Evangelium günstig gezeigt hatten, die Jesum aufrichtig liebten, die bereit waren, für ihn zu sterben, verwandeln sich in Henter. Dieses traurige Schauspiel wiederholt sich fortwährend unter unsern Augen. Sobald die Gerechtigkeit besiegt ist, sobald die Wahrheit den selbstsüchtigen Leidenschaften der Großen dieser Welt geopfert ist, wendet man ohne Mühe diese schwankenden Massen auf ihre Seite, welche ihre Ideen und ihre Neigungen niemals gegen die ränkevolle Propaganda des Geistes dieser Welt zu vertheidigen wissen.

Viele Leute sind durch ihre Stellung, ihre Erziehung, ihre Geistesbildung dieser Art Verführung weniger zugänglich als die ungebildete Masse. Denkt euch an ihrer Stelle arme Bauern, Handwerker, welche durch das Glend herabgedrückt sind, eine des Nachdenkens unfähige Menge. Mit welcher Leichtigkeit wird sie die Welt bestimmen, gegen ihre Feinde Partei zu ergreifen!

Doch wird der oberste Richter, der die Geschichte der Menschheit leitet, dieses verderbliche Vergerniß nicht ungestraft lassen. Es wird der Tag kommen, da diese systematisch verderbten und betrogenen Massen sich gegen diejenigen erheben werden, die sie so geschickt ausgebeutet haben. Da man Nichts gethan hat, um ihren Geist zu entwickeln, werden sie Alles mit wildem Stumpfsinn zertrümmern. Da ihr Charakter durch die Geduld und die Hingebung ihrer Herren nicht gemildert worden ist, werden sie in den Kämpfen gegen ihre Gegner alle Wuth einer wilden Selbstsucht entfalten. Es werden sich die traurigen Schauspiele des Mittelalters erneuern. Die kirchliche Aristokratie und die des Schwerts erzeugten die Jacquerie *), die Wegelagerer und die „Schinder“ **). Ist es zu verwundern, wenn diese wilden Horden überall Trauer und Tod verbreiteten? An den Sieg der Tyrannei gewöhnt, betrachteten sie dieselbe wie ein unveräußerliches Recht der Gewalt. Sobald die Macht auf ihrer Seite war, begriffen sie nicht, wie man ihnen Gewaltthatigkeiten untersagen könne, die man so oft gegen sie ausgeübt hatte. Haben die Herren der Welt, haben diese höhern Klassen, die sich selbst die große Welt nennen, diese Lehren benützt? Ach! sie haben nur zu sehr das Beispiel der Menschen befolgt, die von dem Augenblick an, da das Christenthum auf der Erde erschien, geschworen haben, es zu bekämpfen und zu unterdrücken. Der Heiland verkündigte im Angesicht der heidnischen Welt die heiligen Glaubenssätze der menschlichen Gleichheit und Brüderlichkeit. Man hat es verstanden, seine Verkündigung vergeblich und nutzlos zu machen.

*) So nannte man den Bauernaufbruch, der im 14. Jahrhundert den französischen Adel so hart bedrängte, daß er nur durch die größte Kraftentwicklung, aber auch durch die abscheulichsten Greuelthaten seiner gänzlichen Vernichtung entging. A. d. U.

**) Routiers und écorcheurs waren Räuberbanden, welche sich im 12. und 14. Jahrhundert aus den vom Adel auf das Gräßlichste gemißhandelten Bauern gebildet hatten. A. d. U.

War es in Jerusalem nicht das Priesterthum und die Aristokratie, welche den Menschensohn den Gentern Roms überliefert haben? Deshalb sagte Jesus zu seinen Aposteln: „So euch die Welt hasset, so wisset, daß sie mich vor euch gehasset hat*)." Warum haßte die Welt die Verkündiger des Evangeliums? Das menschengewordene Wort sagt es, da er zu seinen Aposteln spricht: „Wäret ihr von der Welt, so hätte die Welt das Ihre lieb; dieweil ihr aber nicht von der Welt sind, sondern ich habe euch von der Welt erwählet, darum hasset euch die Welt**)." Ja die Welt haßte die Jünger Christi, weil ihre Lehren alle Ungerechtigkeiten der heidnischen Gesellschaft verdammten, weil sie eine Moral verkündigten, mit der sich die Selbstsucht der Beherrscher der Erde nicht versöhnen konnte, weil sie denen das Gefühl der Unabhängigkeit und der Menschenwürde eingaben, welche bis dahin allen Launen und allen Leidenschaften Preis gegeben waren. Daher ist es nicht zu verwundern, daß sich drei Jahrhunderte lang die Kaiser, die Proconsuln, die Patricier und die Sophisten verbunden haben, um eine gegen die Gesetze und die Götter feindselig gesinnte Secte im Blut zu ersticken. Indessen fand diese verhaßte Religion eine Zuflucht in den Herzen des Volks und der Geringen. Schiffer von Bethseda, arme Frauen von Capernaum, das mit Füßen getretene Volk der römischen Städte, die Sklaven des königlichen Volks bewahrten auf Kosten ihres Lebens das heilige Feuer, welches Jesus auf die Erde gebracht hatte. Diese ungebildeten und niedrig gebornen Menschen zeigten mehr Vernunft und mehr Hingebung als die Philosophen und die Staatsmänner. Eine den Berech-

*) *Εἰ ὁ κόσμος ὑμᾶς μισεῖ, γινώσκετε ὅτι ἐμὲ πρῶτον ὑμῶν μεμίσηκεν.* Joh. 15, 18.

**) *Εἰ ἐκ τοῦ κόσμου ἦτε, ὁ κόσμος ἂν τὸ ἴδιον ἐφιλέι ἵτι δὲ ἐκ τοῦ κόσμου οὐκ ἐστὶ, ἀλλ' ἐγὼ ἐξεγέξαμην ὑμᾶς ἐκ τοῦ κόσμου, διὰ τοῦτο μισεῖ ὑμᾶς ὁ κόσμος.* Joh. 15, 19.

nungen der menschlichen Klugheit überlegene Weisheit erfüllte sie mit Muth und Hoffnung.

Aber der Sohn Gottes versenkte seinen Blick in die Zukunft. Er wußte, welches Loos seinen Jüngern von der Welt würde bereitet werden, in der er sich vollständig fremd erklärte: „Ich habe ihnen gegeben dein Wort,“ sagte er, indem er sich an seinen Vater wandte; „und die Welt hasset sie, denn sie sind nicht von der Welt, wie denn auch ich nicht von der Welt bin*.“ — „Ich bitte für sie, und bitte nicht für die Welt, sondern für die, die du mir gegeben hast; denn sie sind dein**.“ So erfüllte sich die erste Bestrafung der Welt. Der Sohn Gottes, der oberste Mittler, der, welcher den Himmel mit der Erde versöhnte, weigert sich für sie zu beten! Er überläßt sie ihrer Lüsterheit und ihren Leidenschaften, denn er weiß, daß sie weder aufrichtig noch gerecht ist. Wenn sie nur Schwächen hätte, wenn sie sich nur schwer zu bekämpfenden Neigungen hingäbe, würde er sie nicht strenger behandeln als Magdalenen, als die Böllner, als seine Henter. Aber sie verbindet mit diesen Schwächen einen überdachten Haß gegen Alles, was billig und groß ist. Und weil sie sich in der Unterdrückung gefällt, weil sie vor jeder aufrichtigen Freiheit einen Abscheu hat, so wird sie nothwendig von dem Befreier der Armen verstoßen.

Wie ihr, trennte auch das Heidenthum die Menschheit in zwei gänzlich getrennte Klassen. Den Einen war alle Glückseligkeit der Erde vorbehalten. Sie war bestimmt, das Leben mit rosenbekränztem Haupt zuzubringen, die Prüfungen und Schmerzen nicht kennen zu lernen. Für diese Bevorrechteten

*) Ἐγὼ δέδωκα αὐτοῖς τὸν λόγον σου καὶ ὁ κόσμος ἐμίσησεν αὐτούς, ὅτι οὐκ εἰσὶν ἐκ τοῦ κόσμου, καὶ ἔγωγε οὐκ εἰμι ἐκ τοῦ κόσμου. Ιακ. 17, 14.

*) Ἐγὼ περὶ αὐτῶν ἐρωτῶ οὐ περὶ τοῦ κόσμου ἐρωτῶ, ἀλλὰ περὶ ὧν δέδωκάς μοι, ὅτι σοί εἰσι Ιακ. 17, 9.

war das Dasein ein fortwährendes Fest. Für sie waren die Wohlgerüche Asiens nicht duftend genug, die Weine Italiens nicht kostbar genug, die Gewebe von Tyrus und Sidon nicht reich genug. Die Plebejer bebauten das Feld für sie. Die durch das Schwert unterjochten und durch den Schrecken regierten Sklaven wurden ihre gelehrigen Werkzeuge. Was kümmerten sie die Thränen und das Blut ihrer Brüder? Sie wurden von goldenen Träumen eingewiegt. Die Blumen, mit denen ihr Lager überstreut war, machten keine Falte unter ihrem verzärtelten Rücken.

„O Sklave, bringe Rosen her,
Süß ist der Rosen Wohlgeruch.“

Diese Anschauungsweise des Lebens war nicht bloß den Wollüstigen der Erde eigenthümlich. Die Philosophen fanden sie vernünftig; die Staatsmänner begünstigten sie; die Gewalt und die Majestät unterstützten sie nöthigenfalls durch grausenhafte Hinrichtungen. Ströme menschlichen Bluts haben dieses abscheuliche Dogma bestätigt. Von den Ufern des Indus bis zu denen des Nils hat die schreckliche Herrschaft der Kasten auf dem ganzen menschlichen Geschlecht gelastet. Es hat Menschen gegeben, welche weder Trost, noch Ruhe, noch Vaterland gehabt haben; denen man mehr als einmal selbst die Familie und die Anbetung der unsterblichen Götter untersagt hat. Ihre mit Ketten beladenen Hände wagten es nicht einmal sich gen Himmel zu erheben.

Aber wozu die Götter anrufen, da diese Götter die Knechtschaft heiligten und sich zu Mitschulbigen der Tyrannen machten? Hatten sie mehr Herz als die Menschen? Wiederholten sie nicht auf den Gipfeln des Olymps und des Meru den unbarmherzigen Satz des gallischen Feldherrn: „Weh den Besiegten!“ Daher wird auch die Geschichte der alten Welt von einer unbefiegbaren Traurigkeit erfüllt. Die Wunder der Kunst und des Geistes, die kriegerische Größe blendet mich nicht mehr im Angesicht jener

in den Fundamenten des großartigen Gebäudes der alten Civilisation aufgehäuften Schlachtopfer.

Indessen wurde dazumal, als die Gewalt ihres Sieges am sichersten zu sein glaubte, ein Galgen auf den Höhen Golgathas errichtet. Der Mittler, der der Wuth der Großen und der Priester hingeopfert wurde, flehte, seiner eigenen Schmerzen vergessend, den himmlischen Vater zu Gunsten der Leidenden an. Die Stimme seines Blutes war mächtig bei dem Ewigen. Die entmuthigten Massen fühlten in der Tiefe ihrer Seelen die Ahnung besserer Tage wieder aufleben. Die von der Erde verbannte Hoffnung stieg in die Gefängnisse herab, wo so viele Unschuldige seufzten. — Es begann eine neue Zeit für das Menschengeschlecht. Der Himmel selbst verkündigte die Gleichheit. Es gab in Jesus Christ „weder Herren noch Sklaven, weder Männer noch Frauen, weder Griechen noch Barbaren mehr.“ Das Heidenthum schien besiegt.

Es nahm eine neue Gestalt an, um die Beute wieder zu ergreifen, die ihm entchlüpfte; denn der Geist der Welt, das ist der Geist des Heidenthums, nur weniger kühn und von größerer Heuchelei. Er wird nicht mehr zu sagen wagen, daß es göttliche Stämme gibt, aber er wird alle Folgerungen dieses verderblichen Glaubens bewahren. Unübersteigliche Schranken werden zwischen den Ständen erhoben werden. Man wird Aristokratien gründen, deren ewiges Interesse es sein wird, gegen das Evangelium, gegen die Vernunft, gegen die Wissenschaft, gegen die Brüderlichkeit anzukämpfen. Man wird das heilige Buch verbergen und sich begnügen, einige Sätze daraus zu ziehen, bestimmt, die Unterdrückten der Nationen zu beruhigen. So werden die erhabenen Wahrheiten, welche Christus der Welt verkündigte, in ein tiefes Schweigen vergraben werden!

In der That, was würde daraus hervorgehen, wenn das Evangelium zum Geseze der bürgerlichen Gesellschaft diene? Dann würde die Arbeit die allgemeine, Allen, den Großen wie den Kleinen, auferlegte Regel sein. Sie würde der gemeinsame

Zustand sein, dem sich Niemand entziehen dürfte, möge er dem niedern Volke oder den aristokratischen Geschlechtern angehören, möge er ein Bürger oder Edelmann sein. Jeder Mensch wäre nothwendig ein Arbeiter, das heißt, er hätte eine Aufgabe, die er erfüllen müßte. Ein vernünftiges Wesen ist nicht zum Müßiggang geschaffen. Nun aber verachtet die Welt diese Wahrheiten auf eine freche Weise. Der bloße Gedanke an die Arbeit erregt ihr Lächeln und scheint ihr gemein bürgerlich, um mich des trefflichen Ausdruckes Bossuets zu bedienen. Denken, handeln, gegen die unbezwungenen Naturkräfte ankämpfen, ist das nicht die Sache eines Proletariers oder eines Bauern? Man erweist ja dem menschlichen Geschlecht schon einen großen Dienst, wenn man sich herabläßt, es zu regieren. Macht man sich nicht schon verdient, wenn man sich darein ergibt, den Weibrauch einzathmen, den die rohe Menge vor den Altären der sterblichen Götter streut?

So liegt unter dem Namen des Geistes der Welt überall jenes unüberwindliche Heidenthum, zu welchem die menschliche Natur so leicht hingerissen wird. Das Christenthum ist so erhaben, es fordert so viel Vernunft, Bescheidenheit, Selbstverläugnung, daß diese hohe Vollkommenheit alle Geister erschreckt. Man steigt gern von diesen Höhen herab, um sich den nur zu angenehmen Eingebungen der Persönlichkeit hinzugeben. Es ist zudem so leicht, seine Selbstsucht unter pomphaften Namen zu verbergen, wie „Staatsklugheit, politische Nothwendigkeit, Standespflicht, Hierarchie der bürgerlichen Gesellschaft“. Man wiederholt in allen Tonarten, daß es schlechterdings nothwendig sei, den höheren Klassen in seiner eigenen Person Achtung zu verschaffen. So fügt man sich denn aus Philosophie in die Nothwendigkeit, hochmüthig zu sein; und nur aus Tugend erlaubt man sich jede Befriedigung der Eitelkeit. Man opfert seine natürliche Mäßigung den Forderungen seiner Lage und der Aufrechterhaltung der Ordnung. Es scheint, als ob man sich Verachtung zuziehen würde, wenn man sich der

Arbeit hingäbe, welche doch die Kraft und die Größe der Staaten bildet. Mancher Krautjunker, dessen Verstand sich nie anders als gegen die Bewohner des Waldes ausgezeichnet hat, würde sich entehrt glauben, wenn er, was freilich unmöglich ist, bei dem Journal des Debats die Feder Sylvesters von Sacy führte, oder wenn er, wie Ampère oder Cuvier, die Wissenschaft mit neuen Entdeckungen bereicherte. Wird die Welt einmal diesen lächerlichen Verkehrtheiten ihr Recht widerfahren lassen? Wird sie sich gegen die aristokratischen Vorurtheile auf die Seite der Vernunft und des gesunden Menschenverstandes stellen? Nein, denn ihre ganze Kraft beruht auf diesen Vorurtheilen. An dem Tage, da sie aufhörten, an dem Tag, da Jeder nach dem Maß seiner Kräfte an der Arbeit der Menschheit Theil nähme, würde das Leben der sogenannten großen Gesellschaft zur Unmöglichkeit werden. Es setzt dieses nothwendig den Müßiggang bei einem bedeutenden Theil des Menschengeschlechts voraus. Es ist ein nutzloses, selbstsüchtiges und sinnliches Dasein. Und dieses Dasein macht den Gesichtskreis beschränkt, erniedrigt den Charakter, macht zu jeder wahren Thatkraft, zu jeder ernstesten Beschäftigung, zu jeder aufrichtigen Hingebung an die Interessen der großen Familie Gottes unfähig.

Es widerspricht der Idee des Evangeliums so sehr, daß Christus sich nicht begnügt, der Welt seine Verwendung abzuschlagen; er will vielmehr ihren Stolz demüthigen. „In der Welt habt ihr Angst,“ sagt er zu seinen Jüngern; „aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden*.“ Allerdings hat er sie besiegt. Er hat sie gezwungen, das Kreuz der Sklaven zu verehren, einen schmähligen Galgen als das Werkzeug ihres Heils zu betrachten. Welche Demüthigung für diese stolzen Seelen! Sie hatten so oft erklärt, daß die Wahrheit nicht für Bauern und Schuhmacher gemacht sei! Und doch haben sie die Wahrheit

*) Ἐν κόσμῳ θλίψιν ἔχετε· ἀλλὰ θαρσύνετε, ἐγὼ νενίκηκα τὸν κόσμον. Joh. 16, 33.

aus dem Munde dieser verachteten Menschen empfangen müssen! Ein Jakob, ein Petrus, ein Johannes, Leute vom niedrigsten Stand, Fischer sind die Orakel von Alexandrien, Athen, Rom und Corinth geworden. Die Cäsaren haben sich vor ihren Nachfolgern gebeugt, vor Männern, welche ihre Werkstatt verlassen hatten, um die Häupter der freien christlichen Gemeinde zu werden. Ich begreife, daß die Welt diese ihrer unmäßigen Eitelkeit beigebrachte Wunde nicht vergessen hat. Man darf sich nicht wundern, daß sie einen unbefiegbaren Widerwillen gegen diese erhabene Gleichheit des Evangeliums bewahrt hat; daß sie sich bemüht, diese Zeit in Vergessenheit zu vergraben, da die evangelische Demokratie dem Prinzip der Brüderlichkeit in der heidnischen Welt den Sieg verschaffte. Dieser Sieg ist aber das Gericht des Ewigen, von welchem das heilige Buch spricht: „Und wenn derselbige (der Tröster) kommt, der wird die Welt strafen um die Sünde, und um die Gerechtigkeit, und um das Gericht*)." Und wahrlich dieser Geist der Wahrheit wird der Welt ein unbeugsamer Richter sein, während er die Demüthigen und die Gerungen reinigen und kräftigen wird. „Die Welt kann ihn nicht empfangen, denn sie suchet ihn nicht und kennet ihn nicht; aber ihr kennet ihn, denn er bleibt bei euch, und wird in euch sein**)." Er wird bei den Freunden Christi sein, um sie gegen die Trübsale zu stärken, denen sie durch ihre Liebe zur Gerechtigkeit, ihren Eifer und Mildthätigkeit ausgesetzt sein werden. Mitten unter diesen unaufhörlich sich erneuernden Trübsalen wird er ihnen den Frieden geben, jenen

*) Καὶ ἐλθὼν (ὁ παράκλητος) ἔλεγξει τὸν κόσμον περὶ ἁμαρτίας, καὶ περὶ δικαιοσύνης, καὶ περὶ κρίσεως. Ιακ. 16, 8.

**) Ὁ ὁ κόσμος οὐ δύναται λαβεῖν, ἵτι οὐ θεωρεῖ αὐτό, οὐδὲ γινώσκει αὐτό· ὑμεῖς δὲ γινώσκετε αὐτό, ὅτι παρ' ἡμῶν μένει, καὶ ἐν ὑμῖν ἔσται. Ιω. 14, 16.

Frieden Gottes, „welcher höher ist, denn alle Vernunft“ *) — „Den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch. Nicht gebe ich euch, wie die Welt gibt. Euer Herz erschrecke nicht, und fürchte sich nicht **).“ Es werden aber weder die Herrlichkeiten der Erde, noch die Freuden des Lebens die Welt vor unbesieglcher Traurigkeit bewahren. Wenn man nur sich selbst liebt, nur aus Selbstsucht arbeitet, keinen Sinn für Aufopferung hat, kann man nicht zum wahren Glück gelangen. Werden wir nicht von Langeweile und Eitel erdrückt, wenn wir der Hingebung unfähig sind und unser Dasein kein ernstes Ziel hat? „Denn die göttliche Traurigkeit wirkt zur Seligkeit eine Reue, die Niemand gereuet; die Traurigkeit aber der Welt wirkt den Tod ***).“ Welche sittliche Vervollkommenung ist für den Ehrgeizigen bei den eiteln Sorgen möglich, die sein Herz bewegen? Ein Titel, ein Ordensband, eine leere Auszeichnung nehmen sein ganzes Wesen eben so sehr in Anspruch, als die erhabenen Gedanken, von denen die großen Herzen zum Wohl der Menschheit erfüllt werden.

Seht, mit welcher Gier dieser Spieler das blinkende Gold unter seinen zitternden Fingern mit den Augen verschlingt, während die Waise um das Brod bittet, das sie am Leben erhalten soll; während die Wittwe ihre Lumpen auf dem Straßenpflaster schleppt; während der von der Anstrengung erschöpfte Arbeiter auf seinem Strohlager die Hülfe der Mithätigkeit erwartet. Vielleicht glaubt er, wenn er zu Grunde

*) *Εἰρήνη τοῦ Θεοῦ, ἡ ὑπερέχουσα πάντα νοῦν.*
Paulus an die Philipper 4, 7.

**) *Εἰρήνην ἀφίημι υμῖν, εἰρήνην τὴν ἐμὴν δίδωμι ὑμῖν. οὐ καθὼς ὁ κόσμος δίδωσιν, ἐγὼ δίδωμι ὑμῖν. μὴ ταρασσέσθω ὑμῶν ἡ λαοδία, μηδὲ δειλιάτω. Ἰω-
hannes 14, 27.*

***) *Τοῦ λύπη κόσμου θάνατον κατεργάζεται.*
Paulus, Epistel an die Corinthier, 7, 10.

gerichtet und mit der Gotteslästerung auf den Lippen diese Paläste verläßt, in denen ihm kein einziger Freund zurückbleibt, und er dem Schmerz hingegeben ist, den er sich selbst geschaffen hat, vielleicht glaubt er dann, das Recht zu haben, wirklichere und des Mitleids würdigere Uebel zu verachten.

Das sind die Leiden, über welche man in der Welt so laut klagt. Aber verletzte Ansprüche, getäuschter Ehrgeiz, verwundeter Stolz, gehässige Leidenschaften machen Niemanden der Theilnahme würdig. Wir bewahren unser Mitleid für jene Kinder, welchen ihre vor Hunger sterbenden Mütter niemals haben zulächeln können; für jene jungen Mädchen, welche, allen Schrecken des Elends hingegeben, dazu gebracht sind, auf die Laster des Reichthums zu speculiren; für jene Greise, welche nach so vielen Jahren von Kämpfen und Arbeit nicht einmal ein Dach haben; mit Einem Wort, für alle die, welche der Sonnenhitze ausgesetzt sind, deren Thränen eine Erde umsonst begießen, die sie immer unfruchtbar gefunden haben. So lange die Welt ihre Aengsten vergessen, so lange sie sich bloß damit beschäftigen wird, die Begierden der Großen und die gemeinen Leidenschaften der Fürsten und Herrn zu befriedigen, kann zwischen ihr und den Jüngern des Evangeliums kein dauerhafter Friede bestehen.

Darf man sich darüber verwundern? Christus (er selbst hat es gesagt) ist herabgekommen, um auf der Erde ein reinigendes Feuer anzuzünden. Er hat erklärt, daß er nicht den Frieden bringe, sondern das Schwert*). Daher wird auch sein Wort, gleich einem schneidenden Schwert, immer die Waffe sein, welche dazu bestimmt ist, die Enterbten der bürgerlichen Gesellschaft zu beschützen. Das Evangelium ist dauerhafter als Freiheitsbriefe und Verfassungen. Es wird das unvergängliche Gesetzbuch jener

*) *Μὴ νομίζετε ὅτι ἦλθον βαλεῖν εἰρήνην ἐπὶ τὴν γῆν οὐκ ἦλθον βαλεῖν εἰρήνην, ἀλλὰ μάχαιραν.*
Matth. 10, 34.

Demokratie sein, deren höchster Zweck es ist, das Unrecht und die Ungleichheit wieder gut zu machen. Die Welt findet diesen Zweck ihrer Thätigkeit nicht würdig. Man begreift es leicht, denn sie überläßt sich, wie der vielgeliebte Apostel sagt, „der Fleischeslust, der Augenlust und dem hoffärtigen Leben*)." — „Die ganze Welt liegt im Argen**)." Aber unser Vertrauen auf die Gerechtigkeit Gottes, unser Glauben an seine heiligen Verheißungen, müssen früh oder spät den Sieg über diesen verderblichen Geist davontragen; „denn Alles, was von Gott geboren ist, überwindet die Welt, und unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat***)"; dieser Glauben, der die Welt wiedergeboren, die Barbaren civilisirt, der die Freiheit und die Gerechtigkeit gehindert hat, unter den wiederholten Schlägen der ewigen Feinde der Menschheit zu unterliegen.

XXXII.

Bleibe mir Vorbild, so lang bis der Vollendete kommt!

J. S — r

Die lieblichen Wohlgerüche des Morgens gelangten bis zu meinen kaum erwachten Sinnen. Das Fenster stand offen und der Saal bildete mit seinen rebenbefränzten Hügeln und den blumigen Gängen an seinen Ufern in der Ferne einen Halbmond. Der Himmel war dunkelblau. Die Wellen blitzten, wie wenn sie Diamanten mit sich geführt hätten. Die Schlösser und alle

*) Johannes 1. Epistel, 2, 16.

**) Ebendaselbst 5, 4.

***) *Καὶ αὐτὴ ἐστὶν ἡ νίκη ἡ νικήσασα τὸν κόσμον, ἡ πίστις ἡμῶν.* Johannes 1. Epistel 5, 4.

die Dörfer, die sich in den Wogen abspiegelten, verloren sich in einem leuchtenden Nebel.

Lavaters Züge, die ich am Tage vorher betrachtet hatte, waren meinem Gedächtniß noch gegenwärtig. Ich hatte die steinerne Büste der Bibliothek nicht mehr vor Augen, sondern einen Mann, dessen Stirne edel, dessen Sprache sanft und dessen Bewegungen lieblich waren, wie sein Charakter. Er wehte mich in seine patriotischen Gesinnungen, in seine heiße Sehnucht nach dem Himmel ein, jenem zweiten Vaterland, das er über dem ersten niemals vergaß.

Ehe ich in dieses Land kam, hatte ich ihn nur in seinen schönen Arbeiten über die Physiognomie bewundert. Doch ist nur Eine Seite dieses den Volksinteressen hingeebenen Geistes, dieser christlichen Seele, welcher die Tyrannei einen unüberwindlichen Abscheu einflößte. Die Liebe zur Freiheit und zum Volke bildet den wesentlichen Charakter von vier Männern, welche die Erziehung der niedern Stände für die erste aller Pflichten angesehen haben, nämlich von E. von Fellenberg, Pestalozzi, Girard und Lavater. Diese Männer, die in sehr verschiedenen Verhältnissen hervorragten, Fellenberg in hohen Staatsämtern, Pestalozzi in den Schulen, der Pater Girard in einem Franziskanerkloster, Lavater in dem Predigtamt, sind auch die erhabensten und bewundernswürdigsten Vertreter des schweizerischen Geistes, dessen Originalität und Kraft von einigen deutschen oder französischen Schriftstellern in so ungeschickter Weise geläugnet worden ist. Diese aufrichtigen Patrioten wollten, daß sich das schweizerische Volk durch geistige Entwicklung, regelmäßige Gewohnheiten und Entschlossenheit des Charakters auszeichne. Auf diese Weise offenbart sich die wirkliche Liebe zum Volke, sie zeigt sich nicht, indem man es durch anarchische Theorien aufregt, indem man in ihm Bedürfnisse entwickelt, die unmöglich befriedigt werden können, oder seine Einbildungskraft und seine Neigungen übermäßig steigert; sondern indem man ihm Einsichten mittheilt, die seine Kraft bilden und ihm jene sittliche

Erziehung gibt, ohne welche die Demokratie ein Hirngespinnst ist. Warum scheinen so viele Völker, die Spanier zum Beispiel, den Klauen der absoluten Gewalt niemals entgehen zu können? Weil die Massen nicht von Lehrern erzogen werden, welche ihnen frühzeitig das Gefühl ihrer Pflichten und ihrer Rechte lehren. So ist es im Vaterlande Wilhelm Tells nicht. Nirgends in der ganzen Welt haben die Massen bewundernswürdigere Lehrer gehabt, die ihnen mehr noch durch ihr Beispiel als durch ihre Worte ein praktisches und aufrichtiges Christenthum gepredigt haben. Wie der göttliche Meister, haben sie ihr Leben dem Dienst der Armen und der Geringen gewidmet. Sie werden durch die Thatkraft ihrer Hingebung in den Augen der Nachwelt größer erscheinen, als die berühmten Schriftsteller, die sich zu niederträchtigen Höflingen der absoluten Gewalt hergegeben haben.

XXXIII.

Unter Menschen mir suchend das Muster menschlicher Tugend,
Weidet sich heut noch mein Blick, Bester der Menschen, an Dir.

J. S — r.

Zürich, das so viele hervorragende Männer erzeugt hat, rühmt sich, Lavater und Pestalozzi hervorgebracht zu haben. Beide waren Söhne von Ärzten. Johann Kaspar Lavater wurde am 15. November 1740 geboren*). Er hat uns selbst

*) Mehrere Schriftsteller der deutschen Schweiz, Salomon Hess, Jakob Heinrich Meister, Georg Gessner, Karl Ludwig Haller, Ulrich Hegner und einige Deutsche: wie Joh. Aug. Nebe, Fr. Jakob Ströhl, Franz Wilhelm Jung haben über Lavater mehr oder weniger umfangreiche Werke geschrieben. — Das vollständigste und glaub-

treffliche Gemälde seiner Eltern gegeben. Diese Skizzen zeichnen die Bürgerschaft Zürichs im 18. Jahrhundert auf eine zu interessante Weise, als daß wir der Lust widerstehen könnten, sie anzuführen. „Mein Vater,“ sagte er, „war ein Mann von allgemein anerkannter Redlichkeit, von natürlich gutem, gesundem Verstande, übrigens weder besonders gelehrt, noch scharfsinnig; weder ein Genie noch ein philosophischer Kopf; es war der eingezogenste, mäßigste, treueste und dienstfertigste Mann, — dessen höchste Freude sein Beruf, seine Bibel, und dessen einzige Leidenschaft war, Neuigkeiten zu hören und zu erzählen. Sein Wandel konnte als ein Beispiel eines unsträflichen Bürgers angesehen werden. — Meine Mutter hatte einen großen Verstand, eine erstaunliche Einbildungskraft, eine unersättliche Neugierde, die sich auf's Kleinste und Größte erstreckte und wirklich am Großen mehr Freude fand, als am Kleinen und Mittelmäßigen. Ihr Erfindungsgeist war unerschöpflich, ihre Thätigkeit und Betriebsamkeit unermüdet. Sie hatte einen planmachenden, ausführenden, durchsetzenden Geist, das ehrlichste, bis zur Pedanterie gewissenhafte Herz, das keiner Lüge, keiner Heuchelei und Schmeichelei fähig war; aber ein Herz voll unergründlicher Tiefen — in denen allen jedoch nur Eine Leidenschaft steckte: die Eitelkeit; nicht jene gemeine Eitelkeit, die so leicht in Koletterie ausartet. Sie war die Ehrbarkeit selbst, und von aller Geschlechtseitelkeit sehr weit entfernt. Sie hatte eine erstaunend große Hochachtung für alles Edle, Große, Verstandreiche*)." Eine Frau von diesem Charakter mußte einen

würdigste Werk ist ohne Zweifel das seines Schwiegersohnes Gessner, das in den Jahren 1802 und 1803 zu Zürich in drei starken Bänden erschien. Es hat den Titel: Johann Caspar Lavater's Lebensbeschreibung von seinem Tochtermann Georg Gessner. — Fräulein Henriette Chavannes hat einen sehr gut geschriebenen Auszug davon gegeben, den wir öfters benutzt haben.

*) G. Gessner, Lavater's Lebensbeschreibung I., 7.

bedeutenden Einfluß auf die geistige und sittliche Entwicklung ihres Sohnes ausüben. Wenn ein so kleiner Staat, wie die Schweiz, die nur zwei und eine halbe Million Einwohner hat*), viel mehr berühmte Männer hervorgebracht hat, als die größten Reiche, so bin ich überzeugt, daß die Frauen viel zu diesem wunderbaren Ergebnis beigetragen haben. Man erzieht sie nicht für das frivole Leben der Welt und der Gesellschaften, sondern damit sie die würdigen Gefährtinnen freier Bürger werden; damit sie nicht Sklaven, sondern Männer mit männlichen Herzen heranbilden. Daher legen die schweizerischen Sittenlehrer und alle, welche sich in diesem Lande mit der Erziehung beschäftigt haben, der Stellung der Frauen in der Erziehung eine bedeutende Wichtigkeit bei. In Pestalozzi's berühmtem Volks-Roman „Lienhard und Gertrud“, ist die Mutter die Hauptperson. Sie ist der Mittelpunkt, von welchem nach ihm das Glück der Familien und die Zukunft der Staaten abhängt. Dieser Gedanke findet sich in allen seinen Werken wieder. Es genügt, um sich davon zu überzeugen, „das Buch der Mutter, wie Gertrud ihre Kinder unterrichtet“, zu lesen. Der Vater Girard hatte die nämlichen Grundsätze. Die große Kunst der Erziehung hat in seinen Augen niemals einen andern Zweck als den mütterlichen Trieb auf eine überlegte Weise nachzuahmen. Wie rührend sprach er nicht selbst von dem Einfluß seiner Mutter auf die Bervollkommnung seines Charakters? Reich an Ruhm und Jahren sagte er, die Hand auf's Herz legend: „Ich habe sie immer hier!“ Lavater war von den nämlichen Gefühlen durchdrungen. Wenn man ihm von einem ausgezeichneten Mann sprach, sagte er alsobald: „Ohne Zweifel ist dieser Mann der Sohn einer geistreichen Mutter**).“

Als Lavater in die höheren Schulen trat, bemerkte man in

*) Zudem war die alte Eidgenossenschaft viel kleiner als die jetzige.

***) Sismondi, der berühmte Genfer Schriftsteller, verdankte seiner Mutter, daß er zum Bewußtsein seines Talents als Historiker gelangte.

ihm schon das physiognomische Talent. Auch zeigte er große Reigung zur Naturgeschichte, die er als ein Mittel betrachtete, die unendliche Macht des Schöpfers der Welten unablässig vor Augen zu haben. So schrieb er seinem Freunde Heinrich Heß, der diese Wissenschaft vernachlässigte: „Sie ist eine Stufe zu Gott. Poesie ist bei mir Nichts als Empfindung, Empfindung über Gott. Meine Poesien, die ich meines Fleißes würdig achtete, reden nur Empfindung von Gott. Er, Er soll mein Gegenstand in der Betrachtung der Natur, Er meine Dichtkunst sein — Er, der Nahe*)!“

Solche Gefinnungen schienen den jungen Lavater zur Ausübung des Hirtenamts trefflich vorzubereiten. Er verstand seinen Beruf und trat ihn mit dem Herzen eines wahren Jüngers Christi an. Das evangelische Gesetz war für ihn keine abstrakte Theorie. Er zeigte schon in dieser Periode seines Lebens glühende Liebe zur Gerechtigkeit und einen eben so glühenden Haß gegen die Unterdrückung, die sich niemals verläugneten. Man hat nicht genug beachtet, wie sich in der Schweiz die evangelische Ueberzeugung mit dem edlen Trieb eines freien Bürgers verbindet. Lavaters Leben ist ein schönes Beispiel dieser Verbindung. Er war kaum in das bürgerliche Leben getreten, als er sich nicht scheute, sich allen möglichen Unannehmlichkeiten auszusetzen, indem er eine Anklage gegen einen Unterdrücker dieses christlichen Volks erhob, welchem er das Beispiel des Muths und der Weltverachtung schuldig war. Er entschloß sich mit einem seiner Freunde, Füßli, einen der von der Stadt Zürich ernannten Landvögte zur Rechenschaft zu ziehen, welcher sich mit Hülfe des Einflusses, den er sich erworben hatte, die empörendsten Erpressungen zu Schulden kommen ließ. Lavater schrieb ihm**) voll ungerechten Unwillens: „Mit Zittern ergreife ich die Feder, an Dich zu schreiben, Tyrann, Bösewicht, Heuchler,

*) G. Gessner, a. a. O. I., 94.

**) Am 27. Aug. 1762.

Ungerechtester aller Richter, Gottespötker, Meineidiger, Dich zur Gutmachung der Ungerechtigkeit, die noch möglich ist, aufzufordern*)."

Da diese Berufung an das Gewissen des unwürdigen Landvogts ohne Erfolg geblieben war, entschloß sich Lavater, andere Mittel zu gebrauchen. Zwei Monate später richtete er eine anonyme Klage an die höchsten Beamten. Ueber die Mittheilungen entrüstet, welche diese Denunziation enthielt, verlangte die Regierung, daß sie dem Amtsbürgermeister auf gesetzmäßigem Wege übermittelt werde. Lavater und Füßli zögerten nicht, ihre Pflicht bis zu Ende zu erfüllen.

Seine Mutter stand ihm bei, so lange dieser schwierige Kampf dauerte, in welchem sie die Vorurtheile der Welt mit so großer Entschlossenheit unberücksichtigt ließ. „Mein Kaspar,“ sagte sie voll Festigkeit, „ich weiß, daß Du das Werk nicht ohne Gott und ohne Gebet begonnen hast; so wird Dir auch bis zum Ende geholfen werden.“ Sie hatte Recht, denn Lavater verschaffte dem Rechte den Sieg, ohne sich um die Besorgnisse derer zu bekümmern, die ihn liebten. Heut zu Tage, da die Schweiz von den selbstsüchtigen Regierungen befreit ist, welche sie im 18. Jahrhundert ausbeuteten, ist es schwer, sich vorzustellen, wie viel Muth es damals brauchte, um die höheren Staatsangestellten anzugreifen. Es war natürlich, für Lavater eine harte Strafe seines muthigen Benehmens zu fürchten.

Bald darauf machte Lavater eine Reise nach Deutschland, um sich weiter auszubilden. Während dieser Reise unterhielt er einen lebhaften Briefwechsel mit seiner Familie, in welchem sich der ganze Adel seines Herzens, die Größe seines Geistes und seine tief christlichen Ansichten offenbaren. Einige Betrachtungen über den Charakter des Heilands sind von großem Interesse: „Man sollte Jesum um seiner menschlichen Vollkommenheit willen mehr hochachten und lieben, und dazu kann nur eine

*) G. Gessner, a. a. O. I., 148.

bedachtſame Betrachtung ſeines Lebens auf Erden beförderlich ſein. Auf Erden war unſer Herr ein wahrer Menſch, und ſeine Tugend iſt von ſeiner Vereinigung mit Gott unabhängig. Daß iſt, alle Tugenden der Sanftmuth, der Güte, der Geduld, der Demuth, die er hinwieder ausübte, die übte er bloß als Menſch, nach ſeinen natürlichen, unverdorbenen Kräften aus. Ein Menſch, der ſo gehandelt hat, wie Jeſus, kann kein Betrüger und kein Schwärmer ſein. — Je mehr ich das Leben Jeſu auf ſeiner moralischen Seite betrachte, beſto verehrungswürdiger wird mir ſeine Perſon. Ich bewundere ihn mehr, wenn er am Kreuz für ſeine Feinde betet, als wenn er dem Sturm und dem Meere gebeut*)." Man ſieht, daß Lavater das Chriſtenthum nicht bloß in ſeinen Beziehungen zum ewigen Leben betrachtete, wie es die Mönchsorden thun, ſondern daß er es als die Erziehung des Menſchengeschlechts im höchſten Sinne des Wortes betrachtete. Bei dieſem hohen Standpunkt zeigte er die größte Gleichgültigkeit gegen die Streitigkeiten und Leidenschaften der Secten. Als er in Berlin mit dem berühmten Euler zuſammentraf, der ein Schweizer war, wie er, ſagte ihm dieſer: „Haben Sie Spalding**) zum Reformirten***) gemacht, oder hat er Sie zum Lutherthum befehrt?" „Wir ſind alle drei Chriſten," antwortete Lavater ruhig. Beſteht in der That das Chriſtenthum nicht aus allen Menſchen, die ein wahrhaft chriſtliches Herz haben, die alle dem Evangelium widerſprechende Tyrannei verabscheuen, ſie mag weltlich oder geiſtlich ſein, und die dahin arbeiten, auf Erden Gerechtigkeit und Brüderlichkeit zur Herrſchaft zu bringen? In welcher Konfeſſion ſie auch geboren ſein mögen, ſind dieſe Menſchen wahrhaft Brüder und Glieder der allgemeinen Kirche, deren Namen

*) G. Geſner, a. a. O. I., 249 f.

**) Ein berühmter proteſtantiſcher Kanzelredner und ein klaffiſcher Schriftſteller der Deutſchen.

***) D. h. zum Calvinisten.

sich das Papstthum frech anmaßt, ohne doch die betrügen zu können, welche die geringste Kenntniß von den Lehren Christi haben.

Bei seiner Rückkehr nach Zürich heirathete Lavater eine seiner und seines hohen Geistes würdige Frau, Anna Schinz. Er hat immer mit Begeisterung von dieser Verbindung gesprochen, die so viel dazu beitrug, in seiner Seele jene den geistigen Arbeiten so nöthige Heiterkeit zu erhalten. Einmal hat er sich in einem Gedicht auf den Geburtstag seiner Frau also ausgesprochen:

„Laß mein Herz an diesem Tage,
Freundin, voller Freude sein,
Alles, Alles, was ich sage,
Ströme Dir ins Herz hinein!
Worte, die vom Herzen stammen,
Gehen nicht Dein Herz vorbei!
Nein, Du kennest mein Flammen,
Kennst und fühlst meine Treu!

Keine Seele, die ich kenne,
Gleicher, schönste Seele, Dir!
Wenn ich Deinen Namen nenne,
Wollt das Herz in Liebe mir.
Deiner Augen sanftes Feuer
Reißt mich mächtig zu Dir hin!
Keine Lust ist mir so theuer,
Wie die, wenn ich bei Dir bin.

Wie Ein Tag flohn fünfzig Tage
Unsrer Einigkeit vorbei!
Frei von Unmuth und von Klage,
Und von allem Gfcl frei.
In der Lust, die wir genießen,
Fühlen wir die Schmerzen kaum;
Jahre werden uns verfließen,
Wie ein süßer Morgentraum*).

*) G. Gessner, a. a. D.

XXXIV.

O schönes Land, wo sich an jeder Stelle
Ein groß Gedächtniß hehrer Thaten schließt.

Tobler.

Lavater wendete seine poetischen Talente nicht bloß dazu an, die glücklichen Ereignisse in seiner Familie zu besingen. Die Beziehungen, in denen er in Deutschland mit Klopstock gestanden hatte, hatten in ihm die Neigung für die geistliche Poesie erweckt. Von 1765 bis 1768 gab er eine Uebersetzung der Psalmen heraus. Er fand in diesen unndahmlichen Gesängen zwei Gefühle wieder, die in seinem Herzen tiefe Wurzeln geschlagen hatten: den Glauben an die Vorsehung und die heilige Liebe zum Vaterland. Welchen tiefen Eindruck mußte der erhabene Gesang der Kinder Israels, die an den Ufern der Flüsse Babels in Gefangenschaft schmachteten, auf einen Mann machen, der eine so glühende Liebe für sein Geburtsland fühlte! Die „Schweizerlieder“, welche er im Jahr 1767 herausgab, sind das Werk eines Dichters, der von der Vaterlandsiebe wahrhaft begeistert ist. In dieser Sammlung, welche auf sein Vaterland einen heilsamen und dauerhaften Einfluß ausübte, hat er seinen Zeitgenossen das Leben der alten, von Liebe zur Freiheit und zum Vaterland beseelten Schweizer, so wie den glücklichen Zustand derjenigen, die ihnen die Unabhängigkeit verdanken, ohne welche es keine Menschenwürde gibt, als das Vorbild dargestellt, das sie stets vor Augen haben sollten. Wilhelm Tell, der heldenmüthige Befreier, Nikolas von der Flüe, der Prediger des Friedens, die großen von den Eidgenossen gewonnenen Schlachten, alle diese mächtigen Scenen der Vergangenheit werden mit einer Begeisterung erzählt, in der man den Bürger eben so sehr als den Dichter bewundert. Neben diesen geschichtlichen Erinnerungen finden sich Kriegsgesänge, Lieder auf den blühenden Freistaat, Lieder für Mädchen, Hir-

ten, Beamte, junge Soldaten, Lieder für die „Landsgemeinde“, u. s. w. Es wäre zu wünschen, daß alle Völker, denen ihre Freiheit am Herzen liegt, welche die Liebe zu derselben im Herzen der jungen Geschlechter wecken wollen, ähnliche Sammlungen hätten. Wäre es nicht für die Poesie eine heilige und erhabene Aufgabe, das Andenken an die Helden zu erneuern, die Verehrung des Vaterlandes und der Freiheit zu wecken? Diese Gefühle betrachtete Lavater als eine nothwendige Folge seiner christlichen Ueberzeugung. Er glich nicht jenen faulen Mönchen, die kein anderes Vaterland haben, als das Kloster, keine andere Bewunderung kennen, als die der unsinnigen Legenden ihres Ordens. Indem Lavater das Evangelium predigte, lehrte er zu gleicher Zeit durch sein Beispiel und seine Worte das alte Heldenland lieben. Man kann von dem besondern Charakter der „Schweizerlieder“ aus einigen Strophen des „Abschiedslied eines Schweizers, der auf Reisen geht,“ urtheilen.

„Nimm, Bruder, unser Lebewohl,
Und schlage Hand in Hand,
Und reise, wie man reisen soll,
Im Schweizeralpenland!
Fühl' auf der Berge stolzem Haupt
Der tiefen Thäler Glück,
Die Freiheit, die kein Reid uns raubt;
Und Freude sei dein Blid.

Schau die Natur mit Ehrfurcht an,
Ruh still im Feld der Schlacht;
Was deine Väter da gethan,
Das, Bruder, das betracht.
Da dank dem Herrn auf deinem Knie,
Und sing der Helden Muth!
Sprich: ich vergesse, stark wie sie,
Für Freiheit heut mein Blut.

Lern jedes freien Staates Recht,
Der steht im Schweizerbund;
Und lieb sei dir, wer recht und schlecht

Mit Herz ist und mit Mund.
 Bewundre Stärk' und ehre Fleiß.
 Der rohe Felber pflügt,
 Und, triest wie Thau sein heißer Schweiß,
 Gesund ist und vergnügt.

Laß dir sich nicht die Neugier nahn,
 Im Reiche hinzugehn;
 Um auch, wie andre Herrchen sehn,
 Monarchenpracht zu sehn.
 Du lernst das Volk des Vaterlands
 Beim Spiel nicht und beim Scherz!
 Veracht', o Schweizer, Fürstenglanz,
 Und Lust bei nahem Schmerz.

Bergstet wird dein Schweizerfinn
 Von Monarchienluft!
 Der Sitten Einfalt ist dahin,
 Wo Alles: Wollust! ruft.
 Ist dir dein Vaterland nicht genug,
 So bist du sein nicht werth,
 Nicht werth, daß dich ein Schweizerpflug
 Aus freiem Boden nährt.

Nein, setze keinen Fuß hinein!
 O wende deinen Blick!
 Schau an dein Herz! und sei nicht klein!
 Und eile schnell zurück!
 Horch auf des Weichlings Stimme nicht!
 Gezweifelt ist gewagt!
 Ach! vor der Lust, die er verspricht,
 Wird seine Brust zernagt!

Welche heiligen und kräftigenden Gedanken! Das Land, in welchem die Diener des Evangeliums die Seelen mit solchen Lehren nähren, kann sich unmöglich unter das Joch der Tyrannen beugen, noch den Druck einer fremden Herrschaft ertragen. Die Priester der katholischen Kirche, welche die festeste Stütze des Despotismus sind, könnten solche Ideen nicht verbreiten.

Bemühen sie sich nicht im Gegentheil, die Herzen und Charaktere durch einen entnervenden Mysticismus zu erschaffen*) und sie unter dem Vorwand, ihnen den Himmel zu zeigen, selbst die Liebe zum Vaterland vergessen zu machen? Aber dieß ist nicht Alles. Wir verdanken dem geistreichen Verfasser der »Guêpe« (Wespen), Alfons Karr, merkwürdige Enthüllungen über die geistlichen Gefänge, welche die römische Geistlichkeit der Jugend in die Hände gibt, welche sie unter der Restauration das bekannte Lied singen ließ:

„Auf immer leben in Frankreich
Bourbonen und Religion!“

Diese Dichtungen sind wirklich merkwürdig. Die jungen Mädchen lernen darin die Sprache der göttlichen Liebe unter höchst weltlichen Ausdrücken:

„Mein süßer Jesus kommt noch nicht!
Zu lange Nacht willst du denn ewig währen?“

oder:

„Wenn du den siehst, den meine Seele liebt,
So sag ihm, daß mein Herz vor Liebe bricht.
Wie sehn' ich mich, den Heißgeliebten bald zu sehn!
Mein süßer Jesus, ach! kommt der schöne Tag noch nicht?“

Alfons Karr bemerkt mit Recht, daß man in mehreren dieser Lieder füglich Arthur statt Jesus setzen könnte. Was würde er sagen, wenn er einen Blick in die Dichtungen und Abhandlungen der heiligen Theresia wärfe? Welche spanische Gluth! Welche seltsame Leidenschaft in dieser Seele, welche durch die thörichte Begeisterung eines Herzens in Irrthümer gerissen worden ist, das sich über seinen wirklichen Empfindungen allzusehr täuscht! Man kann eben so viel von der heiligen Katharina von Siena**) und von so vielen andern erleuchteten

*) Man findet höchst interessante Mittheilungen hierüber in Michelet, „Le prêtre, la femme et la famille.“

**) G. Chavin de Malan, Vie de Sainte Catherine de Sienna.

Namen sagen, welche von der Gründung der Frauenklöster an bis zu Maria Alacoque*) und der mit Wundenmalen gezeichneten Anna Emmerich**) sich so gröblich über das Wesen der Erscheinungen betrogen, die sie hatten***).

Zugleich mit den „Schweizerliedern“ gab Lavater ein Erbauungsbuch heraus, das „Christliche Handbüchlein“, welches mit Beifall aufgenommen wurde, und im Jahr 1769 die Uebersetzung der „Philosophischen Palingenesie“ des Genfer Philosophen Karl Bonnet. Die Veröffentlichung dieses Werkes zeigte, wie aufrichtig Lavaters Duldsamkeit war. Er hatte seine Uebersetzung dem berühmten jüdischen Philosophen Moses Mendelssohn zugewidmet. Aber er beging die Unklugheit, einige vertraute Unterredungen bekannt zu machen, in welchen der ausgezeichnete Israelit von dem sittlichen Charakter Jesu mit Ehrfurcht gesprochen hatte. Von den Seinigen der Keterei angeklagt, beklagte sich Mendelssohn voll Milde und Würde über das unüberlegte Verfahren des Zürcher Pfarrers. Die Briefe, die sie bei dieser Gelegenheit wechselten, sind ein Muster von feiner Sitte und Aufrichtigkeit. Die Demuth, mit welcher Lavater seinen Fehler bekennt, sollte ein Gegenstand des Nachdenkens sein für den hochmüthigen und bitteren Eifer, den heut zu Tage einige Sektirer an den Tag legen, welche die Menschheit bis in die traurigsten Zeiten des Mittelalters möchten zurückgehen sehen. Mendelssohn beeilte sich seinerseits, mit großem Edelsinn die biedere Absicht Lavaters anzuerkennen: „Ich erkenne,“ sagte er, „in dem Benehmen Lavaters gegen mich, seine Freundschaft und seine gute Absicht. Die Antwort, die er mir gegeben, zeigt, nach meiner Meinung wenigstens, die hohe Sittlichkeit seines Charakters in dem günstigsten Lichte;

*) Languet hat ihr Leben beschrieben.

**) Clemens Bretano hat in der schmerzhaften Lebensgeschichte unseres Herrn Jesu Christi ihr Leben beschrieben.

***) G. Hecquet, „Naturalisme des convulsions.“

man findet darin das Gepräge der aufrichtigsten Menschenliebe und Gottesfurcht; einen glühenden Eifer für das Gute und Wahre, eine vollkommene Rebllichkeit und eine Bescheidenheit, die an Demuth gränzt. Ich schätze mich äußerst glücklich, den Werth dieser schönen Seele nie verkannt zu haben."

Eines der verbreitetsten Werke Lavaters, die „*Aussichten in die Ewigkeit*", folgte bald auf die Uebersetzung des Werkes von Bonnet. Dieses Buch besteht aus 20 Briefen an Zimmermann, den berühmten Verfasser der „*Einsamkeit*". Er gerieth bei dieser Gelegenheit in einen Briefwechsel mit fremden Gelehrten, welcher einige bemerkenswerthe Gedanken enthält. Er schrieb an Jerusalem, Pfarrer in Braunschweig, Betrachtungen über die Seligkeit der Heiden, welche an die großartigen Ansichten Zwingli's erinnern: „Ich hoffe auf Gott, der die Liebe ist, und auf seinen Sohn, den er nicht verschont, sondern den er als Lösung für unsere Sünden gegeben hat, daß nicht nur die Halbchristen, sondern auch die Verdammten endlich bekehrt*) und durch die Vermittlung Christi begnadigt werden. Wenn ich von den Auserwählten spreche, so verstehe ich darunter die Christen, welche an der ersten Auferstehung Theil haben, oder, wenn Sie lieber wollen, welche nach der Auferstehung unmittelbar zu Christus kommen. Nicht ohne Bedauern verschiebe ich die Seligkeit eines Sokrates um einige Augenblicke; ich bin überzeugt, daß, sobald er Christum sieht, er ein eben so aufrichtiger Christ wird, als selbst Paulus es gewesen ist; aber freilich giebt es wenige Sokrates."

Die schwache Seite in Lavaters Ideen war eine übertriebene Hinneigung zum Mysticismus, welche ihm bisweilen den Schein eines Enthusiasten gab. Aber wenn er auch nicht frei von Ueberspanntheit war, so verlor er doch nie den Sinn für

*) Die orientalische Kirche hat von jeher die Milde rung der Höl lenstrafe angenommen. Man sehe eine Abhandlung von D'Emery am Ende des „*Entfer*" von Carlo.

das praktische Leben, für die täglichen Pflichten und die Obliegenheiten des christlichen Lebens. Sein „Tagebuch eines Beobachters seiner selbst“, das er in zwei Bänden herausgab, liefert eine Menge Beweise hiefür. Der Mysticismus, der uns nicht hindert, Alles das zu thun, was wir den Menschen und dem Staat schuldig sind, ist sehr unschuldig. Es wird schwerlich gelingen, gewissen Seelen Rundgebungen zu unterfagen, welche die erleuchtete Vernunft nicht vollständig billigt. Der Mensch wird von einem dunkeln Trieb nach dem Unendlichen gezogen. Aber diese, in ihrem Ursprung wohlbegründete Neigung kann die Geister zu den unsinnigsten Irrthümern reißen. In Indien, in der Einsamkeit von Theben, in den Klöstern des Mittelalters hat der menschliche Geist jeden Tag neue Thorheiten erdacht, um sich mit der Gottheit inniger zu vereinen. So war Lavater's Mysticismus nicht. Dieser beruhte hauptsächlich auf Ideen, die sich auf Lehren bezogen, welche keinen heilsamen Einfluß auf das menschliche Leben ausüben können. Er betrachtete zum Beispiel die Erscheinungen als etwas Wahrscheinliches; er sprach vom tausendjährigen Reich wie von einer von der heiligen Schrift und den ersten Kirchenvätern behaupteten Thatsache. Peter Leroux behauptet auch in seinem Buch „Von der Menschheit“, daß dieß die Ansicht der ältesten Christen war. Wir wollen annehmen, daß es also war. Was hat es für Nutzen, Meinungen wieder zu erneuern, die in den Seelen den gefährlichsten Fanatismus erzeugen können, ohne sie mit irgend einer praktischen Tugend zu erfüllen? Der Fanatismus ist eine Krankheit, die unserer schwachen Natur so sehr anhaftet, daß man nicht genug Vorsichtsmaßregeln ergreifen kann, um ihren Einfluß zu schwächen. Man kann nicht, ohne zu zittern, an die Ströme Bluts denken, die durch ihn vergossen worden sind, und die er noch in unsern Tagen der traurigen Nachkommenschaft Adams kostet. Morden sich die Menschen nicht am liebsten im Namen des Evangeliums? Ist das Testament Christi in der Hand der Leidenschaft nicht zum Werk-

zeug der fürchterlichsten Kriege geworden? Der Menschensohn sagte vom Berg herab: „Glücklich sind die Sanftmüthigen! glücklich sind die Friedlichen!“ und im Namen des Friedensfürsten weht man das brudermörderische Schwert, zündet man Scheiterhaufen an! Solche Meinungen könnten den größten Abscheu gegen das Leben und die menschliche Natur einflößen. Man wäre versucht, sich zu sagen, daß die erhabensten Wahrheiten vergeblich gelehrt werden, weil die Schlechtigkeit der Menschen sie in wilde Lehren zu verwandeln weiß. Christus, friedlicher und barmherziger König! Du, der nicht auf das gebrochene Rohr, nicht auf die noch rauchende Lampe getreten bist, mußt du bestimmt sein, ein verabscheuungswürdiges Gefolge von Meuchelmördern und Henkern zu haben? Muß dein unbeflecktes Kleid, dein ungenährter Rock in Blut abgewaschen werden? Umsonst hast du das Feuer des Himmels nicht auf die wollen fallen lassen, welche sich weigerten, dein Wort anzuhören. Deiner Grundsätze und deines Beispiels vergessend, hat man sie mit den abscheulichen Werkzeugen der Folter und der Verfolgung zwingen wollen, in den göttlichen Schafstall zu treten. Will man uns zwingen, jene grausenhaften und schauerlichen Götter zurückzumünschen, jenen blutigen Teutates, jenen furchtbaren Molach, welche an dem Geschrei der Opfer ihre Freude hatten? Dahin werden ohne Zweifel deine Kinder gebracht werden bei dem Anblick der empörenden Opfer, die von deinen Priestern deiner heiligen Majestät dargebracht werden. Aber nein! weil die Großen der Erde aus deinem göttlichen Worte ein Mittel der Tyrannei machen, wirst du dich erheben und mitten unter den erschreckten Völkern erscheinen, nicht mehr wie ehemals an den lachenden Ufern des See's Genesareth, auf dem Hügel von Bethsaida, in der Ebene von Jericho, der Palmenstadt; sondern furchtbar! die Stirne mit Sternen bekränzt, die der Prophet von Pathmos im Geiste sah. Ein fürchterliches Schwert wird aus deinen brennenden Lippen hervorgehen, deine Stimme wird toben wie ein fürchterlicher

Wasserfall, und wer die Armen und die Geringen unterdrückt hat, wird zittern; denn die Kräfte des Himmels werden in Aufruhr sein. — Aber möge vielmehr, o Herr, die Strafe jener göttlichen Gnade, die einst auf den unfruchtbaren Boden Judäa's herabstieg, noch einmal diese Erde des Elends befruchten! Mögen die Menschen endlich ihren Haß und ihren Uebermuth abschwören! Statt sich in Kasten zu trennen, sich in verabscheuungswürdigen Kämpfen zu zerreißen, mögen sie sich umarmen, wie die Söhne der großen Familie, wie Krieger der heiligen Herrscher des Himmels, wie die Geliebten Gottes, der sein Leben für das Heil der Welt hingab.

Als Christus im Begriff war, für das menschliche Geschlecht zu sterben, als er seine erhabenen Abschiedsworte an seine Jünger richtete, hob er seine ehrwürdigen Hände zum Thron des Ewigen empor und sagte: „O Vater, mögen sie einig sein, wie du und ich nur Eins sind!“ Das Gebet des Erlösers kann nicht unfruchtbar bleiben. Wird seine Stimme nicht die verhärteten Herzen brechen, wie sie den Stein gebrochen hat? Wird sie nicht aus den Reichen, die sich bekämpfen, aus den Stämmen, die sich einander mit Wuth zerfleischen, einen einzigen Geist und eine einzige Seele bilden können? So war die Kirche Jerusalems unter der Regierung der Apostel. So muß die Menschheit von einem Pol zum andern durch den Sieg des Evangeliums werden.

Lavater war eine von jenen auserwählten Seelen, welche nach der Ankunft des Reiches Gottes seufzen. Von gewaltthätigen Menschen, denen er den Frieden predigte, auf den Tod verwundet, betete er für seine Mörder. Er wandte sein ganzes edles Leben dafür an, jene evangelischen Grundsätze zu verbreiten, in welchen er den Fortschritt der Gesellschaft und das Heil der Welt erblickte. Als er im Jahr 1769 in seiner Eigenschaft als Diaconus die Leitung des Waisenhauses erhielt, schrieb er folgende schöne Bemerkungen in sein Tagebuch: „Siehe, ich empfangen nun aus deiner Hand einen kleinen Ort, wo ich

dein Evangelium öffentlich predigen kann. — — Du weißt, Vater, wie schätzbar mir diese schöne Gelegenheit ist, Gutes zu thun; wie sehr ich mich in meinem Herzen freue, daß ich nun alle Sonntage im Namen deines Sohnes reden und seine guten, in die Ewigkeit gehenden Absichten befördern helfen kann. — — Gieb mir Freiheit zu reden Alles, was wahr, was nützlich und heilsam ist. Laß keine Furcht, keine geheime Menschengefälligkeit mich jemals hinterhalten, etwas Nöthiges zu sagen. — — Laß mich immer als vor deinem sichtbaren Angesicht reden! Laß mich, der ich dein Knecht bin, ja niemals, zu ihrem eigenen Verderben, ein Knecht der Menschen werden*)." Welch ein Unterschied zwischen dieser Sprache und der der berühmten Kanzelredner am Hofe Ludwigs XIV.! Wie muß es zur Trauer stimmen, wenn man ausgezeichnete Männer wie Bossuet oder Bourdaloue bis zu den niedrigsten Schmeicheleien sich herabwürdigen und so ihr Amt vor einem Fürsten schänden sieht, dessen Zustand und Gewohnheiten Niemanden unbekannt waren! Nichts beweist besser, wie ganz unmöglich jede ernstlich gemeinte Unabhängigkeit für die ist, welche unter dem römischen Joch leben.

Als in den Jahren 1770 und 1771 eine Hungersnoth den Kanton Zürich verheerte, war Lavater ein Muster von Mildthätigkeit und Hingebung. „Ach Gott!“ rief er aus, „warum gabst du mir so viel Empfindung des Mitleidens, so starke Triebe zu helfen, und so wenig Macht! Noch habe ich kein höheres, und im eigentlichen Sinne göttlicheres Vergnügen denken können, als das aus der Harmonie und Proportion des Willens und der Macht, Gutes zu thun, entspringt. Wenn die Zukunft mir diese Seligkeit nicht giebt, so wird meine hier gesammelte Liebe ein Schatz des Jorns für mich. Höllequal ist Liebe ohne Macht**).“

*) G. Gessner a. a. D. 1, 370 ff.

**) G. Gessner a. a. D. 2, 42.

Lavater's Talente und Tugenden hatten ihm einen Ruf verschafft, der bald die Grenzen der Schweiz überschritt. Als er sich im Jahr 1774 nach Bad Ems begab, konnte er sehen, wie hoch man ihn in Europa schätzte. In Frankfurt kam er mit Göthe zusammen. Ungeachtet der wesentlichen Verschiedenheit ihrer Ansichten, bildete sich eine Vertraulichkeit zwischen ihnen, welche nicht auffallen wird, wenn man sich an die bewundernswürdige Duldsamkeit des Zürcher Pfarrers erinnert. Lavater sprach mit Begeisterung von dem Verfasser des „Faust“. „Alles war Geist und Wahrheit,“ schrieb er, „was Göthe mit mir sprach. — — Viel las er mir aus seinen Papieren vor, und las — las, man hätte sich verschworen, er spräche eben dies das erstemal in Feuer mit mir. Seine Arbeit, o Oceane voll wahrer, wahrester Menschennatur, unbeschreibliche Naivetät und Wahrheit. — Ein Genie ohne seines Gleichen*)!“

Wenn Lavater von der lebendigsten Bewunderung für den großen deutschen Dichter ergriffen wurde, so bemerkte dieser seinerseits mit Erstaunen, wie viel mit ihm Uebereinstimmendes und Erhabenes im Charakter des schweizerischen Schriftstellers liege. „Wir ändern, wenn wir uns über Angelegenheiten des Geistes und Herzens unterhalten wollten, pflegten uns von der Menge, ja von der Gesellschaft zu entfernen. — — Allein Lavater war ganz anders gesinnt; er liebte, seine Wirkungen ins Weite und Breite auszudehnen, ihm ward nicht wohl als in der Gemeine, für deren Belehrung und Unterhaltung er ein besonderes Talent besitzt, welches auf seiner großen physiognomischen Gabe ruhte. Ihm war eine richtige Unterscheidung der Personen und Geister verliehen, so daß er einem Jedem geschwind ansah, wie ihm allenfalls zu Nuthe sein möchte. Fügte sich hiezu nun ein aufrichtiges Bekenntniß, eine treuherzige Frage, so wußte er aus der großen Fülle innerer und äußerer Erfahrung zu Jedermanns Befriedigung das Ge-

*) G. Gessner a. a. D. 2, 127.

hörige zu erwidern. Die tiefe Sanftmuth seines Blickes, die bestimmte Lieblichkeit seiner Lippen, selbst der durch sein Hochdeutsch durchtönende treuherzige Schweizer-Dialekt, und wie manches Andere, was ihn auszeichnete, gab Allen, zu denen er sprach, die angenehmste Sinnesberuhigung; ja seine bei flacher Brust etwas vorgebogene Körperhaltung trug nicht wenig dazu bei, die Uebergewalt seiner Gegenwart bei der übrigen Gesellschaft auszugleichen. Gegen Anmaßung und Dünkel wußte er sich sehr ruhig und geschickt zu benehmen; denn indem er auszuweichen schien, wendete er auf einmal eine große Ansicht, auf welche der beschränkte Gegner niemals denken konnte, wie einen diamantnen Schild hervor, und wußte dann doch das daher entspringende Licht so angenehm zu mäßigen, daß dergleichen Menschen wenigstens in seiner Gegenwart sich belehrt und überzeugt fühlten. Vielleicht hat der Eindruck bei Manchen fortgewirkt; denn selbstische Menschen sind wohl zugleich auch gut; es kommt nur darauf an, daß die harte Schale, die den fruchtbaren Kern umschließt, durch gelinde Einwirkung aufgelöst werde. — — Durch die Beobachtung der Art, wie er die Menschen behandelte, fand ich mich sehr belehrt, jedoch nicht gebildet; denn meine Lage war ganz von der seinigen verschieden. Wer sittlich wirkt, verliert keine seiner Bemühungen; denn es gedeiht davon weit mehr, als das Evangelium vom Säemann allzu bescheiden eingesteht; wer aber künstlerisch verfährt, der hat in jedem Werke Alles verloren, wenn es nicht als ein solches anerkannt wird. — — Nun fühlte ich den Abstand zwischen meiner und der Lavater'schen Wirksamkeit nur allzusehr: die seine galt in der Gegenwart, die meine in der Abwesenheit; wer mit ihm in der Ferne unzufrieden war, befreundete sich ihm in der Nähe; und wer mich nach meinen Werken für liebenswürdig hielt, fand sich sehr getäuscht, wenn er an einen starren ablehnenden Menschen anstieß*).

*) Göthe, Dichtung und Wahrheit.

Göthe's und Lavater's Charakter waren durchaus verschiedene Grundformen der menschlichen Natur. Der Geist des ersten war erhaben und kalt wie die beeisten Gipfel der Hochalpen. Die Seele des Dichters der „Schweizerlieder“ war im Gegentheil ein brennender Heerd, der stets überströmen wollte. Uebereinstimmung konnte bei zwei so verschiedenen Menschen nicht dauerhaft sein. Göthe, dessen Skeptizismus nur wenig Fügbarkeit hatte, war der Bemühungen Lavater's, ihn zu seinen christlichen Gesinnungen zu bringen, überdrüssig. Er erklärte ihn für einen „Unsinigen und Mystiker“. Als er später durch Zürich reiste, vermied er sogar, ihn zu sehen.

Die ausgezeichnetsten Männer schienen Lavater über die Kälte des Verfassers der „Egnart“ trösten zu wollen. So schrieb der berühmte Zimmermann bei Gelegenheit seiner „Physiognomischen Fragmente“: „Die Feinheit deiner Beobachtungen ist übermenschlich und deine Urtheile sind von einer beinahe göttlichen Wahrheit. Gott ist mein Zeuge, daß ich nach meiner wohlbegründeten tiefen Ueberzeugung dein Buch für eines der vortrefflichsten halte, die jemals auf Erden erschienen sind.“ — Als Kaiser Joseph II. durch Waldshut reiste, bezeugte er Lavatern die höchste Achtung. „Mit keinen Worten,“ sagt dieser in seinem Tagebuch, „kann ich die heitere, launigte Grazie beschreiben, womit mir der Kaiser einen Schritt entgegenkam und mich empfing*.“ Der deutsche Kaiser ließ sich von ihm lange Erklärungen über sein physiognomisches System geben. Die Antworten Lavater's geben einen so klaren und genauen Begriff von seinen „Physiognomischen Fragmenten“, daß wir glauben, ein Bruchstück dieser Unterhaltung mittheilen zu müssen. „Die meisten Physiognomisten,“ sagte er, „reden nur von den Leidenschaften, oder vielmehr von den Aeußerungen der Leidenschaften und dem Ausdrucke davon in den Muskeln. — Diese Aeußerungen sind eben nur vorüber-

*) G. Gessner a. a. O. 2, 184.

eilende Zustände, die leicht zu entdecken sind. Woran mir viel mehr gelegen ist, ist der beständige Haupt- und Grundcharakter der Menschen, woraus nach Beschaffenheit seiner äußerlichen Umstände und Verhältnisse alle seine Leidenschaften als aus einer Wurzel entspringen. — — Und den Ausdruck davon finde ich theils in einzelnen Zügen, Endungen, Umrissen, der Stirne, Nase, des Schädels, der Knochen, theils in der Zusammenstimmung und harmonischen Verbindung dieser Theile zu Einem Ganzen. Schwerer zu erkennen, aber viel sicherer und zuverlässiger sind die auch im ruhenden Gesichte sich zeichnenden Ausdrücke von Geistesfähigkeiten, von wirklicher und möglicher Wirksamkeit und Leidsamkeit eines Menschen*)."

Unabhängig von dem System im Werke Lavaters, einem System, welches wie alle von dieser Art auf einer großen Zahl Vermuthungen beruht, hat sein Buch einen von den Schriftstellern aller Schulen anerkannten literarischen und philosophischen Werth. Die berühmte Verfasserin der „Indiana“ empfiehlt die Versuche Lavaters als „ein erbauliches, beredtes Buch voll Interesse, Salbung und Reiz“. — „Man wird in den abstraktesten Theilen,“ fügt sie hinzu, „den nämlichen Schwung von Güte, das nämliche Bedürfniß von Zärtlichkeit und Sympathie und zu gleicher Zeit eine so tiefe Kenntniß der Geheimnisse und der Widersprüche des sittlichen Menschen finden, daß dieses allein hinreichen würde, um es für ein Werk des Genies zu erklären. Ich weiß nicht, ob man eine Lebensbeschreibung von Johann Kaspar Lavater hat; aber sein Leben muß eben so schön und so erbaulich sein als seine Schriften. Wenn ich in der Schweiz wäre, würde ich eigens nach Zürich gehen, um Materialien für das Leben dieses außerordentlichen Mannes zu sammeln.“

*) G. Gessner 2, 186. f.

XXXV.

Hoch in der Freiheit Tempel glänzt
 Des Sängers Name, hoch,
 Sein Haupt mit Eichenlaub bekränzt,
 Ehrt ihn die Nachwelt noch.

J. G. v. Salis.

Lavater würde ohne den Wiederhall, welchen die französische Revolution in seinem Vaterlande fand, seine Laufbahn friedlich beendigt haben. Als er erster Pfarrer bei St. Peter geworden war, hatten ihm seine Duldsamkeit und seine Kenntnisse*) die allgemeine Liebe erworben. Wie alle ausgezeichneten Geister seiner Zeit von der Nothwendigkeit einer Umwandlung des Staats in Frankreich überzeugt, begrüßte er im Jahr 1791 die Morgenröthe der französischen Freiheit in dem „Liede eines Schweizers“. Aber die Mezeleien, welche später die edelste Sache besudelten, erfüllten seine Seele mit Schmerz. Er wußte, daß solche Frevel das beste Mittel sind, den Interessen der Tyrannen zu dienen und daß der Fortschritt des Menschengeschlechts durch die unsinnigen Rasereien von Menschen, welche an demselben mit Eifer zu arbeiten vorgeben, oft um mehrere Jahrhunderte zurückgedrängt wird. Lavater glaubte daher, sich gegen die französische Propaganda aussprechen zu müssen, welche die Unabhängigkeit der Schweiz bedrohte. „Frankreich,“ rief er auf der Kanzel aus, „beherrscht seit langer Zeit eine Menge Menschen. Möchten denn die Abscheulichkeiten, die es heute durch seine elendesten Kinder verüben läßt, durch die Ansteckung

*) Es ist schwer, einen Begriff von seiner wunderbaren Thätigkeit zu geben. Es genügt zu bemerken, daß er hundert und dreißig Bände hinterlassen hat. Außer denen, die wir schon angeführt haben, müssen wir den „Nathanael“ und seine „Christliche Lieder“ erwähnen, welche einen großen Ruf haben.

des Beispiels nicht auf unsern Nationalcharakter, auf unsere Sitten und unsere Gedanken wirken!"

Indessen brachen überall in der Schweiz Empörungen aus, welche den Sturz der aristokratischen Regierungen ankündigten. Das große Dorf Stäfa am rechten Seeufer wurde der Mittelpunkt des Bauernaufstandes im Kanton Zürich. Es gelang der Regierung, die Aufständischen zu unterwerfen; ihre Führer wurden vor Gericht gezogen und mit Todesstrafe bedroht. In diesen schwierigen Umständen offenbarte sich die ganze Schönheit von Lavaters apostolischem Charakter. Er konnte den Gedanken nicht ertragen, auf dem Boden der Freiheit wegen politischer Vergehen*) Blut fließen zu sehen, sehr verschieden von gewissen römischen Priestern, welche, Unglück verkündenden Vögeln gleich, im Gefolge der Wiederherstellung der absoluten Gewalt erscheinen, um den Tod der Liberalen mit lautem Geschrei zu verlangen**). Er wurde der Anwalt der Gefangenen, und wendete seinen ganzen Einfluß an, um sie dem Tod zu entreißen. Das ist der wahre Diener des Evangeliums, der von Frieden und Verzeihung spricht, nicht aber der, der Rache predigt. Am Sonntag vor dem Urtheilsspruch hielt er eine Predigt, die von der bewundernswürdigsten Duldsamkeit und der glühendsten Nächstenliebe eingegeben war. Er wendete sich mit edelmüthiger Kühnheit an die Behörden, indem er ihnen den schönen Titel „Väter des Vaterlands“ gab; er beschwor sie, als Christen zu handeln, ihre Hände nicht mit dem Blut ihrer Mitbürger zu befudeln. Auch könnte man keine Ausdrücke finden, um

*) Die Schweiz ist das einzige Land in Europa, in welchem die Todesstrafe für politische Vergehen nicht besteht.

**) Wer erinnert sich nicht an den Mord Riego's nach der Wiederherstellung Ferdinands VII. in Spanien, an die Greuel des „weißen Schreckens“ in Frankreich (1815); an die Galgen in Ungarn unter Franz Joseph, an die Wiedereinsetzung Pius IX. und an die Rache Ferdinands II. in Neapel?

Lavaters Freude zu schildern, als er sah, daß sich die Richter auf die Seite der Gnade neigten.

Was Lavater vorausgesehen hatte, trat bald ein. Die Franzosen brachen im Jahr 1798 in die Schweiz ein. Lavater protestirte muthvoll gegen die Plünderungen und Frevel, deren sich die Sieger schuldig machten. Er schrieb „Ein Wort eines freien Schweizers an die große Nation“. Als er diesen Brief Rembels, einem Mitgliede des französischen Direktoriums, geschickt hatte, sagte er lächelnd zu seinem Sidam: „Ich habe Rembels einige Worte eines Schweizers an die große Nation geschrieben, und sage ihm ohne alle Schonung die ganze Wahrheit über das schändliche Benehmen seines Landes gegen das unsrige. Ich erwarte die Folgen ganz ruhig; ich habe meine Pflicht gethan, man kann mich verfolgen, eine Gewaltthat gegen mich begehen; es kümmert mich wenig; ich werde es nie bereuen.“ Lavater vergaß nicht, daß er ein Nachfolger des heldenmüthigen Zwingli sei und daß der große Reformator niemals geglaubt hatte, daß sein Predigtamt ihn von irgend einer Bürgerpflicht entbinde. Ein Diener des heiligen Evangeliums ist weder ein Dominikaner, noch ein Jesuit, welche kein anderes Vaterland haben als Rom und keine andere Hingebung als die eines Sektirers an die Verbindung, die seine Kraft bildet.

Lavater beschränkte sich nicht darauf, den eben erwähnten Brief zu veröffentlichen. Er erhob kräftigen Einspruch gegen alle Handlungen, die ihm willkürlich schienen. Daher wurde er zweimal nach Basel verbannt. Aber die Besetzung der Schweiz durch die Franzosen, die er so ungern gesehen hatte, sollte ihm verderblich werden. Am 26. September 1799 zogen die Truppen der Republik in Zürich ein, nachdem sie die Russen geschlagen hatten. Die Geschichte dieses Tages ist so bekannt, daß wir nicht glauben, sie erwähnen zu sollen. Als sich die Sieger in den Straßen der Stadt verbreiteten, schoß ein französischer Soldat, der Geld bei ihm zu finden erwartete, seine Flinte auf

ihn ab. Die Kugel blieb in der Seite stecken. Er starb nicht unmittelbar an seiner Wunde, und er zeigte in den langen Leiden, die sie ihm verursachte, die edlen Gefinnungen, die sein ganzes Leben erfüllt hatten. Er dachte mehr an die Prüfungen seines Vaterlandes als an die seinigen. Er arbeitete mit seinem gewöhnlichen Eifer. Es war natürlich, daß er in seinem Zustand seine Gedanken fortwährend auf Christum richtete, der uns so viele Beispiele von Ergebung und Sanftmuth hinterlassen hat. Seine schönsten Betrachtungen über diesen unerschöpflichen Gegenstand erschienen unter dem Titel: „Der Schwannengesang, oder letzte Gedanken des Scheidenden über Jesus von Nazareth.“ „Ich habe tausendmal in Prosa und in Versen von ihm gesprochen,“ sagte er, „und ich habe eben so oft über die Erscheinung eines so wunderbaren Wesens in diesem vergänglichen Leben nachgedacht.“ Als er zum letztenmale mit einer schon sehr schwachen Stimme zu seiner Herde sprach, unterhielt er sie noch von dem Erlöser. „Ich habe sehr gewünscht, sagte der, dessen Namen stets nur mit tiefer Verehrung ausgesprochen werden darf, am letzten Abend, den er mit seinen Jüngern zubrachte, ich habe sehr gewünscht, das Osterlamm mit Euch zu essen. Ist es mir gestattet, diese feierlichen Worte auf mich anzuwenden und Euch zu sagen: Ich habe sehr gewünscht, dieses feierliche Abendmahl mit Euch zu genießen? — Meine Schwäche nimmt jeden Tag zu; der Tod lastet schon auf meiner beklommenen Brust; möge es mir vergönnt sein, weil ich heute zum letzten Mal zu Euch spreche, denn ich stehe am Rande des Grabes, mit Euch zu beten. — Möge der Herr unsere Theilnahme an dem heiligen Pfand seiner Liebe segnen*), welche alle unsere Kraft zu lieben übersteigt! Möchte diese Liebe in unsern Herzen die treueste und zärtlichste Erwiederung finden. Möchte das immer neue Erbarmen, die immer neue Liebe Gottes in uns die demüthigste

*) Es war ein Kommunionstag.

Dankbarkeit, das vollständigste Vertrauen erwecken. Möge seine endlose Barmherzigkeit uns eine eben so endlose Freude eingeben! — So wollen wir uns in Ihm erfreuen. Es gibt Nichts, das man mit ihm vergleichen könnte, weder auf Erden, noch in dem Himmel.^a

Je mehr sich Lavater nach dem Heiland der Menschen gezogen fühlte, desto größer wurde seine Abneigung gegen eine Kirche, die aus dem Evangelium ein System zu bilden gewußt hat, welches geeignet ist, die Völker dem Joch des Despotismus zu unterwerfen, und die es gewagt hat, sich der barmherzigen Worte des Menschensohnes zu bedienen, um die Menschenopfer der Inquisition zu rechtfertigen. Als der Graf Friedrich von Stolberg, ein enthusiastischer und beweglicher Mensch*), vom Protestantismus abfiel, um sich unter die Fahne des Papstthums zu begeben, schrieb ihm Lavater einen eben so gemäßigten als energischen Brief. „Ich,“ sagte er, „werde diesen Schritt, wie sehr es auch viele der denkendsten und verehrungswürdigsten Katholiken, die ich als Freunde innig liebe, aus den besten, liebevollsten und religiösesten Absichten wünschen mögen, gewiß nie thun. Ich werde nie katholisch werden, das ist, Aufopferer aller meiner Denkensfreiheit und Gewissensfreiheit, das ist, Entfager aller unveräußerlichen Menschenrechte werden. Ich werde, so lange ich hienieden walle (meine Wallfahrt scheint dem Ziele nahe zu sein), nie katholisch werden, das heißt: Kein Mensch und kein Engel wird mich je bereben können, eine Kirche als unfehlbar zu verehren, und eine barmherzige Mutter zu nennen, die ihre irrend erklärte Kinder lebendig verbrennt. Eine intolerante Kirche kann mir nie eine nachahmungswürdige Schülerin dessen sein, der über die böshaftesten Verwerfer des Besten die liebevollsten Thränen vergoß**).“

Die Redaktoren des „Correspondent“ würden freilich sagen,

*) G. Voß, Wie Friß Stolberg ein Unfreier ward.

**) G. Gessner a. a. O. 3, 517.

daß sich der Geist ihrer Kirche seit 1830 sehr verbessert und daß sie die liberalen Ideen, so wie die Grundsätze, welche die Grundlage der modernen Civilisation bilden, angenommen habe. Einige Katholiken haben, ich weiß es wohl, allerdings versucht, nach dem Vorgange der Lamennais, Ozanam, Maret, Lacordaire, Montalembert u. a. m. diesen Weg einzuschlagen. Aber nachdem ihre Ansichten von Gregor XVI. mit aller Strenge verdammt worden waren, hat sie der ganze bischöfliche Stand förmlich mißbilligt. Der Pariser „Univers“ vertritt, was man auch gesagt hat, die Grundsätze der Bischöfe und der größern Mehrheit der Gläubigen, vor Allem aber die des römischen Hofes. Sein Einfluß ist ungeheuer, selbst im Vaterlande des Verfassers der „Angelegenheiten Roms“ *). Ich will keinen andern Beweis anführen, als einen sehr bemerkenswerthen Artikel des „Journal des Débats“ im Februar 1856.“

„Seit einiger Zeit hat der „Univers“ mehrere Fastenmandate der Bischöfe mitgetheilt. Diese Mandate sind alle, soweit wir nach den Auszügen des „Univers“ urtheilen können, in dem nämlichen Geiste abgefaßt, sie haben zum Zweck, gegen den Geist der neuern Zeit, über die Vernunft, die Philosophie, den Fortschritt den Bannfluch zu schleudern. Heute lesen wir in dem „Univers“ ein Mandat des Bischofs von Orres, in welchem sich folgende Stelle befindet:

„Der Ruhm unseres Jahrhunderts! Andere werden Euch sagen, daß er darin besteht, daß man jene gegenseitige Willfährigkeit eingeführt, die man Duldung nennt. Ach! für den, der die Charaktere in ihrer verborgenen Tiefe studirt, begreift man darunter weit weniger die Sanftmuth, als die Entnervung, weit weniger die Nächstenliebe, als die Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit; sie ist einfach eine sittliche Gefühllosigkeit, eine Art geistige Lähmung, in der man deshalb Alles ohne Widerwillen erträgt, weil man Nichts mehr fühlt. Gott

*) Lamennais.

bewahre uns, geliebteste Brüder, daß als einen Fortschritt zu betrachten, was nur ein **bejammernswürdiger Verfall** ist, und daß Ruhm zu nennen, was nur eine Schande ist."

Es lebe die heilige Inquisition, der man weder Gleichgültigkeit, noch sittliche Gefühllosigkeit, noch geistige Lähmung vorwerfen kann! Man bemerke wohl, daß der Bischof von Arras — wir erfahren es aus dem „Journal des Débats“ — lange Zeit für eines der liberalsten Glieder des französischen Episcopats galt, und daß er selbst „Gewissensfragen“ geschrieben hat, in welchen man Anwandlung von Liberalismus fand! — **Ab uno disce omnes.**

Der Bischof, den wir eben angeführt haben, konnte nicht anders sprechen, ohne im Grunde des Herzens aufzuhören, ein Katholik zu sein, ohne die von Gregor XVI., dem unfehlbaren Statthalter Gottes in einem Rundschreiben aufgestellte Lehre aufzugeben, welche auch von Pius IX. in ihrem ganzen Inhalt bestätigt wurde.

Nachdem der Papst „jene verderbliche Pressfreiheit verdammt hat, **die wir nicht genug verabscheuen können**, fügt er hinzu: „Aus der verpesteten Quelle der Gleichgültigkeit entspringt dieser unsinnige und irrige Grundsatz, oder vielmehr dieser **Wahnsinn**, daß man Jedwem die Gewissensfreiheit zusichern und gewährleisten solle*)!!!“

Uebrigens hatte schon Leo X. den Satz Luthers verdammt, „daß man gegen den Willen Gottes handle, wenn man die Ketzer verbrenne**).“ Beuillot hat daher recht, zu behaupten, daß kein römischer Katholik die Menschenopfer der heiligen Inquisition tabeln könne***).

Daher scheut sich der Domherr Morel in Angers nicht, in

*) G. E. de Pressensé, du catholicisme en France.

**) Haereticos comburi est contra voluntatem Dei.

***) G. den Univers vom 10. Juni 1850.

einem Briefe an das „Univers“ zu sagen, „daß die Ketzerei „mit der schrecklichsten Strafe habe belegt werden müssen*).

Ein anderer Schriftsteller, dessen Werke in den dem Römischen Hof unterworfenen Ländern sehr verbreitet sind, und der sich zum entschiedensten Gegner unserer Orientalischen Kirche aufgeworfen hat**), magt es, sich folgendermaßen auszudrücken: „Es ist kein Zweifel, daß der neue Glaube***) sich in Frankreich festgesetzt hätte, wenn nicht in Ermangelung der geistlichen Gewalt, die ihm nicht immer hinreichenden Widerstand leistete, die weltliche Gewalt, dem schwachen Gewissen zu Hülfe kommend, den Glauben unserer Väter durch die Strenge der Gesetze und durch eine unerbittliche Härte aufrecht erhalten hätte, **die ich kein Bedenken trage, heilsam zu nennen** †).

Martinet, Doctor der Theologie, in seinem „Plato, ein Hanswurst“ ††), und eben so Donoso Cortes in seinem nicht weniger seltsamen „Versuch über den Katholizismus, Liberalismus und Sozialismus“ scheinen sich es zur Aufgabe gemacht zu haben, die abscheuliche Bulle Pius VI. »Auctorem fidei« zu rechtfertigen, welche, wie der Domherr Morel sagt, „den Satz der Winkelerksamlung von Pistoja †††) mit den schrecklichsten Schandmalen bezeichnet, welche die Behauptung enthält, **daß man Keger nicht mit Leibesstrafen** belegen dürfe*).

Wenn Falloux**) einige Zugeständnisse zu machen magt,

*) E. de Pressensé, a. a. O.

**) Dieser Zeitungsschreiber ist in der „Union“ über die prophetischen Tische in Bewunderung gerathen! Die orientalische Kirche ist stolz auf solche Gegner.

***) Die Reformation.

†) Laurentie, La justice au XIX. siècle.

††) Platon polichinelle.

†††) Die Kirchenversammlung von Pistoja.

*) E. de Pressensé, a. a. O.

**) Bekanntlich bis zu seinem Tod Minister des öffentlichen Unterrichts unter Napoleon III.

„weil die Unduldsamkeit heut zu Tage ein Unsinn und erfolglos sein würde, so beeilt er sich, mit Zerknirschung hinzuzufügen, „daß die Dulbung den Jahrhunderten des Glaubens unbekannt war, und daß das Gefühl, welches dieses neue Wort bezeichnet, nur in einem Jahrhundert des Zweifels unter die Tugenden gerechnet werden könne*)."

Falloux ist Minister der französischen Republik gewesen; muß man sich darob wundern, daß es solchen Republikanern nicht gelungen ist, sie zum Gedeihen zu bringen? Offenbar zieht der ehrliche Vicomte einen Pius V. mit seinen Scheiterhaufen Christo vor, der wahrscheinlich auch nur die „Tugenden der Jahrhunderte des Zweifels“ hatte, und der das Feuer des Himmels nicht auf die Samaritaner wollte herabregnen lassen.

Wenn Lavater bis zu unsern Tagen gelebt hätte, so hätte er auch jetzt noch den Brief schreiben können, den er an den Grafen von Stolberg richtete. Er hatte eine zu große Liebe für Freiheit und Fortschritt, als daß er jemals eine Religion hätte annehmen können, welche sie als „Wahnsinn“ behandelt. Diese Liebe findet sich noch in seinem letzten Gesang, dem Liede auf die Stadt Zürich über den Beginn des 19. Jahrhunderts, einem rührenden Abschied von dem Vaterland, das er so sehr geliebt hatte. Indem er einen Blick auf die unter der Last der Schmerzen und der Tyrannei niedergebeugte Menschheit warf, rief er aus:

„Reich Gottes, Sehnsucht aller Frommen!
Wirst du mit dem Jahrhundert kommen?
O fleht: „Es komm!“ wer flehen kann.
Ihm weiche Laster, Wahn und Leiden,
Es kommt mit grenzenlosen Freuden —
Macht ihm durch fromme Demuth Bahn*)!“

Nach mehr als dreizehnmonatlichen Leiden, in Folge seiner

*) A. de Falloux, Histoire de Saint Pie V, Introduction.

**) G. Geßner, a. a. D.

Wunde, hauchte Lavater am 2. Januar 1801 seinen Geist aus. Die Schweiz verlor in ihm einen glühenden Patrioten, einen Christen, der durch seine Begeisterung für alles Gute, Große und Schöne eine Zierde der Menschheit gewesen war.

XXXVI.

Freund der Kinder!

J. H. W yß, d. ä.

Ich ließ mich an der Hand durch ein blondlockiges Kind auf den Lindenhof, in den Schatten blühender Linden, führen. Es führte mich zu seiner Wärterin, die ihm von der andern Seite rief. Die Limmat floß zu unsern Füßen und mein junger Gefährte vermischte sein Geschwäg mit dem der Vögel.

Die Sprache der Kinder ist eine Musik, die das Ohr bezaubert. Man sucht unter ihren verworrenen Gedanken den höheren Geist zu erkennen, der sie vielleicht eines Tages beseelen wird. Man glaubt sie mit Tugenden begabt, die bald unter unsern Augen aufblühen werden. Es machte mir Vergnügen, die anmuthigen Wesen zu betrachten, welche auf diesem Spaziergang um mich herum spielten. Die Hoffnung ist erlaubt in einem Lande, das unter den Lehrern des jungen Geschlechts Führer wie den Pfarrer Lavater und den Vater Pestalozzi zählt, den man so vortrefflich den Vincenz von Paula der Erziehung genannt hat*). Und doch ist dies nicht genug gesagt. Nach unserer Ansicht steht Pestalozzi weit höher als der Stifter des Lazaristenordens. Er that nicht bloß Werke materieller Nächstenliebe, sondern er widmete sich ganz der Aufgabe, Menschen und

*) Cousin.

Bürger zu bilden, seinem Vaterlande ergebene Herzen und männliche Geister heranzuziehen. Vincenz von Paula, wird man sagen, ist eine evangelische Seele gewesen; aber ist das Leben Pestalozzi's nicht eine Durchführung der vom Evangelium gelehrtten Aufopferung? Er hat sich selbst beständig vergessen, er hat sich Arbeiten aufgeopfert, die oft niedrig, immer nützlich, und zuweilen bewunderungswürdig waren. Er hat in die Erziehung nicht nur einen hohen Geist gebracht, sondern auch jenes Mutterherz, das nichts verdrießt, das kein Hinderniß erschreckt, das keine Undankbarkeit entmuthigt. Oft hatte er gegen die Ungerechtigkeit oder die Sorglosigkeit seiner Mitbürger zu kämpfen, gegen den Verrath vorgeblicher Freunde, gegen die Gleichgültigkeit, welche die Menschen gewöhnlich an den Tag legen, wenn es sich um die neuere Generation handelt*). Aber er hat sein ganzes Leben nach dem Ziel, das er sich vorgesetzt hatte, mit einer unüberwindlichen Beharrlichkeit gestrebt, und er hat sich durch Muth und Thatkraft eine bedeutende Stelle in der Geschichte seines Vaterlandes und in dem Gedächtniß der Armen und der Geringen erworben, deren Interessen sein ganzes Dasein gewidmet war**).

*) Dr. Karl Monnard hat diesen wesentlichen Zug im Charakter Pestalozzi's in seiner „Biographischen Notiz vortrefflich zum Bewußtsein gebracht.

**) Man hat über Pestalozzi eine große Anzahl von Werken in deutscher Sprache herausgegeben. Im Jahr 1846 allein ist ein Dugend erschienen, so von Blochmann, Bandlin, Ahrens, Christoffel, Collmann, Kortüm, Luger, Doppel, Hartmann, Elbitt, Rosenkranz u. A. m. — Man kann noch die ebenfalls deutsch abgefaßten Schriften von Abs (1815), Biber (1827), Meyer (1850) und Zoller (1851) anführen. — Die französische Litteratur ist weniger reich; doch besitzt sie einige geschätzte Werke. Wir erwähnen vor Allem: Monnard, „Notice bibliographique“; Alex. Chavannes, „Exposé de la méthode de Pestalozzi“; De Guimps, „Notice sur Pestalozzi“; Adèle du Thou, „Notice sur Pestalozzi“. —

Heinrich Pestalozzi wurde am 12. Januar 1746 zu Zürich geboren, einige Jahre später als Lavater. Schon in seiner Jugend zeigte er einen ritterlichen Abscheu gegen jede Art Unterdrückung. Die Schwachen waren in seinen Augen heilig. Er schätzte die Menschen nur nach ihrem sittlichen Werth, und keineswegs nach den Gaben des Zufalls. Eine rührende Hingebung, die er zu dieser Zeit seines Lebens vor Augen hatte, machte den bleibendsten Eindruck auf seine Seele und zeigte ihm, daß die Höhe der Gefühle sich bei den niedrigsten Ständen finden könne.

Als Pestalozzi's Vater starb, hinterließ er seine Frau und seine Kinder in einem Zustand, der an die Armuth gränzte. Er ließ ein Bauernmädchen vor sein Bett kommen, welches bei ihm diente, und vertraute ihm seine ganze Familie an. Pestalozzi hat uns selbst diese rührende Scene in seinem „Schwamengesang“ erzählt. „Babeli,“ sagte ihm der unglückliche und verlassene Greis, „um Gottes und aller Erbarmen willen, verlasse meine Frau nicht; wenn ich todt bin, so ist sie verloren, und meine Kinder kommen in harte fremde Hände. Sie ist ohne deinen Beistand nicht im Stande, meine Kinder bei einander zu erhalten.“ — Gerührt, edel und in Unschuld und Einfachheit bis zur Erhabenheit großherzig, gab sie meinem sterbenden Vater das Wort: „Ich verlasse Ihre Frau nicht, wenn Sie sterben. Ich bleibe bei ihr bis in den Tod, wenn sie mich nöthig hat.“ Ihr Wort beruhigte meinen sterbenden Vater; seine Auge erheiterte sich, und mit diesem Trost im Herzen verschied er. Sie hielt ihr Versprechen und blieb bei meiner Mutter bis an ihren Tod. Sie half ihr ihre drei Kinder, die damals arme Waisen waren, durchschleppen durch

Die vollständigste und neueste Schrift in französischer Sprache ist die „Biographie de Pestalozzi“ von Henriette Chavannes. Wir sind dieser Schrift, so wie der von Monnard in den biographischen Mittheilungen vorzugsweise gefolgt.

alle Noth und allen Drang der schwierigsten Verhältnisse, die sich nur denken lassen, und zwar mit einer Ausdauer, mit einer Aufopferung und zugleich mit einer Umsicht und Klugheit, die um so bewundernswürdiger ist, da sie, von aller äußern Bildung entblößt, vor wenigen Monaten vom Dorf weg nach Zürich kam, um daselbst einen Dienst zu suchen. Die ganze Würde ihres Benehmens und ihrer Treue war eine Folge ihres hohen, einfachen und frommen Glaubens*)." Ist dies nicht die christliche Magd, von der Abolf Monod spricht: „Dieser so seltene, so falsch beurtheilte Schatz, ein gutes und edles Mädchen, das seinen Stand zur Höhe seiner Empfindungen erhebt, frei durch den Glauben, eine Sklavin aus Liebe**)." Diejenigen, welche Pestalozzi vorgeworfen haben, in „Gertrud“ ein zu ideales Gemälde der Aufopferung des Welbes gegeben zu haben, vergessen, daß er lange Zeit das bewundernswürdigste Muster einer solchen vor Augen gehabt hatte. Seit jener Zeit glaubte er stets, daß einer wahrhaften Seele voll Hingebung Alles möglich sei. Mehr als einmal ohne Zweifel hat er die schwierigsten Werke unternommen, ohne die Mittel zu ihrem Gelingen zu haben; aber eben mit dieser heiligen Unklugheit haben apostolische Prediger die Gestalt der Welt verändert. Es war sicherlich ein nicht sehr vernünftiges Unternehmen, die Welt zu den Lehren eines Getreuzigten befehlen, den mollüftigen Griechen, den fanatischen Juden, den Römer, der kein anderes Gesetz kannte als die Gewalt, dem evangelischen Glauben unterwerfen zu wollen. Dieser Plan erschien um so unsinniger, als diejenigen, welche ihn ausführen wollten, weder Reichthum, noch hohe Geburt, noch Kenntnisse, noch Macht besaßen. Vom Gesichtspunkte der evangelischen Klugheit handelten sie wie Menschen, welche ihre Ruhe und ihr Leben nutzlos in Gefahr setzten. Diese Verachtung der Berechnung und der weltlichen Politik

*) „Schwanengesang“ S. 236.

**.) A. Monod, La femme.

hat aber gerade ihre Kraft und ihre Größe gebildet. Sie haben in ihrer Hingebung an die Sache der Armen und Geringen erhabene Ideen gefunden.

Diese Hingebung erfüllte Pestalozzi's Herz. „Seit meiner Jugend,“ schrieb er im Jahr 1802 an den Defan Jth, „habe ich eine sehr ausgesprochene Vorliebe für die Armen gehabt. Es war mein beständiger Wunsch, allen denen beizustehen, die ich für schwach und unterdrückt hielt.“

Pestalozzi's mütterlicher Großvater trug viel dazu bei, daß er seinen Blick auf die Erziehung richtete. Dieser würdige Mann, Pfarrer im Dorfe Höngg an den herrlichen Ufern des Zürcher See's, lud ihn ein, als er erst neun Jahre alt war, jeden Sommer einige Wochen bei ihm zuzubringen. Er führte ihn in die Schulen, deren Beaufsichtigung ihm oblag. Bei diesen Besuchen und Gesprächen lernte Pestalozzi den ungeheuern Einfluß kennen, den eine gute Erziehung auf das Volk ausübt. Die Unterredungen, die er mit Arbeitern und Männern aus den niedern Ständen hatte, gaben ihm einen Begriff von dem Umfang ihres Elends. Die Leiden dieser armen Menschen, die er in einem Alter kennen lernte, da das Herz weder verhärtet noch abgestumpft ist, entwickelten in seiner Seele eine lebhafteste Theilnahme für ihre Prüfungen*). Ein heiliger Zorn wallte in ihm auf, so oft er sah, daß sie die Opfer der übermäßigen Forderungen ihrer tyrannischen Vorgesetzten seien. Es kann demnach nicht auffallen, daß bei solchen Ansichten der junge Pestalozzi, als er heranwuchs, sehr wenig Geschmack für die Voltaire'schen Ideen zeigte. Mit unbarmherziger Ironie die Schmerzen der Menschheit zu verhöhnen, wie es der Verfasser des „Candide“ that, schien ihm bei einem Mann von Genie eine wahre Gotteslästerung. Er seinerseits glaubte, daß alle

*) „Das arme, verlassene, sittlich elende Volk war der erste und beständige Gegenstand von Pestalozzi's Nachdenken.“ Monnard, Notice biographique sur Pestalozzi.

Talente, die man vom Himmel empfangen habe, dazu gewidmet werden sollten, die Menschheit glücklich und frei zu machen, nicht aber ihre Schwachheiten zu verspotten. So lag denn ein tiefer Abgrund zwischen dem aristokratischen Hohn Voltaires und der durchaus demokratischen Gesinnung Pestalozzi's. Rousseau mußte ihm besser gefallen. „So wie Rousseau's Emil erschien,“ sagte er, „ward mein Geist enthusiastisch ergriffen. Ich verglich die Erziehung, die ich im Winkel meiner mütterlichen Wohnstube und auch in der Schulstube, die ich besucht, genoß, mit dem, was Rousseau für die Erziehung seines Emils ansprach und forderte. Die Häuserziehung, sowie die öffentliche Erziehung aller Stände erschien mir unbedingt als eine verkrüppelte Gestalt, die in Rousseau's hohen Ideen ein allgemeines Heilmittel gegen die Erbärmlichkeit ihres wirklichen Zustandes finden könne und zu suchen habe. Auch das durch Rousseau neu belebte, idealisch begründete Freiheitssystem erhöhte das Streben nach einem größeren, segensreicheren Wirkungskreise für das Volk in mir*)."

XXXVII.

Genien mögen an Einsicht, an Fülle des Geistes Dir gleichen;
Aber an Liebe des Volkes — wie, und an kindlichem Sinn?

J. S — r.

Von diesem Gedanken ganz durchdrungen, trat Pestalozzi der von Lavater, Füssli und Fischer gegründeten Verbindung bei, deren Zweck war, „das Unrecht wieder gut zu machen“, alle Bedrückungen zur öffentlichen Kenntniß zu bringen und die Unterdrückten zu rächen. Aber indem Pestalozzi diese wichtigen

*) Schwanengesang S. 253.

Fragen mit größerer Aufmerksamkeit prüfte, bemerkte er, daß die Mißbräuche nicht immer auf Seite der Regierenden sind; „denn das Volk,“ sagte er, „sah immer irgend einen Grund den schlechtesten Bürger zu wählen, nachdem es geschworen hatte, den besten zu ernennen*)." Er sah ein, daß die Hauptursache des Elends unter dem Volk dessen Unwissenheit sei, die ihm nicht einmal erlaube, seine politischen Rechte für die Verbesserung seines Zustandes zu gebrauchen. Er gelangte endlich zu der grundsätzlichen Schlußfolgerung, daß die Demokratie bei verdummten und stumpfsinnigen Massen ohne alle und jede Frucht bleiben müsse. Diese Idee wurde in seinem Geiste äußerst fruchtbar. Nachdem er die Rechte studirt und ein Buch unter dem Titel „Versuch über die spartanische Gesetzgebung“ herausgegeben hatte, warf er andere Schriften dieser Art mit den Worten ins Feuer: „Ich will ein Schulmeister werden!“ Er nahm sich vor, die untern Stände durch Unterricht und Aderbau zu regeneriren. „Schon lange,“ sagte er, „ach seit meinen Jünglingsjahren, wallte mein Herz wie ein Strom, einzig und einzig nach dem Ziele, die Quellen des Elends zu verstopfen, in die ich das Volk um mich her versunken sah. Zu einer Zeit und in einem Vaterlande lebend, wo die besser gebildete Jugend zu freiem Forschen nach den Ursachen der Landesübel, wie und wo sie immer vorlagen, und zu einem lebendigen Eifer, ihnen abzuhelpen, allgemein emporgehoben wurde, forschte auch ich, wie dieß die Zöglinge eines Bodmer und Breitinger alle thaten, und wie es dem Zeitgenossen eines Fellen, Escher, Hirzel, Fellenberg, Escherner, Wattenmöl, Graffenried und so vieler edler Männer gebührt, den Quellen des Uebels nach, die das Volk unseres Vaterlandes tief unter das, was es sein konnte und sollte, herabsetzten. Wir fanden die

*) Da Pestalozzi das Volk aufrichtig liebte, scheute er sich nicht, ihm die Wahrheit zu sagen. Monnard sagte mit Recht: „Pestalozzi war der Mann des Volks in einem edlen Sinn.“ Monnard, a. a. O.

Menschen in eine Kraftlosigkeit und Unbehülfslichkeit versunken, die es ihnen unmöglich machte, in derselben das zu sein, was sie als Menschen von Gottes und als Bürger von Rechtswegen darin hätten sein und werden sollen.“

Die Ackerbauschule war damals das Ziel, nach welchem alle Bemühungen Pestalozzi's gerichtet waren. „Um diese Zeit,“ sagt de Guimps*), „hatte sich Tschiffelle durch seine Versuche auf seinem Gute in Kirchberg bei Bern einen großen Ruf als Landwirth erworben; zu diesem ging Pestalozzi in die Lehre. Endlich lehrte er nach Hause zurück, das Herz voll Muth und Hoffnung, — mit richtigen, aber vereinzeltten Ideen, mit gestreichten und unvollständigen Ansichten. Er verband sich mit einem reichen Zürcher Haus, um den Anbau von Krapp zu unternehmen und kaufte mit seinem väterlichen Erbe das Gut Neuhof im Aargau an**); er war damals 22 Jahre alt.“

Mitten unter den Arbeiten und Plänen, denen sich Pestalozzi mit allem Eifer hingab, verliebte er sich in ein schönes und reiches junges Mädchen von Zürich, Anna Schnltz. Der Doctor Niederer hat einen Brief Pestalozzi's an seine Geliebte bekannt gemacht, aus welchem hervorgeht, daß er über seiner Liebe seine Hingebung an die Sache der Menschheit nicht vergaß. „Ohne wichtige, sehr bedenkliche Unternehmungen wird mein Leben nicht vorbeigehen. Ich werde die Lehren Menalks***) und meine ersten Entschlüsse, mich ganz dem Vaterlande zu widmen, nicht vergessen; ich werde nie aus Menschenfurcht nicht

*) Notice sur Pestalozzi. — De Guimps ist ein Zögling Pestalozzi's gewesen. Seine „Notiz“ ist in der „Jffertner Zeitung“ vom Jahr 1843 erschienen.

**) Als ich diesen Theil des Aargaus bereiste, bin ich so glücklich gewesen, zu finden, daß sich das Andenken an den Vater Pestalozzi noch lebendig erhalten hat, ein Andenken, das für die Menschheit glücklicher ist, als die Erinnerungen, welche man auf den von menschlichem Blute gebüngten Schlachtfeldern findet.

***) Anspielung auf eine Idylle von Gessner.

reden, wenn ich sehe, daß der Vortheil meines Vaterlandes mich reden heißt; mein ganzes Herz gehört dem Vaterlande, ich werde Alles wagen, die Noth und das Elend in meinem Volke zu mindern. Welche Folgen können die Unternehmungen, die mich drängen, nach sich ziehen, wie wenig bin ich ihnen gewachsen, und wie groß ist meine Pflicht, Ihnen die Möglichkeit der größten Gefahren, die hieraus für mich entstehen können, zu zeigen!"

Ungeachtet der Hindernisse, welche die Verbindung Pestalozzi's mit seiner Anna beinahe unmöglich zu machen schienen, erhielt er dennoch die Einwilligung der Familie Schultheß, und er führte im Januar 1769 seine junge Gattin nach Neuhof. Sie fand dort bald Widerwärtigkeiten, die sie mit edlem Sinn ertrug. In der That konnte der Eifer, den Pestalozzi entwickelte, die Unzulänglichkeit seiner landwirthschaftlichen Kenntnisse nicht ersetzen. Aber diese große Seele war der Entmuthigung unzugänglich. „Der schöne Traum meines Lebens," sagte er später, „die Hoffnungen eines großen, segensvollen Wirkungskreises um mich her, daß in einem ruhigen, stillen, häuslichen Kreise seinen Mittelpunkt finden sollte, war nun völlig dahin. Mein Nothzustand, den täglich wachsenden Ansprüchen meines unausgebauten Hauses und Gutes ein Genüge zu leisten, stieg in dem Grade, als ich mich in den Mitteln, ihm abzuhelpen, ungeschickt benahm. Meine Gattin litt unter diesen Umständen tief, aber weder in ihr noch in mir schwächte sich der Vorsatz, unsere Zeit, unsere Kräfte und den Ueberrest unseres Vermögens der Vereinfachung des Volksunterrichts und seiner häuslichen Bildung zu widmen*)."

Es liegt etwas Erhabenes in dieser edlen Hartnäckigkeit. Genöthigt, seine Pläne zu verändern, widmete Pestalozzi die Felder und Gebäude in Neuhof der Beherbergung und Ernährung der Armen. Er versammelte dort zerlumppte Kinder, welche

*) „Schwanengesang".

sonst Hungers starben. Er wollte mit ihnen das Leben der Armen leben, um ihnen zu zeigen, wie sie bei ihrer Armuth würdige Bürger ihres freien Vaterlandes, thätige Glieder der großen menschlichen Familie werden könnten. In Neuhof gaben ihm die Kinder, die er aufgenommen hatte, zum erstenmal den Vaternamen — Vater Pestalozzi — den ihm die Nachwelt bewahren wird. Und so sollte er auch in Neuhof sterben, nach langen und schmerzlichen Erfahrungen, aber indem er die Fülle seines Glaubens an dem Fortschritte der Menschheit, und die ganze Glut seiner wahrhaft evangelischen Liebe bewahrte. „Die Nächstenliebe,“ sagt Blochmann, „charakterisirt Pestalozzi als den Jünger dessen, der die Liebe selbst war*).“

Ganz Europa, die Könige der Völker und die Fürsten der Geister bewunderten später in Burgdorf und in Yfferten, mit welchem Talente Pestalozzi den Geist der Kinder umgestaltete. Diese dunkle und vergessene Zeit seines edlen Lebens scheint uns vor Allem das höchste Lob zu verdienen. Später wurde er von dem Erfolg seiner Bemühungen, von Ermuthigungen jeglicher Art unterstützt. Aber in diesen ersten Versuchen mußte er den bitteren Kelch bis auf die Hefe leeren. Er hatte gegen Schwierigkeiten anzukämpfen, die beständig wieder auftauchten, gegen seinen Mangel an Lebenserfahrung, der durch seine geringe Geschicklichkeit in der Leitung der materiellen Angelegenheiten noch schlimmere Folgen nach sich zog. „Pestalozzi,“ sagt Monnard in seiner biographischen Notiz sehr richtig, „besaß eine große Einbildungskraft und selbst Genie, aber er war kein praktischer Mensch. Die Natur scheint in den Fähigkeiten eines Jeden wie in der bürgerlichen Gesellschaft die Trennung der Gewalten zu verlangen.“ Trotz so vieler Hindernisse verfolgte Pestalozzi seinen Weg voll Entschlossenheit. Sein Leben war ein Gottes und der Engel würdiges Schauspiel. Was gibt es Größeres auf dieser Welt als einen Menschen, der seinen eigenen

*) R. Justus Blochmann, Heinrich Pestalozzi.

Vorthheil vernachlässigt, jeder Aussicht auf die Zukunft entsagt, um nur an die zu denken, welche im Elend und in Hilflosigkeit schmachten?

Pestalozzi war mit Recht der Ueberzeugung, daß es nicht genüge, die Kinder zu unterrichten, sondern daß man sich vor Allem mit ihrer Erziehung beschäftigen und daran denken müsse, sie mit Hülfe landwirthschaftlicher und industrieller Beschäftigungen an die Arbeit zu gewöhnen. Er betrachtete jedoch die Verwendung der jugendlichen Arme für die Industrie nur für eine von den Umständen auferlegte Nothwendigkeit. Die Industrie hatte in seinen Augen den unberechenbaren Nachtheil, die natürlichen Neigungen zu schwächen, und den kaufmännischen Geist zu entwickeln, ohne daß sie die Hülfsquellen und die Beruhigung gewähre, welche man in den ländlichen Arbeiten findet. Er glaubt vielmehr, daß es vor Allem nöthig sei, in den untern Ständen die Freude am häuslichen Leben und das Gefühl der Menschenwürde zu entwickeln. Er sprach diese Ueberzeugung mit Wärme aus. „Von meiner Liebe für mein Vaterland voll,“ sagte er, „die beinahe auch das Unmögliche für dasselbe hoffte, und es zur ursprünglichen Würde und Kraft zurückzuleiten sich sehnte, suchte ich mit der größten Thätigkeit die Mittel auf, durch die es nicht unmöglich, sondern gewiß sein sollte, dem Unterliegen vorzubeugen, und den Ueberrest des alten Hausglücks, der alten Hauskraft und der alten häuslichen Beschränkung von Neuem zu beleben. Dieser Gedanke bewegte mein Herz tief und machte mich oft mit Wehmuth fühlen, welche hohe, unerläßliche Menschenpflicht es sei, für den Armen und Elenden durch alle in der Hand unseres Geschlechts liegende Mittel kirchlich, bürgerlich und individuell dahin zu wirken, daß das Bewußtsein seiner innern Würde durch das Gefühl seiner allgemein in ihm belebten Kräfte und Anlagen sich dahin entfalte, daß er das Segenswort der Religion: Der Mensch sei nach Gottes Bild erschaffen und müsse als Kind Gottes leben und sterben, nicht bloß auswendig plappern lernen, sondern

seine Wahrheit mit der Kraft Gottes, die in ihm selbst liegt, auf eine Weise in sich selbst erfahre, die ihn nicht bloß über den pflügenden Stier, sondern auch über den Mann in Purpur und Seide, der seiner höhern Bestimmung unwürdig lebt, wesentlich und nothwendig emporhebt.“

Pestalozzi hat in Neuhof die Hingebung bis zu den äußersten Grenzen getrieben. Er wurde, wie es nur zu oft geschieht, mit Undank und Niederträchtigkeit belohnt. Die Kinder, die er aufgenommen hatte, an ein herumschweifendes Leben gewöhnt, konnten sich niemals in das arbeitsame und regelmäßige Leben fügen, das er ihnen auferlegen wollte. Alles schien eine Zeit lang dem Wohlthäter der Armen Schwierigkeiten in den Weg legen zu wollen. Man betrog ihn auf niederträchtige Weise. Bald war das ganze Vermögen seiner Frau aufgeopfert. „Aber mitten im Hohn gelächter der mich wegwerfenden Menschen,“ sagte er, „hörte der mächtige Strom meines Herzens nicht auf, einzig und einzig nach dem Ziele zu streben, die Quellen des Elends zu verstopfen, in das ich das Volk um mich her versunken sah; und meine Kraft stärkte sich, mein Unglück lehrte mich immer mehr Wahrheit für meinen Zweck.“ Es wäre schwer, glaube ich, tief christlichere Gesinnungen zu finden: denn die christliche Tugend liegt eben vor Allem in dem Vergessen seiner selbst. Nun dachte aber Pestalozzi, als er in Armuth gerathen war, nicht einmal an sein eigenes Unglück. Er sieht in demselben nur eine Prüfung, die seinem Nächsten nützlich werden kann, da es ihm erlaubt, die Leiden, die er lindern will, gründlicher kennen zu lernen. Um also zu denken, muß man das große Beispiel des Menschensohns fortwährend vor Augen haben. Auch machte es Pestalozzi zum Gegenstand seines beständigen Nachdenkens. „Der Christ,“ sagte er, „erkennt in seinem Glauben und durch denselben, daß er das Opfer seines Eigenthums, wie dasjenige seiner selbst dem Wohl seiner Brüder schuldig ist, und achtet seinen Besitzstand in der hohen Anspruchslustigkeit seines sich Gott und dem Nächsten

hingebenden und aufopfernden Glaubens nicht als ein eigentliches Recht, sondern als eine ihm göttlich anvertraute Gabe, die zu heiliger Verwaltung im Dienste der Liebe in seine Hand gelegt wurde*)."

Als die Anstalt in Neuhof im Jahr 1780 zu Grunde gegangen war, suchte Pestalozzi im Studium einen Trost für seinen Gram. Er schrieb die „Abendstunde eines Einsiedlers“, welche Herder „das Programm und den Schluß seines pädagogischen Lebens“ genannt hat. Man findet darin einige Gedanken, welche seine Gesinnungen und das wesentlich praktische Christenthum seines Vaterlandes vortrefflich charakterisiren. „Freiheit ruht auf Gerechtigkeit, Gerechtigkeit auf Liebe, also auch Freiheit auf Liebe. — Die Quelle der Gerechtigkeit und alles Weltsegens, die Quelle der Liebe und des Brudersinns der Menschheit beruht auf dem großen Gedanken, daß wir Kinder Gottes sind. — Gottesvergessenheit, Verkennen der Kindesverhältnisse der Menschheit gegen die Gottheit ist Gift, das alle Segenskraft der Sitten, der Erleuchtung und der Weisheit auflöst. Daher ist dieser verlorene Kindersinn der Menschheit gegen Gott das größte Unglück der Welt, indem er alle Vatererziehung Gottes unmöglich macht, und die Wiederherstellung dieses verlorenen Kindersinnes ist Erlösung der verlorenen Gotteskinder auf Erden.“

Die Prüfungen des Lebens sind, wenn man sie muthig erträgt, die beste Erziehung des Herzens und selbst des Geistes. Es schien, als ob Pestalozzi, da er unter Armen, Bauern und Kindern lebte, nur Täuschungen und Leiden gefunden habe. Er fand dabei jedoch einen großen Gedanken; er wurde der Schöpfer des volksthümlichen Romans, einer Gattung, welche durch einen seiner Landsleute, den Berner Pfarrer Albert Bippius*) zu so großer Berühmtheit gelangen sollte. Seine Liebe zum Volk machte ihn zu einem berühmten Schriftsteller.

*) „Ueber Politik und Industrie“.

**) Obgleich in Murten (Kanton Freiburg) geboren, wird Bippius

Er gelangte auf dem schönsten Weg — durch die Hingebung — zum Ruhme.

Um die Zeit, als Bop seine „Luise“ dichtete, schrieb Pestalozzi seinen anmuthigen Roman „Lienhard und Gertrud“ (1781), der die Freuden und Leiden des ländlichen Lebens so reizend darstellt, und das Gesetz der Arbeit nebst den häuslichen Freuden in so lieblicher Weise lehrt. Dieses Werk erhielt schon bei seinem Erscheinen eine unermessliche Verbreitung. Die einfache Bäurin, die muthige Hausmutter, die gute Gertrud ward bald ein volkstümlicher Name in den Ländern deutscher Zunge. In der Vorrede gibt der Verfasser einen richtigen Begriff von seinem Buch: „Diese Bogen,“ sagt er, „sind die historische Grundlage eines Versuches, dem Volke einige ihm wichtige Wahrheiten auf eine Art zu sagen, die ihm in den Kopf und ans Herz gehen sollte. Ich suchte sowohl das gegenwärtige Historische, als das folgende Belehrende auf die möglichst sorgfältige Nachahmung der Natur und auf die einfache Auslegung dessen, was allenthalben schon da ist, zu gründen. Ich habe mich in dem, was ich hier erzähle, und was ich auf der Bahn eines thätigen Lebens selbst gesehen und gehört habe, sogar gehütet, nicht einmal meine eigene Meinung hinzuzusetzen zu dem, was ich sah und hörte, daß das Volk selber empfindet, urtheilt, glaubt, redet und versucht.“

Dieser Schrift folgten zwei andere Werke „Christoph und Elsi“ und „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“. Aber diese beiden Bücher fanden wenig Beifall. Die dramatische Aber war in Pestalozzi nicht unerschöpflich wie in Bippius; er mußte seiner Thätigkeit eine andere Richtung geben. Die Umstände verschafften ihm ein Mittel, sie auch auf eine seiner Natur entsprechende Weise auszuüben. In Stanz, Kantons Unterwalden, hatte der Krieg gegen die Franzosen viele Kinder ihrer Eltern beraubt.

noch als Berner betrachtet, da er beinahe sein ganzes Leben im Kanton Bern zubrachte.

Die neue helvetische Regierung hatte den glücklichen Gedanken, sie in einer Anstalt zu vereinigen, deren Leitung man Pestalozzi anvertraute. „Die Mittel dazu,“ sagt er, „waren unbedingt nur Resultate der Noth, mit der ich mich durch die grenzenlose Verwirrung meiner Lage durcharbeiten mußte. Aber mein Eifer, endlich einmal an den großen Traum meines Lebens Hand anlegen zu können, hatte mich dahin gebracht, in den höchsten Alpen, ich möchte sagen, ohne Feuer und Wasser anzufangen.“

Diese kräftigen Worte drückten den heldenmüthigen Eifer nur schwach aus, welchen der große Lehrer entfaltete. Nie hatte seine evangelische Liebe, seine heilige Begeisterung, seine Liebe zu den Armen und Geringen in hellerem Glanze gestrahlt. Er versah zu gleicher Zeit das Amt eines Krankenwärters, eines Bedienten und einer Kindermagd. Er lebte als Armer unter den Armen, als Kind unter den Kindern, er war „Allen Alles“, um mich des schönen Ausdrucks des heiligen Paulus zu bedienen, um sie Alle für Tugend, Wahrheit und Freiheit zu gewinnen. Er schildert selbst in einem Brief an seinen Freund Gefner die Gefühle, die ihn damals beseelten. Wenn man diesen Brief liest, erinnert man sich des herrlichen Wortes von Georg Sand: „Die großen Männer sind Ehrenmänner.“ — „Ich war,“ sagt Pestalozzi, „vom Morgen bis zum Abend allein in ihrer Mitte, Alles, was ihnen an Leib und Seele Gutes geschah, ging aus meiner Hand. Meine Hand lag in ihrer Hand, mein Auge ruhte auf ihrem Auge. Meine Thränen flossen mit den ihrigen, und mein Lächeln begleitete das ihrige. Sie waren außer der Welt, sie waren außer Stanz, sie waren bei mir und ich war bei ihnen. Ich hatte Nichts, ich hatte keine Haushaltung, keine Freunde, keine Dienste um mich her, ich hatte nur sie.“

Bscholke hat den Besuch, den er in Stanz machte, auf eine sehr interessante Weise erzählt:*)

*) Selbstschau.

„Als ich nach Stanz kam, ging Niemand mit ihm (Pestalozzi) um. Man hielt ihn für einen gutmüthigen Halbnarren, oder armen Teufel. Drum spazier' ich öfters Arm in Arm recht absichtlich und den spießbürgerlichen Hoheiten zum Trotz mit ihm; verrichte nicht selten auch Kammerdiener-Arbeit bei ihm, bürste ihm Hut und Rock oder mahne ihn an die schiefgeknöpfte Weste, ehe wir im Publikum erscheinen.“

„Welche Gegensätze!“ sagt Blochmann, indem er diese Stelle anführt. „Aeußre Niedrigkeit, Vertennung und Schmach bei einer Hoheit der Seele, bei einer Reinheit und Stärke der Liebe, wie sie so wahrhaftig nur selten Menschen mit göttlichem Gepräge adelt. Hier ist die Blüthe seines Lebens, hier die Helldenzeit all seines pädagogischen Strebens und Thuns. Hier, wo das, was ihn begeisterte, noch nicht in Begriffe gefaßt, noch nicht in Worte außer ihn hingestellt war, wo die unbewußte Kraft wie ein göttlicher Instinkt in die unmittelbarste Berührung mit den Bedürfnissen der verwahrlosten Kinder trat, hier, wo er nicht die Idee, sondern die Idee ihn hatte, hier zeigt sich die ungeschwächte That seines Genius als wunderbar wirkend; die Entwildung, die Versittlichung einer Horde der rohesten Kinder in der Zeit eines halben Jahres war das glänzende Ergebnis der ihm kaum bewußten Kraft seiner Gottbegeisterung und Liebe. All sein Thun war voll religiöser Weihe*); lebendig aus dem innersten Leben ausströmend, regte es die Gemüther der Verwaisten energisch an und lodte mit schöpferischer Kraft die Anlagen hervor, die in ihnen schlummerten.“ **)

*) Die Deutschen haben lange über die theologischen Ansichten Pestalozzis gestritten. So „Schul-Chronik von Sahn (1846), „Heinrich Pestalozzi“ von Blochmann. Scholke, wie Frau von Staël in ihrem Werke über Deutschland, in dem Abschnitt: Ueber die Privat-, Erziehungs- und Wohlthätigkeitsanstalten — berührt die dogmatische Seite nicht.

***) Blochmann, Heinrich Pestalozzi.

Die Wirren in dieser unruhigen Zeit ließen Pestalozzi nicht lange an der Spitze der Anstalt in Stanz. Das Haus wurde im J. 1799 in ein Militärspital verwandelt. Von der Anstrengung erschöpft, suchte Pestalozzi Erholung im Bad Gurnigel. Da er von der Regierung keine Anstellung erhielt, übernahm er die Stelle eines Unterlehrers an der Schule des Städtchens Burgdorf im Kanton Bern. Der Mann, der durch seine Schriften die Aufmerksamkeit so vieler berühmter Personen und fremder Gelehrten auf sich gezogen hatte, der Schöpfer jener Methode, über welche man so viele Bände geschrieben hat, derselbe, dessen Geburtstag später in mehreren bedeutenden Städten Deutschlands wie ein Jubiläum gefeiert werden sollte, nahm ohne das geringste Widerstreben die bescheidenste Stellung beim Unterrichte an. Alles schien ihm groß, sobald es sich darum handelte, an der Entwicklung des Geistes und Charakters zu arbeiten.

XXXVIII.

Der Kampf ist aus!

Aug. Räß.

Günstigere Umstände erlaubten Pestalozzi, das Schloß in Burgdorf zu beziehen, um eine Anstalt zu gründen, deren Gedeihen alle seine Hoffnungen übertraf. Man kann diese Epoche die goldene Zeit seiner thätigen Laufbahn nennen. Eine Kommission, welche von der helvetischen Regierung den Auftrag erhielt, Pestalozzis Methode zu prüfen, veröffentlichte im J. 1802 einen vom Defan Jth abgefaßten Bericht, in welchem sie erklärte, daß Pestalozzi „die wahren und allgemeinen Gesetze eines jeden Elementarunterrichts entdeckt habe.“ Der glückliche Lehrer hatte sogar die Freude, daß die Schweiz sein Haus unter ihren

Schutz nahm. Dies war die gerechte Belohnung für so viele Leiden und Arbeiten.

Wir unternehmen es nicht, hier die pädagogische Methode zu prüfen, welcher Pestalozzi seinen Ruhm verdankt; die sachverständigsten Männer haben von ihr als von einer der schönsten Eroberungen des menschlichen Geistes gesprochen. „Die Arbeiten Pestalozzi's,“ sagt ein gelehrter Professor der Bonner Universität, „bilden in der Geschichte der Erziehung eine neue Epoche; dieser außerordentliche Mann hat auf eine gewisse Weise uns noch einen Grundsatz aufgestellt, dessen Folgerungen erst die späteren Geschlechter ziehen werden, von dem aber auch das gegenwärtige Geschlecht schon einige Entwicklungen gesehen hat, ohne immer zu wissen, auf welchen Grundsatz sie dieselben beziehen sollen. Die Idee, welche Pestalozzi während eines ganzen Lebens verfolgt hat und an der er mit vollem Glauben, selbst am Rande des Grabes hing, ist keine von denen, welche mit dem Menschen sterben; sie ist ein edles, der Menschheit hinterlassenes Vermächtniß*).

Nach den Arbeiten von D. A. Chavannes**), A. Jullien***) und Karl Justus Blochmann†) bleibt wenig mehr über die Pestalozzische Methode zu sagen.

Da die Berner Regierung das Schloß von Burgdorf zurückgefordert hatte, nahm Pestalozzi den Vorschlag seines Freundes, des berühmten Landwirths Emanuel von Fellenberg an, welcher ihm die alte Burg zu Münchenbuchsee anbot, aber obgleich von

*) Monnard, Notice biographique sur Pestalozzi.

**) Chavannes, Exposé de la méthode élémentaire de H. Pestalozzi. Vevey, 1805.

***) Jullien, Esprit de la méthode d'éducation de Pestalozzi. — Diese bedeutende Schrift, welche aus 2 Bänden von je 500 Seiten besteht, ist im J. 1822 erschienen.

†) Blochmanns Schrift enthält einen inhaltsreichen Abschnitt über Pestalozzis Methode.

den nämlichen Gefinnungen beseelt, waren Fellenberg und Pestalozzi doch von allzu verschiedenem Charakter*), als daß sie sich hätten verständigen können. „Bei Pestalozzi,“ sagt sein Sekretär Ramsauer, „herrscht das Gemüth vor, bei Fellenberg der Verstand“ **). Pestalozzi bezog daher das Schloß von Yfferten, einer kleinen Stadt an der südlichen Spitze des Neuenburger Sees.

Man weiß, daß Pestalozzi in dieser neuen Anstalt der Gegenstand der Bewunderung für ganz Europa wurde. Jeder wollte die wunderbaren Ergebnisse seiner Bemühungen betrachten. Frau von Staël hat in einem Kapitel ihres Werkes über Deutschland ihren Besuch in Yfferten geschildert. Ein Geschichtschreiber, der zwar weniger berühmt, aber aufmerksamer ist, der ihn mehreremal in seiner Anstalt aufsuchte, entwirft von derselben ein interessantes Gemälde.

„Den Ausdruck abgerechnet, kann man unmöglich häßlicher sein, als Pestalozzi. Man stelle sich einen fünf Fuß zwei Zoll hohen Greis vor, breitschultrig, und in seinem Aeußern von einer Nachlässigkeit, die niemals besser hervortritt, als wenn man ihm einen schwarzen Frack, sein Staatskleid, angezogen hat. Seine grauen Haare hängen herab, in seinem stark von den Blättern gezeichneten Gesicht ist kein einziger, nur einigermaßen regelmäßiger Zug zu sehen; ich weiß nicht, welche Verwirrung hindert, die Ordnung der Elemente dieser Physiognomie aufzufassen. Der obere Theil des Hinterkopfs ist abgeplattet, und um mich so auszudrücken, nach vornen gedrängt. Aber unter der edelsten Stirne strahlen zwei Augen, nicht von jenem Feuer, welches Blitze schleudert, sondern von dem innern Licht einer von einem großen Gedanken ergriffenen Seele. So war Pestalozzi. Ich habe ihn in seiner Anstalt zu Yfferten öfters gesehen, wenn er die verschiedenen Klassen seiner Schüler an

*) Pestalozzi nannte ihn einen „Eisenmann.“

**) Johann Ramsauer, Kurze Skizze meines pädagogischen Lebens.

den Stunden ihrer Uebungen besuchte, wie er sich auf eine Bank setzte, ohne das, was um ihn vorging, weder zu sehen, noch zu hören, nur mit dem Gedanken beschäftigt, der sich in der Thätigkeit offenbarte, welche in dem nämlichen Augenblick in allen Theilen dieser weitläufigen Anstalt bemerkbar wurde; sein Blick hatte etwas Tiefes und Unbeschreibliches. Er ging nur auf Augenblicke aus sich selbst heraus, um seinen Kindern, die ihn ihren Vater nannten, auf das Liebreichste zuzulächeln*).

Pestalozzi's Institut, welches in Burgdorf einen so hohen Glanz um sich verbreitet hatte, nahm in Yfferten ab. Verschiedene Ursachen, welche es zu lang wäre aufzuführen, trugen zu seinem Verfall bei und Pestalozzi sah sich gezwungen, sich im Jahr 1825 nach Neuhof zu seinem Enkel zurückzuziehen. Seine Laufbahn, welche dort mit Prüfungen begonnen hatte, sollte mit Bitterkeiten jeglicher Art schließen, von denen er in seiner „Selbstbiographie“ (Leipzig, 1826) und in seinem „Schwanengesang“ spricht. Jedoch hatte seine Thätigkeit nicht abgenommen. Obgleich seine Zeitgenossen die unermesslichen Verdienste vergessen zu haben schienen, die er seinem Vaterlande geleistet hatte, und ob er gleich den Angriffen von Schmähchriften ausgesetzt war, arbeitete er fortwährend, ohne den Muth zu verlieren. Aber unter den Beleidigungen, mit denen man ihn nicht verschonte, ergab er sich gern in den anrückenden Tod. Dem Gedanken seines ganzen Lebens getreu, vergaß er seine eigenen Schmerzen, um nur an die seiner Brüder zu denken, an die Unglücklichen, die er so sehr geliebt hatte.

„Und Ihr, meine Armen, die Ihr verlassen, unterdrückt, verachtet seid! man wird Euch auch verlassen und Eurer Leiden spotten! Im Schooße seines Ueberflusses denkt der Reiche nicht an Euch, er gibt Euch ein Stück Brod und Nichts weiter. Er selbst ist arm, er hat nur Geld. Euch ein geistiges Mahl zu bereiten und anzubieten, aus Euch Menschen machen zu wollen,

*) Monnard, Notice biographique sur Pestalozzi.

baran denkt Niemand, und wird lange Niemand denken. Aber Gott, der vom Himmel herab an die Schwalben denkt, wird Euch nicht vergessen, wie er auch mich trösten und mich nicht vergessen will.“

Diese letzten Betrachtungen geben auf wunderbar schöne Weise den Inhalt eines ganzen Lebens, das bald erlöschen sollte. Da die Krankheit Fortschritte machte, brachte man ihn nach Brugg, der Vaterstadt Zimmermanns. Dort litt er sieben Tage lang an unerhörten Schmerzen. Aber er war selbst gegen den Tod sanft, wie er gegen die Bösen friedfertig gewesen war. Er versammelte die Seinigen um sein Bett und sprach zu ihnen mit der Heiterkeit eines Engels und der Ueberzeugung eines Propheten. Seine Reden waren die eines Christen, und er wünschte ihnen den Frieden, den er selbst von der Barmherzigkeit Gottes erwartete.

Nach einem schmerzlichen Todestampfe starb Pestalozzi mit lächelndem Angesicht; er wurde seinem Wunsch gemäß im Dorf Birr ohne alles Gepränge in der Nähe des Schulhauses begraben. Die Schweiz verlor in ihm einen seiner größten Bürger und die Menschheit einen der Männer, welche dem evangelischen Glauben zur größten Ehre gereichten.

XXXIX.

Wo bei Wiesen jetzt goldene Saat hinwagt, und der Obstbaum
 Prangt, warf Kies nur und Schlamm jürend der Strom um sich her.
 J. S. v. Wessenberg.

Nicht weit von diesen Wogen, welche zwischen den Hügeln wie in einem Blumenkorb glänzen, liegt ein düsterer, von unfruchtbaren Felsen eingeschlossener See. Es ist der Wallenstadter See, der mit dem Zürcher See durch einen Kanal verbunden

ist, wie um von ihm Leben und Bewegung zu erhalten. Diesen Kanal verdankt man der Willenskraft eines Mannes, dessen Thätigkeit und Patriotismus sicherlich die Anerkennung aller edlen Herzen verdient.

In dem stürmischen Zeitraum, der das 18. Jahrhundert schließt, unter der Menge von ausgezeichneten Bürgern, welche die Schweiz hervorbrachte, ist Escher von der Linth ohne Zweifel eine der mächtigsten und heitersten Gestalten. Mitten unter den glühendsten politischen Leidenschaften zeigt er sich ruhig und gemäßigt, beherrscht er die Intriguen, die ihn umgeben, und er bleibt trotz aller Reaktionen in seinen Ueberzeugungen unerschütterlich. Und dann, als das Vaterland von allen Gefahren befreit ist und seiner Dienste nicht mehr bedarf, sieht man ihn, ohne sich durch tausend Schwierigkeiten abhalten zu lassen, und allein mit den Mitteln, die er von Privatleuten zusammenbringt, eines der größten Werke unserer Zeit vollenden, die Kanalisierung der Linth. Nach dieser großen Arbeit wendet sich Escher zu den Naturwissenschaften. Er behandelt sie mit demselben Eifer; er will die geheimnißvollen Geseze durchdringen, die der Bildung der Erdfugel zum Grunde liegen. Diese Beschäftigung mit so wichtigen Gegenständen waren der letzten Jahre eines Daseins würdig, das gänzlich der Erfüllung der höchsten Pflichten gewidmet war.

In Escher von der Linth spricht sich der Charakter der schweizerischen Staatsmänner auf das Vollständigste aus. In diesem glücklichen Land fordern die politischen Einrichtungen den Bürger auf, dem Vaterlande in den verschiedensten Richtungen zu dienen. Als Jüngling war Escher unter der Miliz; als junger Mann spielte er eine Rolle bei den berathenden Versammlungen; im gereiften Alter nahm er an der Regierung Theil. In allen diesen Stellungen diente er durch seine Hingebung, seine Thatkraft, den Adel seiner Gesinnungen seinen Landsleuten zum Vorbild. Wenn man die verschiedenen Epochen dieses schönen, so patriotischen, so arbeitsamen, so edlen Lebens überschaut,

welches Gottinger so vortrefflich beschrieben hat*), fragt man sich unwillkürlich, ob es eine bessere Abhandlung über die Moral gibt. Solche Beispiele machen mehr Eindruck, als alle Theorien; sie wirken zugleich auf Herz und Geist, sie lehren die Liebe zur Menschheit, und in dieser Liebe die Ehrfurcht zu dem, der Alles, was da ist, an Güte und Weisheit übertrifft.

Ohne hervorragende Talente an den Tag zu legen, zeigte Escher auf der Universität eine Neigung zu den positiven Wissenschaften, welche den künftigen Geologen in ihm ahnen ließen. Auch bemerkte man schon die Festigkeit seiner politischen Gesinnungen, welche sich vor keiner Rücksicht beugten. Eines Tags las er einen Aufsatz vor, in welchem er mit Wärme von den Vorzügen der republikanischen Verfassung sprach. Der Professor nahm ihn ironisch auf und unterwarf ihn einer Kritik, die wenig Wohlwollen für den Verfasser zeigte. In einer zweiten Arbeit zeigte der junge Zürcher die Gebrechen der monarchischen Staaten in ihrer ganzen Blöße. Sein Verdienst war um so größer, als er ein Studiengenosse und Freund der englischen Prinzen war. Die Reisen, welche er hierauf im Norden Deutschlands machte, boten ihm oft die Gelegenheit dar, die demokratischen Ideen zu vertheidigen, denen er sein ganzes Leben lang auf eben so feste als gemäßigte Weise treu blieb.

Diese Mäßigung ließ ihn bald erkennen, daß es der Bürgerschaft von Zürich an Billigkeit gegen die Bauern fehle. Obgleich selbst Stadtbürger, sprach er muthig seine Mißbilligung gegen die Strenge aus, mit welcher man die Bauernaufstände am Ende des 18. Jahrhunderts unterdrückte. Zweimal verfaßte er eine Bittschrift, in welchen er eine Amnestie verlangte. Er sah, wie alle bessern Geister jener Zeit, voraus, daß die von aristokratischen Vorurtheilen beherrschten Regierungen der Schweiz sich selbst zu Grunde richteten, wenn sie die von den Umständen gebieterisch geforderten Zugeständnisse verweigerten. Die Be-

*) „Charakterbild eines Republikaners“ von J. J. Gottinger.

gebenheiten zeigten bald, wie richtig er vorausgesehen hatte. Als er berufen wurde, an den öffentlichen Geschäften im Kanton Zürich und später in der Eidgenossenschaft Antheil zu nehmen, zeigte er stets die nämliche Theilnahme an dem Wohle des Volkes und den nämlichen Abscheu vor den Uebertreibungen, welche die besten Sachen in Gefahr bringen. Ob er gleich seit der Mediationsakte, welche die Schweiz der Oberherrschaft Napoleons unterwarf, keine Rolle mehr gespielt hatte, wurde er doch von den beiden Partheien, welche den Kanton Zürich entzweiten, in die Regierung berufen, denn beide ließen der Weisheit seiner Ansichten Gerechtigkeit widerfahren. Es war im Jahr 1814, und diese Stellung war um so wichtiger, als Zürich damals Vorort war und ihm als solchem die Leitung der eidgenössischen Angelegenheiten zukam. Umsonst versuchte er die Rechtsgleichheit zwischen Bauern und Bürgern bei der Wahl der Mitglieder des Großen Rathes durchzusetzen; er war in diesen billigen und vorsichtigen Bestrebungen nicht glücklicher, als am Anfange seines politischen Lebens.

Aber der höchste Ruhm, der Eschers Andenken ehrt, ist die Kanalisirung der Linth. Dieses Werk beweist, was ein unermüdlicher und von redlichem Eifer beseelter Mann für sein Vaterland vermag. Der einfachste Bürger kann das Unmögliche machen, wenn er von beharrlicher Thatkraft, wahrer Einsicht und aufrichtiger Liebe zum Vaterland und zum Menschengeschlecht erfüllt ist. Die Linth, welche aus den Glarner Thälern herabströmt, hatte seit langer Zeit in ihrem Bette bei ihrer Einmündung eine so große Masse von Trümmern aller Art angehäuft, daß ihr Wasserspiegel und der des Wallenstadter See's um mehr als sechs Fuß gestiegen war. Daher entstanden fürchterliche Ueberschwemmungen, welche die ganze Ebene zwischen Weesen und dem Zürcher See in verpestete Sümpfe verwandelten. Die Bewohner dieser Gegend waren Wechselfiebern unterworfen, welche sie tödteten oder zur Auswanderung zwangen. Escher beschloß, diesem bejammernswerthen Zustand abzuhelpen. Er

rief im Jahr 1807 einen Beschluß der Tagsatzung hervor, welcher verordnete, daß die untere Linth kanalisirt, in den Wallenstadter See geleitet und daß ein zweiter Kanal zwischen diesem und dem Zürchersee gegraben werden solle. Die Arbeiten begannen sogleich unter Eschers Leitung, der sie jedoch erst im Jahr 1822 vollendete. So machte er 20000 Juchart vortrefflichen Bodens urbar, der jetzt eine gesunde und zahlreiche Bevölkerung ernährt.

In Anerkennung des der Schweiz und der Menschheit von einem einfachen Bürger geleisteten Dienstes ertheilte ihm die Zürcher Regierung den glorreichen Namen Escher von der Linth. Im Jahr 1832 ließ man eine Tafel von schwarzem Marmor in einen Felsen am Fuß des Bibelkopfs einfügen; auf derselben liest man zwei Inschriften in goldenen Buchstaben, von denen die eine in lateinischer, die andere in deutscher Sprache abgefaßt ist. Die letztere lautet:

Dem Wohlthäter dieser Gegend,
Johann Konrad Escher von der Linth,
 geb. den 24. Aug. 1767, gest. den 9. März 1823.

Die Eidgenössische Tagsatzung.

Ihm danken die Bewohner Gesundheit,
 Der Fluß den geordneten Lauf,
 Natur und Vaterland hoben sein Gemüth.
 Eidgenossen!
 Euch sei er Vorbild!

Diese Auszeichnung war wohl verdient. In der That hatte Escher alle seine Talente, seine ganze Hingebung und seinen ganzen patriotischen Eifer dieser ungeheuern Arbeit gewidmet. Er war beinahe immer an Ort und Stelle, leitete die Arbeiten und legte selbst Hand ans Werk an. Die Anstrengung und der Aufenthalt an ungesunden Orten untergruben seine Gesundheit. Wie es nur zu oft begegnet, fand er bei denen, für die er arbeitete, keine Anerkennung. Er war genöthigt, gegen die Vorurtheile der Bewohner der Gegend anzukämpfen, und

ihnen die Wohlthat, die ihre traurige Lage verbessern sollte, mit Gewalt aufzulegen. Zu diesen Schwierigkeiten kam, daß er keineswegs über die Finanzen des Kantons verfügte. Die Kosten, welche sich auf eine und eine halbe Million beliefen, wurden durch Subscription gedeckt. So erschöpft die Schweiz damals war, fand sie in ihrem Patriotismus die zu diesem großen Unternehmen nöthigen Hülfquellen.

Wir müssen auch von den geologischen Untersuchungen ein Wort sagen, welche das Ende dieses so gut angewendeten Lebens krönten. Er begann seine ersten Studien im Jahr 1791 und setzte sie bis an das Ende seiner Laufbahn fort. Während 30 Jahren erforschte er die ganze Schweiz. Er studirte insbesondere den Bau der Alpen und des Jura; die Geologie, die damals als Wissenschaft noch so tief stand, machte durch ihn unbestreitbare Fortschritte. In diesen Arbeiten, welche rein wissenschaftlicher Natur zu sein schienen, dachte der treffliche Bürger stets an die theuersten Interessen seines Vaterlandes. Die Eidgenossenschaft verdankt ihm kostbare Nachweisungen über die Hülfquellen, welche der Boden bei einem feindlichen Einfall darbieten kann.

So groß ist die Macht der Hingebung, so groß der Werth eines jeden einzelnen Menschen, wenn er seine ganze Kraft fühlt. Den Meisten von uns ist die Unterstützung unserer Nebenmenschen unerläßlich, um den Kampf zu beginnen. Nun darf man aber niemals auf diese Unterstützung zählen, sobald man die allgemeinen Grenzen und die gewöhnlichen Handlungen überschreitet. Die größte Zahl denkt nicht einmal daran zu handeln. Auf einen oder zwei Menschen, welche in jedem Jahrhundert wahre Helden werden, bleiben Tausende von Menschen in der ganzen Welt nutzlos für ihr Vaterland von der Wiege bis zum Grabe. — Mit einem Geiste, der fähig ist, Alles zu begreifen, mit glücklichen Anlagen, mit einer Thätigkeit, die sich in geringfügigen Dingen offenbart, gleichen sie den Maschinen, welche sich bewegen, ohne zu denken, oder auch jenen Narren des Mittel-

alters, welche um das Wohlleben der Höfe zu genießen, sich unter die niedrigsten Thiere herabwürdigten. So tief sinken die vollkommensten Geschöpfe Gottes. Und doch gibt uns die Geschichte manches Beispiel, das geeignet wäre, uns diesem schmachlichen Stumpfsinn zu entreißen. Wir sollten endlich wissen, daß der menschliche Wille die Welt in Bewegung setzen kann. Unser Geist ist jeder Art Entwicklung fähig. Wir können allein dem empörten Weltall widerstehen, das keine Macht über den festen Willen hat; wir können die Unterdrücker der Menschheit bezwingen und bis ans Ende für die Unabhängigkeit unsers Denkens, unserer Ueberzeugungen kämpfen. Weh unsern Zeitgenossen, die sich täglich unter der Macht der Faulheit und der Gleichgültigkeit beugen und ihr Vaterland den Launen eines einzigen Menschen überlassen! Weh über Europa, wenn es sich nicht aus seinem Todeschlummer aufrafft. Eine neue Welt, welche in Amerika und in Oceanien durch Thatkraft und riesige Anstrengung geschaffen worden ist, arbeitet jeden Tag dahin, seine Stelle einzunehmen und sich der Krone zu bemächtigen, welche es von seiner alten Stirne herabfallen läßt.

XL.

Plötzlich müssen die Leute sterben, und zu Mitternacht erschrecken und vergehen: die Mächtigen werden kraftlos weggenommen.

Job, 34, 20.

Ich ging über die Limmatbrücke, um in die steilen Straßen der kleinen Stadt zu gelangen. Von dort erblickte ich die Thürme der St. Peterskirche und die Universität, in der so viele berühmte Professoren wirken. Der Fluß brauste zu den Füßen einer alten massiven Kirche, die jetzt zur Bibliothek dient.

Indem ich den reißenden Lauf der Stimm mit dem Blicke verfolgte, traten die seltsamsten Scenen vor meine Seele. Bald glaubte ich dem merkwürdigen Schauspiel beizuwohnen, das in Zürich an dem nämlichen Orte, wo ich mich befand, vor wenigen Jahren Statt fand. Ich sah die Bauern mit ihren Heugabeln und ihren Haden unter kriegesischem Geschrei antommen, um einen Theologen von seinem Lehrstuhl zu stürzen, dessen Lehren sie bis in ihre Thäler in Schrecken gesetzt hatten.

Die Geschichte des Doctor Strauß ist eine der merkwürdigsten Begebenheiten in der neuern Geschichte der Schweiz, die die Partheien auf die willkürlichste Weise entstellt haben. Man kann sich keine Vorstellung von der Aufregung machen, welche den Ranton Zürich ergriff, als er zum Professor der Theologie an der Universität ernannt wurde, wenn man die religiöse und politische Bewegung jener Zeit nicht kennt. Der Verfasser des „Lebens Jesu“ hat selbst sehr gut gesagt, daß er nicht eine „vereinzelte Woge“ sei. Dieses Wort gibt einen Begriff von seiner Bedeutung in der Entwicklung der Ideen in Deutschland. Wie seltsam! ein Mann, der derselben Schule angehörte wie Dr. Strauß, der Professor De Wette, hatte zwanzig Jahre lang in der Stadt des Erasmus seine Ansichten ruhig vorge tragen, ohne daß Jemand seine Studien störte oder seinen Unterricht hemmte, während die bloße Ernennung des Dr. Strauß die Schweiz bis auf den tiefsten Grund aufregte. Doch war die Verschiedenheit zwischen den Lehren des Basler Theologen und des Zürcher Professors nicht sehr groß. Beide gehörten jener Richtung des Protestantismus, die sich in Deutschland und in den Vereinigten Staaten eine bedeutende Stellung erworben hat, einer Schule, die dem Philosophiren eine größere Bedeutung einräumt als dem Glauben, und die je länger je mehr dahin strebt, die christliche Religion als eine jener zahlreichen Erscheinungen dessen anzusehen, was sie „die ewige Offenbarung Gottes in der Natur und Menschheit“ nennt. Hat man einmal diesen Standpunkt eingenommen, so enthalten die heiligen Bücher

des Christenthums die absolute Wahrheit in nicht höherem Maße als die heiligen Bücher Chinas und Indiens. Wenn sich Gott seit Anbeginn der Welt allen Völkern offenbart hat, so findet man überall die Spuren seiner Lehren, aber man findet sie nirgends ohne menschliche Zusätze. Nach den Rationalisten haben sich die Völker in ihrer Kindheit der poetischen Schwärmerei nicht entziehen können, welche die Mythologien erzeugte. So haben sie denn behauptet, daß die Juden von der Neigung der ersten Menschen zu den Legenden und übernatürlichen Thatfachen nicht frei waren.

Die deutschen Theologen, welche diese Ansicht zuerst auf eine systematische Weise annahmen, zogen Anfangs nicht die kühnsten Folgerungen aus derselben. Aber die Logik erlaubt nicht, stehen zu bleiben. Sobald einmal der Grundsatz aufgestellt war, gelangte man in einem Lande, in welchem Nichts die Freiheit der religiösen Untersuchungen beschränkte, bald zu Anwendungen von unglaublicher Kühnheit. In der That, wenn de Wette gezwungen wurde, die Universität Berlin zu verlassen, wo er mit einem Talente lehrte, das nie in Zweifel gezogen wurde, so hängt das in keiner Weise mit seinen theologischen Meinungen, sondern mit rein politischen Gründen zusammen. Man beschuldigte ihn, für Karl Sand, den Mörder Robespierre, Theilnahme gezeigt zu haben. Mochte diese Beschuldigung richtig oder falsch sein, immerhin zwang sie ihn, in die Schweiz zu gehen, wo er sich durch seinen Charakter und seinen friedlichen Sinn die allgemeine Achtung erwarb. Man glaubte in Basel, daß die freie Forschung eine unvermeidliche Folge des protestantischen, ja selbst des christlichen Grundsatzes sei*). Was, in der That, bildet das Wesen dieses Grundsatzes? Daß der Staat nicht mehr, wie in den heidnischen Jahrhunderten, das Gewissen der Einzelnen

*) Von diesem Standpunkte aus vertheidigte der berühmte Philologe Orelli von Zürich die Ernennung des Dr. Strauß in einer besondern Schrift.

zu beaufsichtigen hat, und daß sich diese für ihren Glauben nur vor dem Richterstuhl des obersten Richters zu verantworten haben. Wenn es also ist, wie soll man die Prüfung der Dogmen, ja selbst der Grundlagen des Christenthums verhindern? Es wird diese Untersuchung freilich zum Ergebnis haben, daß gewisse Geister außerhalb des Evangeliums bleiben. Aber wäre der christliche Glaube frei und verdienstlich, wenn er durch Polizeiverordnungen geboten wäre? Hat man in den ersten Jahrhunderten des Christenthums jemals gesehen, daß es den Neubekehrten verboten war, die Beweise zu prüfen, auf welchen die Ueberzeugung der Jünger Christi beruhte? Damals gab es weder Bannflüche noch Verbammungen, welche vernünftigen Wesen die Prüfung der Wahrheiten untersagten, von denen unser sittliches Leben abhängt. Wer sich für den evangelischen Glauben aussprach, that es mit jener vollen Freiheit und jenem aufrichtigen Eifer, der die Gläubigen fähig machte, vor den Proconsuln und Senatoren für ihren Glauben einzustehen. Seit aber das Papstthum dem Abendland sein Joch auferlegt hat, haben sich die Verhältnisse geändert. Es wurde selbst die rechtmäßigste Prüfung der religiösen Fragen gewaltthätig untersagt. Man wendete Schwert und Feuer gegen die Unklugen an, welche die Freiheit der alten Zeiten forderten. Jeder Versuch, über die Grundlagen des Glaubens nachzudenken, über dieselben klar zu werden, wurde von der Gesetzgebung den Verbrechen gegen die Personen und das Eigenthum gleichgestellt. Dank der Reformation, die das Joch der Päpste zerbrochen hat, ist ein solcher Zustand, der dem Christenthum zur Schande gereichte, durchaus unpopulär geworden. Die Männer von allen Meinungen müssen ihn heute verdammen, wenn sie auf die Unabhängigkeit der Wissenschaft und des Geistes irgend Gewicht legen.

Dieser Standpunkt war der des frommen Neander. Der Eindruck, den das Werk des Dr. Strauß bei seinem Erscheinen im Jahr 1836 machte, war sehr bedeutend. Als das Ministerium

Friedrich Wilhelms III. die Aufregung bemerkte, die es hervorgerufen hatte, erschrad es darob, und berieth sich bei Reander, der damals Professor in Berlin war. Dieser antwortete, ohne sich zu bedenken, daß Wert des Dr. Strauß sei ganz gegen seine Ueberzeugung; er glaube nicht, daß dessen Grundsätze auf der wahren Wissenschaft beruhten, aber er vertraue vollständig auf die Macht der freien Prüfung. Er verlangte daher auf das Inständigste, daß die Erörterung fortgesetzt werde, denn er sei überzeugt, daß sie früher oder später zum Vortheil der Wahrheit ausfallen müsse. Die Regierung trat dieser Ansicht bei und überließ es der christlichen Wissenschaft, auf die in dem „Leben Jesu“ vorgebrachten Einwürfe zu antworten. Durch diese Handlungsweise zeigten die Minister Friedrich Wilhelms III. eben so viel gesunden Menschenverstand als wahre evangelische Gesinnungen. Es scheint uns, daß alle diejenigen sie nachahmen sollten, welche in der Verbreitung der Ideen, deren berühmteste Repräsentanten der Professor de Wette und Dr. Strauß sind, eine ernste Gefahr erblicken.

Jedoch ist die Ernennung dieser zwei Schriftsteller zu Professoren an den Hochschulen Basel und Zürich eine Frage von anderer Art. Ohne Zweifel ist es jedem Einzelnen erlaubt, die verschiedenen Probleme, welche sich bei dem Studium des Christenthums ergeben, nach den Eingebungen seiner Vernunft und seines Gewissens zu lösen. Aber handelt die Regierung eines christlichen Volkes auf eine vorwurfslose Weise, wenn sie Männer zu hohen Stellen beim Unterricht beruft, deren Meinungen offenbar mit denen der großen Mehrheit der Bürger im Widerspruch stehen? Was in Zürich vorging, beweist, wie sehr sich die Behörde gegen die Grundsätze der Weisheit und der Politik verfehlte. Die wissenschaftliche und religiöse Freiheit fordert keineswegs, daß man einem Mann einen Lehrstuhl anvertraue, der nicht an die Göttlichkeit des Christenthums glaubt.

Es ist nach unserer Ansicht eine gebieterische Pflicht, daß man ihn in Nichts in seinen persönlichen Studien störe, daß

man ihm keines seiner bürgerlichen Rechte beraube, daß man gegen ihn die größte Dulbung beweise; aber auf der andern Seite ist man auch durch Nichts ermächtigt, den Glauben derer zu beunruhigen, die den christlichen Ueberlieferungen treu geblieben sind. Wenn man anders handelt, setzt man sich Reaktionen aus, deren Folgen nicht zu berechnen sind. Ich fürchte mich nicht zu sagen, daß der Dr. Strauß selbst jetzt dieser Meinung ist; denn er hat vollständig der Ausübung seiner geistlichen Verrichtungen entsagt, die allerdings mit seinen allgemein bekannten Ansichten nicht verträglich sind. Seine jetzige Stellung scheint richtiger und offener, als da er den theologischen Lehrstuhl in Zürich annahm. Ist es möglich, zu gleicher Zeit Pfänden der Rechtgläubigkeit und die Freiheit des Zweifels zu heben? Wenn man die Meinungen der Kirche Christi nicht mehr theilt, so suche man auch nicht, deren Pfarrer und Prediger zu werden. Man muß Jedem seine Thätigkeit und seine Aufgabe lassen. Der Unterricht im Glauben kommt den Gläubigen zu. Die Philosophen sollen sich hüten, das Kleid der Theologen anzuziehen, das ihnen so schlecht steht, sonst wird man weder bei den Christen, noch bei den Freidenkern Frieden haben. Die ersten werden sich ärgern, von den heiligsten Glaubenssätzen selbst von denen höhrend sprechen zu hören, die der Staat beauftragt, die evangelische Lehre zu verkünden. Die Nationalisten dagegen werden sich immer beklagen, daß die Gläubigen ihre Freiheit beschränken.

Das Beispiel Frankreichs kann darin manchem deutschen Theologen aus der Schule der de Wette und Strauß empfohlen werden. An den Ufern der Seine sieht man keine Dissidenten nach den Lehrstühlen der Theologie streben, noch wollen sie dem Volk die Dogmen des Katholizismus lehren. Wenn man die Ansichten der Staatskirche nicht mehr annimmt, muß man thun, wie so viele hervorragende Geister dieses Landes von Calvin an bis zu de Lamennais gethan haben; man muß offen auf die Seite ihrer Gegner treten. Niemals wird ein solches Be-

nehmen, von Männern von Herz und Geist getabelt werden können. Dummköpfe oder Heuchler allein können es einen Abfall vom Glauben nennen. Victor Hugo hat in seinen „Betrachtungen“ recht gut gesagt: „Anstus rief: In den Tod mit dem Abtrünnigen Sokrates!“ Seltsam wäre es dagegen, wenn man einen Schriftsteller, der die „Angelegenheiten Roms“ und die „Worte eines Gläubigen“ verfaßt hat, einen katholischen Lehrstuhl besteigen sähe. Man fühlt beim ersten Blick den Widerspruch, der darin liegt. Wenn man auf den Grund der Dinge geht, wird man die Stellung des Dr. Strauß in Zürich nicht angemessener finden. Der gelehrte Tübinger Professor konnte wohl ohne Widerwillen einen Lehrstuhl der Philosophie, der Literatur, der Geschichte übernehmen, aber einen Lehrstuhl der Theologie! Um eine solche Wissenschaft vorzutragen, muß man doch einigermaßen wenigstens ein Christ sein. Nun aber bekennet es Dr. Strauß offen auf jeder Seite seines Buchs, daß er keiner ist. Er ist weder Katholik, noch Anglikaner, noch Lutheraner, noch Calvinist, er ist ganz einfach ein Schüler Hegels. Wir fühlen uns nicht berufen, ihm einen Vorwurf daraus zu machen, noch ihn zu befehren; wir wollen nur eine Thatsache feststellen, die eben so klar ist als die Sonne. In allen Dingen ist Logik und Offenheit nöthig, am allermeisten wenn es sich um die Religion handelt.

Uebrigens hatte sich Dr. Strauß einen großen Ruf erworben, den man schwerlich begreifen würde, wenn sein System den Darlegungen entspräche, welche die römischen Katholiken von demselben gegeben haben. Diese sind ein solches Gewebe von Unsinn, daß man sich fragt, wie es möglich gewesen, daß er den geringsten Einfluß auf die Geister habe ausüben können. Hat man aus Unredlichkeit oder aus Unwissenheit so seltsame Karikaturen von Dr. Strauß und seinen Ansichten gegeben? Es scheint auf den ersten Blick schwer zu sein, über eine so zarte Frage zu entscheiden. Jedoch ist es empörend anzunehmen, daß man die Wahrheit wesentlich entstellen könne. Wir wären daher

geneigt zu glauben, daß man von den Werken des berühmten Professors spricht, ohne sie nur durchblättert zu haben, und die scheint um so wahrscheinlicher, als es den Katholiken bekanntlich untersagt ist, unter Strafe der Exkommunikation, die verbotenen Bücher ihrer Gegner zu lesen. Es darf daher nicht auffallen, daß sie die Werke der Reformatoren oft auf eine gar lustige Weise beurtheilen, wie z. B. Nicolas in seinem Buch „über den Protestantismus“.

Was den Dr. Strauß betrifft, konnten die Schriftsteller der römischen Kirche, wenn sie die Erlaubniß nicht hatten, das „Leben Jesu“ zu lesen, nicht wenigstens die beredte Widerlegung desselben durchblättern, welche Edgar Quinet in der *Revue des deux Mondes* bekannt gemacht hat? Wenn Crétineau-Joly diese Vorsicht gebraucht hätte, würde er nicht folgende seltsame Darstellung geschrieben haben: „Es lebte in Deutschland ein gewisser Dr. Strauß, den die Verirrungen seines Urtheils und die Ungereimtheit seiner Lehren bei einigen Vereinen von Gottesläugnern berühmt gemacht hatten. Seine Theorien waren eben so nebelhaft, eben so unbegreiflich als seine Reden, die allen Winden des menschlichen Widerspruchs Preis gegeben war. Dr. Strauß entwickelte nicht, er dogmatisirte. Was man mit aller Anstrengung aus dem Labyrinth entnehmen konnte, in welchem seine grundsätzlich unlogischen Beweise herumstülpelten, war, daß Jesus Christus niemals gelebt habe, daß er eine Mythe sei. Die Bibel war für Strauß ein Roman. Nach diesem Sophisten waren alle alten und neuen Religionen nur auf den Charlatanismus des Priesterthums gegründet, welcher die Leichtgläubigkeit der Geisteschwachen ausbeutete*.“

Alles dieß ist eben so falsch als schimpflich. Der Verfasser haßt nach einem schneidenden Ton, dessen Zweck es wahrscheinlich ist, in den Augen seiner Partei für einen tiefen Theologen zu gelten. Es ist wirklich lustig, wenn er über einen Man-

*) *Histoire du Sonderbund.*

von europäischem Ruf sagt: „Es lebte in Deutschland ein gewisser Dr. Strauß,“ ganz wie man sagte: „Es war einmal ein König und eine Königin.“ Der Ton der plumpen Bosse, den die Ehrwürdigen Väter der Gesellschaft Jesu im Gebrauch haben, hat wirklich etwas Lächerliches. Man bekämpfe die Ideen des Dr. wie es Harles *), W. Hoffmann **), A. Tholud ***), A. Neander †), Oslander ††), Eschenmayer †††), Klaiber *), Hug **), Sepp ***), und mehrere andere ausgezeichnete Gelehrte gethan haben †), man widerlege sie vom philosophischen, theologischen und geschichtlichen Standpunkt: dawider ist Nichts einzuwenden. Dr. Strauß, der sich so oft auf die Wissenschaft beruft, kann sich dadurch nicht verletzt fühlen. Aber daß man sein Buch als das gemeine Nachwerk eines kenntniß- und verstandlosen Gottesläugners darstellt, kann man nicht zugeben, sobald man einige Achtung vor der Wahrheit hat.

Athanasius Coquerel, einer der Pfarrer der reformirten Kirche in Paris, spricht nicht in demselben Tone von dem Verfasser des „Lebens Jesu“. So sehr er bedauert, daß der berühmte Professor seine Talente im Dienste des Skeptizismus angewendet

*) „Die kritische Bearbeitung des Lebens Jesu, von Dr. Strauß.“ Erlangen, 1836.

**) „Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet von Dr. Strauß.“ Stuttgart, 1836 u. 1839.

***) „Die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte. Hamb., 1837.

†) „Leben Jesu Christi.“ Hamb., 1837 — 1838.

††) „Apologie des Lebens Jesu.“ Tüb., 1839.

†††) „Ueber den Ischariotismus.“ Tüb., 1836.

*) „Bemerkungen über das Leben Jesu“ u. s. w. Stuttg., 1836.

**) „Gutachten über das Leben Jesu.“

***) „Leben Jesu Christi.“ Regensb., 1853.

†) Ich übergehe mehrere andere Werke dieser Art. Zeller hat in einer merkwürdigen Schrift die hauptsächlichsten Widerlegungen des Dr. Strauß zusammengestellt, ebenso Mussard von Genf für die französischen Lehrer.

habe, gesteht er doch gern und ohne Widerstreben, daß er mit einem außerordentlichen Verstand begabt und daß sein Wissen unermesslich ist. Edgar Quinet, der das „Leben Jesu“ vortrefflich beurtheilt hat, erklärt, es sei das Stärkste, was man seit Voltaire gegen das Neue Testament geschrieben habe. Daher haben auch die gelehrtesten Theologen Deutschlands, wie Tholud und Reander*), nicht ihre Zeit zu verlieren geglaubt, wenn sie es in Folge gewissenhafter Prüfung widerlegten. Sie haben sich nicht begnügt, mit aristokratischer Geringschätzung zu sagen: „Ein gewisser Dr. Strauß“, wie man etwa sagen würde ein gewisser Hans oder Michel. Ich will den lebenswürdigen Ausdruck in folgendem Satze nicht hervorheben: „den die Verirrungen seines Urtheils und die Ungereimtheit seiner Lehren bei einigen Vereinen von Gottesläugnern berühmt gemacht haben.“ Dr. Strauß hielt Vorlesungen an der Universität Tübingen, einer der berühmtesten im protestantischen Deutschland. Wenn Dr. Strauß von einem Professor am Collège de France sagte: „Herr N. N., den die Verirrungen seines Urtheils und die Ungereimtheit seiner Lehren berühmt gemacht haben,“ würde man ihn mit Recht für einen gemeinen Menschen halten. Ist man vom Geseze des Anstandes entbunden, weil es sich um Gelehrte handelt, die jenseits des Rheins leben? Wir haben einen bessern Begriff von der französischen Höflichkeit. Was die Ungereimtheit der Meinungen des Dr. Strauß betrifft, so kann ein Buch, das nur ungereimt ist, nicht ganz Europa in Aufregung bringen, es kann nicht alle Universitäten beschäftigen und so viele Widerlegungen hervorrufen**). Als Victor von Bonald***), ein katholischer Schriftsteller, ein Werk heraus-

*) E. Zeller, Die Stimmen der deutschen Kirche.

**) Mussard gibt ein langes Verzeichniß derselben in seiner zu Genf bei Kessmann herausgegebenen Widerlegung. Es ist auch noch die des Zürcher Professor Lange hervorzuheben.

***) V. de Bonald, Moïse et les géologues.

gab, um zu beweisen, daß sich die Erde nicht drehe, hat man sich mit einer solchen Ungereimtheit beschäftigt? Es wäre dem Dr. Strauß dasselbe begegnet, wenn sein Buch von der nämlichen Art gewesen wäre.

Es ist nicht zu verwundern, daß der Lieblingschriftsteller der Jesuiten den Dr. Strauß der Gottesläugnung anklagt. Für diese Schule ist man ein Gottesläugner, sobald man die Visionen des Ignaz von Loyola nicht für Offenbarungen des Himmels und den Pater Loricquet nicht für einen Kirchenvater hält. Das Wahre an der Sache ist, daß Strauß als Schüler Hegels die christliche Vorstellung von der Persönlichkeit Gottes nicht annimmt. Warum soll man es nicht sagen? Muß man übertriebene Ausdrücke gebrauchen, selbst wenn es sich um ganz unbegründete Ansichten handelt? Wenn man von einem Radikalen sagt, er sei ein Socialist, könnte er nicht antworten, daß man ihn verläumdete? Diese unbestimmten, dem Styl der Inquisitoren entlehnten Bezeichnungen haben das Ueble, daß sie Alles verwirren und meistentheils durchaus ungerecht sind.

Da Strauß ein Deutscher ist, vergißt Crétineau-Joly nicht, ihm „nebelhafte Theorien“ beizulegen, „die eben so unbegreiflich seien, als seine Worte“. Auch dieß ist bloßer Wortschwall. Für viele Franzosen ist es unmöglich, klar zu sein, wenn man in Wittenberg oder Stuttgart geboren ist. Welcher Feuilletonist hat nicht schon hundertmal über die Nebel des Rheins und die deutschen Wolken gespöttelt? Das kann man bei bedeutungslosen Zeitungen hingehen lassen. Aber in einer Geschichte — und zwar in einer Geschichte, die den kriegerischen Heldenthaten der Gesellschaft Jesu gewidmet ist — ist diese Phrase um so unglücklicher, als der Dr. Strauß vollkommen klar ist. Er ist weder „nebelhaft“ noch „unbegreiflich“, nicht einmal abstrakt. Man könnte ihn für einen Schüler der französischen Encyclopädisten halten. Mit Ausnahme einiger seinem Lehrer Hegel entlehnten Formeln bleibt er immer auf dem festen Boden der Thatfachen, er untersucht die Texte, und sucht, wie Bayle in

seinem Wörterbuch, Widersprüche hervorzuheben. Kann man aber von Bayle sagen, daß seine Theorien nebelhaft und ungreiflich sind? Wenn man einen solchen Ausdruck von Bacon, Hegel, Schelling, Jacobi, Schleiermacher gebraucht, namentlich wenn man an den Ufern der Seine geboren ist, so wird es Niemandem auffallen. Aber wenn man ihn gebraucht, wenn es sich um Niebuhr, Leopold Ranke, Lessing oder Strauß handelt, so scheint uns dies — man erlaube uns, unsere Meinung offen zu sagen — allerwenigstens seltsam. Selbst wenn man der officiële Geschichtschreiber der Jesuiten wäre; selbst wenn man mit ihrem Segen Etwas von ihrer Unfehlbarkeit erhalten hätte, würde man sich nichts destoweniger durch Veröffentlichung solcher Behauptungen auf immer lächerlich machen. Ich übergehe diese prächtigen Phrasen, daß „Strauß niemals entwickelte, daß er nur dogmatisirte und allen Winden des menschlichen Widerspruchs Preis gegeben war“. Horaz hätte dies „Worte von einem halben Fuß“ genannt,

sesquipedalia verba.

Ohne die Phrase des Verfassers der „Geschichte des Sonderbunds“ so streng zu bezeichnen, ist es schwer, ihn von jedem Wortschwall freizusprechen.

Ich komme zu etwas Ernsthafterem. Crétineau-Joly behauptet, daß nach dem Verfasser des „Lebens Jesu“ Christus niemals gelebt habe, daß er nur eine „Mythe“ sei. Es ist wahrscheinlich, daß man den Sinn dieses griechischen Wortes, das man so oft gebraucht und gemißbraucht hat, nicht recht versteht, oder vielmehr, daß der Gegner des Dr. Strauß dessen System mit dem der Franzosen Dupuis und Volney vermengt. Diese Gelehrten haben behauptet, daß Christus nur als ein rein astronomisches Symbol anzusehen sei. Aber hat der deutsche Professor jemals etwas Aehnliches behauptet? Er hat wohl hundertmal wiederholt, daß die Geburt Christi nichts Uebernatürliches habe, daß seine Taufe von keinem Wunder begleitet worden sei, daß die Erzählung seiner Wunderthaten durchaus

den Charakter der Legende habe, daß man seine Auferstehung und seine Himmelfahrt als Mythen ansehen müsse; aber er hat niemals weder sein Dasein als Handwerker, noch sein arbeitssames Predigen, noch seine Angriffe gegen die Pharisäer, noch seinen Kampf gegen die Großen, noch seinen Prozeß, noch endlich seine Kreuzigung geläugnet. Er drückt sich hierüber auf das Entschiedenste aus. Wie kann man, nach allem dem, darauf bestehen, ihm Ungereimtheiten zuzuschreiben, an die er nicht gedacht hat? Dieses Wort, das mir so eben entchlüpft ist, kann vielleicht eine Erklärung geben. Die Männer einer gewissen Partei haben ungereimte Gegner gern. Es gibt nichts Bequemerem; man hat mit ungereimten Menschen weder Gelehrsamkeit, noch Geduld, noch lange Forschungen nöthig. Die Ungereimtheit widerlegt sich von selbst, und dann, wie ruhmvoll ist es für die römische Lehre, daß sie nur von Unsinnigen bekämpft wird! wie angenehm ist es für ihre Vertheidiger zu sagen, daß, wenn man ihre Kirche verläßt, man zugleich auch den gesunden Menschenverstand aufgibt. Das ist wahrscheinlich der Grund jener Politik, welche die Vertheidiger Roms veranlaßt, ihren Gegnern die abscheulichsten Namen heizulegen. Nicolas weiß recht wohl, daß der Socialismus nicht in der Mode ist; daher schreibt er ein Buch, um zu beweisen, daß die Protestanten Socialisten sind. Man ist in Berlin zum Beispiel so entsetzlich socialistisch gesinnt!

Nach der angeführten Auseinandersetzung zieht Crétineau-Joly seine Schlüsse; erstlich ist Dr. Strauß ein Sophist. — Das ist bald gesagt! — Ein Gottesläugner, der nur Ungereimtheiten und Widersprüche aufeinanderhäuft, ist nothwendiger Weise ein Sophist. Das Wort selbst ist ziemlich gemäßigt, wenn man sich an die Vordersätze erinnert. Aber wie edelhaft ist diese Polemik, welche die Gesellschaft Jesu unter ihren Schutz nimmt! Diese Polemik, welche ihre Beweise nicht aus Büchern, sondern in den Aneipen zu nehmen scheint, und die von Persönlichkeiten lebt, welche alle ehrenhaften Menschen empören

muß! Diese Betrachtungen erinnern mich an ein unverdautes Nachwerk, das einer der berühmtesten Jesuiten unserer Zeit gegen den Protestantismus geschrieben hat. Ich habe darin ein Kapitel gefunden, welches gegen die Personen so vieler katholischer Priester gerichtet ist, die in den letzten Zeiten mit der römischen Kirche gebrochen haben. Ein seltsames Beweismittel gegen die Reformation! Was liegt an den Einzelnen, an ihren Täuschungen, ihren Verkehrtheiten, und selbst an ihren Lastern? Will man die Dinge von einem solchen Gesichtspunkte würdigen, so ist der Katholizismus bald verurtheilt. Was sind in der That die meisten Päpste? Sind Alexander VI. und Johannes XXIII. Apostel oder Märtyrer? Wenn man bei dem, den man den „Statthalter Gottes“ und „unfehlbar“ nennt, Kleinigkeiten übersieht, wie Blutschande oder Meuchelmord, so sollte man sich, scheint es, weniger beeifern, ärgerliche Anekdoten aufzusuchen, oder Schmähschriften zu sammeln.

Der Katholizismus, der an politischen Auskunftsmitteln reicher ist als an Beweisen, hat in dem „Leben Jesu“ eine Gelegenheit gefunden, die Kirchen niederzuschmettern, welche den päpstlichen Despotismus nicht annehmen. Alle diejenigen „zerstreuen,“ hat er gesagt, „welche nicht mit dem römischen Papst sammeln; und wenn man nicht auf die Orakelsprüche hört, die aus seinem unfehlbaren Munde kommen, verfällt man früher oder später in Skeptizismus. Wenn man dem Grafen Joseph von Maistre Glauben schenkt, so neigt sich selbst die orientalische Kirche nach dieser Richtung. Der Anklage fehlt es, wie man sieht, weder an Bedeutsamkeit noch an Tragweite, und wir sind eben so sehr genöthigt, darauf zu antworten, als die abendländischen Christen, die keine andere Autorität anerkennen als die heiligen Bücher. Wir haben es hier mit der obersten Anmaßung Roms zu thun, das da behauptet, daß es für die Staaten wie für die Einzelnen eine Arche des Heils sei. Ohne Rom geräth die Theologie in Skeptizismus, die Philosophie in Gottesläugnung, die Politik in den Socialismus; es allein bewahrt vor

allen Uebeln und vor allen Irrthümern. Das ist Roms Glaubensbekenntniß, oder wenn man will, sein Ideal. Im Abendlande nehmen viele Leute, welche über den Zustand der verschiedenen Kirchen nicht genug nachgedacht haben, diese übertriebenen Anmaßungen nur zu gern an.

Und doch, wenn man nicht Worte für Ideen, oder Phrasen für Thatfachen hielte, würde man bald sehen, daß der religiöse Skeptizismus bis heute eine durchaus abendländische Krankheit geblieben ist. Man könnte sogar weiter gehen und beweisen, daß er im Schooß der katholischen Völker viel vollständiger, viel unehrerbietiger, viel kühner ist, als unter den protestantischen Nationen des 19. Jahrhunderts. Ist der Skeptizismus auf protestantischem Boden erzeugt worden? Waren die Karдинаle Leo X., welche bei den „unsterblichen Göttern“*) schwuren, Schüler Luthers oder Zwinglis? Waren die kühnsten Denker am Ende des Mittelalters, waren Jordano Bruno, Telesio, Pomponazzi, Vanini, Servet, Ochino, Gentilis in katholischen Ländern geboren? oder in katholischen Ländern im höchsten Sinne des Wortes? Findet man in den protestantischen Staaten während des 17. Jahrhunderts kühnere Schriftsteller als Molière, La Fontaine, Gassendi und ihre Freunde? Wurden nicht die verwegensten Neuerungen des 18. Jahrhunderts in jenem Frankreich ausgebrütet, welches Rom seine „erstgeborene Tochter“ nennt. Waren Voltaire, d'Alembert, Diderot, Helvetius, der Abbé Raynal, Holbach, Condorcet, Buffon, Montesquieu, Marmontel, Laharpe, Mirabeau, Lamettrie, d'Argens etwa Zöglinge von Oxford oder Genf? Die Männer, die im J. 1792 die Altäre in den Staub geworfen und den Atheismus verkündigt haben, waren nicht auf deutschen Universitäten gebildet worden!

Man sieht, wie weit die hauptsächlichste Behauptung des Katholizismus begründet ist, der aus allen christlichen Kirchen

*) Nisard, Études sur la Renaissance.

Schulen des Zweifels macht. Gibt es in der Welt ein weniger gläubiges Volk als das französische, das 40,000 katholische Priester zu geistlichen Führern hat, ohne die Jesuiten, die Kapuziner, die Dominikaner, die Vigorianer, die Maristen, die Trappisten und andere weiße, schwarze und graue Mönche zu rechnen*)? Wenn man einige Theile der katholischen Erde anführen kann, wo der Glaube des Mittelalters unverfehrt geblieben ist, irgend eine mexikanische Stadt, die sich in den Pampas verliert, irgend einen alten Flecken in den Pyrenäen, der von der ganzen Welt vergessen ist, so muß man gestehen, daß die Bücher dort ebenso selten sind als das Nachdenken, und daß an dem nämlichen Tage, da die Prüfung dort Eingang findet, sie nothwendig die nämlichen Früchte hervorbringen wird, als in Paris, Rom, Turin oder Brüssel. Die papistischen Schriftsteller, welche mit stolzer Verachtung von der orientalischen Kirche sprechen, sollten anerkennen, daß es ihr besser gelungen ist, in den Völkern, die unter ihrer Leitung geblieben sind, eine größere Anhänglichkeit an das Christenthum zu erhalten. Die Irrthümer, welche den Glauben an das Evangelium in der Wurzel untergraben, sind bei uns, so zu sagen, unbekannt. Der Atheismus, der bei den germanischen Völkern so viele Verwüstungen angerichtet hat, hat bei uns keinen Eingang gefunden. Und doch haben wir nicht zu den abscheulichen Gewalththaten gegriffen, deren sich die päpstliche Kirche bedient, um ihre Herrschaft sicher zu stellen. Die Flamme der Scheiterhaufen der Inquisition hat in den Gegenden, welche unter dem Schutze des griechischen Kreuzes leben, niemals geleuchtet. Wir kennen jene Religionskriege, jene Mezeleien ganzer Völkerschaften, jene Bartholomäusnächte nicht, welche die römische Kirche mit so vielem Recht verabscheuungswürdig gemacht haben. Wir wissen Nichts von jenen lächerlichen und widrigen Mitteln, die sie gegen Bücher und Schriftsteller angewendet. Wir beneiden

*) G. E. de Pressensé, du catholicisme en France.

Rom nicht um seine Congregation des Index, und wir lieben es nicht, das abscheuliche Verfahren des geistlichen Despotismus anzuwenden, um den christlichen Glauben zu erhalten. So ist denn die Behauptung des Katholizismus, als ob er allein die Mittel besitze, die Völker von der Ansteckung des Skeptizismus zu bewahren, schlecht begründet.

Allerdings bietet die protestantische Gesellschaft eine absolute Einheit des Glaubens nicht dar. Aber ob man sich gleich so viel als möglich diesem Ziel nähern muß, so kann doch im Voraus versichert sein, daß man es nie erreichen wird. Die Verschiedenheit der Meinungen, selbst der religiösen, ist eine nothwendige Folge der menschlichen Freiheit und der Verschiedenheit in den geistigen Anlagen. Die Wahrheit ist ohne Zweifel in ihrem Wesen eins; aber die Menschen betrachten sie mit mehr oder wenigen schwachen Augen. Ein scharfer Blick überschaut alle einzelnen Gegenstände in einer Landschaft. Obwohl sich diese Landschaft nicht ändert, werden weniger kräftige Augen immer nur einen Theil derselben sehen. Der halbblinde Maulwurf, der seine Wohnung in unsern Furchen gräbt, hat nicht den Blick des Adlers, der hoch im Himmel schwebt. Man muß sich in unvermeidliche Folgen der menschlichen Natur ergeben. Ein aufmerksamer Beobachter wird leicht eingestehen, daß diese Natur sehr unvollkommen ist; allein man wird sie nicht durch künstliche oder gewaltthätige Mittel verändern. Oder, wenn man es versucht, wird man Blutströme vergießen müssen, und nach jahrhundertlangen Kämpfen und Mezeleien wird der Mensch sein wie am ersten Tage. Diese Betrachtungen reichen hin, um die Schmähungen nach Verdienst zu würdigen, welche das Werk des Dr. Strauß und der geistige Zustand in den protestantischen Ländern hervorgerufen haben.

Was den Beschluß der Zürcher Regierung betrifft, durch welchen der Dr. Strauß zu einem theologischen Lehrstuhl an einer schweizerischen Universität berufen wurde, so haben wir schon gesagt, was wir davon denken. Crétineau-Joly verschwen-

det, wie es sich von selbst versteht, bei diesem Anlaß die volltönendsten Phrasen wie folgende: „In den Händen der geheimen Gesellschaften wurde der Dr. Strauß mit seiner an berechneten Dunkelheiten reichen, an menschenfreundlichem Geschwätz unerschöpflichen Darstellung eine kostbare Erwerbung.“ Hier erscheint die jesuitische Beredtsamkeit in ihrem vollen Glanz. Es wäre Schade, kein Beispiel derselben zu geben. Der Verfasser der „Geschichte des Sonderbunds“ sagt, indem er von den deutschen Professoren spricht, die wie Dr. Strauß an verschiedene Lehrstühle berufen worden waren: „Von dem Groll des beleidigten Hochmuths ganz in Galle aufgelöst, verachten diese Professoren auf Antrieb der demagogischen Race gewalthätige Anwendungen und thaten der Wirklichkeit Gewalt an.“ Unglücklicher Weise für Crétineau-Joly ist Dr. Strauß, weit entfernt, zur „demagogischen Race“ zu gehören, — welch schöner Etyl — ein entschiedener Konservativer. Als Mitglied der Deputirtenkammer hat er stets gegen die Radikalen gestimmt und hat ihnen genug harte Worte gesagt.

Wie dem auch sei, so beschäftigte sich die Zürcher Synode mit den Gefahren, mit welchen der Vortrag des Dr. Strauß den christlichen Glauben des Kantons bedrohte. Sie verlangte, daß er durch einen andern Gelehrten ersetzt werde. Sie machte offenbar von dem Recht einer jeden geistlichen Körperschaft Gebrauch, welche an die Spitze einer Staatskirche gestellt ist. Die Regierung sah darin nur eine vereinzelte Aeußerung, oder wenigstens stellte sie sich, als ob sie das Verlangen der Geistlichen für eine solche halte. Indessen hat die Zürcher Geistlichkeit seit der Reformation beständig viel Aufklärung und Duldsamkeit an den Tag gelegt. Es ist schwer zu glauben, daß sie sich diesmal von den Eingebungen des Fanatismus habe leiten lassen. Zu ihren Gunsten spricht aber, daß sie nach dem Sieg ihrer Partei Nachsicht und Vergessenheit predigte. Da die radikale Behörde ihre Forderungen unbeachtet ließ, erhob sich das Volk in der Nacht vom 5. auf den 6. September 1839. Die Bauern eilten

aus ihren Thälern herbei, mit Stugern und Aderwerkzeugen bewaffnet. In ihren Reihen ertönte das alte Lied Zwingli's, das von ihren Vätern so oft angestimmt worden war, wenn sie gegen die Soldaten Roms marschirten. Wie hätte man einem solchen Aufschwung widerstehen können? Die Regierung war bald gestürzt und durch Männer ersetzt, deren religiöse Meinungen mit denen des Volkes übereinstimmten.

Groß war die Ueberraschung in ganz Europa bei der Nachricht eines solchen Aufstandes im Kanton Zürich. Männer, welche sich für scharfsichtig hielten, behaupteten, daß dergleichen Ereignisse in Europa nunmehr unmöglich seien. Der Sonderbundskrieg, der römische Feldzug und die spätern Begebenheiten haben ihnen das Gegentheil hinlänglich bewiesen. Die religiösen Fragen steigen aus ihrer Asche wieder empor. Die Einzelnen, wie die Nationen, werden müde, ihr Blut für die Interessen der Gegenwart zu vergießen. Früher oder später wenden sie ihre Blicke wieder gegen das Ewige. Kann man dergleichen Erscheinungen für ein Zeichen des Verfalls halten? Was man auch davon denke, so müssen sie den Staatsmännern unserer Zeit eine ernste Lehre sein. Sie werden vielleicht daraus lernen, welche eine innige Verbindung zwischen dem Glauben und der socialen Reform besteht. Glaubt man zum Beispiel, daß Spanien ein wahrhaft freies Land werden könne, so lange es dem Aberglauben des 10. Jahrhunderts unterworfen ist? Wenn die Gemüther Sklaven sind, ist im Staat kaum Freiheit möglich. Die freien und freigebliebenen Völker wie England, die Schweiz, Holland, haben mit einer religiösen Reform begonnen. Sie haben den geistlichen Despotismus gebrochen, um nicht auch im Weltlichen unter das Joch der absoluten Gewalt zurückzufallen.

Der Aufstand der Zürcher Bauern war, man kann nicht daran zweifeln, ein Religionskrieg; aber die Folgen beweisen, bis zu welchem Grad dieses Volk aufgeklärt und liberal war.

Als Papst Gregor XVI. im Jahr 1831 den Aufstand der Legationen unterdrückte, weiß man, welchen Gewaltthatigkeiten

sich seine Agenten überließen. Der Cardinal Albani hat sich bei dieser Gelegenheit eine ziemlich traurige Berühmtheit erworben. Es ist unnöthig, die Geschichte der Reaction zu erzählen, welche auf die Restauration Pius IX. gefolgt ist. — So ging es in Zürich nicht. Das protestantische Glaubenscomité erließ eine Proclamation, welche in unserer Zeit, wo die Mäßigung bei den Parteien so selten ist, mitgetheilt zu werden verdient. „Mitbürger! Brüder! Gott hat der gerechten Sache den Sieg verschafft. Aber er ist theuer erkauft. Manche Eurer Brüder haben ihn mit dem Leben, viele mit schweren Wunden errungen. Sie haben für das Vaterland, sie haben für ihren Heiland geblutet. Gott wird es ihnen jenseits lohnen: ihrer Wittwen und Waisen wird das Vaterland, werden ihre begüterten Brüder gedenken. Erinnert Euch des ernsten, wichtigen, aber theuer erkauften Sieges. Er macht es Euch zur Pflicht, im Andenken an die für die heilige Religion Gefallenen, durch die That zu beweisen, daß es Euch Ernst war, die heilige Religion zu schützen, daß Ihr dies und Nichts Anderes wolltet, und daß Ihr in Eurem häuslichen und öffentlichen Leben Tugend und Frömmigkeit als Eure Leitsterne bewahret. Brüder! Wir beschwören Euch bei der heiligen Religion, für die Ihr in den Kampf getreten seid, verübt keine Vergeltung für erlittene Unbill; zeigt Euch als wahre Jesusbekenner, die, wie Er, auch den Feinden zu vergeben wissen; die Rache sei Gottes; er wird Jeden zur Rechenschaft ziehen, früher oder später; die Strafe der Ungerechten und Unglücklichen ist durch den errungenen Sieg schon hart genug.“

Crétineau-Joly nimmt an „solchen Homilien“ Aergerniß. Er zürnt darüber, daß die siegende Partei „ihren Sieg nicht habe zu benützen“ verstanden. Man begreift, was diese Worte in dem Munde derjenigen bedeuten, welche den Index und die Inquisition in Schutz nehmen. Glücklich Weise sind solche Konservative in Zürich nicht zu finden. In Zwingli's und Lavaters Vaterland wäre ein Albani unmöglich. Muß man die

Schweiz deshalb bedauern? Wir unsererseits gestehen gern, daß wir von der Ansicht Voltaire's sind:

„Vertilge, großer Gott, von unsrer Erde
Wer freud'gen Herzens Menschenblut vergießt!“

Ich entfernte mich nachdenkend durch die krummen Straßen der alterthümlichen Stadt. Hier, an den Ufern des Sees, an der Stelle, wo die klaren Wellen der Limmat ihn verlassen, blieben die Römer stehen, welche die Civilisation überallhin mit ihren siegenden Ablern brachten. Sie gründeten daselbst eine Station, welcher sie den Namen „Thuricum“ gaben. Der Einfall der Barbaren, welche im 5. Jahrhundert wie ein verheerender Strom alle lateinischen Länder überzog, zerstörte auch Thuricum. Aber die Lage war zu glücklich, als daß sie hätte verlassen werden sollen. Die *Statio quadragesima Galliarum* stieg bald aus ihren Ruinen hervor, wurde eine Burg oder Stadt des deutschen Reichs. Die römische Station erfuhr damals eine vollständige Umwandlung. Sie ward als ein *Castellum* betrachtet, d. h. wie eine Zufluchtsstätte gegen die Streifzüge der wilden Horden; sie diente einigen Bürgern zum Schutz, welche vom Schwert der Herzoge von Zähringen, dann von den Grafen von Kyburg, endlich von den Freiherrn von Regensberg beschützt waren. Bei ihrer herrlichen Lage an der Straße von Deutschland nach Italien mußte ihr Wohlstand rasch zunehmen. Mit Kaufleuten, Reisenden und Gastwirthen angefüllt, war sie bald von einer unruhigen Bevölkerung bewohnt. Sie machte, wie so viele Städte des Mittelalters, Anspruch, als *Gemeine* aufzutreten, ihren Wachtthurm, ihre Obrigkeiten, ihre kriegerischen Zünfte zu haben. Diese Wünsche wurden verwirklicht. Als sie im Jahr 1218 freie Reichsstadt geworden war, bekriegte sie gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts unter dem Befehl ihres Feldhauptmanns Rudolf von Habsburg, der später Kaiser wurde, die Barone in ihrer Nachbarschaft, und zerstörte ihre Feiernester. Ihre demokratischen Sitten entwickelten sich schnell. Schon im Jahr 1335 verjagten die Zürcher, vom berühmten Rudolf

Brun angefeuert, die Adelichen, welche bis dahin an der Spitze der unruhigen Bürgerschaft gestanden hatten. Sie schlossen einen Bund mit den Schweizern der Waldstätte, deren Land die Wiege der Eidgenossenschaft war.

In unsern Tagen hat Zürich seine engen und düstern Wälle niedergerissen. Täglich erheben sich neue Häuser vor seinen Thoren oder innerhalb seiner Mauern. Die Stadt mit ihren engen und bergigen Straßen verwandelt sich zusehends, ohne ihr altes Gepräge zu verlieren. Man könnte es für zwei neben einander liegende Städte halten, zwischen denen die mit mehreren Brücken bedeckte Limmat ihre Fluthen wälzt. Die alte Stadt, über welcher die massiven Thürme des im byzantinischen Style erbauten Grossmünsters sich erheben, entfaltet sich an den Seiten des Zürcherbergs und steigt zu den lieblichen Ufern des See's herab, welchen moderne Häuser und große mit Balkonen und Blumen besetzte Gasthöfe zieren. Die kleine Stadt, welche von den Gewässern der Limmat und der Sihl umgeben und von Kanälen durchschnitten ist, liegt zum Theil auf den Hügeln des Lindenhofs und von St. Peter, zum Theil in dem Thal, das sich von dem Zürichberg zum Uetliberg erstreckt. Die Aussicht, welche ich auf den Abhängen des Uetlibergs bewunderte, ist von einem unbeschreiblichen Reiz. Von hier überschaut mein Blick Zürich und seinen schönen See, das Thal, welches die Limmat, einem Silberband ähnlich, mit ihren Wellen befruchtet, die wolkenanstiegenden Gipfel der Gletscher des Oberlandes und die Berge des Jura von den durch Rousseau berühmt gewordenen Ufern des Bielersee's bis zu den letzten Rücken des Jura, die sich gegen Narau abdachen, wo Zschokke lebte, und über welche hinweg, beinahe mit dem Horizont verschwimmend, die entfernten Ruppen der Vogesen und die Abhänge des Schwarzwaldes erscheinen.

Glückliche Stadt, welche mit den Gaben der Natur, der Macht des Geistes, dem Genie der Gewerthätigkeit, der Wissenschaft, des Landbaues und den Wohlthaten der Freiheit überhäuft

worden ist, ohne welche es unmöglich ist, sich der herrlichsten Geschenke des Himmels zu erfreuen!

XLI.

Er wird ein wilber Mensch sein, seine Hand wider jedermann, und jedermanns Hand wider ihn; und wird gegen allen seinen Brüdern wohnen.

1 Buch Mosiſ, 16, 12.

Die Sonne glänzte schon über dem Zürichberg, als unser Schiff den Hafen verließ. Die zauberischen Ufer des See's waren in einen späten Schlummer getaucht. Der Nebel verbreitete sich noch mit einer so launenhaften Leichtigkeit über die Wellen, daß man hätte glauben können, es seien weiße Nymphen, welche ihren fantastischen Reihen bald bildeten und bald wieder lösten. In weiten Strecken hin schienen die gelblichen Wogen mit einem goldenen Flor bedeckt. Es war die wunderbare Offenbarung des Lebens und der Liebe, die sich im Frühling in den zierlichen Wasserpflanzen kund gibt. Ich sah in der Ferne die fröhlichen Häuser kaum mehr, welche die Hügel bedecken, Zürich allein schwamm in Wellen von Licht und schien eine Diamantkrone zu tragen. Gern betrachtete ich diese Stadt noch einmal, die man das moderne Athen nennt.

Nichts kann sich nach meiner Meinung in der geistigen Welt mit der Stadt der Minerva vergleichen, welche die Wiege eines Aeschylus, Aristophanes, Euripides, Sokrates, Thucydides, Demosthenes und Plato war! Wenn man jedoch sagen will, daß Zürich der Hauptstadt Attikas gleicht, in dem Sinne nämlich, daß es mehr bedeutende Männer hervorgebracht hat, als große, dem Despotismus unterworfenen Reiche, erkenne ich gern die Wahrheit dieser Vergleichung an. Das ungeheure, dem König

der Könige untergebene Reich hat in der Geschichte der Gedanken keine einzige Spur seines Daseins hinterlassen, während Athen durch das Genie seiner Dichter, seiner Philosophen und seiner Künstler die Fadel der Menschheit geworden ist. Es ist ein seltenes Geschick für eine Stadt, den Trieb zur Poesie, zur Kunst und zur Wissenschaft in gleich hohem Grade gehabt zu haben. So kann auch nach dem unsterblichen Athen die Vaterstadt Pestalozzis, Gessners und Lavaters wegen seiner Fruchtbarkeit gepriesen werden. Auf diesem herrlichen Boden erlöscht das geistige Leben niemals. Wie jene Lusterscheinungen, welche am Himmel verschwinden, ohne einen leeren Raum zurückzulassen, so sieht man immer erhabene Geister die ersetzen, welche mit Ruhm gelebt haben.

„Et quasi cursores vitae lampada tradunt.“

In der Theologie hat Zürich zahlreiche berühmte Männer gezählt. Zwingli, der in seinen Mauern gepredigt hat, war der gelehrteste unter den Reformatoren. Sein Nachfolger Bullinger*) hatte den Beinamen eines Rume der neuen Kirche. Leo Juda, Pellican, Wolf, Zimmermann, Stolz, J. J. Hess, J. Schultheß sind berühmte Exegeten gewesen; Breitingen, Clausen, Lavater, J. G. Schultheß, Häfeli, J. Konrad Drelli haben auf der Kanzel geglänzt.

Die weltlichen Wissenschaften sind in Zürich nicht weniger gepflegt worden, als die heilige. Nachdem Konrad Gessner**), den man mit Recht den „Plinius der neuern Zeiten“ genannt hat, den Anstoß gegeben, hat J. von Muralt die Pflanzen der Schweiz unter dem poetischen Namen „Das Paradies Helvetiens“ (Paradisus Helvetiae) beschrieben; Scheuchzer, welcher auf Leibnizens Empfehlung an den Hof Peters des Großen berufen wurde, hat eine sehr geschätzte „Naturgeschichte des Schweizerlandes“ hinterlassen. Usteri war ein ausgezeichnete Schüler

*) Man sehe sein Leben in Meister, Berühmte Männer der Schweiz.

**) G. Meister a. a. O.

Jussieu's, während Hegetschweiler in seiner „Schweizerischen Flora“ und seiner Abhandlung „über die Giftpflanzen der Methode Linné's“ folgte. Oken hat die Naturwissenschaften mit Liebe behandelt, Ebel und Escher von der Linth, dessen Arbeiten von seinem Sohn Arnold Escher fortgesetzt werden, die Geologie. Rahn und Pommer haben sich in der Medizin ausgezeichnet.

In der Philologie und Pädagogik muß man Bibliander, H. Hottinger, Steinbrüchel, J. C. von Orelli, Pestalozzi und Scherr anführen.

J. J. Leu, von Meiß, L. Keller, J. J. Pestaluz, Bluntschli haben sich als Rechtsgelehrte ausgezeichnet.

Aus Zürich stammten ferner die Geographen Felix Faber, der im 15. Jahrhundert Palästina bereiste, J. C. Füssli, der im Jahr 1790 einen „Versuch über die Geographie und Statistik der Schweiz“ herausgab, und H. Heidegger, der Verfasser eines „Handbuchs für Reisende in der Schweiz“.

Feer, Kaspar Hirzel und G. Horner sind gute Astronomen gewesen.

Mehrere Einwohner Zürichs haben sehr geschätzte geschichtliche Arbeiten hinterlassen. Der Diakonus Ratpert hat im 9. Jahrhundert eine „Geschichte des Klosters St. Gallen“ geschrieben; Felix Hämmerlin hat die Laster der Geistlichkeit im 15. Jahrhundert kräftig geschildert; Gerold Edlibach hat die älteste Geschichte Zürichs geschrieben. Die „Schweizerchronik“ von Stumpf ist lange das Lieblingsbuch des Volkes gewesen. J. J. Hottinger hat eine gründliche „Kirchengeschichte“ herausgegeben und ein Schriftsteller des nämlichen Namens ist einer der Fortsetzer des großen J. von Müller gewesen. J. C. Füssli hat die Annalen der Reformation geschrieben; Usteri und H. Füssli haben gründliche Forschungen über die Geschichte der Eidgenossenschaft angestellt.

Die Dichtkunst ist in Zürich schon im Mittelalter gepflegt worden. Unter den berühmtesten Minnesingern dieser Zeit nennt man Konrad von Mure und J. Hadlaub. In den neuern

Zeiten haben Bullinger, L. Meyer von Knonau, Lavater, Bodmer, Salomon Gessner*), J. M. Usteri und Tobler der Zürcher Muse so großen Ruhm verliehen, daß die Dichtungen einiger von ihnen einen europäischen Ruf erlangt haben. Namentlich ist Gessner sehr beliebt gewesen. Er hatte sich durch seine „Idyllen“ einen wahren Ruhm erworben, welche zu einer Zeit (1756) erschienen, wo ein abgestumpftes Jahrhundert sich in das Landleben verliebte. Die Hirtengedichte des schweizerischen Poeten verbreiteten sich über ganz Europa und trugen vielleicht mehr dazu bei, die Aufmerksamkeit auf seine Geburtsstadt zu leiten, als die riesigen Arbeiten des berühmten Gelehrten gleichen Namens, des trefflichen Konrad Gessner, des würdigen Vorgängers des großen Haller, der zu gleicher Zeit ein berühmter Arzt, ein ausgezeichnete Philolog, ein Naturforscher ersten Ranges, ein tiefer Denker, ein Christ voll Hingebung und ein Arbeiter von heldenmüthiger Beharrlichkeit war. Heute, wo man das Alterthum besser würdigt, würde sich Niemand erlauben, die allzugetünstelten Dichtungen Salomon Gessners mit den Meisterwerken Theokrits und Virgils zusammenzustellen. Aber man dürfte daraus nicht den Schluß ziehen, daß der Verfasser des „Todes Abels“ und des „ersten Schiffers“ nicht einige Funken des heiligen Feuers gehabt habe. Das rührende Gemälde, das er von der Schlacht bei Näfels entwirft**), beweist, mit welchem naiven Reiz sein geschickter Pinsel die großen Scenen der vaterländischen Geschichte hätte darstellen können, wenn er, statt ein chimärisches Artadien zu preisen, die tapfern Hirten des alten Helvetiens besungen hätte.

Aber es hat Zürich vorzüglich in der Kritik und Aesthetik Großes geleistet. J. G. Sulzer***), Verfasser einer „Theorie

*) S. dessen Leben in Meister a. a. O.

**) In der Idylle „Das hölzerne Bein“ (Anm. d. Ueb.).

***) S. Meister a. a. O.

der schönen Künste“, wurde von Friedrich II. zum Präsidenten der philologischen Klasse an der Berliner Akademie berufen. Ein dritter J. J. Göttinger hat eine ausgezeichnete Abhandlung „Vergleichung der deutschen Dichter mit den Griechen und Römern“ herausgegeben. Man findet eine seltene Gelehrsamkeit in dem Werke J. J. Horner's: „Gemälde des griechischen Alterthums“ und in der „Geschichte der Medicin und Bildhauerkunst in Griechenland“ von H. Meyer. Die Werke J. H. Meisters geben einen hohen Begriff von seinem Geschmack und seinen Kenntnissen.

Aber, wie ich schon gesagt habe, hat die Zürcher Schule hauptsächlich durch die Schriften Bodmers und Breitingers einen ungeheuern Einfluß ausgeübt. Durch diese trug sie in Deutschland einen vollständigen Sieg über Grundsätze, die geeignet gewesen wären, der deutschen Literatur alle Selbstständigkeit zu rauben.

Unter den Musikern glänzt zunächst der berühmte Nägeli hervor. Man könnte aber, ohne ungerecht zu sein, so geschickte Komponisten wie Leo Juda, H. Goldschmid und Raphael Egli nicht mit Stillschweigen übergehen. Zürich hat ebenso auch eine Menge Maler hervorgebracht, unter denen wir den Dichter Salomon Geßner, Landolt, J. H. Füssli, Freudweiler, Graf, D. Sulzer, Hitz, Aberli, Bogel, L. Hess, Wüst, J. Meyer nennen. In der Bildhauerkunst ragt Balthasar Keller hervor, welcher die Gärten von Versailles und der Tuilerien mit seinen Meisterwerken angefüllt hat; in der Baukunst sind Felder und Rüsttorfer zu erwähnen.

Hat das prächtige Wien, diese in Sinnlichkeit versunkene Hauptstadt der Oesterreichischen Kaiser, die vorzüglich für deren sinnliches Glück besorgt sind, jemals eine so große Menge ausgezeichneten Menschen hervorgebracht? Der Despotismus erniedrigt nicht bloß den Charakter, er macht auch den geistigen Aufschwung unmöglich; er hindert jede bedeutende Entwicklung der Wissenschaft und Literatur.

Die lieblichen Formen des Ufers traten immer deutlicher

hervor und schmückten sich mit den glänzenden Farben des Tags. Die Forch und der Pfannenstiel, die man jetzt sah, schoben ihre Kornfelder, deren Seiten mit rothen Blumen besetzt waren, bis in die glänzenden Wogen hinab. Weiter oben spiegelten sich im See die reich geschmückten Häupter der Apfel- und Pfirsichbäume mit den lieblichen Nebengewinden, welche sanft auf die feuchte Erde herabfielen. Kräftige Tannen, die sich mit Ahorn- und Lärchenbäumen vermischten, zogen sich wie ein Vorhang über die rundlichen Gipfel. Der Schatten breitete sich leicht über die Albiskette, deren Obst- und Gemüsegärten, Wiesen und Felder eben so viele köstliche Stätten sind, in denen man leben möchte, um zu singen und zu träumen. Es ist, als ob ganze, von allen Seiten herbeigezogene Volksstämme sich an diesem zauberischen Strand niedergelassen hätten; denn die menschlichen Wohnungen bedecken die beiden Ufer. Weiler und einzelne Häuschen stehen zwischen Fabriken und reichen Bauernhöfen, und überall herrscht Wohlbehagen, das die menschliche Natur veredelt, Friede, diese höchste Gabe, die nur durch Prüfung erworben wird; Ueberfluß, die Frucht einer beständigen und allgemeinen Arbeit, welche zu dem Schmuck dieser schönen Gegend eben so sehr beiträgt als die Natur.

Bald verschwand Alles wie ein Traum. Ich fuhr dem Horgereck zu. So verflüchtigt das schönste Bild, ungreifbar und schnell. Mein Blick lag noch auf dem blauen See; er war so ruhig und so schön! Diese Ufer sind die Wohnung, die einem von Kummer erfüllten Leben angemessen wäre! Die Insel Ufnau, die sich in einiger Entfernung über diesen durchsichtigen Wogen erhebt, war ein friedliches Elysium für die ermüdete Seele Ulrichs von Hutten. Der von seinen Feinden verfolgte furchtbare Gegner Roms verdankte dem Wohlwollen Zwinglis diese glückliche Zufluchtsstätte, in der er seine Laufbahn beschloß.

Im 16. Jahrhundert erhoben sich mehrere Edelleute mit seltener Thatkraft gegen die Mißbräuche des Papstthums. Sie hatten durch die Verbindungen, die sie mit den Gelehrten unter-

hielten, Unwissenheit und Aberglauben verachten lernen. Diejenigen, welche die Hochschulen, namentlich die Pariser Universität besuchten, fanden unter den Professoren eine große Opposition gegen den Despotismus der Mönche. — Unter diesen Gliedern des Adels, welche für die neuen Ideen günstig gestimmt waren, hat keiner ein berühmteres Andenken hinterlassen als Ulrich von Hutten. Seine heftigen Reden gegen das Papstthum haben ihm den glorreichen Namen eines deutschen Demosthenes erworben. Es war, sagt ein Schriftsteller jener Zeit, eine große und stolze Seele*). Er zeichnete sich eben so sehr durch seine Schriften, als durch seine ritterliche Tapferkeit aus. Aus einem alten fränkischen Geschlecht entsprossen, war er schon im eilften Jahre in das Kloster zu Fulda geschickt worden. Dort lernte er die Mönche kennen und verachten. Weit entfernt, daß ihm sein Aufenthalt im Kloster Neigung für das Mönchsleben eingeflößt hätte, faßte er einen so großen Widerwillen gegen dasselbe, daß er im 16. Jahre entfloh, um die Hochschule in Köln zu besuchen. Er widmete sich dort mit dem größten Eifer dem Studium der Sprachen und der Dichtkunst. Im Jahre 1513 wohnte er als einfacher Soldat der Belagerung von Padua bei, und sah Rom in seinem ganzen Glanz und mit allen seinen Abscheulichkeiten. Als er nach Deutschland zurückgekehrt war, verfaßte er eine bittere Satyre unter dem Titel „Die Römische Dreieinigkeit“.

„Es sind,“ sagt ein Reisender, der in dieser Schrift vorkommt, „drei Dinge, die man gewöhnlich von Rom mitbringt: ein schlechtes Gewissen, einen verdorbenen Magen und einen leeren Beutel. Es sind drei Dinge, an die Rom nicht glaubt: die Unsterblichkeit der Seele, die Auferstehung der Todten und die Hölle. Es sind drei Dinge, mit denen Rom Handel treibt: die Gnade Christi, die geistlichen Würden und die Frauen.“

Mit der Veröffentlichung dieser Schrift begannen die Leiden

*) Animus ingens et ferox.

Hutten. Er mußte sogleich den Hof des Erzbischofs von Mainz verlassen, bei welchem er sich befand. Der berühmte Reuchlin war gerade damals mit den Dominikanern in Streit gerathen. Er hatte die Gelehrten, die Obrigkeiten und den gegen die Mönche feindlich gesinnten Adel gegen sie vereinigt. An der Spitze dieses glänzenden Heeres zeichnete sich Ulrich von Hutten durch sein unerschöpfliches Feuer aus. Er gab jetzt die berühmte Satyre „Briefe einiger Dunkelmänner“ heraus, an welcher einer seiner Universitätsfreunde, Erotus Robianus, und mehrere im Schlosse des Ritters Franz von Sickingen vereinigte Gelehrte arbeiteten. Dieses Werk hat alle Vorzüge und Fehler der Satyren des 16. Jahrhunderts. Man darf die Feinheit Voltaire's oder den attischen Witz Paul Ludwigs Cauriers nicht darin suchen. Es fehlt ihr nicht an Kraft und Wahrheit; aber die Züge sind roh und im Geschmack einer Zeit, welche an den Büchern Rabelais das höchste Vergnügen fand.

Die Wirkung dieser Schrift war in ganz Europa höchst bedeutend. Es unterhalten sich darin mehrere Mönche, Gegner Reuchlins, welchen diese Briefe untergelegt werden, über die Zeitverhältnisse im barbarischen Klosterlatein. Sie richten an ihren Correspondenten, Ortius Gratius, Professor in Köln, die leersten und lächerlichsten Fragen. Man findet darin ihre unerträgliche Unwissenheit, ihren Skeptizismus, ihre gemeinen und abergläubischen Ansichten, ihre Gefräßigkeit, ihren Hochmuth, ihre Verfolgungssucht wieder. Zugleich erzählen sie ihrem Freunde mehrere von ihren lächerlichen Abenteuern und die Auschwülfungen der Häupter ihrer Partei. Die wüthenden Mönche beschworen Leo X. die Verbreitung dieses Buchs durch eine Bulle zu untersagen; aber der Papst verweigerte es. Leo X. war, wie man weiß, den Gelehrten und Humanisten gewogen. Er wollte ein Werk nicht verdammen, in welchem die Unwissenheit der Mönche so geistreich verhöhnt war. Er legte daher seiner Verbreitung keine Hindernisse in den Weg. Es war eine furchtbare Schlappe für die mönchische Partei. Bei einer solchen

Gelegenheit selbst vom Papstthum im Stiche gelassen zu werden, war doch gar zu viel!

Des Schutzes des Erzbischofes von Mainz beraubt, hoffte Ulrich von Hutten den Karls V. zu erhalten, der damals mit dem Papst zerfallen war. Er begab sich eben nach Brüssel, als er erfuhr, daß der Papst den Kaiser ersucht hatte, ihn gefesselt auszuliefern. Voll Zorn verließ er Brabant und begab sich in das Schloß Ebernburg, wo Franz von Sickingen allen denen, welche von der ultramontanen Partei verfolgt wurden, eine Zufluchtsstätte anbot. Dort schrieb Hutten bemerkenswerthe Briefe an den Kaiser und mehrere mächtige Personen. Durch diese Briefe gelangte sein Ruhm auf den höchsten Punkt. Sie sind von patriotischem Eifer für die Befreiung Deutschlands und von kriegerischem Feuer gegen Rom beseelt. Dort schrieb er auch seine populären Werke, welche den Haß gegen die römische Tyrannei unter seinen Landsleuten verbreiteten*). Er sah im Geiste schon seine stolzen Schaaren unter den Mauern der ewigen Stadt lagern und der Macht, die seit so langer Zeit die christliche Welt bedrückte, Gesetze vorschreiben. Nur mit dem muthigen Kampf beschäftigt, den er unternommen hatte, vergaß er darüber seine theuersten Interessen. Ob er gleich der älteste Sohn war, überließ er doch seinen Brüdern die Güter seines Hauses. Er bat sie, ihm kein Geld zu schicken, ihm nicht einmal zu schreiben, um sie nicht auch der Rache der Priester auszusetzen.

Nach dem Fall von Landstein, wo Sickingen mit den Rittern umkam, die seine Partei ergriffen hatten, verzweifelte Hutten, die Träume verwirklicht zu sehen, denen er sich bis dahin hingeben hatte. Umsonst hatte er darauf gerechnet, sie mit Hülfe des Adels siegen zu sehen. Von nun an verlangte er nur ein wenig Ruhe und Stille. Er versuchte, sie in Basel bei Erasmus zu finden, der lange sein Freund gewesen war. Der kluge Ge-

*) Huttens Werke sind von Ernst Münch herausgegeben worden (5 Bde. Berl., 1822—1825).

lehrte hütete sich wohl, sein Haus einem armen und kranken Manne zu öffnen, der vom Papst verfolgt wurde, von Karl V. in die Reichsacht erklärt worden und doch entschlossen war, Niemanden zu schonen. Er weigerte sich sogar, ihn zu sehen und der Rath von Basel zwang den berühmten Gegner der Mönche, sich ohne Aufenthalt zu entfernen. Er flüchtete nach Mühlhausen, wo er eine heftige Schrift gegen Erasmus herausgab; Erasmus antwortete, wie gewöhnlich, mit Geist. Aber reicht der Geist hin, ein so freches Benehmen wie das seinige bei der Nachwelt in Vergessenheit zu bringen?

Zwingli war entschlossener. Keine Macht in der Welt hätte ihn verhindert, eine Pflicht zu erfüllen. Er nahm Hutten mit der dem Talente, dem Unglück und dem Muth schuldigen Rücksicht auf. Bald darauf bestimmten die Intriguen der Stadt den unglücklichen Hutten, sich auf die Insel Ufnau zurückzuziehen. Er ging mit einem Empfehlungsbrief Zwingli's für den Pfarrer Schnepf hin. Dieser unbekannte Geistliche, der keine Beschützer hatte, zeigte sich muthiger als Erasmus, der Günstling der Könige. In der Arzneikunst erfahren, konnte er dem berühmten Geächteten die rührendste Pflege erweisen. Der Anblick der schönen Natur, die reizenden Ufer des See's beruhigten ohne Zweifel Hutten's Seele, die von so viel Kämpfen und Leiden niedergebeugt war. Er starb Ende August 1527 in einer solchen Armuth, daß er mit Ausnahme der Feder, die ihn unsterblich gemacht hat, durchaus nichts hinterließ.

Zwingli, der uns diese Umstände erzählt, konnte damals über das Loos nachdenken, das die Reformatoren erwartet. Ahnte er nicht das Schicksal, das ihn auf dem Schlachtfeld bei Cappel erwartete, wo sein Leib in Stücke zerrissen und seine Asche mit der der niedrigsten Thiere vermischt wurde? Wenigstens verweigerte man dem berühmten Freunde des Franz von Sickingen, dem Volkschriftsteller, vor dem der Papst und der Kaiser gezittert hatten, nicht ein bescheidenes Grab auf der Erde der Freiheit.

Ein Aarau'er Dichter, A. E. Fröhlich, hat das Poetische erkannt, welches das Leben darbietet, von dem wir eben gesprochen haben *). Es hat ihn zu einem Gedicht von 17 Gesängen begeistert („Ulrich von Hutten“). Der Verfasser hatte schon Zwingli in einer Dichtung besungen, in welcher sich die Poesie mit der Geschichte verbindet. Hutten bot einen mannigfaltigeren Stoff dar, als der Züricher Reformator. Ein Dichter, Künstler, Ritter, nach Unabhängigkeit und Abenteuern begierig, heute in Wien, morgen in Köln, vom Rhein an die Tiber, von den Alpen nach der Ostsee ziehend, in mehr oder weniger vertrauten Beziehungen zu den berühmten Männern seiner Zeit stehend, war sein Leben ein wirkliches Epos.

XLII.

Welches Land nährt besser Krieger?

J. E. Fischer.

In der Ferne leuchteten die Gipfel des Säntis, des Speer und der Ruhfirten. Ich stieg in das Sihlthal herab; der Rigi und der Pilatus erhoben sich vor meinen Augen. Die Felder waren mit Blumen durchwirkt, der reichste Pflanzenwuchs entfaltete auf allen Seiten seine ganze Pracht. Fichten erhoben sich wie die Säulen eines fantastischen Tempels, und zu ihnen wuchsen Eschen empor, die von oben bis unten mit Epheu umschlungen waren, dessen Grün sich mit dem der biegsamen Aeste vereinigte. — Glänzenden Sylphen gleich durchflogen goldene

*) Merle d'Aubigné hat in seiner schönen „Geschichte der Reformation“ eine Skizze von Hutten's Leben gegeben; aber es ist dieses auch der Gegenstand einer gründlichen Arbeit geworden: Chaufour-Kestner, Etudes sur le Réformateur Ulrich de Hutten.

und himmelblaue Schmetterlinge den Luftraum und verweilten auf den schönsten Blumenkronen. Die himmelblaue Wassernymphe flatterte hin und her, ihren langen Wuchs buhlerisch wiegend. Neben ihr flogen der Apollo, der Schwalbenschwanz; die Baumheuschrecke verbarg sich in den Gebüsch. Ein Eichenfalter mit seinen weiß gesäumten Flügeln und seinem schwarzen Leib flog allein bis zum merkwürdigen Lindenthaler Gottesacker. Es ist ein katholischer Kirchhof. Es waren viele Blumen dort, viele Vergoldungen und seltsame Inschriften. Der Schmetterling flog herum und setzte sich auf eine von jenen flitterhaften Verzierungen, welche die Stätte des Todes schmücken. Ich glaubte einen Augenblick wie die Alten, es sei eine Seele, welche ihren sterblichen Leib betrachten wollte.

Durch lachende Obstgärten, malerisch an Felsen gruppirte Dörfer und Obstbäume, die sich über weiß schäumenden Wasserfällen herabbeugten, gelangte ich zum Fuß des Zugerbergs, wo die alte Stadt Zug am Fuß ihres See's ruht. Fischer breiteten ihre Netze in der Sonne aus; andere schifften auf dem ruhigen Wasserspiegel. Im Süden wird der Rigi, der König des Landes, von den jungfräulichen Gipfeln des Mönchs, des Eigers und der Jungfrau überragt. Die Kirchthürme erglänzen über den anmuthigen Häusern, welche bei den alten von Feuerbrünsten oder Einstürzen verheerten Stadttheilen erbaut sind. Gärten und schöne Brunnen beleben die alten Gebäude des 15. Jahrhunderts. Diese Stadt, deren Gründer unbekannt sind, hat nur die Spuren einer einzigen Periode bewahrt. Die Dächer der aufgethürmten Häuser ragen über die in eine vollständige Stille versunkenen Straßen. Hirten erklimmen den Zugerberg, wo die Ziegen den saum blühenden Citrusus abnagen.

Die Bergbewohner der Gegend sind kräftige Männer von unbeugsamem Muth und mit eisernen Armen; von wie vielen glorreichen Schlachten wird am Abend erzählt, wenn sie sich um den Heerd sammeln! Der Gedanke an ihre Kämpfe für die Unabhängigkeit, das Beispiel ihrer demokratischen Freiheit

schwebte stets den Thalbewohnern in andern Kantonen vor. Zug hat mächtig zum Aufstand des 17. Jahrhunderts beigetragen, der im Entlibuch begann und dessen traurige Folgen die Tagsatzung von 1693 beschäftigten. Diese merkwürdige Tagsatzung wurde gerade in Zug (am 20. November) abgehalten, und man versuchte auf derselben, die Tyrannei der Landvögte zu beschränken. Aber man konnte die Nachtheile der oligarchischen Verfassung nicht verhindern, deren Frevler den Sturz der alten Eidgenossenschaft herbeiführten.

XLIII.

Dieselben mögen schreien, wenn ihnen viel Gewalt geschieht und rufen über den Arm der Großen.

Jes 35, 9.

Wir haben berichtet, wie die Entwicklung des aristokratischen Elements und des Söldnerdienstes den Geist vollständig neugestaltete, der die Schweiz beseelte. Zwingli sah mit seinem außerordentlichen Scharfblicke die wahre Ursache der Uebel, welche das Vaterland zerrissen. Er begriff vollkommen, daß eine sociale Reform die Folge der religiösen Reform sein müsse. Unglücklicher Weise verhinderte sein frühzeitiger Tod diesen großen Mann, seine umfassenden Pläne auszuführen. Die Mißbräuche, welche die Reformation nicht abgeschafft hatte, verursachten die Volksaufstände im 17. und 18. Jahrhundert. Diese Mißbräuche waren wahrlich nicht von der Art, daß sie ewig ertragen werden konnten. Ungefähr tausend patrizische Geschlechter, die Landleute der drei Kantone und einige Alpenstämme beherrschten damals ohne Kontrolle die 150 Landvogteien in den verbündeten Staaten und die 20 Landvogteien, welche jene gemeinschaftlich besaßen. Die Oberaufsicht der Tag-

Tagung war nur dem Namen nach vorhanden. Drei Jahrhunderte lang brachten diese Tagungen nicht Ein Gesetz, nicht Ein nützlichcs Werk hervor. Sie schienen alles Bewußtsein der Bestimmung der Schweiz vergessen zu haben, für die so viele Helden ihr reinstes Blut vergossen hatten. Sie erlaubten den herrschenden Geschlechtern die Angelegenheiten des Lands willkürlich zu verwalten; die Vogteien wurden gewöhnlich durchs Loos vertheilt, und die Vögte, deren Wahl so wenig Bürgschaft gewährte, waren meistens übermüthig und habfüchtig. Sie bestraften die leichtesten Fehler mit der größten Strenge. Die Gefängnisse, welche damals wahre Schlammgruben waren, öffneten sich für Alle, die die geringste Opposition versuchten. Die Klagen wurden übrigens leicht unterdrückt, denn alle Defessentlichkeit war streng untersagt und die abscheulichsten Tyrannen fanden in den Räthen und bei den Gerichten Verwandte, die fest entschlossen waren, sie gegen Alle zu vertheidigen. Die Untervögte, die Landschreiber und selbst die Weibel, Alle glaubten als Bürger das Recht zu haben, die Bauern straflos zu bedrücken, deren Lage beinahe eben so traurig war, als in den monarchischen Staaten. Man hätte glauben können, daß alle Staatseinrichtungen den Zweck hatten, ihnen den Handel, die Industrie und die höhern Studien zu verbieten. Die Zölle waren unzählbar und man that Nichts, um die Straßen zu verbessern, die vor 1740 kaum befahren werden konnten. Dieß war noch nicht genug. Man verbot die Ausfuhr der nöthigsten Lebensmittel aus einem Kantone in den andern. Um die Schranken, welche die verbündeten Staaten von einander trennten, noch unübersteiglicher zu machen, hatte man in jedem einen besondern Münzfuß, besonderes Maß und Gewicht eingeführt.

So war denn der liberale Geist bei den schweizerischen Regierungen vollkommen verschwunden. „Zuweilen,“ sagt ein konservativer Schriftsteller, „geben sich im Verlauf der menschlichen Dinge die Religion und die Freiheit die Hand, und dann

brechen für die Erde schöne Tage an. Bald aber gehen sie wiederum getrennt; die Majestät des einen bestrahlt die Stirne der andern nicht mehr, der Ruhm der letztern erhöht den Frieden der ersten nicht mehr; so stand es im 17. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung. Beide hatten durch ihre Trennung ihren Anspruch auf die Liebe der Völker verloren; die Könige hatten sich in den Monarchien, und einige Männer in den Republiken die Herrschaft zugeeignet, welche früher die Religion und die Freiheit besaßen" *).

Die Freiheit, deren sich die Waldstätte erfreuten, rief den Bauern der andern eidgenössischen Staaten stets ihre alten Freiheiten in's Gedächtniß zurück. Zwar hatten sich die Urkantone seit der Reform vollständig unter das Joch der ultramontanen Geistlichkeit begeben, aber doch war das Volk von Schwyz, Uri und Unterwalden seit ihrer Befreiung nie unter eine aristokratische Herrschaft gerathen. Es war nur den Gesetzen unterworfen, die es sich selbst gab, es zahlte nur die Steuern, die es sich selbst auferlegte. „Warum,“ sagten sich die Landleute in den andern Kantonen, „warum sollten wir weniger frei sein, als die Männer der Waldstätte! Haben unsere Väter nicht wie die andern bei Sempach, St. Jakob und Grandson gekämpft?“ In allen Kantonen hörte man nur von geraubten Rechten, von verfälschten oder entwendeten Freiheitsbriefen sprechen. „Der letzte Schweizer“, sagt L. Vulliemin sehr gut, „hatte das Bewußtsein, einem königlichen Volke anzugehören.“ **) — „Wir sind freie Eidgenossen,“ sagten sie, „und wir dürfen nicht gleich den Unterthanen der Könige behandelt werden.“ Solche Ansichten versprachen dem Patriziat keine ruhige Herrschaft. Auch sehen wir seit dem Ende des 15. Jahrhunderts den Kampf des Volkes gegen die Vorrechte

*) L. Vulliemin, Histoire de la Confédération Suisse, livre XII, Chap. 1.

**) Vulliemin, a. a. O.

der es unterdrückenden Klasse beginnen. Auf den Aufstand Walbmanns im J. 1489 folgten die Empörungen von 1513 und 1531, später der Banernaufuhr der Luzerner im J. 1570, der Basler im J. 1591, der Berner und Züricher während des 30jährigen Kriegs. Nach denselben steigerten neue Ursachen die Erbitterung des Volkes und führten eine Empörung der Bauern gegen „ihre Gnädigen, Hochgeachteten Herren und Obern“ herbei. Die nämlichen Fehler erzeugen überall die nämlichen Folgen. Die Geschichte von ganz Europa beurfundet die Selbstsucht jener aristokratischen Regierungen, von denen einige Schriftsteller, besonders unter den Katholiken, mit wirklich auffallender Theilnahme sprechen. Die Großen heuteten überall die Masse zum Vortheil ihrer Interessen und ihrer Leidenschaften aus, und bestraften dann auf gräßliche Weise die durch ihre Strenge hervorgerufenen Aufstände. „Der Hof, die Parlamente und Bürgerschaften waren nur darin einig, die armen Frohnpflichtigen, welche sie Barfüßer nannten, zu erdrücken. Da die Verzweiflung diese Unglücklichen in der Guienne dazu gebracht hatte, die Waffen zu ergreifen, wurden 8000 derselben vom Schwert der Edelleute niedergemacht.“ So drückt sich ein gelehrter Schriftsteller aus, den man nicht beschuldigen wird, ein Anhänger der revolutionären Ideen zu sein*). Wenn das Benehmen der Bauern in der Schweiz nicht tadellos war, „so zeigten sich“, sagt einer der besten Geschichtschreiber des schweizerischen Volkes, „die Kantonregierungen um so grausamer in ihrem Sieg, als sie in der Gefahr feig gewesen waren**).

*) Bulliemin, a. a. O.

***) Alex. Daguët, Histoire de la nation suisse, IIe partie, chap. XIV.

XLIV.

Denn die Weisheit kommt nicht in eine böshafte Seele,
und wohnet nicht in einem Leibe, der Sünde unterworfen.

Weisheit Salomons 1, 4.

Als im August 1652 Bern in seinem Kanton die Scheidemünze der andern Staaten der Schweiz verbot und den Werth seiner eigenen herabsetzte, brach eine allgemeine Unzufriedenheit unter dem Volk aus, denn wer zehn Bazen*) zu besitzen glaubte, hatte nur noch fünf. Eine Verordnung, welche in Luzern ebenfalls den Werth der Scheidemünze herabsetzte, brachte eine große Aufregung hervor, namentlich unter den kriegerischen Bauern des Entlibuchs. In den Kantonen Bern und Luzern hörte man überall bittere Klagen: „Was hilft,“ sagten sich die Landleute, „was hilft es den Eidgenossen, die alte Knechtschaft abgeschafft zu haben, wenn sie sich eine neue auferlegen lassen? Zölle, Weggelder, Steuern, kann ein freies Volk alle diese Abgaben ertragen? Was dünkt Euch? Wird die Abgabe einer Krone für jedes ausgeführte Stück Vieh von den Ausländern erhoben, welche für unsere Kühe und Pferde um so weniger bieten? Man fängt damit an, daß man eine Abgabe für eine gewisse Zeit, für einen besondern Fall auflegt, und dann bleibt sie ewig. Ist es nicht genug, daß die Herren das Salz- und Pulvermonopol an sich gerissen haben? Sie bringen zur Entschuldigung die Nothwendigkeit vor, Eure Grenzen zu vertheidigen; aber warum sollt Ihr mit Euerem Gelde zahlen, nachdem Ihr schon mit Euerem Leibe bezahlt habt? Wenn Euch dieser Dienst wenigstens einigen Ruhm gewährte. Wenn Ihr nach der Rückkehr in die Heimath, nachdem Ihr Euer Herren vertheidigt habt, wenigstens mit Billigkeit von ihnen regiert würdet

*) Ein Bazen galt 15 Centimen.

Aber welche Gegend schmachtet nicht unter der Strenge der Landvögte? Ihr Uebermuth ist noch größer geworden, seitdem unsere Unabhängigkeit in Westphalen anerkannt worden ist *). Täglich werden Leibesstrafen oder willkürliche Bußen erkannt. Und lassen wir unsere Stimme in der Hauptstadt hören, so werden wir mit Strenge zurecht gewiesen. Was ist aus jener so sehr gepriesenen Gerechtigkeit der Eidgenossen geworden? Allerdings hat Bern aus Furcht vor den Folgen der Tyrannei seiner Vögte eine Untersuchung angeordnet; es hat schöne Verordnungen gegeben, aber sie werden nicht vollzogen. Unsere Obern stellen nur Fallstricke, um uns zu Fehlern zu verleiten, die sie bereichern. Wenn die Rechnung des Landvogts in Ordnung ist, kommt noch die der Landvögtin dazu. Ihr kennt jene Geschichte von dem Landvogt, der einen Todten mit Buße belegt hat, damit, wie er sagte, der Verstorbene in seinem Grabe ruhig schlafen könne. Man begegnet auf den Straßen nur Anwälten, welche überall hin gehen, um den Armen seiner letzten Hilfsquelle zu berauben. Bald wird dieses gute Schweizerland geknechteter und ärmer sein, als die Unterthanenländer der Könige. Unsere Behörden verstehen nichts, als uns unsere Urkunden zu stehlen, und unserer Freiheiten, einer nach der andern, zu berauben. Wir zweifeln aber, daß es ihnen gelingt, wie sie sich's einbilden. Seit mehreren Jahren schon geschehen Wunder und Zeichen, welche Gottes Zorn offenbaren. Weiß gekleidete Männer haben sich am Himmel gezeigt; es ist bei dieser Gelegenheit ein allgemeines Fasten angeordnet worden. Die Aar hat die Brücken weggerissen und die große Schleuse in Bern zerstört. An vielen Orten hat die Erde gebebt. In Zürich ist das Feuer des Himmels auf den Pulverthurm gefallen. Und dieser Komet mit seinem langen Schweif, der bleich und zitternd am Himmel wandelt, was sollte er verkünden, wenn nicht die Strafen Gottes, die bereit sind, sich

*) d. h. durch den westphälischen Frieden.

auf unsere Unterdrücker zu entladen? Glaubt nur, daß das Ende ihrer Herrschaft nahe ist. Warum sollten wir denn nicht frei werden, wie das Volk der kleinen Kantone? Tönt das Wort: „Wiederkehr zur Freiheit“ in Euren Ohren nicht angenehm?“ *)

Diese Reden verfehlten ihre Wirkung auf die Menge nicht. Sie wurden nicht allein von denen mit Begierde aufgenommen, welche einzig und allein von dem Wunsch beseelt waren, ihre Rechte wieder zu erobern, sondern auch von jenen Menschen, welche jedwede Veränderung ungeduldig erwarten, um irgend einen Vortheil für ihr Vermögen oder ihren Ehrgeiz daraus zu ziehen. Uebrigens hatte die schlechte Erziehung, welche die Aristokratie den Bauern geben ließ, diese nicht so gebildet, daß sie mit Geduld und Mäßigung an ihrer Befreiung gearbeitet hätten. „Diese stürmischen Volkshaufen,“ sagt ein Geschichtsschreiber, dessen Liebe für die Sache des Volks nicht in Zweifel gezogen werden kann, „gingen weder mit der frommen Rechtlichkeit und strengen Eintracht zu Werke, wie vor Zeiten die Männer in den Waldstätten, noch mit der Klugheit und besonnenen Kraft, wie vor Alters die Städte.“ **)

Wir haben gesagt, daß die Bauern des Entlibuchs über den Beschluß, der den Werth der Scheidemünze herabsetzte, am erbittertsten waren. Es gibt in der Schweiz kein Land, das auf seine Freiheiten eifersüchtiger wäre, als das lange und fruchtbare Thal, das von der Luzerner Emme bewässert wird ***). Die Männer dieser Gegend haben einen natürlichen Stolz und eine von ihren kriegerischen Gewohnheiten unterhaltene That-

*) Diese Rede ist ganz aus gleichzeitigen Urkunden gezogen. — Die Quellen sind in L. Vulliemin, Histoire de la Confédération Suisse (Fortsetzung von E. v. Müller) a. a. Orte angegeben.

**) Bshofke, des Schweizerlands Geschichte, Kap. 42.

***) Das von der Berner Emme bewässerte Thal ist fruchtbarer und heißt vorzugsweise „Emmenthal.“

kraft. Das Entlibuch hatte jene Körperübungen bewahrt, die das alte Griechenland so sehr liebte*), und die ihm die heldenmüthigen Krieger von Marathon, den Thermopylen, von Salamis und Plataa erzogen. Die Bedingungen, unter welchen sich das Entlibuch der Stadt Luzern unterworfen hatte, sicherten ihm eine beinahe vollständige Unabhängigkeit zu. Das Thal hatte sein eigenes Siegel, ernannte seinen Feldhauptmann, seine Bannerherren und seine vierzig Richter. Als daher die Luzerner Regierung die Fischerei und Jagd von Erlaubnißscheinen abhängig gemacht, als sie die Handwerker gezwungen hatte, in der Stadt in die Lehre zu gehen, als sie Steuern aufgelegt**) und ihre Verordnungen über die Münzen bekannt gemacht hatte, beschloß das Entlibuch, Abgeordnete nach Luzern zu schicken, um dagegen Einsprache zu erheben. Eine Kommission wurde zur Anhörung ihrer Klagen aufgestellt, ohne daß es ihr jedoch gelang, sie zufrieden zu stellen.

Von Luzern verbreitete sich die Bewegung über den Kanton Bern. Durch die Fortschritte der Aufregung ermuthigt, belagerten die Luzerner Bauern die Hauptstadt ihres Kantons, welche sich gezwungen sah, die Waldstätte um Hülfe zu bitten. Auf das erste Gerücht des Aufstandes gab die in Baden versammelte Tagsatzung eine drohende Proklamation gegen die Bauern. Der durch dieselbe hervorgebrachte Eindruck und einige Zugeständnisse siegten dieses Mal über ihre kriegerischen Absichten.

Aber die Ruhe war nicht von langer Dauer. Der Aufstand erhob das Haupt von Neuem im Kanton Luzern und verbreitete sich mit Schnelligkeit über das Gebiet der Kantone Bern, So-

*) Sie werden noch jezt am 29. Juni, 29. September und am ersten Sonntage des Oktobers in Schüpfheim, am zweiten und letzten Sonntage des Augusts und am Sonntag nach dem 21. September in Enneted abgehalten.

**) Selbst das Wort war früher im Entlibuch unbekannt.

lothurn und Basel. Zahlreiche Versammlungen, welche in Sumiswald und in Huttwyl Statt fanden, flößten den Bauern großes Vertrauen in ihre Macht ein. Energische Männer leiteten die Bewegung. Man bemerkte unter ihnen den Luzerner Schybi und Leuenberg aus dem Emmenthal. Ersterer, ein alter Soldat, entfaltete eine ungewöhnliche Thätigkeit und Kraft. Wenn er an der Spitze des Aufstands gestanden hätte, wäre er vielleicht gelungen, aber Leuenberg, der der Dictator der Insurgenten war, verlor viele Zeit mit leerem Schaugepräng. Wenn er mit dem Schwert an der Seite und in seinem großen rothen Mantel, einem Geschenk der Luzerner Bauern, durch die Dörfer zog, eilte man in Menge herbei und begrüßte mit entblößtem Haupte den „Führer der großen Eidgenossenschaft.“ Eine Schaar Freiwilliger wachte Tag und Nacht über seiner Sicherheit. Niemals hat, wenn man den Bauern Glauben schenkt, irgend Jemand so große Beredtsamkeit entfaltet. Der Pfarrer auf der Kanzel wurde weniger angehört, „denn man widerspricht bisweilen den Pfarrern, wenn sie zum Frieden mahnen, während es beispielloß ist, daß man ihm nicht auf der Stelle gehorcht hätte.“

Die Tagsatzung benutzte die unverzeihliche Langsamkeit Leuenbergs, um ihre Vertheidigungsmittel zu ordnen. Bern versammelte seine Milizen aus dem Waadtland, die wegen der Sprache der Sache der Bauern in der deutschen Schweiz fremd geblieben waren. Sigismund von Erlach wurde zum General der Berner Truppen ernannt. Oberst Zweyer hatte unter seinem Befehl ungefähr 5000 Mann aus den katholischen Kantonen und der Züricher General Werdmüller befehligte die übrige Truppenmacht der Eidgenossenschaft, ungefähr 8000 Mann. Die Insurgenten hatten umsonst auf die Theilnahme der Waldstätte gerechnet, diese bekämpften Schweizer, die die Rechte fordereten, welche die Urkantone besaßen. Aber diese Kantone hatten Unterthanen; sie waren römisch-katholisch, und zeigten sich seit der Reformation beständig geneigt, der aristokratischen Partei

zu dienen. Ihre Soldaten wurden als Besatzung nach Luzern geschickt.

Der Kampf entspann sich unter Verhältnissen, in denen der Sieg der Städte schon gesichert war. Die Bauern hatten weder Mannszucht, noch Geschütz, noch genug andere Waffen, noch erfahrene Führer. So wurden sie denn auch überall geschlagen, zuerst in Wohlensthal von den Zürichern unter Werdmüller, dann von S. v. Erlach in Herzogenbuchsee, wo sich die Bauern mit allem Heldenthum der Verzweiflung vertheidigten.

Man vergißt leicht die Fehler der Bauern, wenn man an die gräßliche Rache denkt, welche von der Aristokratie der Kantone geübt wurde. Sobald die Generale der Tagsatzung ihre Verbindung bewerkstelligt hatten, setzten sie zwei Kriegsgerichte ein, um die Insurgenten zu richten. Die Kantonsregierungen wütheten ihrerseits mit einer Strenge, die man nicht zu scharf bezeichnen kann. Die Bauern, welche einen nur einigermaßen wichtigen Antheil am Aufstand genommen hatten, wurden enthauptet, aufgehängt, geviertheilt. Man schickte die, gegen welche man Nachsicht üben wollte, auf die Galeeren und ließ ihnen Zunge und Ohren abschneiden*). Schyni wurde in Sursee enthauptet, nachdem sie ihn mit solchen Foltern gequält hatten, vor deren bloßen Gedanken man schon schaudert. Da der Richter Wysser sah, daß er alle Qualen mit einem Muth ohne Gleichen ertrug, so erklärte er ihn für „beherzt.“ Die Hinrichtung Leuen-

*) „Vertilgt sie — haltet nichts von dem, was ihnen versprochen worden ist — verbietet ihre Gefänge, da sie nur schlechte Gedanken auf ihre Nachkommen übertragen können.“ Deutsche Missionen. — Hier folgt ein Bruchstück aus jenen Liedern:

„Fröhlich will ich singen
Am Gnaden Herren J. G.
Zu Ith dem frommen Thellen springen,
Der vorlängst g'storben ist.“

berg's fand in Bern Statt. Der „Lumpenkönig“ hielt seinen Einzug in die Stadt mit einem hölzernen Schwert und einer Schärpe von Stroh. Die Einen überhäuften ihn mit Bewünschungen, und die Andern hatten Mühe, ihr theilnahmvolles Mitleid zu verbergen. Man schlug ihm den Kopf ab, und sein geviertheilter Körper wurde an den vier großen Wegen des Kantons ausgelegt. „So endigte ein Mann,“ sagt der Geschichtschreiber von „Chillon“ und des „Dekans Bridel“, „der, so lang er 40,000 Mann unter seinem Befehle hatte, nicht einen einzigen Kopf hatte ab schlagen lassen. Er hatte gehofft, durch den bloßen Anblick der Volksmacht die Regierungen zwingen zu können, die alten Freiheiten in einer Zeit wieder herzustellen, wo die Regierungen ohne die Freiheit regierten“ *).

XLV.

Und tröstet mein Volk in seinem Unglück, daß sie es gering achten sollen, und sagen: Friede, Friede! und es ist doch nicht Friede.

Jeremias 6, 14.

Wir haben das auffallende Benehmen der kleinen Kantone während des Bauernkriegs erwähnt. Ihre Regierung war, obgleich demokratisch, im Grunde nicht freisinniger als die Berner oder Basler. Jede Gewissensfreiheit war ihnen verhaßt, und sie regierten ihre Unterthanen mit eben so viel Härte als die aristokratischen Kantone. So tief war damals der alte Schweizergeist gesunken. Man liebte die Freiheit für sich, man wollte sie nicht für die Andern. Wie weit war man schon von den ruhmvollen Zeiten entfernt, wo die Befreier eben so viel Ge-

*) L. Bullietin, a. a. D.

rechtigkeitsliebe als Eifer für die Unabhängigkeit zeigten! Wir haben oben einen Kampf der Bauern gegen die Städte kennen lernen, den der Wunsch erzeugt hatte, die alten Rechte wieder zu gewinnen; wir werden jetzt sehen, wie andere Bauern aus Haß gegen die religiöse Freiheit die Städte betrogen.

Die Reformation war zu der Zeit, da Zwingli sie im Kloster Einsiedeln verkündigte, in das Dorf Arth am Fuß des Rigi gedrungen. Seit dieser Zeit waren mehrere Geschlechter, unter andern die Hospital oder Ospenthal, dem evangelischen Glauben treu geblieben. Einige von ihnen waren streng bestraft worden, weil sie gesagt hatten, daß die Graubündner als gute Christen handelten, da sie die Gewissensfreiheit achteten. Die Protestanten versammelten sich, um zu beten, in einem einzeln stehenden Haus, Humelhof genannt, und wurden daselbst von verkleideten Züricher Pfarrern besucht. Die Züricher nannten sie Nikodemiten, wegen ihrer Vorsichtsmaßregeln, um den Verfolgungen zu entgehen, welche der Charakter der katholischen Bauern wahrhaft fürchterlich machte. Doch erfuhren die Kapuziner, die wie alle Mönche sehr geschickt sind, Jagd auf die Ketzer zu machen, bald, was vorging. In einer Versammlung dieser Mönche und der Pfarrer des Schwyzerlandes beschloß man, „den weltlichen Arm“ gegen die Abtrünnigen anzurufen. „Kommt der Gefahr zuvor,“ sagten sie ihnen, „und der Schande unserer Familien. Fallt, Thränen vergießend, vor dem nächsten Kreuz auf die Knie. Beichtet. Bringt den Kapuzinern Rahm; ein Kapuziner zum Freund ist mehr werth als zehn Rathsherren.“ Es scheint, daß nicht alle Verdächtigen von der Sanftmuth der „guten Väter“ überzeugt waren, denn sieben Familienhäupter entflohen nach Zürich mit ihren Weibern und Kindern. Der Erfolg zeigte, wie klug sie daran gethan hatten. Zürich nahm die Flüchtlinge unter seinen Schutz und schickte Abgeordnete nach Schwyz, damit dieser Kanton den Geflüchteten gestatte, ihre Besitzungen zu verkaufen und sich anderswo niederzulassen, wie dies durch das Bundesrecht erlaubt

war. Diese außerordentlich mäßige Forderung wurde mit Zorn zurückgewiesen. „Diese Männer, für die Ihr Euch verwendet,“ antworteten die Schwyzer, „sind nicht freie Eidgenossen, sondern Verbrecher, deren Güter der Gerechtigkeit verfallen sind. Wir sind Herren bei uns, und sind über das, was uns zu thun gefällt, nur Gott*) Rechenschaft schuldig.“

Schwyz hatte nicht bis zu dieser übermüthigen Erklärung gewartet, um zu handeln. Am Tage nach der Flucht der Protestanten nach Zürich wurde Arth von den Kantonstruppen besetzt, und die Nikodemiten, welche die Unflugheit begangen hatten, zu bleiben, wurden gebunden nach dem Hauptort geführt. Unter den Gefangenen bemerkte man Barbara von Ospenthal, eine alte und reiche Wittwe, welche der frommen Tabitha gleich, sich durch Wohlthätigkeit die Liebe des ganzen Landes erworben hatte. Als sie in das Gefängniß ging, begegnete ihr eine Schaar Kinder, welche bei dem Anblick derjenigen, die sie alle als eine Mutter betrachteten, in Thränen ausbrachen. „Fürchtet nichts, meine lieben Kinder,“ sagte ihnen diese Frau, die durch ihre Mildthätigkeit und ihren Muth der ersten Kirche würdig war, „der Weg, den ich gehe, führt nach dem Himmel.“**) Siebenzehn Personen wurden auf die Folter gespannt. Als man Martin von Ospenthal ermahnte, sich zum wahren Glauben zu bekennen, antwortete er, er thue es unter den Qualen, wie er es in seinem ganzen Leben gethan habe. Vier Greise, S. Körner, Vater von sieben Kindern, Seb. Kennel, Melchior und Barbara von Ospenthal, zeigten nicht weniger Muth. Die Herren von Schwyz, welche sich zu blinden Werkzeugen der gräßlichen Nachsucht der römischen Geistlichkeit herabgewürdigt hatten, schickten sie zum Tod. Die weniger in die Sache verwickelt waren, wurden gefoltert und an die Mailänder Inquisition ausgeliefert. Ein Mann von geradem Herzen, Amweg,

*) d. h. den Geistlichen.

**) Pfarrer Fasbind, Geschichte von Schwyz.

Bäder in Schwyz, beging, von einer wirklich christlichen Gesinnung getrieben, die edle Unklugheit, zu sagen: „Was ist die Freiheit, wenn die Gewissen nicht frei sind?“ Man ließ ihn heimlich ermorden; denn man fürchtete, es möchte noch nicht alles Gerechtigkeitsgefühl durch den Einfluß der Mönche und der Geistlichkeit erstickt sein.

Nach diesen Greueln war der Krieg unvermeidlich. Aber Zürich und Bern waren nicht in der Lage, ihn mit Vortheil zu führen. Ihre militärischen Einrichtungen standen tief unter denen der kriegerischen Urkantone. Die aristokratische Berner Regierung hatte aus Mißtrauen gegen die Stimmung ihrer Unterthanen die militärischen Uebungen vernachlässigt. Sie hatte die Zahl der Lanzenknechte vermindert, ohne sie durch geschickte Schützen zu ersetzen. Uebrigens zeigten die Offiziere, die an die Ausschweifungen des 30jährigen Kriegs gewöhnt waren, weder Thätigkeit noch Wachsamkeit. Freunde der Tafel, beschäftigte sie Spiel und Wein mehr als die Mannszucht. Der Söldnerdienst hatte die Sitten so sehr umgewandelt, daß sich die beiden Parteien an Rohheit, Räubereien und Schändungen überboten. Das thörichte Vertrauen des Züricher Generals Rudolf Werdmüller *) und des Berners Sigismund von Erlach, der die Berner Truppen anführte, verschaffte den kleinen Kantonen den Sieg.

Der noch sehr junge Werdmüller war in Genf „Armbrustkönig“ gewesen. Er hatte sich unter den Fahnen Venedigs, des Kaisers und Frankreichs durch Tapferkeit ausgezeichnet. Der allerchristlichste König hatte ihn selbst zum Generallieutenant ernannt und ihm den Michaelsorden verliehen. Aber dieser muthige Krieger hatte in diesem zügellosen Leben allen sittlichen Halt verloren. „Er zeigte namentlich große Geschicklichkeit, die Kirchen zu bestehlen, das Vieh zu rauben und sich zu bereichern. Er machte sich aus dem Evangelium ebensowenig wie aus der

*) Ein Bruder desjenigen, der im Bauernkrieg befehligt hatte.

Ehre. Man glaubte, daß er einen Vertrag mit dem Teufel geschlossen habe. Man hatte ihn auf dem Züricher See mit einer übernatürlichen Schnelligkeit fahren sehen *). Ein solcher Mann war wenig geeignet, das bei einem solchen Krieg nöthige religiöse Bewußtsein zu wecken. Auch scheiterte er schon am Anfang des Feldzugs in seinen Angriffen auf Rapperswyl **). Die Rapperswylser sangen damals, indem sie Wortspiele auf den Namen des Züricher Generals machten, von ihren Mauern herab: „Rapperswyl, eine reine Magd, Ihren Kranz noch trägt. Die heilige Jungfrau hat Gott angefleht, daß er die Ehre der züchtigen Schönen bewahre; sie spottet des plumpen Müllers und seiner Nachstellung. Fort mit dir, suche anderswo, was für Dich besser paßt. Heirathe Deines Gleichen. Spreuer für Dich und Kleienstaub!“ Die Züricher mußten diese Schmähungen hören, ohne die Stadt einnehmen zu können.

Die Berner waren nicht glücklicher. Sie hatten 12,000 Mann in das Aargau geworfen. Sigismund von Erlach, der sie anführte, gestattete, auf seine Ueberlegenheit an Mannschaft vertrauend, seinen Soldaten im Lager bei Billmergen, sich dem Trunk und der Liederlichkeit zu ergeben. Das katholische Heer sammelte sich bei dem berühmten Kloster Muri, indem es sich zum Kampf gegen die „beherzten“ Berner rüstete. Die Priester segneten die Waffen ihrer Soldaten, um sie in den Stand zu setzen, über die Zaubereien zu siegen. Sie ermahnten sie, die Worte; „*Verbum caro*“ ***)) zu singen, indem sie hinzufügten, dieß seien die „heiligsten Worte.“ Man theilte geweihte Kugeln und Zettel aus, welche die Kapuziner gegen die Zaubereien

*) Dieser Glaube an Werdmüller's Zauberkenntnisse hat sich lange erhalten. S. Helvetischer Kalender, 1796, S. 50—65.

**) Stadt in einer reizenden Lage am Züricher See, der Katholikismus ist daselbst überwiegend. Sie war ehemals eine freie Stadt und gehört jetzt zum Kanton St. Gallen.

***)) Das fleischgewordene Wort.

des Teufels, „dieses Vaters aller Reper“, gemacht hatten. — Von der Sorglosigkeit der Berner Offiziere unterrichtet, überfielen die Katholischen das protestantische Heer und griffen es unter Anrufung der heiligen Jungfrau an. In diesem Augenblick zeigte sich die Mutter Gottes im Himmel, mit einem himmelblauen Mantel, blendend wie ein Blitz. Trotz dieser Erscheinung vertheidigten sich die Waadtländer kräftig; die Margauer zogen sich erst zurück, als sie kein Blei mehr hatten. Aber endlich siegte die „heilige Jungfrau“ in Folge der schlechten Anordnungen des Generals von Erlach und der Unthätigkeit eines Theils der Berner Truppen. An dem nämlichen Tage verlor Werdmüller 1800 Mann unter den Mauern von Mapperswil, dessen Belagerung er aufheben mußte. Der Friede, welcher am 26. Februar 1656 zu Basel geschlossen wurde, gab den Schwyzer Bauern gewonnenes Spiel.

In der nämlichen Zeit, da der Katholicismus in der Eidgenossenschaft den Sieg davontrug, entwickelte sich das aristokratische Prinzip mit einer seltenen Schnelligkeit. Es wurden mehrere Unterschiede eingeführt, welche in einer Republik selten waren. Der Name „Frauen“, welcher den einfachen Bürgerinnen untersagt war, wurde den Gattinnen der Räte vorbehalten. Die Gerechtigkeit war so käuflich, daß sich ein Landvogt in sechs Jahren eine Rente von 30,000 Thalern erwerben und alle Schulden bezahlen konnte, welche er zum Erlauf seiner Vogtei gemacht hatte, denn die Aemter wurden verkauft wie das Recht. So war jene „gute alte Zeit“, welche gewisse Schriftsteller mit so poetischen Farben dargestellt haben!

Die Regierungen von Genf und Basel zeichneten sich durch die Gewaltthätigkeiten ihrer Oligarchie aus. Einige Familien theilten sich dort unter alle Aemter. Um diese übermäßigen Vorrechte zu erhalten, mußte man zum Scharfrichter seine Zuflucht nehmen. Der Präsident der Basler Abgeordneten, Fatio, wurde am 18. Dezember 1691 hingerichtet, Der einflußreichste

unter den Genfer Demokraten*) wurde am 6. September 1707 im Gefängnißhof erschossen. Die Häupter der Aristokratie hüllten ihren Kopf nach dem Beispiel Ludwigs XIV., den die französischen Bischöfe zum Halbgott machten, in ungeheure Perücken, um sich ehrwürdiger zu machen. Sie sagten mit Cicero: „Die Macht darf in einer Republik niemals der Menge anvertraut werden“ **). Ein edler Geschichtschreiber hat mit Recht gesagt, indem er von dieser traurigen Zeit spricht, in welcher Tausende von Eidgenossen auswanderten: „Die Schweiz war für ihre Söhne nicht mehr, was sie gewesen war.“ „Da riß das Verderben des Vaterlandes unaufhaltsam ein,“ sagt in eben dem Sinne der beredte Zscholke: „Man erniedrigte sich vor dem Auslande, um im Lande hoch zu stehen; man stellte den Kanton über die Eidgenossenschaft, und die Familie über den Kanton; man war in großen Dingen klein, und in kleinen groß; man trachtete nach Ehrenstellen um des Geldes willen, und versteigerte Aemter für Geld oder erwarb sie durch Heirathen; man nannte die Schweizer frei, aber ihrer die meisten waren arme Unterthanen und hatten weniger Freiheit und Recht, als die Angehörigen der Könige; ja man verschmähte oft nicht Gewalt und List, um auch die wenigen Rechtssame des Volks nach und nach zu vertilgen, auf daß die Gewalt der Herren unbeschränkter würde“ ***).

Die Toggenburger erfuhren es, der Abt von St. Gallen hatte im 15. Jahrhundert die Oberherrlichkeit über diese Landschaft gekauft. Seit dieser Zeit arbeiteten die Vorsteher der Abtei mit mönchischer Beharrlichkeit daran, alle Freiheiten dieses Volkes zu vernichten. Endlich glaubte einer dieser Aebte, der Sohn eines Schuhmachers, der auf seinen Titel eines Fürsten des heiligen

*) Er hieß ebenfalls Fatto.

**) Ein Richter des Basler Fatto sagte ihm: Vox populi, vox diaboli.

***) Zscholke, des Schweizerlandes Geschichte, Kap. 44.

Römischen Reichs und über seine Abtsmütze stolz war, Leodegar Burgiser, die Toggenburger als absoluter Herr behandeln zu können. Wie leicht vergessen die Mitglieder der katholischen Geistlichkeit ihren niedern Ursprung, wenn sie in den Reihen der Aristokratie Platz genommen haben! Ist nicht Eines der Häupter des Sonderbunds der Sohn eines Bauern gewesen? „Seine Gnaden der hochwürdigste Herr Stephan Marillen, Fürst des heiligen römischen Reichs, Bischof von Lausanne und Genf, Assistent des päpstlichen Stuhls, Commandeur der Orden des heiligen Moriz und Lazarus u. s. w.“ Das Volk hat nie schlimmere Gegner gehabt, als die, welche aus seiner Mitte in ein anderes Lager übergegangen sind. So war der Abt Leodegar. Er wollte, daß man ihm gehorche, wie Ludwig XIV. in Versailles; und wie alle Führer der katholischen Partei in der Schweiz zählte er auf Oesterreich, diesen ewigen Feind der Eidgenossenschaft, der seinen alten Plänen nicht entsagt hatte. Man drängte den Kaiser und den König von Frankreich, die Schweiz zu theilen*). Rom wird ihr niemals verzeihen, daß sie auf dem Kontinent die Zufluchtsstätte der Gewissensfreiheit ist. Die österreichischen Staatsmänner hielten den Augenblick für günstig. Ein Minister richtete folgende Worte an Leopold I.: „Es ist nöthig, daß Eure Majestät Ihre Ansprüche auf die Schweiz, die Wiege Ihres erhabenen Hauses, stets vor Augen habe. Eure Majestät wissen besser als Ihre Vorgänger, wie man die Kantone zum Gehorsam bringen muß. — Man spare die Schmeicheleien nicht; es wird der Tag kommen, da man wird ärndten können, was Ihre Agenten ausgesäet haben. — Lassen Sie Sich herab, vergessen Sie Ihre Größe; seien Sie ein Lamm, bis der Zwiespalt ausgebrochen ist; dann zeige sich der Löwe und Ihre Armeen mögen in die Schweiz ziehen, um Ihre Rechte wieder herzustellen. — Die Ansichten, die ich ausspreche, sind dieselben, die ich in mehr als

*) Mémoires du général Saint-Saphorin, 1702.

einer Unterhaltung aus Ihrem Mund vernommen habe" *).

Oesterreich bedurfte also der Zwietracht. Der Abt von St. Gallen, der in seine verbrecherischen Pläne eingeweiht war**), übernahm es, die Eidgenossenschaft in Verwirrung zu stürzen. Seine Streitigkeiten mit seinen Toggenburger Unterthanen wurden bald die Veranlassung, daß sich die Kantone gegen einander bewaffneten. Zürich und Bern ergriffen die Partei der Toggenburger, während Wallis, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug sich auf die Seite des Abtes schlugen. Die Bauern der kleinen Kantone sollten noch einmal für den politischen Despotismus und gegen die Gewissensfreiheit kämpfen. Daher gab ihnen auch der päpstliche Nuntius 26,000 Thaler aus dem päpstlichen Schatz und in allen Kirchen von Rom wurden alle Heiligen für sie angerufen. Ihre Soldaten waren mit Amuletten und geweihten Kugeln versehen. Aber diesmal kam ihnen die heilige Jungfrau nicht zu Hülfe. Im Gegentheil schienen unglückliche Vorzeichen ihnen eine Niederlage zu verkünden. Dumpfes und schreckliches Geschrei hatte sich in der Luft vernehmen lassen; ein furchtbares Gewitter hatte die Waldstätte verwüstet, ganze Wälder niedgerissen und überall die Kreuze umgeworfen; eine Fackel war in der Frauenkirche aus den Händen des Engels gefallen, der das Wappen Luzerns trug, dieser Hauptstadt des schweizerischen Katholicismus. „Wenn der Himmel,“ sagten die vorsichtigen Leute, „ein Volk mit Unglück bedroht, zeigt er es ihm durch Wunder an.“ Aber die Kapuziner erwarteten andere Wunder. Sie stellten dem Volk vor, daß man mit den Zwinglianern ein Ende machen müsse. Uebrigens schöpften die gnädigen Herren von Luzern an der Tafel des Nuntius frischen Muth, jenes hochmüthigen Caraccioli, aus dem Hause der Fürsten von Melfi, der seine

*) Testament politique du baron de Hoher.

**) Man sehe seinen geheimen Briefwechsel mit Greuth.

Verachtung gegen dieses Bauern- und Bürgervolk schlecht verbarg. Er versuchte jedoch, seinen Widerwillen zu besiegen. Mußte er doch den Soldaten des Glaubens die Formel lehren, welche sie vor allen Gefahren schützen sollte. „Behüte uns, verehrteste Maria, vor den holländischen, englischen und bernesischen Hunden, die wie Teufel um uns verbreitet sind.“

Es ist schwer, einen Begriff von der Thätigkeit zu geben, mit welcher die Agenten Roms Zwietracht austreuten. Sie beklagten sich, daß ihre Partei den Sieg bei Billmergen so schlecht benutzt habe, und erwartete mit Ungeduld eine günstige Gelegenheit, die Schweiz den Klauen des österreichischen Adlers zu überliefern. Die Aussicht auf dieses Resultat erfüllte den Nuntius mit einem heiligen Eifer. Indessen war der Tag gekommen, wo die Vorsehung die Anschläge Roms vereiteln sollte. Am 25. Juli 1712 trafen die Heere der Protestanten und der Katholiken bei Billmergen, einem schon berühmten Ort, auf einander. Das Geschütz gab das Zeichen zum Blutbad. Nach vierstündigem Kampf, in welchem die Krieger der Urkantone bewiesen, daß sie die Tapferkeit ihrer Väter geerbt hatten, verbreiteten die Berner Schrecken und Unordnung in den Reihen ihrer Feinde. Mehr als 2000 Katholiken blieben auf dem Kampfplatz. Der Sieg bei Billmergen führte den Aarauer Frieden herbei (9. und 11. August), der das Zeichen zum Verfall der päpstlichen Macht in der Eidgenossenschaft war. Der Ultramontanismus machte im J. 1847 unter dem Namen Sonderbund eine letzte Anstrengung, um sie unter das Joch zurückzuführen.

Es versteht sich von selbst, daß der Papst und der Nuntius den Aarauer Frieden niemals anerkennen wollten. Sie erklärten ihn für nichtig und ungültig. Das Blut hatte aufgehört, für ihre Sache zu fließen, wie konnte man sich über ein solches Unglück trösten! Der Abt von St. Gallen war von der nämlichen evangelischen Gesinnung beseelt; er wollte lieber in der Verbannung sterben, als den Aarauer Vertrag anerkennen.

Von ihren Priestern verführt, willigten fünf katholische Kantone zu Versailles in die Vertheilung ihres gemeinsamen Vaterlandes zwischen Frankreich und Oesterreich. Die Furcht vor England hielt den alten König Ludwig XIV. zurück. Man sieht aus diesem einzigen Zug, daß, wenn die Schweizer noch ein Volk sind, man es nicht der ultramontanen Partei zu verdanken hat.

XLVI.

Der Tittlis mit dem spitzen Kopf,
Der stolze Urstöck,
Der Bürgen mit dem großen Zopf,
Der Roßberg im zerriss'nen Rod,
Die sehn mit gar verliebter Mien'
Stets zu der schönen Rigi hin.

J. F. Müller.

„Seit den brudermörderischen Schlachten bei Billmergen,“ sagt ein berühmter Geschichtschreiber, „haben zwar die Eidsgenossen sechsundachtzig Jahre lang keinen Krieg mehr geführt, weder gegen Ausländer, noch unter einander selbst. Doch sind darum die Zeiten weder glücklicher, noch ruhiger, noch ruhmreicher, sondern unter ewigen Staatshändeln, bald eines Kantons mit den andern, bald der Obrigkeiten mit den Unterthanen, zugebracht worden. Jedes neue Jahrzehnd hat bald dort bald hier neue Umtriebe, neue Verschwörungen, neue Aufrühre zur Schau geführt, bis endlich das morschgewordene Gebäude der alten Eidgenossenschaft beim ersten Stoß zusammenbrechen mußte, den es nachher von der feindseligen Hand Frankreichs erlitt. — Man hat zwar gesagt: es sei der Krieg das größte der Uebel, und Andere haben es nachgesagt. Aber also haben die alten Heldeneidsgenossen nicht gesprochen, welche zuerst den Schweizernamen vor Gott und Menschen verherrlichten. Die gingen in

den Krieg für ihr heiliges Recht, und kannten wohl etwas Besseres als Wohlleben und feige Sicherheit, und dachten: das größte der Uebel ist Knechtschaft unter dem Scepter des Hochmuths und der Ungerechtigkeit.

Auch ist dem Schweizerlande seit der letzten Willmerger Schlacht bis zur zerstörenden Ankunft der Franzosen mitten im Frieden größeres Verderben gekommen, als in allen Kriegen zuvor wider Oesterreich und Burgund. Denn in der sechsundachtzigjährigen Ruhe, da die Schwerter der Winkelriede, Fontana, Waldmanne, Hallwyle und Erlache verrosteten, zerfraß schnöde Selbstsucht und Ueppigkeit immer mehr und ganz und gar den ehrlichen Bund der Alten, und die Eidsgenossenschaft zerlösete sich wie ein verwesender Leichnam. Und sie deckten den Leichnam mit Wappenschildern der Väter prunkvoll, daß man nicht sähe, wie der Geist aus ihm gewichen sei. Es ward nichts Großes mehr gethan. Das Größeste dünkte Allen oder den Meisten, Reichthümer zu sammeln, nicht Tugenden; Herren und Unterthanen, nicht freie Bürger zu sein. Die Einen ersteigerten Landvogteien, und verkauften darin Recht und Ungerechtigkeit wie gemeine Waare; die Andern buhlten um Jahrgelder, Ordensbänder und Ehrentitel bei Ausländern. Andere trachteten, statt nach Verdiensten um's Vaterland, nach der Hand der Rathsherrntöchter, damit sie in obrigkeitliche Würden gehoben werden könnten. Andere thaten auf andere, Wenige auf rühmliche Weise. Das Volk in den unterthänigen Landschaften hatte kaum mehr Recht, als daß es nebst seinem Vieh das Feld bauen durfte; es blieb gar unwissend, denn so unverständlich waren die Obrigkeiten, daß sie fürchteten, der Landmann könne zu verständig werden. Die herrschenden Städte und Länder nagten an den Freiheiten der Unterthanen, und die vornehmen Geschlechter der Städte an den Freiheiten der Bürger. Hin und wieder erwachten und ermannten sich zwar die Beeinträchtigten und retteten ihr bedrohtes Recht, oder schreckten doch von neuer Willkür ab."

Diese Worte des berühmten Verfassers der „Narauer Abende“ stellen den sittlichen Zustand der Schweiz im 18. Jahrhundert trefflich dar; aber er hat Unrecht, daß er nicht die Keime der Wiedergeburt zeigte, welche überall aus dem fruchtbaren Boden der Eidgenossenschaft hervorsproßten. Eine Menge berühmter Männer, welche ihrem Vaterland und der Menschheit mitten in den Alpen zur Ehre gereichten, breiteten durch ihre Arbeiten und ihre edlen Eingebungen die Befreiung und Wiedergeburt ihres Landes vor. Je größer die Schwierigkeiten des Augenblicks waren, desto mehr muß man ihnen Dank wissen, daß sie nicht an der Zukunft und der guten Sache der Schweiz verzweifelt haben.

Die Nachwelt darf auch die vortrefflichen Männer nicht vergessen, welche in den politischen Kämpfen gegen die Gewalththaten des aristokratischen Prinzips gekämpft haben. Der Erfolg macht nicht Alles aus. Die unparteiische Geschichte muß die Namen der Opfer der Freiheit mit eben so viel Sorgfalt sammeln, als den der Bürger, deren Andenten ihre Siege verkündet. Wer steht heldenmüthiger und reiner da, als der Major Devel, der das Waadtland von der Tyrannei Ihrer Excellenzen zu befreien suchte? Während man ihn mit so viel Grausamkeit folterte, daß die Nägel ihm von den Daumen sprangen, die man in zwei Schraubstöcken zerquetschte, fragten ihn seine Richter, ob er Schmerzen fühle. „Ja,“ antwortete der Märtyrer mit heiterem Gesicht, „aber ich bin überzeugt, daß Sie eben so viel Schmerzen fühlen als ich.“ Devel starb auf dem Schaffot mit der Kraft eines Weisen und eines Christen.

Das Bisthum Basel hat das Andenten an die muthigen Patrioten bewahrt, welche dem Despotismus des Fürstbischofs von Basel*), Sigismund von Reinach geopfert wurden. Mit Hülfe der französischen Bajonette schickte der Bischof drei Ab-

*) Seit der Reformation residirten die Bischöfe in dem katholischen Theile der Schweiz, den man noch jetzt das Bisthum nennt.

geordnete der Landschaft, Batignat, Vion und Miat auf das Schaffot. Das Volk dieser Gegend feiert noch das Andenken Batignats in einem eigenthümlichen Liede mit kräftiger Melodie.

Die Männer, welche an der Verschwörung Samuel Henzis Theil nahmen, waren nicht alle von so reinen Gesinnungen beseelt, aber es scheint, daß die Führer der Bewegung aufrichtig an der Wiederherstellung der alten Freiheiten Berns arbeiteten. Die Regierung dieses Kantons hatte den oligarchischen Repotismus bis zum höchsten Uebermaß getrieben. Es konnte dem großen Haller niemals verzeihen, daß er aus einer einfachen Bürgerfamilie stamme. Seine mit dem Lorbeer des Genius bekrönte Stirne wurde nicht für würdig erachtet, das schwarz-sammtne Barett der Mitglieder des kleinen Raths zu tragen. Der Geheime Rath, der an der Spitze des aristokratischen Gebäudes stand, hatte sich in eine allgemein gefürchtete Inquisition verwandelt. Um diese Zeit lebten in Bern ausgezeichnete und unabhängige Männer, wie Fueter, Wernier, Kupfer, Bon-
deli, Lerber, Knecht, Herbort, Wyß u. A. Henzi verband sich mit ihnen und wurde durch seine Einsicht und Beredsamkeit die Seele ihrer Unternehmungen gegen die Aristokratie. Ein Patrizier, der Sohn eines Schultheißens von Erlach, war unter den Verschworenen. Henzi, Fueter und Wernier wurden unter abscheulichen Umständen enthauptet. Wernier starb erst nach dem dritten Hieb. Henzi's Kopf wurde nicht sogleich vom Rumpf getrennt; beim ersten Hieb hatte er so viel Seelenkraft, sich gegen den Scharfrichter zu wenden und ihm zu sagen: „Du richtest hin, wie Deine Herren richten.“ Man mußte seinen Kopf mit einem Messer ablösen. Fueter starb ebenfalls erst beim zweiten Hieb. Was den Patrizier von Erlach betrifft, so wurde er verbannt.

Die Freiburger Regierung war nicht weniger oligarchisch als die Berner. Sie hatte alle Fehler derselben, ohne sie mit einem Schein von Größe zu bedecken. Peter Nikolaus Chenaur, der sich durch seinen rechtlichen und festen Charakter die Liebe

des Volks erworben hatte, wiegelte die Bauern gegen die Freiburger Oligarchie auf und zog mit ihnen am 2. Mai 1784 gegen die Hauptstadt. Nachdem Chenaur von den Regierungstruppen geschlagen worden war, wurde er von zwei Verräthern ermordet. Aber sein Grab wurde ein Wallfahrtsort trotz der Bannflüche des Bischofs und der Wuth der Gnädigen Herren von Freiburg. Das Volk verehrte in ihm den Märtyrer für seine Sache.

In Genf konnte sich die aristokratische Partei nur mit Hülfe der fremden Bajonette behaupten. Die Stadt wurde im Jahr 1792 von Berner, französischen und savoyardischen Truppen besetzt. Die Berner Regierung schämte sich nicht, das Gebiet eines freien Staates im Interesse einer Raste den Soldaten der Despoten zu überliefern. Aber der Tag des Gerichts war nicht mehr ferne. Die, welche sich des Schwerts der Fremden bedient hatten, sollten es bald gegen sich selbst gewendet sehen.

Die geistliche und österreichische Partei zog auf die Schweiz den Sturm herbei, der die alte Eidgenossenschaft vernichten sollte. Der Bischof von Basel, der der Unzufriedenheit seiner Unterthanen nicht zu widerstehen vermochte, rief im J. 1791 die Truppen des Kaisers zu Hülfe. Im J. 1792 zogen die Franzosen in das Bisthum und verjagten die österreichischen Besatzungen. In den folgenden Jahren schwächte die Hartnäckigkeit der Oligarchien die Schweiz immer mehr; daher konnte sie auch im J. 1798 dem Einfall der Franzosen nicht widerstehen. Die schweizerischen Milizen unterlagen jedoch ruhmvoll. Die vom Obersten Graffenried angeführten Berner schlugen Brune's Truppen bei Neuenegg. Karl Ludwig von Erlach, der in der Schlacht beim Grauholz an ihrer Spitze stand, zeigte sich des Bluts der Sieger vom Donnerbühl und von Laupen würdig. Obgleich er an Truppen weit schwächer war als der General Schauenburg, hielt er doch zwei und eine halbe Stunde den furchtbaren Angriff der französischen Republikaner aus. Viermal fing er, durch die Gegenwart des vom Alter gebeugten

Schultheißer Steiger angefeuert, das Gefecht wieder an. Dieser großherzige Beamte sah, an eine Eiche gelehnt, der Schlacht zu. „Wir haben einen schweizerischen Greis,“ sagten die französischen Husaren, „am Rande eines Waldes sitzen sehen; er war militärisch gekleidet, aber sein ehrwürdiges Aussehen hat uns gehindert, ihn zu ergreifen.“ Wie in Neuenegg kämpften auch hier Weiber in den Reihen der Berner. In dem Gefecht bei Fraubrunnen fielen 180 Frauen mit der Sense in der Hand. Die Franzosen erkannten den Heldenmuth der Berner voll Achtung an. „Diese tapferen Leute,“ sagte der „Moniteur“, „zerstreut und ohne andere Waffen als Sensen und Stöcke, stellten sich vor die Mündung der Kanonen und ließen sich von den Kartätschen zerreißen. Selbst wenn die französischen Soldaten sie aus Menschlichkeit verschonen wollten, und ihnen zuriefen, sich zu ergeben, warfen sie sich auf das Geschütz, um zu verhindern, daß man es gegen ihr Vaterland vorwärts bringe.“

Aber der aristokratischen Regierung müde und von den Proklamationen der Franzosen verführt, blieben die Kantone unthätig und ließen Bern vereinzelt. Das Pariser Direktorium gab der Schweiz eine neue Verfassung. „Die Eidgenossenschaft,“ sagte es, „hat aufgehört, zu bestehen. Ganz Helvetien soll eine einzige und untheilbare Republik unter einer Centralregierung bilden. Diese soll mit den zum gesetzgebenden Körper vereinigten Abgeordneten des Volks in Aarau ihren Sitz haben. Alle Schweizer, Stadtbürger und Bauern, sollen an Rechten und vor dem Gesetz gleich sein.“

Leider ahnte die französische Regierung die Selbstsucht der schweizerischen Aristokratie nach. „Wenn ihr keine anderen Maßregeln ergreift,“ schrieb ihr Cäsar de la Harpe, den sie nicht als einen Feind betrachten konnte, „so zählt auf eine Vendée, welche unsere Bevölkerung und unsere Hülsquellen verschlingen wird, indem sie eure eigenen Kräfte aufzehrt.“ Diese Prophezeiung ging bald in Erfüllung. Bald zerrissen die Urkantone die dreifarbige Farbe der helvetischen Re-

publik*) und pflanzten das weiße Kreuz auf. Die Männer von Schwyz machten sich in diesem letzten Kampf unsterblich, so wie der Landeshauptmann Alois Heding, der der Leonidas der alten Schweiz wurde. Die Höhen bei Morgarten sahen noch einmal die Flucht der fremden Bataillone. Am folgenden Tag bedeckten sich die Waldstätte im Gefecht bei Arth mit neuem Ruhm. Die Hirten zeigten sich überall ihrer glorreichen Vorfahren würdig. Dieses Volk wird immer ein Heldenvolk sein, so oft es für eine große Sache kämpft. Aber damals war der Kampf allzu ungleich. Ein ehrenvoller Friede belohnte die Austreibungen dieser Tapfern, und der General Schauenburg, der ihnen denselben bewilligt hatte, ehrte im französischen „Moniteur“ ihre unvergleichliche Tapferkeit durch das schönste Lob.**)

„So endete der alte Bund der Eidgenossen,“ sagt Bichotte. „Vierhundert und neunzig Jahre lang war er bestanden; in vier und siebenzig Tagen zertrümmert. Sag' an, o Schweizermann, was hat deine hohen Felsenwälle niedrig, die undurchdringbaren Bergschluchten offen, die weiten Seen, die reißenden Ströme durchgänglich, die Wälder der Heughäuser stumpf und die Geldsummen im Schatz der Städte unfruchtbar gemacht? Lernet, ihr Gemeinen.“***)

Die von dem Auslande aufgedrungene Einheitsrepublik gab der Schweiz die Ruhe nicht. Als Napoleon sie den innern Zwisten Preis gegeben sah, hielt er den Augenblick für günstig.

*) Wer diese große Begebenheit genauer will kennen lernen, findet in Bichotte's „Geschichte der schweizerischen Revolution“ Aufschluß.

**) Bgl. Bichotte, „Geschichte vom Kampf und Uebergang der schweizerischen Berg- und Walbkantone.“ Bern und Zürich, 1801. — Der berühmte Geschichtschreiber war Augenzeuge bei diesen großen Begebenheiten gewesen und hatte an denselben Theil genommen.

***) Bichotte, des Schweizerlands Geschichte, Kap. 60.

sie zum Werkzeug seiner Politik zu machen. Unter dem Deckmantel der Theilnahme hatte er nur seinen Vortheil im Auge. Ohne den Wünschen der aristokratischen Kantone Gehör zu geben, welche ihre Unterthanen zurücksforderten, trennte er die Schweiz in unabhängige Theile, damit sie immer schwach bleibe und seines Schutzes beständig bedürfe. In neunzehn Kantone getheilt, mußte sie Seiner Majestät dem Kaiser und König 16,000 Mann Soldaten stellen, welche auf den Schlachtfeldern kämpften und starben, um den Brüdern des gewaltigen Herrn des Abendlandes Throne zu verschaffen*). So war die Mediationsakte beschaffen. Der Tag war noch nicht erschienen, wo sich die Schweiz in ihrer Kraft und Unabhängigkeit zeigen sollte.

Wenn auch Napoleon die Eidgenossenschaft einer fremden, oft sehr drückenden Herrschaft unterwarf**), so hinderte er doch die aristokratische Partei, sich wieder zu erheben. Aber diese Partei benutzte die Ereignisse von 1814 und 1815, um zu zeigen, daß sie keine ihrer Ansprüche, selbst nicht die veraltetsten, aufgegeben habe. Die Oesterreicher brachen im J. 1813 in die Schweiz ein. Unwillig sah das Volk die ewigen Feinde der Eidgenossenschaft auf seinem Gebiete, welche von seinen alten Bedrängern herbeigerufen worden waren. Die schweizerischen Truppen wurden, die Seele voll Scham und Schmerz, entfernt gehalten. Auf allen Seiten zeigten sich die ausschweifendsten

*) In dieser engen Abhängigkeit wußte die Schweiz ihre Würde zu bewahren. Während die Könige und der Adel aus den ältesten Häusern Europas sich zu den Füßen des Günstlings des Glückes demüthigten, „blieb die Schweiz“, sagt der gelehrte Bonner Professor, „wenn sie auch das Joch trug, das auf dem Kontinent lastete, doch aufrecht stehen, sie trock nicht, sie war geknechtet, aber nie knechtisch.“ „Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft“ von Monnard (Fortsetzung von J. v. Müller).

**) Daguët, Hist. de la nation suisse, zeigt recht gut, wie viele Lasten der Vermittler der Schweiz auferlegte. S. 2. Th. Kap. 25.

Hoffnungen. Selbst die absoluten Monarchen, welche beim Wiener Congreß vereinigt waren, glaubten nicht, einen rückwärts schreitenden Eifer unterstützen zu dürfen, der ihnen maßlos schien. Ein Beschluß des Congresses vom 20. Mai 1815 erkannte die Freiheit der Unterthanenländer definitiv an, und theilte der Eidgenossenschaft drei neue Kantone zu: Genf, Neuenburg, Wallis*). Die Schweiz, die nunmehr aus 22 Kantonen bestand, hatte drei Vorrorte oder geschäftsführende Kantone: Zürich, Bern und Luzern. Aber die Kantonalverfassungen gewährten der aristokratischen Partei, welche Napoleon mit solcher Klugheit im Zaume gehalten hatte, ein außerordentliches Uebergewicht. Als diese Partei mehrere ihrer Wünsche verwirklicht sah, zeigte sie ihre Ungeschicklichkeit durch Fehler von jeder Art. Sie bereitete auf diese Weise eine Reaktion vor, welche sie von der Höhe, auf die sie die Fürsten gestellt hatten, stürzen, die Schweiz von jeder fremden Herrschaft vollständig befreien, und ihr die Stelle wieder geben sollte, welche ihr ihre Thatkraft und ihre Bildung in der großen europäischen Familie anweisen.

Widerprüche, Spaltungen und Zwietracht, das sind nach Bishoffe die Ergebnisse der Aristokratie in der Schweiz von 1815 bis 1830.

Trotz des von dem Wiener Congreß feierlich anerkannten Grundsatzes, daß es auf dem schweizerischen Gebiet keine Unterthanenländer mehr gebe, zeigte sich die Geißel der Unterthanschaft beinahe überall unter milderen Formen wieder. Sollte man glauben, daß es dem nur zu berühmten Kloster Einsiedeln mitten im 19. Jahrhundert gelang, die Bewohner von Reichenburg wieder unter seine Botmäßigkeit zu bringen?**) Ueberall zeigte die geistliche Partei die nämliche Frechheit. Der Bischof

*) Das Basler Bisthum wurde mit dem Kanton Bern vereinigt.

**) Vicomte de Melun, Einsiedeln, Souvenir de voyage, kann doch diese Mönche nicht genug preisen. So beschränkten Geistes sind gewisse Ultramontanen.

Jenni, „Fürst des heiligen römischen Reichs,“ wagte es, im Jahr 1817 ein Fest zu Ehren des Siegs bei Villmergen einzusetzen, und verdamnte im J. 1822 die Methode des gegenseitigen Unterrichts, deren sich der berühmte Vater Girard bediente. Jenni's Nachfolger, der, wie er, von den Jesuiten beherrscht wurde, sollte später mit den ehrwürdigen Vätern an der Gründung des Sonderbunds arbeiten. Man hat es den Anstrengungen Jenni's in Freiburg zu verdanken, daß seine bischöfliche Stadt nach 1815 der Hauptsitz des religiösen und politischen Jesuitismus in der französischen Schweiz wurde.

Die aristokratischen Bestrebungen und die Kämpfe gegen den Geist des Jahrhunderts störten den Frieden in den protestantischen wie in den katholischen Kantonen. Man bewies eine maßlose Strenge gegen die Publizisten, die den Muth hatten, die Verordnungen der Regierungen und die heiligen Personen der Gewalthaber zu kritisiren. Man verbot die Zeitung Stephan Francini's, jetzt verstorbenen Bundesraths, dessen gelehrte Arbeiten seinem Lande zur Ehre gereichen. Der berühmte Philosoph Dr. Troxler wurde in Luzern mit Verbannung und Gefängniß bestraft. Dem Grundsatz der freien Prüfung zum Troß ahmte Bern diesen Kantonen und Luzern nach. Die in Zürich vom Regierungsrath Usteri und in Aarau vom unermüdlichen Bschoffe herausgegebenen liberalen Blätter wurden von der Berner und andern Regierungen verboten. Als die fremden Mächte von den Männern, welche die Schweiz regierten, strenge Gesetze gegen die Pressfreiheit verlangten, bewilligte man sie mit Freuden (1823). Man sah im freien Helvetien, wie in Oesterreich Rom oder Neapel Censoren, welche ohne weitere Berufung entschieden, welche Wahrheit für die Oeffentlichkeit zu verbieten, welcher Irrthum zu erlauben sei*.) Die Oeffentlichkeit wurde durch übermäßige Stempelgebühren gelähmt. Das ist ein Mittel,

*) Bschoffe, Geschichte des Schweizerlands, Kap. 64.

daß noch in vielen Ländern üblich ist, um den Volksunterricht unmöglich zu machen.

„Lichter aus und Feuer an!

Es leben die Jesuiten!“ *)

Die Gefälligkeit gegen die absoluten Regierungen blieb nicht dabei stehen. Die Tagsatzung bestrebte sich, sich der Gunst der heiligen Allianz würdig zu machen, indem sie die Geächteten verfolgte, welche sich unter dem damaligen Despotismus von Tag zu Tag mehrten. Die heutige Schweiz ist mit Recht stolz darauf, daß sie die Zufluchtsstätte der Schlachtopfer der willkürlichen Gewalt ist. Sie betrachtet die Gastfreundschaft, die sie ihnen gewährt, als eines der schönsten Vorrechte eines freien Landes und als die Pflicht eines republikanischen Volkes, das von der Vorsehung zwischen Staaten gestellt ist, deren Verfassungen nicht eben sehr liberal sind **). Die Männer, welche die Schweiz von 1815 bis 1830 regierten, hatten ganz andere Ansichten! Dem Ausland sklavisch untergeben, wurden sie dessen Polizeischergen. Basel gab jedoch das schöne Beispiel des Widerstandes gegen Anmaßungen, welche mit der Unabhängigkeit und der Würde der Eidgenossenschaft im Widerspruch standen.

Solche Mißbräuche mußten nothwendig den Fall der aristokratischen Regierungen noch einmal herbeiführen. Man hat sich getäuscht, wenn man die Reaktion, welche dieselben stürzte, als eine Rückwirkung der glorreichen Revolution dargestellt hat, die eine rückschreitende und den Jesuiten Preis gegebene Familie vom französischen Throne verjagte. Die demokratische Bewegung in der Schweiz hatte sich in mehreren Kantonen schon vor den denkwürdigen Julitagen gezeigt. So hatte schon im Februar 1829, durch eine Schrift des Dr. Troxler hervorgerufen, eine theilweise Revision der Verfassung in Luzern

*) Chamisso nach Béranger.

**) Doch ist die Gastfreundschaft der angelsächsischen Völker viel sicherer und größer.

Statt gefunden. Im Tessin wurde die politische Reform zuerst von dem Dr. Karl Lurati, Stephan Franscini und dem Advokaten Peter Peri angeregt. Diese muthigen Bürger gründeten »L'Osservatore del Cerasio«, um ihre Ansichten zu verbreiten. Der Landammann Quadri, der Führer der Rückschrittsparthei, klagte sie durch Dekret vom 21. April 1830 des Hochverraths an und versuchte, sie zum Tod verurtheilen zu lassen. Aber das Tessiner Volk erklärte sich für sie. Sie wurden in ihrem edlen Unternehmen von Jakob und Philipp Cioni, dem Obersten Luvini, dem Buchdrucker Joseph Buggia, dem Ingenieur Pacobelli, dem Grafen Grilanzoni, dem Juristen J. B. Monti und dem Domherrn Santini unterstützt. Die Sache der Reform trug am 9. Juni 1830 den Sieg davon *). An diesem Tage verkündeten Glocken und Geschütz dem Tessiner Volk den Sturz der Parthei des Rückschritts, an deren Händen noch das Blut des Priesters Banelli flecte **). Die demokratische Bewegung verbreitete sich vom Tessin über die ganze Schweiz. Ueberall gelang es dem Volk, welches Kraft mit Mäßigung verband, seinen Sieg zu behaupten, eine große Lehre für die Liberalen der andern Völker. „Inmitten der stürmischen Aufwallungen,“ sagt Zschokke sehr gut, „blieb die Sicherheit des Eigenthums, der Personen und der obrigkeitlichen Würde gekehrt. **Nicht Blutströme und Mordflammen**, wie in denselben Zeiten zu Paris, Brüssel, Braunschweig, Warschau, Modena und andern Orten, **entweiheten die Wiederverjüngung schweizerischer Freiheit.** ***)

Crétineau-Joly hat in seiner merkwürdigen „Geschichte

*) Ich habe auf diese Thatfachen Gewicht gelegt, um zu zeigen, daß die reformatorische Bewegung nicht von Paris ausgegangen ist, wie man es so oft gesagt hat.

**) Er wurde zur Zeit der helvetischen Republik ohne Prozeß in Lugano erschossen.

***) Zschokke, a. a. O. Kap. 65.

des Sonderbunds“, die er zum Preis der Ehrwürdigen Väter der Gesellschaft Jesu geschrieben hat, deren officieller Schriftsteller er ist, ein seltsames Zerrbild dieser großen nationalen Bewegung gegeben. Ich will in einigen Sätzen ein Muster der Urtheile dieses Schriftstellers mittheilen. „Die Schweiz erfährt die Rückwirkung des Machiavellismus des Königs Ludwig Philipp. — Die Schweiz hätte keine Fürsten zu entthronen, keine Krone zu schänden, sie stand gegen sich selbst auf*). Das Prinzip der Volkssouveraineté war in diesem Lande der reinen Demokratie**) bestimmt ausgesprochen worden***); man empörte sich, um es mit großen Buchstaben auf das Titelblatt der Verfassungen zu schreiben. Die liberale Schweiz eroberte den Namen, sie verlor die Wirklichkeit†). Vor 1830 war die Schweiz ebenfalls souverain, eben so frei, als man es einem Staat gestatten darf, es zu werden. — Die Gesandten Ludwig Philipps säeten Zwietracht in ihr aus. — Um der Anarchie zu entgehen, die er in Frankreich wieder belebte, entfesselte er sie bei seinen Nachbarn“ u. s. w. ††).

Man würde schwerlich in der Schweiz außerhalb der kleinen ultramontanen, im Jahr 1847 besiegten Faktion Jemanden finden, der die Verantwortlichkeit solcher Behauptungen übernehmen möchte. Und doch schreibt man so in den fremden

*) Wie tief dies ist!

**) Die Schweiz war 1829 ein Land der reinen Demokratie! Ischoffe, der die Schweiz etwas besser kannte, als der Geschichtschreiber der Jesuiten, sagt von der Zeit, welche auf das Jahr 1814 folgte: „Die alten Aristokratien standen wieder aufgerichtet, ohne die ehemalige Würde alterthümlichen Herkommens, aber mit demokratischem Goldschäum verziert.“ Des Schweizerlands Geschichte, Kap. 61.

***) Diese historische Entdeckung ist sehr interessant. Der Verfasser zeichnet sich in solchen Kraftstücken aus.

†) Rührende Besorgniß für die Freiheit bei dem absolutistischen Biographen Clemens XIV.!

††) Crétineau-Joly, Hist. du Sonderbund, T. I. ch. 2.

Monarchien die Geschichte der Eidgenossenschaft zum Gebrauch sogenannter Konservativen, selbst auf die Gefahr hin, das Gelächter der Staatsmänner der Schweiz zu erregen, die man am wenigsten beschuldigen wird, den revolutionären Leidenschaften zu schmeicheln, und welche ihr Vaterland eben so gut kennen müssen, als der Pariser Verfasser des Sonderbunds Kriegs.

Ein ausgezeichnete Schriftsteller, Joel Cherbuliez, spricht sich über den Zustand der Schweiz in dem Zeitraum von 1830 bis 1845 in der *Revue des deux Mondes* auf folgende Weise aus: „Die Religionsfreiheit herrschte beinahe ohne Beschränkung; der öffentliche Unterricht blühte unter der Leitung ausgezeichnete Lehrer; Handel und Industrie entwickelten sich in Folge der freien Konkurrenz; die Verwaltungen endlich erfüllten ihre Aufgabe mit einer vorwurfsfreien Sorgfalt: der Staat bot das Bild einer großen Familie dar*).

Wenn der Sturz der aristokratischen Partei in den Kantonen Zürich, Bern, Luzern, Freiburg, Solothurn, Schaffhausen, St. Gallen, Aargau, Thurgau, Tessin und Waadt ohne viel Kämpfe zu Stande kam, so wurde die Schweiz doch erst im J. 1847 vollständig von ihr befreit. In einigen der genannten Kantone waren die Männer des Rückschritts darauf vorbereitet, die Sieger bei der ersten Gelegenheit zu stürzen. In andern, wie Basel, Uri, Schwyz, Neuenburg, Unterwalden und Wallis organisirten sie einen energischen Widerstand gegen den Fortschritt der liberalen Ideen, und Basel zeichnete sich durch seine Hartnäckigkeit aus, eine dem Untergang geweihte Ordnung der Dinge zu vertheidigen. Golbérny hat in seinem gelehrten Werke über die Schweiz**) ein kräftiges Gemälde des traurigen

*) Joël Cherbuliez, *La Suisse dans le gouvernement des radicaux*, in der *Revue des Deux Mondes* vom 1. Juli 1851.

**) Man sehe in dem „*Univers pittoresque*“ von Didot, „*La Suisse*“ von de Golbérny, Mitglied der französischen Academie.

Kampfs der Basler Aristokratie *) gegen die Bauern dieses Kantons entworfen, welche endlich doch durch Eintracht und Muth siegten. „Wenn diese Kämpfe zwischen einigen Bezirken einer Republik, welche wenig mehr als zwei Millionen Einwohner hat, kleinlich erscheinen, so kann es nur in den Augen des Menschen sein, der kein Gefühl für das Schöne und die Freiheit hat. Der philosophische Leser wird etwas ganz Anderes darin erblicken. In seinen Augen gehören diese Bewegungen dem großen Sturm an, der die Menschheit seit dem 15. Jahrhundert bewegt. Nach einander siegreich, bedecken die entgegengesetzten Prinzipien den Boden der alten Welt mit Trümmern. Der Absolutismus führt überall Krieg gegen den Fortschritt; die Freiheit siegt überall über die Finsterniß. Bei volkreichen Nationen, bei mächtigen Monarchen sind diese Erschütterungen fürchterlich; und wenn die Kämpfenden zu Tausenden umkommen, wenn die Heere sich gegenseitig vernichten, wenn der Krieg Tausende hinwürgt, so zieht die Geschichte diesen Kampf in ihr Bereich, sie fügt ihren blutigen Seiten eine neue hinzu, und die Menge bewundert und schaudert. Aber wenn sich auf einem weniger großen Schauplatz die nämliche Opposition bei einem Volke zeigt, das seinen ursprünglichen Charakter, seine erbliche Tapferkeit bewahrt hat, dann schenken ihr die gewöhnlichen Menschen wenig Aufmerksamkeit, und man erinnert höhnisch an das kalt ironische Wort, mit welchem der oberflächliche Geist, der die Literatur und die Philosophie des letzten Jahrhunderts beherrschte, die Genfer Unruhen brandmarken wollte **). Für den Beobachter verhält sich die Sache anders.“

Das Jahr 1833, in welchem sich Basel in zwei Halbkantone

*) Diese Aristokratie hat die traurige Ehre, das Lob des Geschichtsschreibers der Jesuiten zu verdienen. S. Crétineau-Joly, Hist. du Sonderbund, I, 63.

**) „Ein Sturm in einem Glas Wasser“ sagte Voltaire.

trennte, schien der Rückschrittspartei von Schwyz und Bern günstig, um neue Verschwörungen anzuzetteln. In Schwyz verweigerten die Führer des innern Bezirks, welcher das altgefreite Land Schwyz heißt, den Bewohnern der äußern Bezirke Gleichheit der Rechte. Selbst innerhalb des alten Landes herrschte Ungleichheit. Dieser Zustand der Dinge erscheint dem Geschichtschreiber der Jesuiten als das Ideal der Demokratie. „Nie-
mals“, sagt er, „hatte die Demokratie eine umfassendere Bedeutung, als in der Verfassung dieser drei Kantone (Uri, Schwyz und Unterwalden).“ Grépineau-Joly spricht von der Demokratie in Schwyz wie Nicolas von dem Protestantismus, d. h. ohne den mindesten Begriff von derselben zu haben. Aber die ultramontanen Schriftsteller halten sich als Jünger des unfehlbaren Papstthums für die von Gott eingegebene Wissenschaft. Es scheint, daß die Unterthanen von Schwyz die gute Meinung der Jesuiten nicht theilten, denn sie verlangten Gerechtigkeit von ihrer Regierung. „Die Bitten der von ihrem Recht Verdrängten“, sagt Zschokke, „ernstere Unterhandlungen, Vermittlungsversuche der Eidgenossenschaft waren fruchtlos.“ *) Unwillig bildeten die äußeren Bezirke mit Bewilligung der Tagsatzung einen besondern Staat.

Die hartnädige Haltung der kleinen Kantone während dieser für die Schweiz entscheidenden Zeit, entzündet den Geschichtschreiber des Sonderbunds. „In den wahrhaft katholischen (d. h. ultramontanen) Kantonen) fand die Revolution von 1830 keinen Eingang. Schwyz, Uri und Unterwalden warteten auf die Auferstehung Luzerns in ungeduldiger Hoffnung. — Ihr Glück bestand in der Unbeweglichkeit der Grundsätze. — Diese einfachen Männer wollten lieber den Muth haben, in die Vergangenheit zurückzugehen, als die Thorheit begehen, revolutionäre Abenteuer aufzusuchen; — diese Meister in der Kunst, frei und reine Demokraten zu sein, hatten nie

*) Zschokke, a. a. O. Kap. 65.

Etwas gelernt, als den Katechismus.“ *) Er fügt sogleich hinzu: „Wallis befand sich ungefähr in denselben Verhältnissen.“ **)

Unglücklicher Weise neigten sich diese „reinen Demokraten, diese Meister in der Kunst, frei zu sein,“ „im Interesse ihrer geistlichen und weltlichen Herren zur Sache Basels, der Patri-
zier und anderer Gegner staatsbürgerlicher Gleich-
heit.“ ***) Sie sahen mit Freude, wie die sogenannten Berner
Konserватiven sich zum Sturz der liberalen Regierung ver-
schworen. Aber diese „hatten ihrer Ohnmacht jetzt nur noch
das Siegel der Schande aufgedrückt.“ †)

Unter diesen Verhältnissen faßte die Basler Aristokratie einen
Plan, der die Freiheiten und die Wiedergeburt der Schweiz
nicht weniger bedrohte. Sie schloß ein enges Bündniß mit
vier ultramontanen Kantonen, mit Uri, Schwyz, Unterwalden
und Wallis und mit dem protestantischen und halb monarchi-
schen Kanton Neuenburg, über welchen der König von Preußen
die Oberhoheit hatte. So verständigten sich die Royalisten
dieses Kantons und die Basler Aristokraten mit den „reinen
Demokraten“ der kleinen Kantone, um das gemeinschaftliche
Vaterland in zwei feindliche Theile zu trennen, und den Grund
zum Sonderbund zu legen. Dieser volksfeindliche Bund hieß
der „Sarnerbund“; er sollte im Jahr 1847 den Bürgerkrieg
hervorrufen. ††)

Die erste Handlung der Sarnen Verbündeten war, daß sie
den von Rossi redigirten Entwurf einer revidirten Bundesver-
fassung vom Volke verwerfen ließen. „Die kleinen Kantone“,

*) Crétineau-Joly, Hist. du Sonderbund, I, 74, 77, 78, 76, 75.

**) Ibid. I, 79.

***) Bscholke, a. a. O. Kap. 66.

†) Bscholke, a. a. O. Kap. 66.

††) Die innern Zerwürfnisse in Wallis hinderten diesen Kanton, in Sarnen zu erscheinen.

sagt ein berühmter französischer Schriftsteller, „haben dadurch, daß sie sich der regelmäßigen Gewalt in der Eidgenossenschaft entgegengesetzt haben, deren frühern Charakter getrübt und je länger je mehr ihren Jahrhunderte alten Einfluß verloren. Man sollte glauben, daß die Parteien, weil sie den Kampf der Verständigung vorziehen, sich dazu verurtheilen, freiwillig weit mehr zu verlieren, als was sie hätten zugestehen müssen.“ *)

Man blieb nicht dabei stehen. Schwyz warf 600 Mann nebst Artillerie nach Rüschnacht, einem Dorfe in dem äußern Bezirke am Ufer des Vierwaldstättersees. „Schwyz“, sagt Golbéry vortrefflich, „hatte die Wiege seiner Freiheit im Namen eines Despotismus zerschmettert, der nicht weniger hassenswerth und ungerecht ist, als der, dessen Joch seine Ahnen abgeschüttelt hatten.“ **) Aber die Luzerner Truppen drängten diesen seltsamen Einfall zurück und die mit Recht aufgebrachte Tagsatzung ließ Schwyz besetzen. Die ganze Eidgenossenschaft ward von gerechtem Zorn gegen diese hartnäckigen Bergbewohner erfüllt. Am 4. August 1833 zogen die eidgenössischen Truppen in Schwyz ein. Die Besetzung dieses Fleckens traf mit der von Basel zusammen, denn die eidgenössische Fahne flatterte am 10. August auf den Wällen dieser stolzen Stadt. Der Eernerbund wurde aufgelöst und Neuenburg, das von 10,000 Mann bedroht wurde, sah sich gezwungen, seinen Austritt aus demselben zu erklären.

Diese kräftigen Maßregeln stellten den Frieden in der Schweiz wieder her. Die Krieger, welche die eidgenössische Binde trugen, ehrten sich durch ihre Mannszucht, die Nation durch das gerechte Bewußtsein ihrer Kraft gegen diejenigen, welche ihre Einheit zu vernichten suchten. Die weltliche Aristokratie und die geistliche Hierarchie wurden gezwungen, sich vor dem souverainen Ausdruck des Volkswillens zu beugen. Die

*) Mignet, Notice sur la vie et le travaux de Mr. Rossi.

**) De Golbéry, La Suisse, 306.

Tagsatzung zeigte eben so viel Festigkeit als Mäßigung; sie widerstand den absoluten Mächten, welche sich der Sache Basels angenommen hatten, ohne sich jedoch zu gewaltthätigen Maßregeln hinreißen zu lassen. Die Basler Bauern gelangten definitiv zur Freiheit. Was Schwyz betrifft, so gelang es, die beiden Parteien unter einer gemeinschaftlichen Verfassung zu vereinigen.

Aber in den darauf folgenden Jahren hielt die aristokratische Partei, welche so viel Niederlagen nicht entmuthigt hatten, den Augenblick für günstig, um eine Reaktion zu versuchen. Der Sieg, der ihr in einigen Kantonen zu Theil wurde, flößte ihr ein Vertrauen ein, daß ihr Verderben herbeiführen sollte.

Die ersten Versuche, welche in den Kantonen Bern und Aargau unternommen wurden, fielen jedoch so aus, daß sie diejenigen außer Fassung brachten, welche später die Urheber des Sonderbunds wurden. Die Beschlüsse der Badener Konferenz *) wurden der Vorwand, dessen sich die Ultramontanen bedienten, um die Bevölkerungen in Aufregung zu bringen. Der sehr natürliche Gedanke, die Beziehungen zwischen der weltlichen Macht und dem Klerus zu regeln, Beziehungen, die durch die Intriguen und Anmaßungen des Priesterthums so oft gefährdet werden, hatte eine Konferenz hervorgerufen, welche zu Baden am 20. Januar 1834 zwischen den Abgeordneten von Luzern, Bern, St. Gallen, Thurgau, Aargau, Solothurn und Basel-Landschaft Statt fand. Die Abgeordneten vereinigten sich über die Annahme von vierzehn Artikeln, welche in vielen monarchischen Staaten Geltung hatten.

Crétineau-Joly hat über die Unterzeichner der Badener Artikel alle Blicke seines Geistes geschleudert. „Man beraubte die Kirche ihrer Vorrechte, man gerieth auf den Einfall, sie

*) Ueber die Badener Konferenzen vergleiche man die vortreffliche Arbeit von L. Vulliemin, *L'Eglise romaine en Suisse* in der *Bibliothèque universelle de Genève*.

auszuplündern. Man belud sie mit Ketten, man rief alle ihre Feinde zu Hülfe, daß sie ihre Habsucht auf ihren Trümmern befriedigten. Man beraubte die Klöster, man erhob die Ungerechtigkeit zum Grundsatz, u. s. w.“*) — Alles Uebrige ist in diesem Ton. Unglücklicher Weise hat der Vertheidiger der Gesellschaft Jesu zu sagen vergessen, daß die Badener Konferenz ihre Verordnungen den Gesetzen des Reichs Seiner kaiserlich königlichen apostolischen Majestät entlehnt hatte. „Wenn der Berner Bär so sehr nach dem neuen König der Kirche dürstete“**), so war diese arme Kirche nicht weniger „von dem mächtigen und weisen gekrönten (sic) Adler“ überwacht***). Crétineau-Joly gibt zu, daß die schweizerischen Demokraten gegen Rom, das ihnen so viele Beweise seiner Feindseligkeit gegeben hatte, nur diejenigen Vorsichtsmaßregeln in Anwendung brachten, welche von dem Haupt des heiligen römischen Reichs für nothwendig erachtet worden waren. „Es war,“ sagt er, „die alte†) Schuld Josephs II., welche über die Berge stieg††), nachdem sie Deutschland verderbt hatte†††).“

Hatten Ludwig XIV., Ludwig XV., Ludwig XVI., Napoleon, Ludwig XVIII., Karl X., diese „allerchristlichsten Fürsten“, nicht auch ihre Badener Artikel in den Freiheiten der gallikanischen Kirche, und später in den organischen Artikeln? Welche vernünftige Regierung wird sich mit gebundenen Händen und Füßen der Gewalt der römischen Hierarchie über-

*) Crétineau-Joly, Hist. du Sonderbund I, 215.

**) Ibid. I, 306.

***) Ibid. I, 306.

†) Welches merkwürdige Beiwort! Rühmt er denn nicht in jedem Augenblicke die alte Schweiz? Warum also diese Verachtung gegen die alten Kaiser? In seinen Augen muß Franz Joseph den neuen Geist gegen den rückschreitenden Joseph II. vertreten!

††) Crétineau-Joly a. a. O. I, 216.

†††) Die Schweiz handelte also wie ganz Deutschland.

liefern wollen? Man hat es freilich in Mexiko, Madrid, Lissabon, Neapel u. s. w. u. s. w. gethan, aber es kann Jeder sehen, wohin diese armen Länder gekommen sind. Die Schweiz nahm andere Muster. Wer könnte ihr zum Vorwurf machen, daß sie nicht auf dem Wege des geistlichen Despotismus zu einer Regierungsform hat gelangen wollen, die durch den Stod herrscht, wie das neapolitanische Königthum, oder durch den Säbel, wie das apostolische Kaiserreich?

Indessen konnte die Geistlichkeit, welche unter der Herrschaft des Fürsten Metternich die Verordnungen Josephs II. und unter Ludwig Philipp von Frankreich die organischen Artikel sehr wohl ertrug, nicht genug Bannflüche gegen die Badener Artikel finden. Gegen Ende Februar 1836 brach eine lebhafteste Unzufriedenheit im Berner Jura aus, welches katholisch ist und unter dem Bischof von Solothurn steht. Von Bruntrut verbreitete sich die Aufregung über die benachbarten Dörfer. Die Weiber, welche nur zu leicht zu Werkzeugen der Sektirer werden*), die von ihren Beichtvätern aufgereizten Weiber nahmen den thätigsten Antheil am Aufstande. Sie hielten eine Prozession, welche mit dem Aufpflanzen eines Baumes der religiösen**) und katholischen Freiheit endigte. Auf dem Land erschallte das konservative Geschrei: „Nieder mit der Regierung! Tod den Hugenotten!“ Einige Bernische Bataillone reichten hin, um die Ordnung wieder herzustellen und die Unruhestifter zu verjagen, unter denen sich einige einflußreiche Priester befanden.

In den andern Kantonen setzte man alle Triebfedern des Fanatismus und der Unwissenheit in Bewegung. Geheime

*) Michelet, *Les femmes de la révolution*, hat nachgewiesen, daß sie den ganzen Aufstand in der Vendée organisiert hatten.

**) Man hat in Frankreich unter Ludwig Philipp gesehen, wie eifrig eine thätige Partei die „religiöse Freiheit“ forderte. So das „Univers“. Man weiß, welche Freiheit diese Partei jetzt predigt!

Boten durchzogen das paritätische Thurgau, einen Kreuzzug predigend. In St. Gallen verbot der Kapuzinerprovinzial seinen Untergeordneten, den Badener Beschlüssen Gehorsam zu leisten. Im Kanton Luzern wiegelte die Geistlichkeit das Entlibuch auf. Der päpstliche Nuntius hatte die Fäden aller dieser Intriguen in den Händen. Er bereitete in der Dunkelheit die Elemente des großen reaktionären Dramas von 1847 vor. Monsignor de Angelis geberdete sich damals als Erzbischof der Schweiz, wenn schon die römische Politik die Gründung eines nationalen Erzbisthums immer verhindert hatte. Es läßt sich schwer begreifen, wie die Regierungen, welche seit 1830 die Schweiz verwaltet haben, die Schwäche haben konnten, im Herzen der Eidgenossenschaft einen beständigen Heerd reaktionärer Verschwörungen bestehen zu lassen. Die liberalen Behörden von Luzern versuchten wenigstens, den Kanton von den Umtrieben der Nuntiatur zu befreien. Man gab dem Monsignor de Angelis die Weisung, das Luzerner Gebiet zu verlassen. „Aber die Urkantone beugten vor einem Firman einiger Flüchtlinge die Knie nicht. Nach dem Worte des Evangelisten Johannes kannten sie die Wahrheit und die Wahrheit machte sie frei,“ *) — ja frei unter dem Joche Roms! Der Nuntius fuhr über den Vierwaldstättersee und wurde in Schwyz unter großen Ehrenbezeugungen empfangen. „Der Gesandte des gemeinschaftlichen Vaters entzog sich den Beschimpfungen der Revolutionäre.“ **)

Einige Jahre später erhoben sich die Ultramontanen des Aargau. Am 11. Januar 1841 wurde das Willmerger Feld, das im 18. Jahrhundert schon die Soldaten Roms auf der Flucht gesehen hatte, den Nachkommen derselben nochmals verderblich. Am folgenden Tag unterlagen sie zum zweiten Mal

*) Crétineau-Joly a. a. O. I, 231.

**) Ibid. p. 232.

in Muri. Aber ein „neuer Macchabäer“ *), ein Rächer sollte am Ufer des Vierwaldstättersees erscheinen: es war Joseph Leu!

Es ist wahrhaft auffallend, daß der Katholizismus nach allen Wundern, welche die heilige Jungfrau und die Heiligen der Schweiz seit Karl Borromäus, dem Stifter des „Goldenen Bundes“, bis zu Stephan Marilly, Bischof von Lausanne und Genf, gewährt haben, auf dem Gebiet der Eidgenossenschaft so viele Niederlagen erlitten hat. Wenn die römische Kirche in London, Amsterdam und Berlin unterlegen ist, so hat eben der himmlische Hof Nichts gethan, um sie zu vertheidigen; aber in den Alpen sind die Dinge nicht auf diese Weise vor sich gegangen. In der ersten Schlacht bei Billmergen zog die Mutter an der Spitze ihrer Anbeter. Mitten im 19. Jahrhundert hatte Luzern den Ruhm, einen Macchabäer zu besitzen, dessen Vorgänger Wolf, größer als Johannes der Täufer, Wunder verrichtete. Die heilige Jungfrau erscheint zum zweiten Mal im Sonderbundskrieg, und der Bischof Marilly versichert, daß sie seine rechtgläubigen Freiburger vor den eidgenössischen Kugeln schützen würde. Ich übergehe viele eben so gut beglaubigte Wunderzeichen, die keine besseren Ergebnisse hatten. Wie seltsam! Die Waadtländer Artilleristen, diese „Kinder des Teufels“, haben die ganze himmlische Hierarchie unter den Mauern von Freiburg und Luzern besiegen können! Sie haben, wie Diomedes, gegen die Unsterblichen gekämpft, selbst als diese den apostolischen Adler des Hauses Lothringen über ihren Häuptern schweben sahen. Das ist ein wahres Vergerniß, und man wird, um es wieder gut zu machen, viele Keger und Freidenker einfektern und foltern müssen!

In Freiburg und Luzern war der Ultramontanismus glück-

*) „Ein Mann verzweifelte weder an der Ehre, noch am Glauben, noch an seinem Vaterland. Dieser Mann, der „Macchabäer“, den Luzern zu erwarten schien, hieß Joseph Leu.“ Cretineau a. a. O. I, 293.

licher als im Berner Jura und im Aargau. „Freiburg hatte die (liberale) Revolution eher versuchsweise als grundsätzlich angenommen. — Die revolutionären Ideen gewannen wenig Boden in diesem Kanton. „Die Geistlichkeit machte“ *). Dank der Wachsamkeit der Jesuiten erfüllte sich im J. 1837 die Reaktion **) „ohne Erschütterungen.“ ***)

Da sie, wie es scheint †), in Luzern nicht so leicht zu Stande kommen konnte, so erweckte der heilige Ignatius den „Macchabäer Joseph Leu“, der, wie Matathias, die Leiden gezählt hatte, welche das Volk Judä und jenes „schweizerische Jerusalem, sein Vaterland“, erdrückten ††). Leu war mit dem Jahrhundert im Dorf Ebersol geboren, „in einem von hundertjährigen Bäumen beschatteten Thal.“ Er zeigte schon in seiner Jugend „einen seltenen Verstand“, der mit einem glühenden Katholizismus verbunden war. „Er war rein, einfältig, kräftig und gottesfürchtig.“ Dieser Wiederhersteller des Luzerner Vaterlandes mußte einen Vorläufer haben. Diesem jungen Mann, „der, um so zu sagen, in Beschaulichkeit mit (sic) dem Himmel lebte, war ein Führer, ein Vorbild, ein Freund nöthig. Joseph fand ihn.“ Nikolaus Wolf, den Crétineau-Joly zum Johannes dem Täufer Joseph Leu's macht, war ein Wunderthäter von der Gattung des Fürsten von Hohenlohe. „Er brachte sein Leben im Gebet zu. — Oft ward ihm die Heilung der Kranken gewährt.“ Im Jahr 1819 sagte

*) Crétineau, a. a. O. I, 286 f.

**) Die Geistlichkeit hat im Jahr 1857 das nämliche Resultat erreicht. In allen Staaten, in denen die katholische Hierarchie herrscht, ist jeder geistige oder politische Fortschritt unmöglich. Jede Verbesserung ist wesentlich nur vorübergehend.

***) Crétineau, a. a. O.

†) Ibid. I, 293.

††) Ibid. I, 294. — Diese Stelle enthält ein Selbstgespräch Leu's: „Weh mir, bin ich denn geboren, um die Trübsale meines Volkes zu sehen, u. s. w.“

dieser merkwürdige Prophet zu Leu's Mutter, „daß Gott ihren Sohn offenbar zu großen Dingen bestimme“, was in der gewöhnlichen Sprache bedeutet, daß er die heilige Gesellschaft des Loyola nach Luzern zurückbringen solle! „Joseph glaubte; Wolf gab ihm durch seinen Unterricht die Taufe der Ueberzeugung. — Bei jedem Heerd, der den Mann Gottes gastlich aufnahm, sprach Nikolaus von der seinem Joseph bestimmten Zukunft“ *).

Der Vorläufer benahm sich dabei mit so viel Geschicklichkeit, daß Leu zum Mitglied des Großen Rathes ernannt wurde. Dort hatte der auserwählte Bauer, der wie Johanna d'Arc**) „die Liebe und die Hoffnung des Volks“ und der Jesuiten geworden war, den „Domherrn Melchior Kaufmann“ zum vertrauten Freund. Leu war, wie Stofflet und Cathelineau***), ein blindes Werkzeug der Herrschsucht der Geistlichkeit. Die katholischen Geistlichen besitzen eine besondere Kunst, sich der rohen und naiven Seelen zu bedienen, deren Eitelkeit sie zu schmeicheln verstehen, wie sie ihren natürlichen Ungestüm zu steigern wissen. Aber bei Leu „schloß die Einfalt die List nicht aus“; daher bereitete er mit Geschicklichkeit „durch Besprechungen und Gebete“ den Sieg seiner Gönner vor. „Der 31. Januar 1841 beleuchtete den Sieg des Volks“, sagt Crétineau-Joly mit einer demokratischen Begeisterung, welche bei dem ehemaligen Redakteur des absolutistischen *Écho français* wahrhaft rührend ist. Es ist jedoch nicht schwer zu begreifen, was der Verfasser der „Militärischen Vendée“ unter dem Volk versteht, es ist das, welches die Chouannerie gebildet und die brudermörderischen

*) Crétineau-Joly a. a. O. L. I, chap. V.

**) Guido Görres, der ein Buch über Johanna d'Arc geschrieben hat, und E. Garné in der *Revue des deux Mondes* von 1856 sprechen von derselben, wie Crétineau von Leu. Die Leichtgläubigkeit ist anstößend.

***) Berühmte Anführer in der Vendée.

A. d. U.

Kriege im Westen Frankreichs geführt hat; es sind jene unwissenden und fanatischen Massen, welche man gegen die Männer des Fortschritts, der Freiheit und der Vernunft aufwiegelt. Es ist das nämliche Volk, welches später den Sonderbund stiften, aber von der unter der eidgenössischen Fahne vereinigten Schweiz besiegt werden wird.

Man drängte mich, Zug zu verlassen. Ein Führer, Namens Peter Jaun, hatte sich anerbotten, mich auf die Berge zu begleiten. Er war kräftig, und seine Taschen waren mit Zeugnissen angefüllt, in denen die Personen, welche von ihrem eigenen Muth berichten wollten, unter dem Vorwand, den Diensten des Führers Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ihre fürchterlichen Reisen am Rand der Abgründe schilderten. Jaun war ein entschlossener Soldat. Er hatte sich für den König von Neapel geschlagen, der ihm, ich weiß nicht mehr, welchen Orden gegeben hatte. Er konnte nicht erwarten, bis er mich auf dem Wege nach Urth sah, wo wir für die Besteigung des Rigi Pferde nehmen wollten.

Der Weg wurde immer schöner; er bewahrte längs des Zuger Sees und unter den majestätischen Abhängen des Roßbergs sein ländliches Gepräge. Zur Rechten hatte ich den Rigi, und weiterhin die weiße Festung des Berner Oberlands. Einige hervorragende Gletscherspitzen glänzten wie der Giebel eines jener Dome, welche Swedenborg in seiner Verzückung im Paradies erblickte. Ein geheimnißvoller Zug fesselte meinen träumerischen Blick. Der Mönch, der Eiger und die Jungfrau strahlten in unvergleichlichem Glanz. Meine Gedanken konnten sich nicht von ihnen trennen. Diese Eis- und Schneewelt, sagte ich zu mir, muß in der Nähe einen ergreifenden Anblick gewähren.

XLVII.

Wer ein Mann ist, vertheidigt sein gutes Recht,
Der Feige nur ist des Tyrannen Knecht.

Seblik.

Die kolossale Pyramide des Rigi steigt vor meinen Augen empor. Auf seinen Seiten, welche sich in natürlichen Terrassen erheben, zeigen sich Abhänge von Trümmergestein und liegen herabgerollte Felsen, welche mit dem Staub der Jahrhunderte bedeckt sind. Wie entzückend ist es, in einsamen Grotten und auf den Gipfeln, welche sich weit über die Städte erheben, traumgleiche Empfindungen und Ueberraschungen aufzusuchen! Was weiß ich? Vielleicht sind dort Gefahren zu finden, die nicht ohne Reiz sind. Meine Ungeduld, hinzukommen, ist bisweilen so stark, daß ich mein Pferd heftig antreibe. — Ach! die Täuschung verschwindet allmählig, Entmuthigung bemächtigt sich meiner und ich lasse den Zaum gleichgültig fallen. Soll ich heute Etwas erfahren, dessen Nichts ich nicht schon ergründet habe? Ich werde auf diesen Höhen nochmals allein mit mir sein, das heißt mit jener unmächtigen Vernunft, welche Alles umfaßt, ohne jemals die beschränkten Gränzen der Wirklichkeit zu überschreiten, und die sich in den finstern Abgründen des Unendlichen verirrt. Warum muß meine Seele diese schwere Materie nach sich schleppen? Warum kann sie nicht wie ein Lusthauch, dem breitgeflügelten Geier gleich, frei in den Raum sich schwingen, wohin die erbärmlichen Atome unserer schweren Körper nicht gelangen? Warum neigt sich dieser Himmel so verführerisch, da er doch unzugänglich für uns bleibt? Warum haben die Geheimnisse, die er verbirgt, so viel Reiz? Warum erzeugt die Sehnsucht, die uns nach ihm zieht, eine unüberwindliche Verstimmung, die das Herz frißt, wie Prometheus Geier? Die Natur ist zu groß für die schwachen Wesen, die in ihrem Schooße kriechen. Und doch, so unermeslich sie ist, kann sie

den unersättlichen Bedürfnissen derer nicht genügen, die beim Festmahle des Ewigen gewesen sind.

Aber ich höre eine fürchterliche Stimme, welche aus den Tiefen der Erde hervorkommen scheint. In dem Schlund, über welchen ein enger hölzerner Steg führt, auf dem mein Pferd zusammenstürzt, schäumt, hoch aufspringend, ein eisiger Wasserfall. Er stürzt von den Gipfeln herab, die sich im Osten erheben, verbirgt sich zuerst in dem Schiefer der Felsen, drängt seine ungedulbigen Wellen durch ihre Spalten, erscheint dann in dem tönenden Abgrund wieder, um sich im hohen Gras des Thales zu verlieren. Ich hatte schon die ersten Abhänge des Berges erstiegen. Die Luft war kühler geworden; ein reiner und erquickender Wind zog durch die Felsen. Man fühlte, um so zu sagen, die Nähe des Schnees mitten zwischen den tiefen Felswänden, wohin die Junistrahlen nicht hatten dringen können. Plötzlich stürzt von diesen grauen und kantigen, altem Getrümmer ähnlichen Gipfeln ein Block von erweichtem Schnee herab, der die noch grüne Tanne entwurzelt und auf den schlammigen Boden hinabreißt. Die Raubvögel verlassen unter wildem Gefrächze die Lerchenbäume, die ob meinem Haupte zittern. Mit diesem lauten Lärm verbinden sich die sanfteren Töne der Alpengesänge. Das Echo wiederholt diese in der Luft verbreiteten Töne. Ein unwiderstehlicher Reiz zieht mich nach jenen Höhen, auf die ich mich auf Windeflügeln gerissen wähne, während mein Pferd, meinem Antriebe gehorchend, das Gestein mit den Eisen seiner Füße zerreibt.

Ich habe die Führer und die Karavane, die mich begleitet, aus den Augen verloren. Die mich umgebende Einsamkeit ist eben so großartig, als jene Gebirge. Der unfruchtbare Rücken des Pilatus, traurig und wüst, scheint mir ein versteinerter Riese, den der Wind auf allen Seiten geißelt, den die Stürme unaufhörlich peitschen, den der Blitz jeden Augenblick durchfurcht, ohne ihn erschüttern, noch aus seinem dumpfen Schlaf erwecken zu können.

Eine Wolke schwebt um seinen einsamen Gipfel: sie verkündigt einen schönen Tag. Immer offenbart sich die Natur den einfältigen Herzen in einer poetischen Sprache, die sie verstehen, so wie die Vögel und die furchtsamsten Wesen der Schöpfung die Ungewitter im Voraus fühlen, und die dem Auge undurchbringlichen Geheimnisse ahnen. Schwarze Dünste steigen aus dem Schwyzer Thal auf. Der Lomwitzer See erscheint wie ein trüber Spiegel, in welchem sich die herabgestürzten Felsen abspiegeln, deren Trümmer an furchtbare Unglücksfälle erinnern. Oft erblicke ich von ferne verlassene Sennhütten. Dort wird man, wenn die Hitze des Sommers die Ziegen und Kühe aus dem Thale auf jene schattigen Pfade verjagt, ihre Milch und ihre Wolle sammeln. Jeden Augenblick zeigt ein frommes Bild, an den moosigen Stamm eines Baumes genagelt, oder in den Stein gegraben, daß dieser Weg von Pilgern betreten wird.

Was man bedarf hier Bilder, um Gott überall zu finden? Ist zum Gebet eine andere Begeisterung nöthig, als die, mit welcher diese majestätische Natur erfüllt? Diese grotesken Bilder kommen mir jämmerlich vor; sie ziehen mir das Herz zusammen, sie halten dessen Schwung auf, der sich an dem wurmstichigen Holze bricht. Ich finde alle die Gedanken wieder, die ich vergessen wollte. Die Erinnerung an die Erbärmlichkeit der Welt erscheint bei diesen Zeichen wieder, die mich auf die Erde zurückwerfen. Nein, die Menschen sollten nie eine gotteslästerliche Hand an die Werke des Schöpfers legen! Die Spuren des Despotismus, an den sie uns unbarmherzig fesseln, sollten uns nicht folgen, der Kugel gleich, die an die Füße des Gefangenen geschmiedet ist. Und wie schön ist doch dieser kolossale Tempel, dessen Säulen sich bis zu den Wolken erheben! Da athmet man Freiheit; die Freiheit, welche das Leben und die Kraft der menschlichen Seele ist. Hier wage ich zu hoffen. Und wenn ich fühle, wie jener Windhauch von der Tiefe des Abgrunds bis auf die Höhe jener erhabenen Gipfel zieht,

begreife ich, daß sich auch meine Seele gen Himmel schwingen kann.

Indessen betrete ich die Ebene von feuchtem Schnee, welche die letzten Abstufungen des Berges bedeckt. Dieser Schnee erwartet nur einen heißen Sonnenstrahl, um zum silbernen Wasserfall zu schmelzen. Jetzt lassen die Führer einen lang gedehnten Schrei ertönen. Ich antworte ihnen. Jaun läuft herbei und ergreift mein wieherndes und sich bäumendes Pferd. Schon erblicke ich auf der obersten Hochfläche das weiße Haus des Rigikulm. Dort haben alle Gegenstände, der Himmel selbst eine eintönige und eisige Färbung.

Ich war auf dem nördlichen Abhange zum Gipfel des Berges gelangt. Ich hielt einen Augenblick an und wendete mich um, um den Weg zu überschauen, den ich eben zurückgelegt hatte. Mein Blick drang in den fernen Horizont, der von dem majestätischen Vorhang des Schwarzwaldes abgeschlossen war, verweilte auf dem Cappeler Thurm, der so viele beredte Erinnerung in meiner Seele hervorrief, und ruhte endlich auf dem Negerisee, der von den steilen Abhängen des Roßberges geschirmt wird. Ich glaubte, die glorreichen Gestalten von Morgarten hinter dem zürnenden Schatten Leopolds von Oesterreich an den Ufern des Sees schweben zu sehen. Diese Trauerbilder auf diesem ernstesten Schauplatz machten mich eben so sehr schauern, als der Wind, der von den Eispfählen der Alpen herabwehte.

Als ich wieder vorwärts eilte, welches Schauspiel erwartete mich am Ende der Hochfläche! An den Grenzen der großen einfärbigen Ebene, die sich am Fuße des Berges bis in die weiteste Ferne verlor, durchzogen brennende Lichtstrahlen die dunkeln Wolken. Die Natur schien in einer geheimnißvollen Erwartung zu schweben. Einen Augenblick lang war ich in Entzücken verloren, und glaubte mich in jene höheren Welten versetzt, welche des Nachts über unsern Häuptern glänzen. Die Sonne stand, wie eine ihres Glanzes beraubte Weltkugel un-

beweglich in der Nähe der Erde. Plötzlich ertönte das Alpenhorn. Da stieg das Gestirn, wie wenn es einem Signal gehorchte, schnell hinab, als ob es sich beeilen müßte, in die glänzende Wolke zu treten, die es mit einem königlichen Kleid umhüllte. Als es verschwunden war, entbrannte Alles rings herum. Es war, wie wenn Genien mit flammenden Fackeln es eifersüchtig vor unsern unheiligen Blicken unter Gold- und Purpurvorhängen verbergen wollten. Lange erglänzten kaum bemerkbare schimmernde Farben auf den entfernten Seen und den zahlreichen Thürmen von Luzern. Nach und nach erbleichte der Horizont; nächtliche Schatten verbreiteten sich traurig über die Erde. Die Stille ward feierlich. Der erste Stern, — der, welchen liebende Herzen zum Sinnbild gewählt haben, — erschien am Himmel, wie ein geheimnißvoller Trost oder ich weiß nicht welche Verheißung von Frieden und Glück.

Als Alles in die Ruhe des Schlafes gefallen, die Thore verschlossen waren, kein Schritt mehr den Bergschnee ertrachen machte, fingen die entfesselten Winde an zu seufzen. Es war ein wildes Geheul, das aus tiefen Höhlen hervorzubringen schien, oder durchdringendes Pfeifen, wie von geflügelten Drachen ausgestoßen. Bald waren es heisere Seufzer eines sterbenden Riesen, bald unbeschreibliche Töne einer höllischen Musik, oder das fürchterliche Geschrei der zerreißen Klagen gequälter Geister.

Sollte denn dieser Gipfel der fürchterliche Ort sein, auf welchem des Nachts die furchtbaren Stimmen aus den Thälern heraufsteigen, um die Verbrechen und Ruchlosigkeiten der Menschen zu erzählen? Will das Chaos Alles verschlingen? Und warum heftet jenes Gestirn, kälter als das ewige Eis, seine unempfindlichen Blicke auf diese Scene? Bleiches Gespenst ohne Seele und Leben, wirst du niemals Theilnahme an unserer Verzweiflung und unserer Freude zeigen? Wirst du die thörichtesten Rundgebungen des Glücks, oder die Thränen, die du wie

die Bogen der unergründlichen Meere an dich zu ziehen scheint, stets gleichgültig betrachten? Wie viel edle Herzen haben oft bei deinen eisigen Strahlen geseufzt! Möchten doch nur unschuldige und unerfahrene Seelen dir ihren Kummer erzählen! — —

Als der erste Schimmer der Morgenröthe einen bleichen Schein auf die Unterwaldner Gletscher und Gebirge warf, legte sich der Wind. Es war eine durchdringende Kälte; feuchte Dünste überschwemmten die Erde. Man sah die Seen kaum durch den Nebel; die nächsten Gipfel, welche einen Wall ob dem Rigi bilden, waren mit dichten Wolken bedeckt. Eine dunkle Farbe verschleierte den Himmel und das Licht der Sterne verlöschte nach und nach. Meine Sinne nahmen, um so zu sagen, Theil an der Erstarrung der Natur. Unbegreifbare Bilder des Traumes verfolgten mich, den dunkeln Dünsten gleich, welche sich, in langen Streifen aufgerollt, um die Berge winden.

Aber wie eine mitten unter leichenhaften Gespenstern lächelnde Jungfrau erglänzt der Gipfel des Säntis am fernen Horizont. Ein leichter Goldstreifen, dem Schweif eines Kometen vergleichbar, umschwebt ihn, während feuchte und lautlose Nacht über dem Tödi und den Thälern ruht. Der Lichtstreifen erglänzt nach und nach in allen Farben des Frühlings. Er breitet sich nach Osten aus und färbt die Spitzen des Titlis und den bläulichen Schnee der entfernten Hörner des Glärnisch. Die zahlreichen, über einander geschichteten Alpengipfel kommen nach einander zum Vorschein. Ein rofiger Flor verbreitet sich über die majestätischen Berge des Kantons Appenzell. Die scharfen Spitzen der rothen Mythen sind mit einem leuchtenden Dunst bekränzt; an ihrem Fuß tritt der Fleder Schwyz aus dem nächtlichen Schatten hervor. Die grünenden Abhänge, die dunklen Wälder und die langen Seen erscheinen immer deutlicher. Aller Glanz des Himmels vereinigt sich auf den Bergen. Die leichten Wolken, welche sich aus den gehöhlten Felsen erheben, verdünsten in der Luft wie Opferdampf. Die gigantischen Pyramiden der Alpen, „diese Berge Gottes“, wie David die

Gebirge nennt, flösten, ich weiß nicht welches unaussprechliche Gefühl von Frömmigkeit ein. Es ist, als ob die Töne einer himmlischen Harfe sich in diesen prächtigen Tempeln hören ließen. Hier unten, am Fuß jener Silbergletscher, welche aus dem brennenden Horizont hervortreten, ist es, als ob ganze Völker knieend die Orakelsprüche der Wahrheit erwarten, deren Stimme bereit ist, in der Mitte der glühenden Flammen zu ertönen; es ist, als ob sie in erhabenen Hymnen die Wunder besingen, die sich ob ihrem Haupte offenbaren. Plötzlich ziehen lange Strahlen durch die Luft, dem Widerschein des göttlichen Lichts gleich, das auf der begeisterten Stirne Moses hervorquoll. Die rothe Scheibe der Sonne flammt auf, einer ungeheuern Gluthpfanne vergleichbar. Man möchte sich an ihren Wagen binden und mit der ihr gegebenen Schnelligkeit das Weltall durchfliegen. Einen Augenblick bleibt sie stehen. Endlich schwingt sie sich, mit neuem Lichte geschmückt, einem Riesen gleich, in das weite Himmelsblau. — Jetzt bricht auf allen Seiten Leben hervor; die Seen beleben sich; die entfernten Thürme leuchten im Morgenglanz. Es scheint, als ob das Echo die Schwingung ihrer helltönenden Glocken wiederholte.

Meine Seele ist jetzt wie von einer göttlichen Wärme erweitert. Sie fühlt sich der ganzen sichtbaren Schöpfung überlegen. — Diese Macht, die das Weltall geschaffen, diese Macht, die mir Empfindung gibt, und welche alle Nationen, alle Jahrhunderte erkannt haben, gibt meinem Geist neues Leben und zieht ihn mit unwiderstehlicher Gewalt an sich.

„Herr, der Du mir in Deiner Gnade einen Hauch Deines eigenen Wesens verleihst, Vater alles Daseins, segne meine glühende Sehnsucht! Sende Deinen reinen Geist, Deinen Geist der Wahrheit auf diese Welt, die Du erfüllst. Bünde, o Gott, die Fackeln Deiner Herrlichkeit in der dunkeln Nacht an, in der sich unsere Schritte verirren — ach! seit so langer Zeit verirren! Möchte dieses Licht in die verborgensten Pfade, in die Abgründe dringen, in denen sich die unsichtbaren Sonnenstäubchen ver-

lieren! Jenen Strahlen gleich, deren Glanz die verborgensten Tiefen des Waldes und die dunklen Höhlen der riesigen Gebirge beleuchten, so, Ewiger, möge dein Ruhm die Schöpfung überfluthen! Möge der hellste Tag unter deinen Kindern anbrechen! Dann wird sich eine einzige Stimme, der Ausdruck eines einzigen Gedankens, bis zu dir erheben. — Und diese Stimme wird wie ein Lobgesang, der deiner würdig ist, in aller Ewigkeit ertönen!“

Die letzten Töne einer feierlichen Musik erstarben im Innern des Hauses auf dem Klavier. Eine reine Stimme sang die erhabenen Strophen des Lobgesangs der Engel in Handn's „Schöpfung“. Einen Augenblick darauf erschien eine Frau und verschwand auf dem Wege nach Rüßnacht.

Ich folgte ihren Schritten, als der Nebel die Gegend bedeckte und die Sonne sich mit einem grauen Vorhang zu verschleiern begann. Der Weg zog sich in Schlangenwindungen durch den glatten Schnee. Und doch erblickte ich zu meinen Füßen das dunkle Grün der Fichten und die Zweige der Eichen, deren Blätter wie Smaragd erglänzten. Ich hatte einen mit Eisen beschlagenen Stock, dessen Spitze mit einem Gemshorn versehen war, und wenn die Steine des Wegs in den Abgrund rollten, Schneeblöcke mit sich fortreißend, blieb ich, an einen Felsen angelehnt, stehen, um deren Getöse zu hören. Bald hörte der felsige Weg auf und ich kam auf weißlichen Schlamm; jetzt zeigten sich Moos und die mikroskopischen Pflanzen, die in den Schründen des Thonschiefers wachsen; dort hingen Eisnadeln an den rauhen Rachen der schroffen Felsen. Weiterhin machten die entblätterten Stämme und dürren Sträucher dem hundertjährigen Epheu Platz, das sich um biegsame Stengel windet, oder der Gundelrebe, deren herzförmige Blätter sich längs der Bäche hinziehen. Ich fühlte schon die Frühlingsluft, welche das Herz der Pflanzen belebte, und die glänzenden Marienkäfer und die flinken Libellen erweckte. Laue Windstöße brachten auf Augenblicke den Duft des Thymians und des Veilchens, die

sich mit jenen durchdringenden Wohlgerüchen vermischten, mit denen sich die Biene in den fruchtbaren Alpenthälern berauscht. Ich irrte einige Zeit in den Wäldern umher. Meine Hände waren mit Sträußen von Genzianen und von den mannigfaltigsten Blumen angefüllt, die ich auf den Felsen und den jähren Abhängen gefunden hatte.

„Dort ragt das hohe Haupt vom edlen Genziane
Wett überm niedern Chor der Böbel-Kräuter hin;
Ein ganzes Blumen-Volk dient unter seiner Fahne,
Sein blauer Bruder selbst bücket sich und ehret ihn.
Der Blumen helles Gold, in Strahlen umgebogen,
Thürmt sich am Stengel auf und krönt sein grau Gewand;
Der Blätter glattes Weiß, mit tiefem Grün durchzogen,
Strahlt von dem bunten Bliß von feuchtem Diamant;
Gerechtestes Gesetz! daß Kraft sich Hier vermähle,
In einem schönen Leib wohnt eine schöne Seele*).

Wie lieblich waren sie, diese Waldanemonen und dieses silberweiße Fingerkraut, zwischen welchen die Blüthen des Flachsens und des Wulverlei der Gebirge, mit Thau bedeckt, hervorglänzten! Im Wald sproßten die Veilchen in dichten Büscheln hervor; weit entfernt, sich zu verstecken, blühten sie selbst an dem Rand des Weges frei auf. Ich pflückte eine Menge und band sie an meinen Alpenstock.

Auf einer nackten Erhöhung beugte sich ein von Moos überzogenes Kreuz über den Hohlweg. Zu seinem Fuß saß die, welche am Morgen die Morgenröthe mit ihrer melodischen Stimme begrüßt hatte. Aber kaum hatte sie meine Tritte gehört, als sie davon eilte und sich wie eine wilde Gazelle verbarg. Eine geheime Sympathie zog meine Gedanken zu der Unbekannten hin. Es schien mir, daß ihre Seele, die nach Stille und Vergessenheit verlangte, eine Schwester der meinigen sei. Ich beschleunigte meine Schritte, um ihre Einsamkeit nicht mehr zu stören.

*) Haller, Die Alpen.

Ich stieg schnell die immer weniger steilen Terrassen herab, die sich nach der Ebene senkten. Die letzten bestanden aus großen Wiesen, auf denen die Obstbäume ihre schneeweißen Blüthen schüttelten. Die Sonne brannte heiß. Ich ruhte von Zeit zu Zeit an Pfirsich- oder Kastanienbäumen aus, welche ihre langen gezackten Blätter zur Erde senkten.

XLVIII.

Wir wollen frei sein, wie die Väter waren,
Eher den Tod, als in der Knechtschaft leben.

Schiller.

Durch den geheimnißvollen Vorhang der alten Bäume, welche mein Haupt überwölbten, erblickte ich auf dem jenseits des Wegs gelegenen Hügel eine armselige hölzerne Kapelle. Ich stieg hinauf und setzte mich neben einigen Bauernfrauen auf die gespaltenen Platten, die von dunklem Moos überwachsen sind. Diese dem Muth und der patriotischen Aufopferung zu Ehren errichtete Kapelle hatte eine unbeschreibliches Gepräge von tiefer Ruhe. Sie erschien mir wie ein der Menschheit errichtetes Denkmal, um den Sturz des Uebermuths und der Tyrannei zu versinnbildlichen.

„Frei sind die Hütten, sicher ist die Unschuld
Vor dir, du wirst dem Lande nicht mehr schaden*.“

Meine Seele wuchs bei der Erinnerung an Wilhelm Tell und an das erhabene Drama, dessen Spuren ich auf meinem Wege zu finden glaubte. Ich las die Inschrift über dem Chore der Kapelle:

*) Schiller, Wilhelm Tell.

„Geflers Hochmuth Tell erschossen,
 Und edle Schweizerfreiheit entsprossen,
 Wie lange wird aber solche währen?
 Nach lange, wenn wir die Alten wären.

Ueber der Ueberschrift ist ein Gemälde, den Wilhelm Tell darstellend, wie er hinter Gesträuch seinen Pfeil auf Gefler abschießt, welcher sein weißes Roß, das so stolz ist, als er, gegen eine knieende Frau lenkt. Ich trat in die stillen Mauern, die von den engen Fenstern nur spärlich beleuchtet waren. Ich trat sodann an den Altar, um darauf die wohlriechenden Blumen, die ich vom Berge brachte, als ein dem Sieg der heldenmüthigen Tugend dargereichtes Opfer niederzulegen, während Savaters Gesang in meinem entzündten Geist die glorreichen Erinnerungen erweckte, welche die tapfern Arme der Urkantone unsterblich gemacht haben.

Wilhelm Tell.

Nein! vor dem aufgesteckten Gut,
 Du Mörderangeficht!
 Büdt sich kein Mann voll Heldenmuth!
 Büdt Wilhelm Tell sich nicht!

Knirsch immer du, Tyrannenzahn!
 Wer frey ist, bleibet frey;
 Und, wenn er sonst nichts haben kann,
 Hat er doch Muth und Treu.

Der Landvogt voll von Rache, schnaubt,
 Und ruft: Tell! schieß dorthin,
 Dem Sohn den Apfel weg vom Haupt;
 Sonst würg' ich dich und ihn.

Tell hört's, und flehte den Tyrann:
 Hier bin ich, tödte mich!
 Umsonst! — Er sah den Knaben an,
 Und weinte bitterlich,

Drückt an die Brust ihn; welch ein Schmerz,
 Und kspelt ihm: Steh still,

Und weise, wie dein Vater Herz!
Ich treff' nicht dich! Steh still!

Und führt ihn sanft an einen Baum,
Legt ihm den Apfel auf,
Und eilt den angewies'nen Raum
Zurück im bangen Lauf;

Nimmt eilends Pfeil und Bogen, — spannt,
Blickt scharf; (fest steht der Knab —)
Er drückt mit kaum bewegter Hand —
Es knallt! — der Apfel ab!

Voll jugendlicher Munterkeit
Jauchzt ihm der Sohn, in Eil
Bringt er dem Vater — welche Freud! —
Am Apfel seinen Pfeil.

So schlug ihm nie sein Vaterherz,
So pries er niemals Gott;
So quoll ihm Freude nie aus Schmerz,
Und Ehre nie aus Spott.

Doch, ach! kaum konnt' er der Gefahr
So heldenhaft entgehen,
Der Bogt, noch eines Pfeils gewahr,
Fragt drohend ihn: Für wen?

Tell lächelt: Das ist Schützenart.
Doch Gefler merkte Scherz;
Rief laut: Für wen? — Er war gespart,
Rief Tell ihm: für dein Herz!

Der Bogt, von neuer Wuth entflammt,
Bindet schnell ihm Händ' und Fuß',
Und schäumt, und stampfet und verdammt
Den Tell zur Finsterniß;

Und wirft ihn höhnisch in den Rahn:
Dem Schlosse Rußnacht zu!
Sitzt zu ihm ein, und lacht ihn an:
Jetzt, Wilhelm! hast du Ruh?

Gebunden bleibt der Held ein Held,
In Ketten Tell noch Tell;

Und Gott, dem Unschuld stets gefällt,
Steht ihn, und hilft ihm schnell.

Er winkt dem Sturm; der Sturm braust her;
Die Schiffer stehn erblaßt,
Und rufen: Keine Rettung mehr,
Wenn Tell das Steuer nicht faßt!

Der blaße Tod war allzu nah;
Gefahr und Angst zu groß;
Und todtbleich steht mein Landvogt da,
Und knirscht: So laßt ihn los!

Des Helden freigebundner Arm
Arbeitet fort zum Strand:
Tell springt, und stößt, von Freiheit warm,
Das Schiff zurück vom Land!

Die Wellen rauschen fürchterlich
In des Tyrannen Ohr.
Tell sieht zu Gott auf, stärket sich,
Und läuft dem Vogte vor,

Der nach ihm kommt, im Auge Bohn,
Verwirrung im Gehirn,
Stolz tragt er hinter einem Dorn!
Wuth runzelt seine Stirn.

Tell sieht ihn, still, und ungeschm,
Den Bogen in der Hand,
Und hört des Vaterlandes Flehn,
Denkt seinen Sohn, — und spannt,

Und zielt und brühte tapfer los
Den Pfeil in Geßlers Brust;
Sah Mörderblut, das niederfloß,
Mit Patriotenlust; —

Wie er erblaßt vom Pferde sank,
Dann hilflos lag — und todt!
Tell kniet vor Gott hin, voll von Dank,
Und frey von aller Noth!

Die Freyhelt seines Vaterlands
Steht auf mit diesem Fall;

Bald, bald verbreitet sich ihr Glanz,
Und strahlet überall.

So berichtet die Poesie, welche die nationalen Ueberlieferungen getreulich benutzt hat. Der Zweifel an denselben hat ihr Interesse während mehreren Jahrhunderten nicht vermindert. In den langen Winterabenden erzählten sie die Alpenhirten, um den Heerd versammelt, auf dem die Fichte knisterte, ihren staunenden Kindern. Der Windstoß in den Gebirgsschluchten schien dann ein Wiederhall jenes Sturmes zu sein, der die Wogen des Vierwaldstättersee's aufrührte, als der Befreier der Schweiz sich auf die Felsplatte schwang, ehe er den Tyrannen durchbohrte. Aber in unsern Tagen hat die Wissenschaft die alten Volksüberlieferungen einer unbarmherzigen Prüfung unterworfen. Der berühmte neapolitanische Denker Vico bemerkte, daß man beim Ursprunge der Völker immer Helden mit wunderbaren Handlungen finde. Bei den Hellenen ist es Herkules, der die Ungeheuer bezwingt, Theseus, der den Minotaurus erschlägt, Jason, der trotz des Drachen das goldene Vließ erbeutet. Sind das nicht Personifikationen des Kampfes, welche die ersten Stämme Griechenlands gegen die unbezwungenen Naturkräfte, gegen die schädlichen Thiere zu bestehen hatten, mit denen der Boden bedeckt war? In der römischen Geschichte — Niebuhr hat es bestätigt — sind Romulus, der in den Himmel entführt wird, und Numa, der seine Eingebungen von der Nymphe Egeria erhält, so wie ihre Nachfolger, der Ausdruck der politischen Umwälzungen bei jenen Römern, welche dazu berufen waren, der Welt Gesetze vorzuschreiben*). In Asien verhält es sich eben so. Die Legenden von Zoroaster, Krishna, Brahma sind aus dem Bedürfniß der Urvölker entstanden, die im Dunkel der Zeit untergegangenen Perioden in irgend einer großen

*) S. Niebuhr, Römische Geschichte. — Michelet, Hist. de la république romaine.

Gestalt zu vergegenwärtigen*). Die noch jungen Völker werden, wie die Kinder, von einer glühenden Einbildungskraft beherrscht. Sie geben den Gedanken, die einen starken Eindruck auf sie machen, den Träumen, die ihren Geist erfüllen, Gestalt und Leben. Sie können sich keinen religiösen oder socialen Umschwung ohne die Einmischung phantastischer Wesen denken, in denen sich Gott und Mensch vereinen. Die Griechen nannten diese Mittelpersonen Halbgötter. Sie gehören durch den heiligen Hauch, der sie begeistert, dem Himmel, und durch die lebhaften menschlichen Leidenschaften, die sie auf großartige Weise beurfunden, der Erde an.

Der Verfasser des „Prometheus“ hat mit seltenem Glück die Majestät dieser gigantischen Schöpfungen reproduzirt. Unter allen Dichtern ist Aeschylus der, welcher den titanischen Geist am besten verstanden hat. Der Held von Marathon, der Bruder des muthigen Cynegiros, hatte sich durch sein mächtiges Talent und die bewundernswürdige Kraft seines eigenen Charakters zu einem vollständigen Verständniß der heroischen Zeiten erhoben. Niemand hat, wie er, diese außerordentlichen Gestalten geschildert, welche die rohe Kraft der Elemente zu haben scheinen, die man für die Personifikation der mächtigen Naturkräfte halten möchte, die nicht einmal der Stimme der Götter gehorchen. Welches Schauspiel gewährt Prometheus, auf dem Eisgipfel des Kaukasus angeschmiedet, und doch der Wuth Jupiters trotzend! Diese bewundernswürdigen Gemälde stehen freilich in keiner Beziehung zur historischen Wirklichkeit. Es handelt sich lediglich um Wesen, die von der Einbildungskraft geschaffen sind, und die sich mit den ersten Revolutionen der Erde vermengen.

Man hat die Bemerkung gemacht, daß die Völker bis zu einer unsern Zeiten sehr nahen Periode die poetische Kraft bewahrt haben, welche die Legende mit der Geschichte, das Ideal

*) E. Quinet, Génie des religions.

mit der Wirklichkeit verschmilzt. Sicherlich waren die alternden Nationen unfähig, eine Person zu erdenken, deren Dasein und Thaten durchaus erfunden gewesen wären. Aber sie haben lange eine besondere Neigung gezeigt, selbst das prosaischste Leben zu verschönern, wenn es der Ausdruck einer politischen oder religiösen Idee war. Findet man diese seltsame Erscheinung nicht bei uns in den Schriften des Simeon Metaphrastes*), und im Abendland in den Erzählungen der „Goldenen Legende“ von Jacobus a Voragine**)? Die Macht der Phantasie ist bei den Massen so groß, daß man auf diese Schöpfungskraft anwenden kann, was Boileau von dem Gedanken gesagt hat:

„Was er berührt, verwandelt sich in Gold.“

Giebt es etwas Gewöhnlicheres, Unbedeutenderes, als das Leben eines Franz von Assisi oder eines Anton von Padua? Vom Standpunkt der Geschichte betrachtet, findet man in ihnen nur arme, den Täuschungen eines schwärmerischen Geistes hingeebene Geister, welche durch Ueberspanntheiten oder unsinnige Büssungen die alten Einsiedler nachzuahmen suchten, deren Leben einen so großen Eindruck auf die Völker gemacht hatte. Aber man beachte die Macht des Legenden dichtenden Geistes***). Franz von Assisi ist nicht mehr der bescheidene Einsiedler Portiuncula's. Es ist ein Wesen, welchem die Gottheit außerordentliche Vorrechte gewährte. Ein Engel steigt vom Himmel herab, um seinen Füßen und Händen die Zeichen des Leidens Christi aufzudrücken. Er befiehlt der Natur als Herr. Die Thiere des Waldes ge-

*) Ein Mönch, Namens Agapius, hat im Abendland einen Auszug derselben gemacht unter dem Titel: „Liber dictus Paradisus etc., desumptus ex Simeone Metaphrasta“. 4. Venet. 1541.

***) Jac. de Voragine, Historia Lombardica, seu Legenda sancta (oder aurea).“

***) Ich beschränke mich darauf, J. de Luca, Oratio de laudibus Divi Francisci Assisisatis.“ Rom. 1712 u. Potenza, Orazione in lode di S. Francesco d'Assisi“ anzuführen.

hören seinen Befehlen; die Vögel der Felder hören auf seine Predigten. Eine innige und geheimnißvolle Gemeinschaft verbindet ihn mit der Schöpfung. Alles, was einen Lebenshauch besitzt, nimmt an seinen Freuden und Schmerzen Theil. Welche Kraft zu idealisiren liegt darin, den vernunftlosen Wesen eine Rolle in dem großen Drama des Lebens anzuweisen, sie als feindliche oder wohlwollende Mitspieler erscheinen zu lassen, ihnen im menschlichen Dasein halb als demüthigen Dienern, halb als widerstrebenden Mächten einen Antheil zu geben! Auf diese Weise verschönert die Menschheit die Geschichte der Helden mit der Poesie, die sie selbst besitzt. Sie beraubt sich, so zu sagen, um diese zu erheben. Sie ertheilt ihnen in ihrer edlen Freigebigkeit unvereinbare Eigenschaften und außerordentliche Fähigkeiten, die für ihre Stellung nothwendig sind.

Die Schweizer, sagt man, sind diesem Gesetze des menschlichen Geistes eben so wenig entgangen, als andere Völker. Es genügt, die Legende des Nicolaus von der Flüe als einen glänzenden Beweis anzuführen. Lange Zeit haben die Eidgenossen geglaubt, daß der berühmte Einsiedler zwanzig Jahre lang keine andere Nahrung zu sich genommen habe, als das heilige Abendmahl; so sehr, sagten sie, hatte in dem frommen Friedensstifter auf der Stanser Tagsatzung die Macht des Geistes und des Gebets über die groben leiblichen Bedürfnisse gesiegt.

Es ist nichts Auffallendes, daß man zu einer gewissen Zeit ein solches Wunder geglaubt hat, wenn man sich an die Gewohnheiten des Mittelalters erinnert; auffallender ist, unter unsern Zeitgenossen Vertheidiger dieses unsinnigen Wunders zu finden. Guido Görres, der Sohn des berühmten Münchner Professors, und Ludwig Veuillot, Redacteur der französischen Zeitung „L'Univers“, halten diese Thatsache für unbestreitbar. Wenn aber eine so merkwürdige Leichtgläubigkeit noch zu unsern Zeiten möglich ist, darf man sich wundern, daß die Menschen des 14. Jahrhunderts die Begebenheit, welcher sie die Freiheit

ihres Vaterlandes verdankten, mit mythischen Verschönerungen geschmückt haben?

Solcher Art sind die philosophischen Gründe, welche die Erfindung einer die Befreier die Schweiz betreffenden Legende wahrscheinlich machen. Aber es gibt historische Gründe, welche diesen Betrachtungen ein bedeutendes Gewicht geben. Eine Thatsache verliert an Wahrscheinlichkeit, wenn sie sich mit den nämlichen Hauptumständen im Leben verschiedener Personen wieder findet. Wenn man nun in dem Leben der Zoroaster, Buddha, Krishna, Rama, Lao-Tseu durchaus ähnliche Erzählungen liest, ist es schwer, sie nicht aus einer legendenmäßigen Dichtung zu erklären, besonders wenn diese Erklärungen den Charakter des Wunderbaren haben. Dieses ist eben bei Wilhelm Tell der Fall. Schon Herobot berichtet einen Zug, der mit der Geschichte des Befreiers einige Aehnlichkeit hat. Die griechische Anthologie enthält ein Epigramm auf Alkon, einen Kretischen Bogenschützen, dessen Geschicklichkeit an die des Tell erinnert. Die Geschichte von Bunkler, von William Bell aus Cloudezlen, von Heming, Albrecht, Egil, und besonders die von Balna-Loto, welche Saxo Grammatikus in seiner Dänischen Geschichte erzählt, sind im Grunde die nämlichen, wie die des Schweizerischen Helden. Wenn man einigen Gelehrten Glauben schenkt, so wären die Worte Tell (telum, Pfeil), Loto (τόξον, Bogen) und Bell (βέλος, Pfeil) gleichbedeutend. Man fügt hinzu, daß die zum Gedächtniß der Geschichte Wilhelm Tells errichteten Kapellen eine andere Bestimmung hatten, als die, welche ihnen von der Ueberlieferung beigelegt wird. Es ist sicher, daß kein Chronist vor der Mitte des 15. Jahrhunderts diese Person erwähnt. So sehr man die Archive der Urkantone durchsucht hat, so hat man kein Anzeichen eines Geschlechts dieses Namens, noch die geringste Anspielung auf das Dasein Tells gefunden. Kopp hat lange und vergebliche Forschungen in den Registern der Pfarrkirche von Bürglen angestellt, welches als die Heimat des Helden bezeichnet wird. Dieser Gelehrte hat

sogar angenommen, daß Tell nicht ein Familienname sein könne, und daß Gessler niemals Landvogt von Rüschnacht gewesen sei. Viele Gelehrte haben aus allen diesen Thatfachen den Schluß gezogen, daß die Volksstämme der kleinen Kantone, welchen Mehrere einen skandinavischen Ursprung zuschreiben, diese den alten Sagas entlehnte Legende von den Ufern der Ostsee in die Alpen gebracht hätten*).

Was auch die Wissenschaft über die Gewißheit dieser Geschichte für Zweifel vorgebracht hat, so wird dieselbe doch nichts desto weniger volksthümlich bleiben, und zwar mit Recht. Sie ist in der That der dramatische Ausdruck der Macht des guten Rechts und der Kraft des Unterdrückten gegen die Ungerechtigkeit und die Gewaltthätigkeit; sie personifizirt auf eine wunderbar schöne Weise jenes kleine Bergvolk, das, mit dem Hirtenpfeil bewaffnet, Jahrhunderte lang mit so großem Erfolg und unvergleichlicher Thatkraft gegen die Lehensaristokratie ankämpft. Ist Tell, der sich an seinen Felsen lehnt, und mit seinem Adlerblick den vom Sturm aufgewühlten Vierwaldstättersee überschaut, nicht ein ausdrucksvolles Sinnbild der muthigen Krieger von Näfels und Morgarten?

Was dieser Geschichte so große Aufnahme verschafft hat, das ist ihr menschlicher und prophetischer Charakter. Sie hat einen menschlichen Charakter — weil Nichts die Menschen so sehr für sich gewinnt, als der Kampf des Schwachen gegen den Starken, des Unterdrückten gegen den Unterdrücker, des Rechts gegen das Unrecht. Sie hat zudem ganz die Bedeutung einer Prophezeiung. Der gegen den Oesterreichischen Landvogt abgeschossene Pfeil, wird, sobald er einmal von dem Bogen geflogen ist, die Tyrannen der Schweiz ewig verfolgen. Der Hirte hat in seiner

*) Man sehe für und gegen das Dasein Tells: Uriel Freudenberger, „Guillaume Tell, fable Danoise“. — J. A. de Balthazar, „Défense de Guillaume Tell“. — J. J. Hisely, „Guillaume Tell, mythe et histoire.“

Unmacht und Abgeschlossenheit den Kampf gegen das mächtige Haus Habsburg begonnen. Er hat in diesem ungleichen Kampf keine andere Hülfe als Gott und die Gerechtigkeit. Aber dieses Recht wird über zahlreiche Heerschaaren siegen, der österreichische Adler wird, dem Alpengeier gleich, vergeblich über diese Feste der Freiheit schweben. Nirgend, wo das silberne Kreuz erglänzt, dieses Symbol der christlichen Bruderliebe, wird er seine furchtbaren Klauen ansetzen können. Das allmächtige Oesterreich wird ebenso wenig über die Schweizerischen Bauern siegen können, als die wilden Lanvögte Kaiser Albrechts. Das eben hat in einer erhabenen Anschauung das Schweizerische Volk geehrt, als es in Wilhelm Tell seine Unabhängigkeit, sein glühendes Streben nach der Freiheit personificirte, daß er mehr als das Leben liebte. Es ist wenig daran gelegen, ob die Volks Sage geschichtlich wahr sei oder nicht. Sie ist als Ahnung der Zukunft, als der Ausdruck der Bestimmung eines Volkes von der tiefsten Wahrheit, eines Volkes, dessen Aufgabe es immer war, einen ungleichen Kampf gegen die brutale Gewalt zu bestehen, einen Kampf auf Tod und Leben für die Unabhängigkeit des heimathlichen Bodens.

Wie es auch sei, so hat man die Folgerungen übertrieben, die aus den Zweifeln der Gelehrten gezogen werden können. Die Hingebung der Befreier wäre nicht weniger bewundernswürdig, selbst wenn Tell den Apfel nicht vom Haupte seines Sohnes geschossen, und den Tyrannen in einer Regung edlen Unwillens nicht getödtet hätte. Ich behaupte sogar, daß die Geschichte von der Befreiung der Schweiz ein mächtigeres Interesse darbietet, wenn man sie nicht zum Werke des Zufalls macht, sondern sie, wie alle Thatfachen es zu beweisen scheinen, dem heldenmüthigen Entschluß, der unüberwindlichen Festigkeit einiger Hirten in den Urkantonen zuschreibt.

Um den Kampf recht zu verstehen, der sich zwischen dem Haus Oesterreich und den Männern dieser Kantone entspann, muß man auf den Ursprung der Habsburger zurückgehen. Au-

dolf von Habsburg, der berühmte Gründer dieses Hauses, stammte aus der Schweiz. Ich habe sein Schloß gesehen, das auf dem Wülpsberg im Aargau liegt. Er war Vogt über mehrere Städte, über Aarau, Baden, Mellingen. Rudolf war einer von jenen hochsinnigen und großherzigen Ebeln, wie man sie in den schweizerischen Chroniken oft wieder findet. Voll Fähigkeit und Thatkraft war sein Leben eben so einfach, als das der Gebirgsbewohner; er war mäßig und ohne alle Anmaßung. Statt die Städte zu unterdrücken, sich ihres Gebiets zu bemächtigen, sich zum Mitschuldigen der Gewaltthätigkeiten des Adels zu machen, erklärte er sich zum Beschützer der Bürger und Bauern und erwarb sich in der ganzen Schweiz eine große Popularität. Rudolf verdankte seinen Tugenden den ersten Thron Europas; er wurde zum Kaiser gewählt, weil er, sagte der Erzbischof von Köln, „weise, gerecht, bei Gott und Menschen beliebt war.“ Seine Wahl erfüllte die Schweiz mit Freude. Abgeordnete von Städten und Landschaften eilten in Menge nach Brugg im Aargau, um ihm Glück zu wünschen. Seine Regierung war für die Schweiz eine Zeit der Ruhe. Zürich, Schaffhausen, Solothurn erhielten das Vorrecht, sich nach eigenen Gesetzen zu regieren. Luzern und Laupen erhielten die nämlichen Freiheiten wie Bern. Auch andere Städte wurden mit kaiserlichen Gunstbezeugungen begnadet. Die Gebirgsbewohner der Waldstätte wurden unmittelbare Reichsländer. Es ist so wohlthätig, in dieser traurigen Zeit einige edle Seelen zu finden, welche sich über die Vorurtheile der Kasten und die Gewohnheiten einer kläglichen Erziehung erheben! Wenn ein Großer zu einer Zeit, da die Demokratie vorherrscht, sich zu liberalen Ideen bekennt, so liegt darin eben kein großes Verdienst, noch eine außerordentliche Tugend; aber wenn in einem Jahrhundert, wo die Gewaltthätigkeit das allgemeine Gesetz war, wo die Bauern wie Thiere mit menschlichem Angesicht behandelt wurden, ein Glied der Lehensaristokratie den ewigen Gesetzen des Evangeliums und der Menschlichkeit gemäß handelt, so ist dies eine

wahrhaft wunderbare Erscheinung. Rudolf von Habsburg, Berthold V., Rudolf von Erlach, Rudolf von Werdenberg werden ewig der Bewunderung aller derer würdig sein, welche einsehen, wie schwer es ist, die Irrthümer seiner Zeit und des Standes, dem man angehört, abzulegen.

Leider ist das Gute nur von vorübergehender Dauer, wenn die bürgerliche Verfassung grundschlecht ist. Umsonst werden die Anhänger der aristokratischen Staatseinrichtung sagen, daß es unmöglich ist, keine großen Ideen und edlen Gesinnungen zu haben, wenn man das Beispiel so vieler ruhmvoller Vorfahren vor Augen hat. Die ganze Geschichte des Mittelalters ist die beste Widerlegung dieser sentimentalen Politik. Alles beweist, daß die einzigen Bürgschaften für Völker und Einzelne in Gesetzen liegen, welche geeignet sind, die selbstsüchtigen Leidenschaften niederzuhalten. Die rein persönlichen Bürgschaften werden immer täuschen. Das Leben der ersten Kaiser aus dem Hause Oesterreich ist ein glänzender Beweis dieser Wahrheit. Man sollte glauben, daß dieses Haus, dessen Wurzeln im Boden des alten Helvetiens lagen, daß sich eine ungeheure Popularität erworben hatte, den edeln Ueberlieferungen des Herrn von Habsburg hätte treu bleiben, und die Schwäche und Billigkeit gegen die brutale Wildheit der Lehensbarone hätte vertheidigen sollen. Aber es war nicht also. Kaum hatte König Rudolf die Augen geschlossen, als sein Sohn Albrecht es sich zur Aufgabe machte, eine ganz entgegengesetzte Politik zu befolgen. Sein Bestreben ging einzig und allein dahin, die Domainen seines Hauses zu vergrößern, und er war bereit, die Rechte der Städte und Landschaften mit Füßen zu treten, um seinen Ehrgeiz zu befriedigen.

Aber er sollte in der Schweiz einen unüberwindlichen Widerstand finden. Zürich war nicht geneigt, sich dem Joch zu unterwerfen: es gelang Bern, von Solothurn unterstützt, den mit dem Hause Oesterreich verbündeten Grafen zu widerstehen. Diese muthigen Städte baten nicht um Frieden und ließen sich nicht

durch die Drohungen einer fremden Macht einschüchtern. Ein freies Volk will lieber untergehen, als sich den Gesetzen einer rohen Gewalt unterwerfen. Als der Adel die Berner Grenzen überschritt, gingen ihm die Bürger unter Ulrich, Herrn von Erlach, entgegen. Dieses Geschlecht, das schon unter dem Adel hervorragte, erwarb sich in diesen barbarischen Zeiten durch seinen beharrlichen Widerstand gegen die Gewaltthätigkeiten der Barone noch unvergänglicheren Ruhm. Ulrich war ein Mann von Muth und Erfahrung, der in den schwierigsten Lagen unüberwindliche Kaltblütigkeit bewahrte. Der Feind hatte eine starke Stellung auf der Höhe des Donnerbühels eingenommen, und das ganze Immerthal besetzt. Die Berner rückten muthig bis an die ersten Reihen des feindlichen Heeres vor. Es war das erstemal, daß sich diese muthigen Männer mit den eisengerüsteten Rittern maßen. Auf das erste Zeichen Erlachs stürzten sich seine Krieger mit solchem Ungestüm auf den Adel, daß der linke Flügel des feindlichen Heeres voll Schrecken die Flucht ergriff. Eine geschickte Bewegung Ulrichs und die kriegerische Hitze der Berner vermehrten das Entsetzen, und die Herren kamen beinahe sämmtlich auf der Flucht um. Die Berner brachten achtzehn Banner in die St. Vincenzkirche, sie erstürmten und zerstörten eine große Zahl Burgen. Dieser Sieg vom Donnerbühel (1298) eröffnete den Kampf der Schweizer gegen das Haus Oesterreich auf ruhmvolle Weise.

Zürich bewies nicht geringern Muth. Albrecht überzog das Gebiet der Stadt mit der Erklärung, daß er die Zürcher als Empörer gegen die kaiserliche Gewalt behandeln würde. Statt ihre Thore zu schließen, rüsteten sich diese zu kräftigem Widerstand, zum Zeugniß des Vertrauens, welches ihnen die Gerechtigkeit ihrer Sache einflößte. Der Kaiser lagerte auf den Höhen. Er überschaute die Stadt, wo er sah, wie sich die Krieger, ja selbst Frauen und junge Mädchen zur Vertheidigung ihres Vaterlandes bewaffneten. Auf alle Drohungen Albrechts von Oesterreich erwiederten die Zürcher, daß sie die Rechte des

Reichs gern anerkennen würden, wenn man ihre Gerechtsame achten wollte. Der Kaiser verzweifelte, sie zu bezwingen, und bestätigte die Freiheiten der Stadt.

Die Bauern sollten keine andere Haltung einnehmen, als die Städte. Sobald die Bergvölker von Uri, Schwyz und Unterwalden die Absichten Albrechts erfuhren, erneuerten sie ihren Bund. „Jedem sei zu wissen,“ heißt es in diesem Vertrag, „daß die Männer des Thales Uri, die Gemeinde von Schwyz, wie auch die der Männer im Gebirg von Unterwalden sich wohlvertraulich verbunden und geschworen haben, mit aller Macht und Anstrengung an Gut und Leuten einander in und außer den Thälern auf eigene Kosten auf und wider alle die zu helfen, welche ihnen oder Einem von ihnen Gewalt anthun möchten. Wer einen Herrn hat, gehorche ihm pflichtgemäß. Wir sind eins geworden, in diese Thäler keinen Richter aufzunehmen, der nicht Landmann und Einwohner ist, oder der ein Amt kaufte. Unter den Eidgenossen soll jeder Streit ausgemacht werden durch die Klügsten; wenn Einer den Spruch derselben verwürfe, den wollen die Andern dazu nöthigen.“

Dieses alte Denkmal des Schweizerbundes ist von hohem Interesse. Es brüdt jene Mäßigung und Kraft aus, die das Schweizervolk in den glorreichen Kämpfen, die es für seine Unabhängigkeit führte, niemals verläugnete.

Was die Sache der Freiheit in Gefahr gestürzt, ja selbst in den meisten europäischen Staaten vernichtet hat, das sind die thörichten Uebertreibungen der Menschen, die sich zu ihren Vertheidigern aufwerfen. Sie liefern auf diese Weise denjenigen, welche bei der Erhaltung der Mißbräuche betheiligt sind, zahllose Vorwände, um diese als einen gegen Freiheit und schlechte Leidenschaften nothwendigen Damm zu verewigen. So ist es in der Schweiz nicht gewesen. In allen großen Bewegungen hat sich diese Nation vor dem Einfluß der Schönredner und Utopisten bewahrt. Sie ist fest auf ihr Ziel losgegangen, ohne wilde Wuth, aber auch ohne Schwäche. In Frankreich

hören seinen Befehlen; die Vögel der Felder hören auf seine Predigten. Eine innige und geheimnißvolle Gemeinschaft verbindet ihn mit der Schöpfung. Alles, was einen Lebenshauch besitzt, nimmt an seinen Freuden und Schmerzen Theil. Welche Kraft zu idealisiren liegt darin, den vernunftlosen Wesen eine Rolle in dem großen Drama des Lebens anzuweisen, sie als feindliche oder wohlwollende Mitspieler erscheinen zu lassen, ihnen im menschlichen Dasein bald als demüthigen Dienern, bald als widerstrebenden Mächten einen Antheil zu geben! Auf diese Weise verschönert die Menschheit die Geschichte der Helden mit der Poesie, die sie selbst besitzt. Sie beraubt sich, so zu sagen, um diese zu erheben. Sie ertheilt ihnen in ihrer edlen Freigebigkeit unvereinbare Eigenschaften und außerordentliche Fähigkeiten, die für ihre Stellung nothwendig sind.

Die Schweizer, sagt man, sind diesem Gesetze des menschlichen Geistes eben so wenig entgangen, als andere Völker. Es genügt, die Legende des Nicolaus von der Flüe als einen glänzenden Beweis anzuführen. Lange Zeit haben die Eidgenossen geglaubt, daß der berühmte Einsiedler zwanzig Jahre lang keine andere Nahrung zu sich genommen habe, als das heilige Abendmahl; so sehr, sagten sie, hatte in dem frommen Friedensstifter auf der Stanser Tagssagung die Macht des Geistes und des Gebets über die groben leiblichen Bedürfnisse gesiegt.

Es ist nichts Auffallendes, daß man zu einer gewissen Zeit ein solches Wunder geglaubt hat, wenn man sich an die Gewohnheiten des Mittelalters erinnert; auffallender ist, unter unsern Zeitgenossen Vertheidiger dieses unsinnigen Wunders zu finden. Guido Görres, der Sohn des berühmten Münchner Professors, und Ludwig Beuillot, Redacteur der französischen Zeitung „L'Univers“, halten diese Thatfache für unbestreitbar. Wenn aber eine so merkwürdige Leichtgläubigkeit noch zu unsern Zeiten möglich ist, darf man sich wundern, daß die Menschen des 14. Jahrhunderts die Begebenheit, welcher sie die Freiheit

ihrer Vaterlandes verdankten, mit mythischen Verschönerungen geschmückt haben?

Solcher Art sind die philosophischen Gründe, welche die Erfindung einer die Befreier die Schweiz betreffenden Legende wahrscheinlich machen. Aber es gibt historische Gründe, welche diesen Betrachtungen ein bedeutendes Gewicht geben. Eine Thatsache verliert an Wahrscheinlichkeit, wenn sie sich mit den nämlichen Hauptumständen im Leben verschiedener Personen wieder findet. Wenn man nun in dem Leben der Zoroaster, Buddha, Krishna, Rama, Lao-Tseu durchaus ähnliche Erzählungen liest, ist es schwer, sie nicht aus einer legendenmäßigen Dichtung zu erklären, besonders wenn diese Erklärungen den Charakter des Wunderbaren haben. Dieses ist eben bei Wilhelm Tell der Fall. Schon Herodot berichtet einen Zug, der mit der Geschichte des Befreiers einige Aehnlichkeit hat. Die griechische Anthologie enthält ein Epigramm auf Alton, einen Kretischen Bogenschützen, dessen Geschicklichkeit an die des Tell erinnert. Die Geschichte von Buntler, von William Bell aus Cloudeley, von Heming, Albrecht, Egil, und besonders die von Balna-Toko, welche Saxe Grammaticus in seiner Dänischen Geschichte erzählt, sind im Grunde die nämlichen, wie die des Schweizerischen Helden. Wenn man einigen Gelehrten Glauben schenkt, so wären die Worte Tell (telum, Pfeil), Toko (τόξον, Bogen) und Bell (βέλος, Pfeil) gleichbedeutend. Man fügt hinzu, daß die zum Gedächtniß der Geschichte Wilhelm Tells errichteten Kapellen eine andere Bestimmung hatten, als die, welche ihnen von der Ueberlieferung beigelegt wird. Es ist sicher, daß kein Chronist vor der Mitte des 15. Jahrhunderts diese Person erwähnt. So sehr man die Archive der Urkantone durchsucht hat, so hat man kein Anzeichen eines Geschlechts dieses Namens, noch die geringste Anspielung auf das Dasein Tells gefunden. Ropp hat lange und vergebliche Forschungen in den Registern der Pfarrkirche von Bürglen angestellt, welches als die Heimat des Helden bezeichnet wird. Dieser Gelehrte hat

Gesler von Bruned und Beringer von Landenberg. Sie wohnten im Lande, was die Reichsvögte nie gethan hatten. Landenberg wählte das Schloß Sarnen in Unterwalden zu seinem Sitz, und Gesler baute eine Feste im Lande Uri, um es in Furcht zu erhalten. Nichts war geeigneter, die Gebirgsbewohner aufzureizen. Unglücklicher Weise hatte die österreichische Partei einen mächtigen Bundesgenossen in ihren Thälern. Es war die Geistlichkeit, welche Nichts an den öffentlichen Lasten beitragen wollte. So sieht man, wie die katholischen Priester schon zur Zeit der Befreier die volksfeindliche Haltung einnehmen, die sie seitdem bewahrt haben. Diese Haltung ist übrigens leicht zu begreifen, wenn man sich an ihr theologisches System erinnert. Das katholische Prinzip, das im wahrsten Sinne des Wortes Absolutismus ist, ist mit der Idee der Demokratie unvereinbar, welche die Schweiz auf dem Kontinent stets vertreten und vertheidigt hat. Was ich von dem Katholizismus sage, läßt sich keineswegs auf das Christenthum der Apostel anwenden. Das Wesen dieses Christenthums ist durchaus liberal, weil es dem Menschen das Gefühl seiner persönlichen Würde zum Bewußtsein bringt, weil es ihn lehrt, seinen persönlichen Vortheil und selbst sein Leben dem Gesetz der Pflicht, dem Glück des Vaterlandes zum Opfer zu bringen.

Indessen war die Unterstützung der Geistlichkeit keine große Hülfe für die österreichische Partei. Die tapfern Gebirgsbewohner in diesen Ländern, welche seit der Reformation gelehrige Werkzeuge des Ehrgeizes der Priester geworden sind, waren damals Rom und dessen Vertretern gegenüber sehr unabhängig, und sie werden es ohne Zweifel nach dem Beispiel ihrer ruhmvollen Vorfahren wieder werden. Bann und Kirchenstrafen machten keinen Eindruck auf sie. Mehr als einmal haben sie während des Mittelalters den Drohungen und den Donnerkeilen des Papstthums getroßt*). Sie haben sogar einige Mal das

*) G. Cherbuliez, De la démocratie en Suisse.

unerhörte Schauspiel eines Volks von Bauern gewährt, das zu gleicher Zeit dem Papste und dem Kaiser widerstand. Warum haben die Waldstätte in unsern Tagen dieser heldenmüthigen Ueberlieferungen ganz vergessen? Wenn sie sich nur Einen Augenblick derselben erinnert hätten, würden sie, die unsterblichen Gründer der Eidgenossenschaft, im Jahr 1847 das eidgenössische Kreuz haben mit Füßen treten und die rothe Armbinde zerreißen können, die ein Zeichen des gemeinschaftlichen Bundes ist?

Der Ehrgeiz, der die Geistlichkeit fortriß, verführte auch einige Jünglinge: so erhielt Wolfenschieß den Befehl über die Burg Hofsberg. Dieser Mann zeigte sich, wie alle Verräther, tyrannischer, als selbst die österreichischen Vögte. Eines Tages sah er eine schöne junge Frau in einer Wiese sitzen. Als er erfuhr, daß ihr Mann abwesend sei, trat er in ihr Haus und verlangte ein Bad. Die Frau durchschaute seine Absicht, und rief ihren Mann herbei, der den Wolfenschieß im Bad erschlug. Eine ähnliche Begebenheit trug sich auf der Insel Schwanau zu, welche sich wie ein Rasenteppich aus dem Lowerher See erhebt. Da der Vogt, der auf dieser Insel wohnte, einem Mädchen von Urth Gewalt angethan hatte, wurde er von den Bewohnern dieses Dorfs getödtet.

Stauffacher's Frau, deren warmes Herz beim Anblick dieser Niederträchtigkeiten kochte, reizte ihren Mann an, sein Vaterland gegen die Tyrannei zu vertheidigen. Die alten Sitten verliehen den Frauen dieser Zeit einen unerschrockenen Sinn. Das Leben hatte noch seine ursprüngliche Poesie bewahrt. Die Häuser lagen am Rande der Wälder, auf den Abhängen der Berge, in der Nähe der Quellen zerstreut. Stauffacher's Haus im Dorf Steinen war eines der schönsten im Lande. Man bewunderte die große Zahl seiner kleinen Fenster, die Gemälde und Sprüche, mit denen es geschmückt war. Als Gefler einst vorüberging, rief er aus: „Wie lange wird man dulden, daß die Bauern so prächtige Wohnungen haben?“ Ueber diese

Neben zürnend, erfüllte Stauffacher's Frau ihren Mann mit ihrer eigenen heldenmüthigen Gesinnung. „Wie lange“, sagte sie, „wird Uebermuth lachen und Demuth weinen? Sollen Fremde jetzt Herren über dieses Land und die Erben unserer Güter sein? Was hilft es, daß unsere Berge von Männern bewohnt werden? Müssen wir Mütter unsere Söhne zu Bettlern ernähren und unsere Töchter zu Sklavinnen der Ausländer erziehen? Solche Feigheit sei fern!“

Eines Tags nahm Stauffacher schweigend seine Waffen, er stieg nach Brunnen hinab, schiffte über den See, gelangte in das Land Uri, und ging in Altinghausen in das Haus seines Freundes Walther Fürst. Er traf einen Mann dort an, der Rache athmete. Es war Erni von der Halben, bekannter unter dem Namen Arnold vom Melchthal. Landenberg hatte ihm seine Ochsen, das heißt seinen einzigen Schatz, weggenommen. Als sich sein Vater über diese Gewaltthat beklagte, sagte ihm ein unverschämter Knecht des Landvogts trozig: „Die Bauern können den Pflug selbst ziehen.“ Diese Worte erregten den Zorn des jungen Erni. Er brach mit seinem Stab dem anmaßenden Diener zwei Finger und entfloh in das Gebirg. Wüthend ließ der Landvogt dem Greise die Augen ausstechen. Es ist leicht zu begreifen, daß Stauffacher in einem Mann, dessen Vater die Wirkungen der österreichischen Tyrannei in solcher Weise erfahren hatte, Gesinnungen fand, die mit den seinigen übereinstimmten.

Man unterhielt sich bei Walther Fürst von den Leiden des Vaterlandes, von der Grausamkeit der Herren, welche das Reich den Landleuten auferlegt hatte, von der Verachtung ihrer Rechte und von ihren geerbten Freiheiten. Alle erinnerten daran, daß ihre gemäßigtesten Klagen stolz zurückgewiesen worden seien, daß man sie vom Reich trennen wolle, um sie mit dem Haus Oesterreich zu vereinigen. „Gott“, fügten sie hinzu, „hat keinem Fürsten die königliche Gewalt gegeben, um die Gesetze der Gerechtigkeit mit Füßen zu treten. So wird er auch mit denen

sein, die sich gegen die Unterdrücker erheben. Ist es übrigens nicht besser, im Kampf als freie Männer zu sterben, als unter einem erniedrigenden Joch zu leben? Walthar Fürst, Arnold vom Melchthal und Stauffacher verabredeten, sich zu versammeln, um einen Plan zu entwerfen. Aber der Erfolg hing vom Geheimniß und von Verborgenheit ab. Sie wählten zu ihren Zusammenkünften eine schmale Wiese am Ufer des Vierwaldstättersees, beinahe in der Mitte zwischen den Ländern Uri, Schwyz und Unterwalden, am Fuße des Seligsberg, gegenüber dem Dorfe Brunnen. Dieser Ort, der mitten zwischen finsternen Waldungen liegt, heißt Grütli oder Rütli. Es ist eine erhabene Einöde auf einer von den Wogen des Sees umgebenen und von Felsen begrenzten Anhöhe. Die Erhabenheit der Lage erhöhte die Bedeutsamkeit ihrer Berathungen.

Die Zusammenkünfte wiederholten sich oft in der Stille der Nacht. Walthar Fürst und Melchthal gelangten auf abgelegenen Gebirgspfaden dahin und Stauffacher über den See. Dieser letztere brachte Rudenz mit sich. Jeder Verschworene war von seinen Freunden und von denen begleitet, welche am meisten geeignet schienen, für die Freiheit der Schweiz thätig zu sein. Alle waren von dem nämlichen Vertrauen beseelt. Je größer die Gefahr, desto brüderlicher war die Verbindung. Die Nacht von Martini des Jahres 1307 entschied über die Zukunft der Schweiz. Die drei Verschworenen versammelten sich in der tiefen Finsterniß. Jeder brachte zehn Männer mit sich, deren Muth und Stimmung ihnen bekannt war. Der traurige Novemberwind, der durch die Fichten des Gebirgs pffiff, schien ihnen die Klagen des beschimpften Vaterlandes in die Ohren zu raunen. Diese drei und dreißig heldenmüthigen Männer, welche sich anschickten, der kaiserlichen Macht und dem furchtbaren Adler Oesterreichs Troß zu bieten, schworen voll der Begeisterung, welche die heilige Vaterlandsliebe einflößt, das Volk in dem Besiß seiner alten Freiheiten zu erhalten, die Unabhängigkeit, diesen kostbaren Schatz, den sie von ihren

Vätern empfangen hatten, auf ihre Kinder zu vererben, zu handeln, wie wenn sie nur Ein Herz und Eine Seele hätten, die Rechte Aller zu achten, wie sie wollten, daß man die andern achte. Als sie so übereingekommen waren, hoben Werner Stauffacher von Steinen, Erni an der Halde vom Melchthal und Walther Fürst von Attinghausen, der alle Andern an Adel, Reichthum und Geschäftserfahrung übertraf, die Hände gen Himmel und schwuren, im Namen Gottes, der Kaiser und Bauern geschaffen hat, und von dem Alle auf gleiche Weise die unveräußerlichen Rechte der Menschheit zu Lehen tragen, ihre bedrohte Freiheit tapfer und mit gemeinschaftlicher Anstrengung zu vertheidigen. Die andern Verschworenen hörten diesen Eid in tiefem Stillschweigen an. Hierauf erhob Jeder die Hand gen Himmel, wiederholte ihn, Gott und alle Heiligen zu Zeugen anrufend. Die Nacht des Jahres 1308 wurde zur Ausführung der Verschwörung bezeichnet.

In dieser Versammlung thatkräftiger Volksfreunde bemerkt man die Gegenwart eines Mannes wie Walther Fürst von Attinghausen nicht ohne Rührung. Eine von den Erscheinungen, welche der Geschichte des Schweizervolkes ein ganz besonderes Gepräge aufdrücken, ist, daß in allen gefährvollen Zeiten, in welchen die heiligen Interessen des Volkes in Frage stehen, Helden, welche zum Adel gehörten, sich der Vertheidigung der Unterdrückten widmen. Nichts Aehnliches findet sich anderswo in jenen traurigen Zeiten des Mittelalters, wo die Gewalt das allgemeine Gesetz war, als die adelichen Tyrannen gegen die elenden Leibeigenen in Schändlichkeit und Barbarei wetteiferten. Diese elende Masse schien nur geboren zu sein, um unter den goldenen Sporen der Ritter mit Füßen getreten zu werden, und als ob der Mensch mit dem Bauernkittel, der auf seiner Scholle seufzte, von anderer Natur sei, als der mit Sammt und Hermelin bedeckte Baron. In der Schweiz fand sich allerdings auch ein Adel, der von denselben Gefinnungen beseelt und von ähnlichen Grundsätzen geleitet war; aber mitten unter den Gebirgs-

bewohnern, welche ihre Freiheit vertheidigten, glänzte zu allen Zeiten der gekrönte Helm einiger Helben, welche dieses Namens wahrhaft würdig waren und die Erhabenheit des Ritterschwurs begriffen. In der That, wie das Ritterthum eingesetzt worden war, um Wittwen und Waisen zu vertheidigen, hätte es nicht vor Allem die Opfer einer Staatseinrichtung beschützen sollen, welche die wesentlichsten Rechte der Schwachen und Geringen mißkannte? Wenn es seine Aufgabe auf diese Weise verstanden hätte, könnte die Geschichte der christlichen Völker viele ruhmvolle Namen neben dem eines Walthers Fürst und Anderer erwähnen, welche ewiglich gesegnet sein werden, so lange in den Alpen ein Sohn der Schweiz lebt, so lange die Menschen das Andenken an die großen Seelen bewahren werden, welche der Menschheit zur Ehre gereichen.

Die Ueberlieferung hat die Geschichte Wilhelm Tells und den Tod des Landvogts Gessler in die Zeit versetzt, bei der wir angelangt sind. Ob wahr oder falsch, hat diese Begebenheit keinerlei Einfluß auf die Verschwörung ausgeübt. Es ist eine dramatische Episode in diesem herrlichen Kampf, dessen wahre Helben, was man auch annehme, die Männer sind, welche auf dem Grütli schwuren, die Tyrannen aus ihrem Vaterlande zu jagen. Der Name dieser muthigen Männer ist weniger berühmt geworden, als der des Tell. Das ist eine von den Launen der Phantasie des Volkes, von denen die Geschichte manches Beispiel darbietet. Nicht die lang überdachten Entschlüsse, nicht der beharrliche Muth, der sie ausführt, macht auf die Massen einen bleibenden Eindruck, sondern die plötzlichen Entschlüsse und die ritterliche Begeisterung. Aus diesem Grund war die Geschichte, oder wenn man lieber will, die Legende des Tell besser geeignet, im Gedächtniß des Volkes zu bleiben, als die weniger glänzende Hingebung derjenigen, welche durch den muthigen Schwur auf dem Grütli den Grund zur Eidgenossenschaft legten. Für die Franzosen war die Geschichte der Schlacht bei Waterloo in einem dem General Cambronne zugeschriebenen helden-

müthigen Worte zusammengefaßt*). Wer aber die großen Thatfachen der Vergangenheit ernstlich überlegt, wird finden, daß die unerschrockenen Bürger, welche den Sturz der österreichischen Herrschaft durch ihre Klugheit, ihren Muth und ihre Festigkeit vorbereiteten, ein wenigstens ebenso vollständiger Ausdruck des Schweizervolks sind, als der poetische Armbrustschütze. In der That liegt der Charakter dieses Volks weit eher in der gedulbigen Ruhe, mit welcher es seine Absichten verwirklicht hat, als in jenen raschen Eingebungen, in dieser plötzlichen Begeisterung, die den südlichen Nationen eigen ist. Aber die Poesie bekümmert sich wenig um diese Betrachtungen und die Poesie hat ohne Zweifel Recht. Ihr Zweck ist, die Phantasieen zum Ideellen zu erheben. Als Ideal ist aber Schillers Wilhelm Tell vollkommen wahr, sowie der Polyuctes von Corneille, der Achilles des Homer, der Aeneas des Virgil, der Vasco de Gama des Camoëns, der Rinaldo des Tasso. Diese wunderbaren Wesen, welche die höchsten Bestrebungen der Menschen personifiziren, verlassen das enge Gebiet der Wirklichkeit, um sich unter dem Schutze jener mächtigen Fee, welche Poesie heißt, über die von Bewunderung hingerissenen Völker zu erheben. Für sie ist die wahre Geschichte, die Geschichte, die sie ergreift, die sie über den Kreis ihres gewöhnlichen Daseins hinausreißt, diejenige, wie sie die bewundernswürdigen Dichter der „Iliade“, des „befreiten Jerusalems“ und des „Wilhelm Tell“ dargestellt haben.

Was uns betrifft, so wagen wir es, dieß nicht allzusehr zu bebauern. Die Wissenschaft verliert vielleicht Etwas dabei, aber der Fortschritt der Menschheit gewinnt viel; die Menschen haben oft genug das schmerzliche Schauspiel der Wirklichkeit vor Augen, die verkannte Hingebung, die verrathene Freundschaft, die frech mit Füßen getretenen heiligsten Eidschwüre. Sie erleben nur

*) Das bekannte Wort: „Die Garbe stirbt, aber sie ergibt sich nicht.“
(A. v. U.)

zu oft den Sieg der schamlosen List und der brutalen Gewalt. Sie sehen, ach! nur zu oft, wie diejenigen, welche ihnen das Beispiel der Unabhängigkeit und des Muths geben sollten, feig unter dem Joch des Despotismus kriechen und sich zu gemeinen Vertheidigern aller seiner Launen erniedrigen. Möge es ihnen wenigstens mit Hülfe der Zauberkünste der Poesie vergönnt sein, jenes düstere Gefängniß zu verlassen, das man die Welt nennt, jene irdische Hölle des Materialismus und der knechtischen Gesinnung, die die menschliche Gesellschaft genannt wird, und ihre in Thränen gebadeten Augen zum wolkenlosen Himmel des Ideals emporzuheben. Dort zeigen sich, mit einem Heiligenschein bekränzt, diejenigen, welche für die Menschheit gekämpft und gelitten haben; die heldenmüthigen Märtyrer der Urkirche, die ersten Verkündiger des Evangeliums und der Brüderlichkeit, die biedereren Ritter ohne Furcht und Tadel, welche Europa von dem Joch der Ungläubigen gerettet haben; die muthigen Befreier, welche, wie der Schütz von Bürglen, ihre unbezwungene Stirne kühn vor den Tyrannen erhoben haben. Diese auserwählte Schaar beugt sich liebevoll auf unsere Erde voll Elend herab; sie spricht ihr von Milde, von Liebe, von Freiheit; sie verflucht die Unterdrücker und tröstet die Opfer. Sie ist es, deren himmlische Stimme mitten im Dunkel der Nächte im Ohre derer ertönt, welche in der Verbannung oder in den unterirdischen Kerkern von besseren Tagen für ihr Vaterland träumen. Sie ist es, die dem Schriftsteller, der sein Leben und seine Ruhe dem Glück seiner Brüder zum Opfer bringt, muthige Worte eingibt. Sie ist es, welche den schwächsten Kindern des Menschengeschlechtes Löwenkraft gibt. Sie ist es, welche vorwärts geht, und die uns mitten in der Finsterniß der Gegenwart das kaum anbrechende Licht zeigt, welches schon den unermesslichen und prachtvollen Horizont der Zukunft beleuchtet.

Indeß brach der 1. Januar des Jahres 1308 an. Bei Tagesanbruch wurde Einer der Verschworenen des Grütli vermittelst eines Seils in das Zimmer eines Mädchens gezogen,

daß auf der Burg Roßberg in Obwalden diente. Zwanzig junge Männer drangen ihm in die österreichische Feste nach, bemächtigten sich des Bogts und seiner Leute. An demselben Tag, während Landenberg, der in dem Schloß zu Sarnen wohnte, sich bereitete, in die Messe zu gehen, kamen zwanzig Männer aus Unterwalden, um ihm, wie es gebräuchlich war, Neujahrsgeschenke darzubringen. Es waren Hühner, Ziegen, Lämmer und Hasen. Der zufriedene Landvogt lud sie ein, in die Feste zu kommen. Sobald sie die Fallbrücke der düsteren Burg überschritten hatten, blies einer der Verschworenen auf dem Horn. Auf dieses Zeichen zogen alle aus ihren Kleidern Lanzenspitzen hervor, welche sie an ihre Alpenstöcke befestigten, und verjagten dann den Bogt. Ihrem Schwur getreu, begnügten sich die Schweizer, ihre Freiheit wieder zu erobern, ohne einen einzigen Anhänger Oesterreichs zu verfolgen. Sie begrüßten voll Begeisterung die Sonne des neuen Jahres, welche ihre Freiheit beleuchtete, und zündeten Signale und Freudenfeuer auf den weißen Berggipfeln an. Am folgenden Sonntag vereinigten sich die Abgeordneten der drei Länder und erneuerten feierlich ihren ewigen Bund. Sie hatten ihre alten Rechte wieder gewonnen, ohne einen Tropfen Bluts zu vergießen, ohne selbst die alten Rechte Oesterreichs anzutasten.

Als Albrecht diese großen Begebenheiten erfuhr, gerieth er in entsetzliche Wuth. Er versammelte eine große Anzahl Herren und Edle, und ging in's Aargau, um das, was er einen Bauernaufstand nannte, zu züchtigen. Der Kaiser brachte seinen Neffen, den Herzog von Schwaben mit, der sein Mündel war, und dem er sein Erbe vorenthielt. Dieser junge Herr war im Herzen von Rachebegierde erfüllt. Statt den muthigen Aufstand der Schweizer zum Muster zu nehmen, bestürmten ihn unglückbringende Gedanken; seine Hand zitterte, wenn sie den Mörderdolch berührte. Der über den Ehrgeiz Albrechts unzufriedene Adel reizte noch den Groll des Herzogs Johann. Er beredete sich mit mehreren Edelleuten, den Kaiser zu ermorden. Sie

beschlossen, ihren Voratz in dem Augenblicke auszuführen, wo Albrecht das Schloß Baden verlassen würde, um in der Nähe der alten Windonissa über die Reuß zu gehen. Die Verschworenen richteten es so ein, daß sie sich allein auf dem Schiff des Kaisers befanden. Man war im Angesicht des Schlosses Habsburg, mitten unter den Ruinen der Römerstadt, als sich Herzog Johann auf seinen Oheim stürzte. Eschenbach ergriff den Zaum des Pferdes und der Herzog durchstach den Kaiser mit seiner Lanze. Zu gleicher Zeit zerspaltete ihm Balm den Kopf und Eschenbach schlug ihm in's Gesicht, der Fürst stieß einen Angstschrei aus und fiel in sein Blut nieder. Eine arme Frau, die ein unwillkürlicher Zeuge dieses Dramas war, hob den Kaiser auf, der in ihren Armen den Geist aufgab. Unterdeß kam sein alter Kanzler, der Bischof von Straßburg herbei, küßte seine blutigen Wangen und führte ihn auf einem Wagen weg. Die ganze Stadt Brugg zog hinaus, um dieses traurige Schauspiel anzusehen. Welch ein Unterschied zwischen dem unseligen Tode Albrechts und dem glänzenden Schicksale Rudolfs von Habsburg! Rudolf hatte die Stadt- und Landleute gegen die Gewaltthätigkeiten des Abels beschützt. Er verdankte sogar seine Erhebung auf den kaiserlichen Thron der Liebe, welche er für die Gerechtigkeit und die Unterdrückten bezeugt hatte. Als Haupt der europäischen Fürsten hatte er sich das Herz derer zu erhalten gewußt, deren Stütze und Vater er so lange gewesen war. Sein Name war in den Alpenthälern verehrt geblieben. Diese von dem Gewissen, von dem christlichen Bewußtsein eingegebene Politik mißfiel dem ehrgeizigen Albrecht. Er wollte alle die von seinem Vater beschützten Rechte der Vergrößerung seines Hauses opfern. Um diesen Zweck zu erreichen, wandte er abwechselnd List und Gewalt an. Aber die, denen er Hohn sprach, wurden die Werkzeuge der Rache des Himmels. Die Gebirgsbewohner der Schweiz waren die ersten, die seinen Uebermuth demüthigten, indem sie seine pflichtvergeßenen Landvögte verjagten. Die Herren, die er nicht mehr geschont hatte,

als die Bauern, entrißen ihm das Reich mit dem Leben. Unglücklicherweise zogen die Fürsten seines Hauses seine Politik den edlen Gefinnungen Rudolfs von Habsburg vor. Sie konnten es der Schweiz nie verzeihen, daß sie, das Joch Albrechts zerbrechend, ihre Freiheit wieder erobert hatte. So oft ihnen die Gelegenheit günstig schien, versuchten sie, sich jene tapfern Männer wieder zu unterwerfen, welche ihre Unabhängigkeit eben so sehr ihrer Mäßigung als ihrem Muth verdankten. In Deutschland hatte die Politik des Rückschritts keine glühendern Bundesgenossen. Als die Böhmen, des entarteten Papstthums müde, sich von der römischen Kirche trennten, besiegte Oesterreich durch gehäufte Gewaltthaten ihr gerechtes Widerstreben. Seit der Reformation Luthers verfolgten die Nachfolger Karls V. die nämliche Richtung, und bedeckten Deutschland mit Blut. Der Krieg, welcher den päpstlichen Despotismus wiederherstellen sollte, zerriß Europa dreißig Jahre lang. Italien weiß, wer auf seinem Boden die Feinde jeder edleren Idee gewesen sind. Und dieß ist der Charakter dieser Dynastie, welche von manchem Schriftsteller bis in die Wolken erhoben wird. Nach ihnen wäre das Haus Lothringen für die christlichen Völker das Bollwerk der Ordnung und Civilisation*). Wir begreifen diese Begeisterung, wenn man sich auf ihren Standpunkt stellt, wenn man die Unterdrückung der liberalen Ideen Ordnung, die Herabwürdigung der Massen unter die zwiefache Tyrannei der Kirche und der Aristokratie Civilisation nennt. Dieses Ideal findet sich in dem zwischen dem Kaiser Franz Joseph und dem Papst Pius IX. abgeschlossenen Concordat. Es ist wirklich ein rührendes Schauspiel zu sehen, wie in unserm Jahrhundert die geistliche Gewalt, die die Gewissen beherrscht, und die weltliche Gewalt, welche über das Schwert verfügt, sich mit einander ver-

*) Man sehe die Artikel über das Haus Lothringen in dem „Correspondant“, einer französischen katholischen Revue, von G. de la Tour, Abgeordnetem zum gesetzgebenden Körper.

stehen, um die Rundgebungen des menschlichen Geistes und der menschlichen Freiheit niederzuhalten! So werden der Thron des Papstes und des Kaisers, beide mit Sklaven umgeben, mit ihrem ganzen Gewicht auf Deutschland und Italien lasten. Sie werden fleißig daran arbeiten, die Nationalitäten zu erdrücken und die empörte Vernunft niederzuhalten. Die Regierungen, welche heute auf ihre gegen das Evangelium und die Vernunft erfochtenen Siege so stolz sind, sollten sich jedoch an die Niederlagen erinnern, welche sie in der Vergangenheit erlitten haben. Die Macht der Gerechtigkeit und das Gesetz des Fortschrittes können nicht besiegt werden. Die Verschworenen des Grütli, Johannes Hup auf der Universität Prag, Luther in seinem Wittenberger Kloster waren vereinzelte Männer. Das Reich und das Papstthum schienen ihren Forderungen Trotz bieten zu können. Aber wenn sie weder die Donnerkeile des Vatikans, noch die zahllosen Soldaten des deutschen Cäsars zu ihrer Verfügung hatten, verfügten sie dagegen über jene Macht, welche das Schicksal der Welt so oft geändert hat und die, wenn die Unterdrückung ihre größten Siege feiert, unsterblich im Grunde der Herzen lebt. Dort bereitet sie furchtbare Aufstände vor, welche wie die von 1789 und 1830 die Throne des Absolutismus bis in ihren Grundfesten erschüttert. Umsonst wird man versuchen, den Aufschwung der politischen Freiheit und der freien Prüfung in Sachen der Religion aufzuhalten. Die Freiheit ist schneller als der Blitz. Sie fliegt auf den Schiffen Großbritanniens bis an's Ende der Welt. Sie herrscht siegreich in den reichen Städten der neuen Welt unter dem Schutze des Sternenpaniers der Vereinigten Staaten. Die französische Revolution hat ihre Grundsätze in die glühende Seele der romanischen Völker eingegraben. Ihr Name hat schon hundertmal in dem Munde der Märtyrer der Unabhängigkeit wiederhallt. Wollt ihr ihren siegreichen Gang aufhalten, so stürzt zuerst die Rednerbühnen um, welche im Haag, in Dresden, in Brüssel, in Turin, in Bern, wie in London und Washington den be-

freiten Völkern als Organ dienen. Schließt die Universitäten; denn die Jugend strömt hin, um die berühmten Lehrer voll Begierde anzuhören, die von einem edlen Haß gegen die Staatsformen des Mittelalters beseelt sind. Es reicht dieß aber nicht hin. Ihr müßt noch auf den Gipfeln der Berge jene Geiröster wieder aufbauen, von welchen herab sich der Lebensadel auf die Bauern stürzte. Ihr müßt auch die von der Refor- mation und der französischen Revolution zerstörten Klöster wie- der aufrichten, jene Klöster, aus welchen die Verkündiger des Absolutismus hervorgingen. Ihr müßt endlich jene Bauern in Frankreich, in der Schweiz, in England, in Belgien und Holland, die eine freie Stirne zum Himmel emporheben, wieder an die Scholle fesseln. So lange ihr diese riesige Aufgabe nicht erfüllt habt, mögt ihr so viele Protokolle und Konfödate unter- zeichnen, als ihr wollt, es wird die Welt um nichts weniger auf dem Wege des Fortschritts und der Freiheit vorwärts gehen.

XLIX.

O See, du Bild der alten Eren,
Der alten Thatkraft Spiegel.

Minnich.

Ich reiste in einem offenen Wagen ab und überließ mich der Ruhe, die laue Luft einathmend, welche um diese Stunde des Tages, an welcher die Hitze schon nachläßt, kühler wird. Sie hat noch nicht den geheimnißvollen Reiz des Abends, aber sie ist von einer lieblichen Heiterkeit, in welche sich die Seele taucht, ohne weder Schwermuth noch die Unruhe der Leidenschaft zu fühlen. Dieser Augenblick gleicht dem Lebensalter, welches die Uebertreibungen des Herzens und des Geistes zu fürchten

beginnt, welches sich scheut, sich dem Glüd zu überlassen, um nicht den Bliß auf sich herabzuziehen.

Ich fuhr längs dem Vierwaldstättersee hin, an der Stelle, wo eine enge Bucht sich in die untersten Abhänge des Rigi drängt. Der See dehnt sich im Osten bis in die Mitte schwarzer Gebirge aus, die senkrecht aus den Fluthen emporsteigen. Welche traurigen Töne müssen in ihren tiefen Abgründen erschallen, wenn sich der furchtbare Föhn, nachdem sich der Nordwind in der Bucht von Uri gelegt hat, dem bösen Dämon gleich, von den Höhen des St. Gotthard herabstürzt und seine ganze Wuth entwickelt. Er schlägt mit seiner furchtbaren Schwinge den glänzenden Feudo, die mitten unter den Gletschern einsam stehende Furla, die kolossalen Säulen des Titlis und schwingt sich auf die erdröhnenden Abhänge des Afschenbergs, dessen Trümmer von unersteiglichen Wänden herabstürzen. Dann wälzt die Reuß ihre Wogen mit noch größerem Ungeßüm nach den reichen Ebenen des Aargaus. Der Melbach stürzt sich mit schäumenden Wellen herab, die Muotta und die Seemen entwurzeln auf ihrem Weg die höchsten Fichten, deren Gipfel sich kreuzen, sich drängen und brechen. Und dann den Himmel mit traurigen Dünsten bedeckend, taucht sich der Föhn in den brausenden See, der sich erhebt, sich wieder senkt, sich wüthend gegen die Kolosse stürzt, die ihn zusammenpressen und dann brüllend zurückfällt.

„Wehe dem Fahrzeug, das jetzt unterwegs

In dieser furchtbaren Wiege wird gewiegt!“ *)

Aber warum beschwöre ich diese Scenen der Verzweiflung herauf? Lacht nicht Alles an dem Ufer, das ich durchwandere? Das Wetter ist heiter. Der Wind, dieser Bruder der Sonne, Freund der Blumen, Gefährte des Wanderers, seufzt kaum in den Kirschbäumen. Die Gärten, durch welche dieser Weg führt, verbreiten süße Wohlgerüche und in den Gebüschen voll Rühle, welche die Abhänge des Rigi bedecken, hört man den süßen Ge-

*) Schiller, Wilhelm Tell.

fang der Graßmüden und morgenfrüher Nachtigallen. — Mein Geist wird von dem Gegensatz beherrscht, den die lieblichen mich umgebenden Bilder und der ernste Anblick jener zerrissenen Berge und jener marmorglatten Pyramiden darbieten, welche das Dunkel ihres Schattens über den See verbreiten. Kein Fuß betritt jemals jene einsamen Gipfel. Das kalbe Schneehuhn allein hält dort an, um von seinem mächtigen Flug auszuruhen. Der Mittelpunkt des Sees und die vorspringenden Vorgebirge sind von einem lebhaften Lichte erhellt, während sich ein düsterer Schleier über den Surenen verdichtet. Oberhalb dieser kahlen Gipfel neigen sich das Urihorn, die Clariden und der Crispalt vor dem St. Gotthard, der sein von Jahrhunderten ehrfurchtsvoll begrüßtes Haupt zum Himmel emporhebt.

In diesen Einöden lebt mitten unter seinen Heerden das Hirtenvolk der Urner, wie die Patriarchen im Asien des Alterthums. Dort brausen die Winde, und die Lawine donnert um seine Wohnungen, die in fruchtbaren Wiesen verborgen liegen oder am Rand der Abgründe leben. Die behende Gemse ist nicht behender als diese stolzen Hirten, welche im Frühling auf die schroffen Gipfel zurückkehren, wie die Schwalben ihr Thal wieder auffuchen; der Wolf, der sich auf seine Beute stürzt, ist nicht schrecklicher als diese Helden, wenn sie ihr Schlachthorn ertönen lassen. Mehr als einmal hat ihr Herz unter dem Hauch der Freiheit laut geschlagen, welche für sie der größte Schatz ist. Die Freudenfeuer, welche am Tag der Befreiung auf diesen ewigen Bergen glänzten, haben das ganze Thal erleuchtet, wie zu der Zeit, da Griechenland den Helden Agamemnon, den Sieger Trojas erwartete.

Sei begrüßt, Leuchte der Nacht,
Die einen so schönen Tag hervorruft! *)

Indessen erheben sich die Ruinen der adelichen Burgen vor meinen Augen, Gespenstern gleich, die dazu verdammt sind, den

*) Aeschylus.

künftigen Geschlechtern ihre schauerlichen Geschichten zu erzählen. Schon hatte ich die Ansicht auf den Vierwaldstättersee verloren und ich fuhr längs der Luzernerbucht den zerrissenen Gipfeln des Pilatus gegenüber, indem ich links die Blumalp zurückließ, deren Abhänge sich wie prachtvolle Stufen gegen den ewigen Schnee erheben. Die furchtbaren Kämpfe, welche die Welt von dem Kapitol bis zum äußersten Osten erschüttert haben, kamen mir im Angesicht einer jener Burgen wieder ins Gedächtniß, deren auf dem Gipfel eines Vorgebirgs liegende Trümmer noch jetzt über dem klaren See schweben. Die rohe Gewalt hat sogar dahin Feuer und Schwert gebracht! Sie mußte dort von der Macht der Demokratie niedergeworfen werden, die sich mit dem Zeichen der Erlösung bewaffnet hatte.

Als die röthlichen und gezinnten Mauern der letzten adelichen Trümmer auf dem Wege verschwunden waren, sah ich Luzern vor mir empornwachsen, das, in verschiedenen Farben glänzend, sich auf dem Strand seines Golfs im Halbkreis ausbreitet. Die zwei schlanken Thürme der dem heiligen Leodegar, ihrem Schutzheiligen, geweihten Kirche erhoben sich am Ufer des Sees über die steilen Dächer der ohne Ordnung am Fuß des Berges hingeworfenen Wohnungen, über die massiven Thürme der Klöster und die Mauern der alterthümlichen Festungswerke. Schöne Heerden ruhten in der Sonne auf den untern Abhängen des Pilatus, dessen mit einer üppigen Vegetation geschmückter Fuß mit der furchtgebietenden Dürsterheit seines dünnen Gipfels. Ich fuhr eben durch das Wäggiser Thor, als eine schlankte Gebirgsbewohnerin mit ihren zwei langen herabhängenden Haarflechten, ihrem bunten, mit einer Halskrause und einem silbernen Kreuz geschmückten Nieder und weiten Ärmeln mir ein mit Erdbeeren und Blumen angefülltes Körbchen darreichte. Sie lächelte mir zu, indem sie mir den Pilatus zeigte, von dem sie zurückkam. Bergißmeinnicht, Alpenrosen, Gebirgs-
trugant, purpurne Genzianen bildeten einen anmuthigen Kranz um die biegsame Winse.

L.

Pilatus ist ein großer Held,
Wohl bei der Stadt Luzern.

J. J. Müller.

Der See ist schwarz; keine Falte durchzieht ihn; Alles ist still; kein menschliches Wesen stört die tiefe Finsterniß. Ich bin allein, Emanuel, und die düstern Wolken, welche schnell zum Himmel emporsteigen, scheinen mir von den Ländern herzukommen, die ich gekannt habe. Sie sind so finster, ihre Gestalten sind so seltsam, daß sie mir beinahe Schrecken einflößen. Was für schauerliche Gestalten werden meine Träume wieder erfüllen? Aber nein! Verjaget sie, ihr Hauche, die von jenen einsamen Gipfeln herkommt, schickt mir die Vergessenheit zu, ihr wohlthätigen Genien der Nächte; erweckt meine Seele durch neue erhabene Eingebungen, ihr schönen Alpen, die ihr mein Schild gegen die Welt seid, deren Töne ich noch zu hören glaube. Der Seefalte mit seinem Trauerkleid, der auf dem See schwebte, hat sich in die Tiefe der Wellen gestürzt, und sich dann, seine Beute festhaltend, auf das Lomlihorn geschwungen, den unerreichbarsten Gipfel des Pilatus. Er läßt sich an dem Rand eines Beckens von stehendem Wasser nieder, welches lang der Schrecken der Menschen gewesen ist. Dort, sagt man, ist die Einsamkeit ewig, das Feuer des Himmels sengt den dürrn Fels, dort heult der Wind wie ein Fluchgeschrei, — denn dort trübt der Schatten eines Feiglings, dessen Herz weder Haß noch Liebe gekannt hat, die einzige Zufluchtsstätte, welche der Zorn Gottes seiner fluchbeladenen sterblichen Hülle gewährt hat. Die Erde, welche den Brudermörder Cain aufgenommen, die den Judas Ischarioth nicht wieder ausgespieen hat, diese Erde, sagt die Legende, hat den Pilatus bis zu jenem schwarzen in den Wolken verlornen Felsen verstoßen.

Dieß ist, mein Freund, die Wahrheit der Eindrücke des Volks. Wenn ich in meiner Abgeschiedenheit meinen Geist sammle, um die Macht unserer geistigen Fähigkeiten richtig beurtheilen zu können, geht mein Herz auf, wenn ich sie in solchem Grade unschlüßbar finde. Welche Kraft liegt nicht in jenen Urtheilen, die von einem unwiderstehlichen Gefühl aufgedrungen werden. Gewährt die Ueberlegung wohl größere Sicherheit? Welches Gesetz eines Lykurg oder Solon hat je das Rechte besser getroffen?

Warum hat das Verdammungsurtheil der Völker vorzugsweise das Andenken des Pilatus getroffen? Wie viele unter den Hektern Christi scheinen schuldiger zu sein als er! Caiphas arbeitet hartnäckig darauf hin, Jesus zu verderben. Er offenbart eine solche Verachtung gegen das Menschenleben, daß er, der Priester des dreimal heiligen Gottes, zu erklären wagt, daß man einen Menschen dem Vortheil des Volkes opfern müsse*). Ist dies nicht jene gewissen- und herzlose Politik, welche den Caiphas überlebt hat, welcher jedes Pflichtgefühl unbekannt, welche fähig ist, Tausende von denkenden Wesen ihren ehrgeizigen Absichten aufzuopfern? Wenn der Abscheu, welchen schon der Name Pilatus einflößt, diesen gotteslästerlichen Priester nicht noch in höherem Grade getroffen hat, so kommt es daher, daß das Volksgefühl wohl wußte, daß er mehr Nachahmer als Vertheidiger finden sollte. Die, welche durch solche Mittel emporkommen, können auf ihre Erfolge nicht stolz sein. Die allgemeine Verachtung wird ihnen früher oder später Recht widerfahren lassen. Andere lassen ihre Selbstsucht weniger offen hervortreten; sie erklären sich niemals zu Feinden der Wahrheit und der Billigkeit. Wenn die Zeiten ruhig sind, wenn sie weder Feinde noch Verfolgungen zu fürchten haben, billigen sie gern Alles, was schön, gut und groß ist. Ein solcher ist Pi-

*) Συμφέρει ἡμῖν ἵνα εἰς ἄνθρωπος ἀποθανῇ ὑπὲρ τοῦ λαοῦ (Johannes 11, 50).

latus. Wenn man Christum vor ihn führt, erklärt er, so lange er Nichts für seine eigne Person und für sein Ansehen fürchtet, daß er in ihm weder Empörung noch Gotteslästerung finde. Aber sobald er das erste Murren einer blutdürstigen Menge gehört hat, sagt er sich selbst, daß wenn Jesus nicht irgend ein schweres Verbrechen begangen hätte, man gegen ihn nicht eine solche Erbitterung zeigen würde. Der kann nicht vorwurfslos sein, der gegen seine Werke und seine Lehre die Glieder des Priesterthums und die angesehensten Häupter des Volks aufge reizt hat. Zuletzt kennt der pflichtvergessene Beamte kein Mitleiden mehr; sobald er mit dem Verluste der Freundschaft Cäsars bedroht wird, da gibt er schamlos die Vertheidigung des Unschuldigen auf. Um sich nicht die Feindschaft des Herrn zuzuziehen, will er nicht als der Beschützer des Gerechten betrachtet werden. Er vermeidet jede Gemeinschaft mit dem, den die irdischen Gewalten verfluchen. Er will nicht für einen jener unklugen Menschen gehalten werden, welche die Verantwortlichkeit der edlen — aber gefährlichen Sachen übernehmen.

Doch, wenn er seine heiligen Pflichten als Beamter und Stellvertreter der kaiserlichen Gewalt verräth, sucht er die Guten und vielleicht auch selbst die Nachwelt auf seine Seite zu bringen. Daher hütet er sich wohl, den Angeklagten zu schmähen und seine Leiden zu vermehren; er zeigt nicht die geringste Heftigkeit gegen ihn und spricht von seinen Verfolgern nicht mit Achtung. Seine Klugheit bleibt nicht dabei stehen. Er will nicht — und er erklärt es feierlich — daß das Blut des Menschensohnes auf sein Haupt falle, und um seine Meinung durch ein bedeutames Symbol auszudrücken, wäscht er sich die Hände vor den Augen der vor Zorn schnaubenden Menge. Und dennoch, o Pilatus, ist diese Vorsicht der menschlichen Politik vergeblich. Du wirst für dich nur die haben, welche jene verbrecherische Schlaueit bewundern, die vom Evangelium „die Klugheit des Fleisches“ genannt wird. Denn sie ist es, welche die Ermahnungen des menschlichen Gewissens verachtet und mit

Füßen tritt. Aber der Instinkt des Volkes, der höher steht als die eigennützigen Entscheidungen der Leute deines Gleichen, wird deiner traurigen Politik die Billigung verweigern, die dir so sehr am Herzen lag. So lange ein einziger Christ auf dieser Erde lebt, wird man überall jene furchtbaren Worte ertönen hören: **„der unter Pontius Pilatus gelitten hat.“** Du hast den Gerechten nicht getödtet, du hast ihn in seinen Qualen nicht verhöhnt, du hast dich nicht an seinem Blute gesättigt wie ein Priester Judas; aber er hat gelitten, als du der Herr warst, als du in deinen Händen das Schwert des Gesetzes hieltest, als du verpflichtet warst, dein Leben nöthigenfalls der Gefahr auszusetzen, um die Unschuld zu beschützen, als keine Rücksicht bedeutend genug gewesen wäre, deine Pflicht als Beamter darob zu vergessen. **Er hat unter Pontius Pilatus gelitten.**

So bist du noch mehr verabscheut, als die Fanatiker, welche Christi Tod verlangten. Diese waren dem Einfluß der stärksten Vorurtheile unterworfen, welche die menschliche Vernunft beherrschen können. Sie wußten nicht, was sie thaten; Christus selbst erklärt es am Kreuz. Du warst weder blind noch ein Schwärmer; dein Geist war erleuchtet, man bewunderte die Richtigkeit deines Urtheils; du warst wissenschaftlich gebildet und selbst in der Philosophie bewandert, du hast nicht einer jener Leidenschaften nachgegeben, für welche selbst die strengsten Sittenrichter Entschuldigungen haben, sondern einer gemeinen, niedrigen, von Allen verachteten Leidenschaft — du warst ein Feigling! So ist denn die Nachwelt mit Recht gegen dich strenger gewesen, als für irgend einen andern Theilnehmer an dem blutigen Drama, dessen Opfer der Menschensohn wurde. Die Einbildungskraft des Volkes, die unendlich mächtiger ist als die der größten Dichter, hat selbst die Natur gegen dich aufgewiegelt.

Ich glaube nicht, daß es in den Mythen des Alterthums etwas so Ergreifendes gibt, als die Legenden, welche sich auf die Leidensgeschichte Christi beziehen. Der Jude, der ihn von

der Schwelle seines Hauses verstoßen hat, der gegen Jesum unbarmherzig war, ist verurtheilt, wie Cain auf Erden zu irren. Aber Cain flieht nur eine Zeit lang vor dem Ewigen. So gut soll es dem Ahasverus nicht ergehen. Umsonst wird er sich in das Schlachtgetümmel stürzen, die Schwerter werden an seiner diamantfesten Haut abstumpfen. Umsonst werden ihn die Stürme in die Tiefe des Meeres hinabziehen; eine wunderbare Woge wird ihn auf das Ufer zurückwerfen. Umsonst wird er, des Lebens und einer endlosen Qual müde, zu Nero sagen: „Du bist ein Muttermörder!“ zu Domitian: „du bist ein Ungeheuer!“ zu Heliogabalus: „du bist ein Unsinniger!“ Die Hentzer werden ihre eisernen Hände an seinem Leibe zersplittern; die Folterbänke werden unmächtig sein, seine Glieder zu zermalmen; die Flamme wird für ihn ein kühlendes Bad werden, welches seine unselige Unsterblichkeit mit neuer Lebenskraft erfüllen wird.

Wie tief ist doch die Moral der ersten Legenden! Der, welcher dem Erlöser einige Augenblicke Ruhe verweigert hat, Ahasverus, wird nicht einmal die Ruhe des Todes kennen lernen — diesen höchsten Trost der Nachkommenschaft Adams! Der, welcher die Unschuld verlassen, sie einer eiteln Rücksicht aufgeopfert hat, Pilatus wird ein solcher Gegenstand des Abscheus werden, daß ihn selbst die fühllosen Wesen mit Ekel verwerfen werden. Er hat vor Allem nach den nichtigen Ehren der Erde gestrebt, er hat Pflicht und Gerechtigkeit diesen Götzen geopfert. Und nun wird ihm diese Erde, welcher seine ganze Liebe und alle seine Gedanken hingegeben waren, nicht einmal das bescheidenste Grab, nicht das Grab des letzten Sklaven gewähren! Die Flüsse werden ihn ausspeien; die erzürnten Meere werden ihn in ihren Wogen herumwälzen. Er wird erst auf dem traurigen Gipfel der eisigen Gebirge eine Gruft finden, da wo das Leben aufhört, wo der Tod siegt, wo die schauerlichen Vögel der Nacht allein das Geräusch ihrer Flügel und jenes wilde Krächzen hören lassen, das, dem Todesröcheln der Sterbenden gleich, die Einsamkeit durchtönt.

LI.

Soll diese jeder Werber sich erlaufen,
 Wie man zur Faße junge Löwen nährt?
 B. v. Tschärner.

Ich saß am Ufer des Sees in einem Baumgange, dessen Zweige sich unter dem warmen Abendwind bogen. Ich ruhte von einer langen Wanderung aus, nachdem ich den Löwen aus weißem Marmor besucht hatte, der, von einer Lanze durchbohrt, in der Höhlung eines Felsen liegt, wo lange Schlingpflanzen sich im Winde schaukeln. Er beschützt mit seiner mächtigen Klaue ein Schild mit den Lilien Frankreichs.

Das Talent des Bildhauers hat den glühenden Ausdruck des Königs der Wüste vortrefflich aufgefaßt. Vermundet, unterliegt er als Herrscher, und sein Blick bezeugt die unüberwindliche Kraft, welche ihm so lange bleibt, als sein mächtiger Leib einen Lebenshauch bewahrt. Ein Wasserstrahl sprudelt aus der Felswand mit langsamem und eintönigem Murmeln gleich einer dumpfen, aber beständigen Klage, wie das Wimmern des Schmerzes, das sich im tiefsten Herzen verbirgt. Das Wasser des düstern Beckens, das ihn unter dem sterbenden Löwen aufnimmt, schläft bewegungslos und scheint bestimmt, die fröhlichen Strahlen der Sonne nie abspiegeln zu dürfen. Eine Guirlande von Schmarogerpflanzen, herabhängende Zweige, kräftige Stämme, die sich gen Himmel aufschwingen, spiegeln ihr kräftiges Grün darin ab. Die Wasserspinnen mit ihren langen, behenden Füßen schlüpfen schnell darüber hin, und der geheimnißvolle Ruf der Grille unter dem Moos war die einzige Stimme, die man an diesem melancholischen Orte hörte.

Wie traurig ist doch das Loos der Menschen, die hartnäckig darauf beharren, abgestorbene Meinungen und Verhältnisse zu

vertheidigen, welche die Vorsehung selbst verurtheilt hat! Alle Macht der Wissenschaft, alle Anstrengungen einer heldenmüthigen Tapferkeit, alle Energie einer aufrichtigen Hingebung werden die Anerkennung und den Sieg der Ideen nicht verhindern, deren Stunde gekommen ist. Wie viel Blut ist vergossen worden, um den Sieg des Christenthums unmöglich zu machen! Tausende von Märtyrern sind dem Schwerte der Prokonsuln erlegen; aber das auf der Sklaverei und der Herrschaft der Rassen beruhende Heidenthum konnte die evangelische Propaganda nicht lange aufhalten. Wie viele Arme haben sich gegen die Grundsätze von 1789 bewaffnet! Die stolzen Krieger Helvetiens haben zweimal in Paris gegen ein erzürntes Volk gekämpft; die Vendée hat sich wie ein einziger Mann erhoben; die Bretagne hat ihre muthigsten Kämpfer auf das Schlachtfeld geworfen. Vergebliche Anstrengungen! Das Schwert der Vendée und die Büchse der Schweizer haben die neue Freiheit nicht getödtet. Trotz ihrer vorübergehenden Niederlagen, trotz der Irrthümer ihrer Vertheidiger, trotz ihrer Fehler wird sie doch früher oder später dem wiedergeborenen Europa Gesetze geben. Dann wird man das Andenken derer segnen, die für die ewigen Interessen des Menschengeschlechts gelitten haben. Ihr Name wird ebenso sorgfältig bewahrt werden, wie die Erinnerung an einen Freund. Man wird sich mit einer schmerzlichen Theilnahme von den Prüfungen Bonnivards in den unterirdischen Kerkern von Chillon, von der Hinrichtung Davel's und der Frau Roland, von der Armuth Rousseaus, von den letzten Augenblicken eines Huß und Zwingli unterhalten. Aber man wird nur mit Widerwillen von denjenigen sprechen, welche keinen andern Gedanken hatten als die Größe des gegenwärtigen Lebens, oder die sich den Eingebungen eines blinden Fanatismus hingaben und den leuchtenden Morgen der heiligen Freiheit in seinem Laufe aufzuhalten suchten. Diese Götter der absoluten Gewalt, diese Soldaten des geistlichen Despotismus werden einst von ihren angemessenen Altären herabsteigen. Ihre während so vieler

Jahrhunderte beräucherten Gößenbilder werden mit gerechter Verachtung mit Füßen getreten werden.

Die Söhne des tapfern Helvetiens möge das Luzerner Denkmal an ihren Muth erinnern, aber ihnen zugleich auch beständig die Gefahren und die Strafen des Söldnerdienstes ins Gedächtniß zurückerufen. Woher kommt es, daß diese unbezwinglichen Krieger, deren Väter das Reich der Freiheit in Europa gegründet haben, sich dazu hergeben, auf den Schlachtfeldern des Despotismus zu sterben? Möchten sie doch lieber mit den angelsächsischen Völkern der Barbarei eine neue Welt abgewinnen, oder wie die Genfer Kolonisten in Algerien ihre freisinnigen Gewohnheiten und Ideen in das französische Afrika verpflanzen. Solche Arbeiten sind der Söhne des Wilhelm Tell würdiger, als Schlachten, in denen sie das Beispiel ihrer Vorfahren und die edlen Ueberlieferungen der Befreier verläugnen. Obgleich ihre Thäler von so mäßiger Ausdehnung sind, daß die Staaten des Königs von Neapel im Vergleich beinahe große Länder scheinen, so sind doch — sie sollten es nie vergessen — die Augen der Völker auf das Land gerichtet, das sie bewohnen, und es ist ihre Pflicht, einer Vergangenheit Achtung zu verschaffen, die eben so ruhmvoll, ja vielleicht noch ruhmvoller ist, als die der größten Völker.

Wie zwei an den beiden Enden Luzerns aufgerichtete ewige Denkmäler erheben sich der Rigi und der Pilatus, auf welche mein Blick geheftet blieb, bis zum Himmel empor. Es ist, als ob die Sterne, einem Chor himmlischer Nymphen vergleichbar, auf ihren Gipfeln scherzten, die sich in den Dünsten der Nacht verlieren. Gegenüber vermengen sich die Gletscher, diese unbeweglichen Gespenster, mit dem Horizont, und zu ihren Füßen erheben sich schlanke Bappeln, wie majestätische Schatten. Die Reuß stürzt sich mit dem Ungestüm eines Gebirgsstroms aus diesem See, dessen Wogen so friedlich sind. So ergießt sich die Gluth einer ersten Leidenschaft aus dem Busen einer Jungfrau, deren Stirne doch ruhig bleibt.

Plötzlich unterbricht Lärm in der Stadt die Feierlichkeit dieser Scene, die mich entzückte. Menschen, Fadeln, Gefänge und Musikinstrumente beleben den Platz. Die Menge hatte ganz in meiner Nähe Halt gemacht. Bald vernimmt man harmonische Töne; Volksgesänge erklingen und mein Herz schlägt bei dem Namen des Vaterlandes heftiger, bei diesem Namen, der mir theurer ist, als die reine Quelle dem Vogel der Wüste. Als die Stimmen und die Instrumente still wurden, begann ein Mann zu sprechen, dessen Reden man in tiefer Stille anhörte, und dem man am Ende lauten Beifall zurief. Ich verstand ihn nur wenig, denn er sprach im Schweizerdeutsch; doch errieth ich, welches Gefühl ihn begeisterte. Ich glaubte, in der Agora sitzend, die leidenschaftliche Stimme des Demosthenes zu hören; es war mir, als ob mir die köstlichen, dem Morgenlande eigenthümlichen Wohlgerüche von allen Seiten zuströmten. Dieser fleckenlose Himmel und dieser laue Hauch, der die auf dem Strande hinsterbende Woge küßte, diese Lichter und diese Stimme, Alles schien mir dem glücklichen Erdstrich anzugehören, der die stolzen Gipfel des Himalaja und die heiligen Wogen des Bengalischen Meeres, wo die Gottheiten Indiens, die unsterblichen Devas in dem breiten Reich des himmelblauen Lotus geboren wurden, zuerst von der Sonne erglänzen sieht.

Ich dachte in diesem Augenblick mit noch heißerer Liebe an meinen herrlichen Fluß, die Donau, deren breite und vergoldete Gewässer zwischen dem wellenförmigen Strand der Türkei und den jungfräulichen Wäldern meines Rumaniens fließen, um sich in den tiefen Abgründen des schwarzen Meeres zu verlieren. Sie bespühlt undurchdringliche Wälder, in denen die Jalappe ihre schneeigen Blumen zu Guirlanden entfaltet. Mitten in den Wogen der alten Ister erheben sich, Zaubergärten gleich, kleine Inseln mit ihren uralten Eichen, von welchen die schwarzen Beeren des wilden Weinstockes herabhängen. Wie die glühende Lippe des durstigen Jägers diese sauren und von Wohlgeruch durchzogenen Trauben ergreift, klammert sich mein Herz mit

Leidenschaft an dieses gesegnete Land, an diesen geliebten Fluß. Wie süß ist es, auf seinem feuchten Sand zu schlafen, und träumend die herrlichsten Gefänge der Nachtigall zu hören! Dort hätte mein Geist, seiner ursprünglichen Energie zurückgegeben, die Kraft des wilden Urß, der brüllend die Jahrhundert alten Stämme erschüttert. Dort würde mein Herz, wenn Stürme wütheten, wenn Ströme vom Himmel herabstürzten, wenn der Donner brüllte, sich kräftiger ausdehnen, als das Herz des Fremdlingß unter der Sonne der Verbannung. Wie der Südwind die vom Sturm niedergeworfene Blume wieder aufrichtet, so heilt die göttliche Liebe zum Vaterland die tiefsten Wunden. Es gibt keine Leiden, die man nicht vergißt, wenn man ihm seinen Arm und sein Leben gewidmet hat. Der durch grausame Täuschungen entzauberte Mensch; der Gefangene, der in den Kertern der Tyrannei, diesem vorzeitigen Grab, lange Zeit geschmachtet hat; der, welchen das Laster schon in seiner Jugend erschlaßt hat: der von betrogener Leidenschaft gebrochene Jüngling, Alle können Kraft und Seelenadel wieder finden, wenn sie sich einer großartigen Arbeit für das Vaterland ganz hingeben. Die Seelen, die schon gelitten haben, werden auf diese Weise die Märtyrerpalme gewinnen; die, welche die Schwäche des Fleisches und des Blutes geprüft haben, werden mit dem Heiligenschein gekrönt werden. Die Vaterlandsiebe ist für das Herz ein reinigendes Feuer, gerade wie die Seele durch die Taufe der Erlösung geheiligt wird. Aber wenn man seinem Vaterlande wirklich dienen will, muß man sich selbst und jede gemeine Rücksicht vergessen; man muß der unrechtmäßigen Gewalt widerstehen und alle seine Interessen dem allgemeinen Wohl opfern. Man muß, wie der unermüdbliche und begeisterte Arbeiter, einzig und allein für seine Aufgabe leben und sie mit Gefahr seines Lebens vertheidigen. Dann fühlt man Glauben und Hoffnung wieder in sich aufleben. Das Geburtsland, das ist das Paradies, das uns über unsere Verbannung aus dem Himmel tröstet. Möchte doch Luzern diese wahrhaft christlichen

Grundsätze nie vergessen haben! Aber indem ich mich dem Lauf meiner Gedanken hingab, konnte ich nicht vergessen, daß die brüdermörderischen Waffen des Ultramontanismus vor einigen Jahren in diesen Mauern geschmiedet wurden.

LII.

Falscher Zeuge, der frech Lügen redet, und der Haber zwischen Brüdern anrichtet.

Sprichwörter 6, 19.

Wenn man die Geschichte unserer Zeit studirt hat, erklärt man sich die Theilnahme leicht, welche ganz Europa dem Kampf zuwendete, der im Jahr 1847 in der Schweiz ausbrach und den Namen Sonderbundskrieg erhielt. Man würde diesen Kampf falsch beurtheilen, wenn man ihn bloß als einen Kampf zwischen den beiden mächtigen Parteien betrachtet, welche die Schweiz trennen, die Radikalen und die Konservativen. — Ohne Zweifel waren die politischen Fragen dieser Schilderhebung nicht fremd. Aber sie allein bewaffnete nicht den Arm der Schweizer. Die religiösen Leidenschaften, die Interessen der despotischen Monarchien Europas trugen dazu bei, dem Streit einen Theil seiner Wichtigkeit und seiner Energie zu ertheilen. Daher muß man versuchen, um ihn gut zu verstehen, sich einen genauen Begriff von den Elementen zu machen, die sich damals bekämpften.

Die Schweiz ist nicht das einzige Land Europas, welches in seinem Schooß zwei große politische Parteien zählt, deren Tendenzen und Meinungen einander vollständig entgegengesetzt sind. Rußland ausgenommen, gibt es in allen europäischen Staaten eine Partei, die sich für den Repräsentanten der Vergangenheit ausgibt, und eine andere, welche mit mehr oder

weniger Ordnung und Maß vorwärts gehen will. Selbst in der Türkei finden sich neben den fanatischen und rückschreitenden Muselmännern mehrere verständige Männer, welche die Nothwendigkeit fühlen, wie es vor Kurzem Abdel-Medjid aussprach, „in die europäische Familie einzutreten“. Es ist also seltsam genug, wie sich so viele Leute darüber wundern, daß es in der Eidgenossenschaft eine Partei gibt, welche die Bewegung personifiziren will. Die Verwunderung steigt manchmal bis zu einem ziemlich lächerlichen Unwillen. Und doch müßte sich dieser Unwillen beruhigen, wenn man überlegte, daß diese Radikalen, von denen man so oft gesprochen hat, nicht wilder sind, als die in Frankreich, Spanien, Italien, Deutschland und den Vereinigten Staaten. Ich glaube sogar, man dürfte kühn behaupten, daß sie sich vor jenen Ueberspanntheiten besser zu bewahren wissen, die man bei den deutschen Demokraten findet, und vor jenen Deklamationen, an denen die französischen Republikaner nie geizig gewesen sind und die ihrer Sache so oft geschadet haben.

In der Schweiz will der Radikalismus weder die Familie noch das Eigenthum vernichten; sein Zweck ist der Sieg der reinen Demokratie, d. h. einer Staatsform, welche der bürgerlichen oder adelichen Politik eine untergeordnete Stellung anweisen würde. In religiöser Beziehung hat er niemals die Vernichtung des Christenthums verlangt, aber er verlangt, daß die Geistlichen der zwei Konfessionen, die sich in die Eidgenossenschaft theilen, die Oeffentlichkeit verlassen sollen, um sich in das Heiligthum der Religion einzuschließen.

Wenn es sich nun darum handelt, die Tendenzen und Handlungen der Radikalen zu beurtheilen, so muß man sich vor Uebertreibungen hüten, die sich zudem widersprechen. Es wäre in der That schwer, mit den Einen zu behaupten, daß ihre Handlungen immer mit den wahren Grundsätzen der Demokratie übereinstimmen. Aber es wäre nicht weniger falsch, sie in Masse als Menschen ohne Intelligenz, ohne Gewissen und ohne

Herz darzustellen. — Sie haben in mehr als einer Gelegenheit, besonders aber im Sonderbundsfeldzug Muth und Talente an den Tag gelegt. Wenn sie sich nicht immer von Schwächen freigehalten haben, die in der menschlichen Natur und namentlich im Wesen der Parteien liegen, so wäre es auch nicht leicht, ihren Gegnern ein Zeugniß der Sündlosigkeit zu ertheilen und sie wie die vormurfsfreie Personifikation der Vernunft und des Rechts zu betrachten.

Die konservative Partei in der Schweiz umfaßt in der That sehr verschiedene Elemente. Es ist ein großer Unterschied zwischen den katholischen und protestantischen Konservativen, zwischen einem Genfer Bürger und einem „kurzröckigen“ Jesuiten von Freiburg, zwischen einem Industriellen von Basel und einem Gebirgsbewohner der kleinen Kantone. Wenn sich daher Menschen, die sich in der Erziehung, in der Aufklärung, mit einem Worte in der Bildung so wenig ähnlich sehen, konservativ nennen, so versteht es sich von selbst, daß sie weder dieselben Grundsätze, noch die nämlichen Staatseinrichtungen vertheidigen wollen. Der Basler und Genfer Kaufmann wird die Herrschaft des Bürgerthums, der Freiburger eine aristokratische Theokratie, der Schwyzer Bauer eine den Pfarrern und Mönchen unterworfenen Demokratie von Landleuten beibehalten wollen. Diese Zusammensetzung der konservativen Partei in der Schweiz bildet eben ihre Schwäche. Sie besteht aus Fraktionen, die sich in keiner Hauptfrage verständigen können. Der protestantische Bürger von Neuenburg verabscheut die Jesuiten, die Mönche und die Herrschaft der Bauern eben so sehr, als sie der Gebirgsbewohner von Unterwalden liebt. Auf der Einen Seite freie Prüfung, Liebe zu den Wissenschaften und zum Wohlstand, eine sehr vorgerückte geistige Bildung; auf der andern passiver Gehorsam in Allem, was die Religion betrifft, Uncultur des Naturzustandes, vollständige Unwissenheit. Wenn es nöthig wird zu handeln, ist die Verschiedenheit nicht weniger fühlbar. Der Genfer Konservative wird vor Allem konstitutionelle Mittel anwenden; er wird

sich langen Verhandlungen über die Bundesurkunde und die Rechte der Bundesstaaten überlassen. Der Hirte in den Urkantonen wird seine Büchse in Einsiedeln segnen lassen und die Walliser Bauern werden ihre Säbel auf dem Grabe des heiligen Moriz, ihres Schutzheiligen, wehen.

Man sieht leicht ein, daß eine Schule, welche so viele verschiedenartige Elemente in sich begreift, sich, wie die Radikalen, manche Schwäche und manche Gewaltthätigkeit vorzuwerfen hat. Die absolute Heiligkeit ist in der Eidgenossenschaft nicht mehr als andernwo das Vorrecht eines Theils der bürgerlichen Gesellschaft. — Man hat sich bitterlich über die Staatsstreiche und die sogenannten „Achtserklärungen“ der radikalen Partei beklagt. Haben die katholischen Konservativen, als sie in Luzern, in Sitten, Altdorf, Zug, Schwyz und Freiburg unumschränkt herrschten, ihre Gegner etwa mit viel Mäßigung und Billigkeit behandelt?

Es ist eine der traurigsten Neigungen unserer Natur, daß wir immer daran denken, diejenigen zu unterdrücken, welche nicht denken und handeln wie wir. Unser erster Trieb ist, den alten gallischen Wahlspruch zu wiederholen: „Weh den Besiegten!“ Kaum ist man an der Gewalt, als man sich weniger mit dem Sieg seiner Grundsätze beschäftigt, als damit, wie man seine Gegner erniedrigen und erzürnen könne. Aber es kann in dieser Welt die Idee der Erhaltung eben so wenig vernichtet werden, als die Idee des Fortschritts. Dies sind zwei Ideen, die in der Absicht Gottes bestimmt sind, sich fortwährend das Gleichgewicht zu halten. Dieses Gleichgewicht hat immer die Kraft und die Größe des englischen Staats gebildet. Es gibt aber zwei Uebertreibungen, welche in unserer Zeit sich's zur Aufgabe gemacht zu haben scheinen, das Schauspiel ihrer traurigen Logik zu geben. Gewisse Socialisten wollen sogar von dem Trieb der Erhaltung der bürgerlichen Gesellschaft Nichts wissen und wollen auf einmal den Menschen, den Staat und die Welt umbilden, ohne den verschiedenen Bedürfnissen der

Völker, der Verschiedenheit ihrer Fähigkeiten, ihrer Ueberlieferungen und ihrer Religion Rechnung zu tragen. Das eben charakterisirt den Utopismus. Die Partei der Rückschreitenden, welche sich beinahe überall unter dem Namen Konservative verbergen, haben im Gegentheil keinen andern Zweck, als auf das Alte zurückzukommen und der modernen Welt Alles zu entreißen, was ihren Ruhm, ihre Kraft und ihre Größe bildet. Sie sind freilich nicht einig, wenn es sich darum handelt, zu wissen, bis zu welchem Jahrhundert man zurückgehen müßte. Die rückschreitenden Protestanten möchten auf die Zeiten Luthers und Calvins zurückkommen, die Katholiken bis auf das dreizehnte Jahrhundert oder auf irgend eine Zeit des Mittelalters. Warum will man nicht lieber ganz einfach auf jene glücklichen Zeiten zurückkommen, da das Christenthum noch nicht die verderblichen Ideen des Fortschritts, der Gerechtigkeit und des Brudersinns in die Welt geworfen hatte? Warum will man nicht offen wie der heidnische Dichter sagen: „Man führe mich in die Steingruben zurück!“

Da wir nun die Parteien kennen, wollen wir die Rolle prüfen, die sie gespielt haben. Kann man sagen, daß der Kampf gegen den Sonderbund einzig und allein das Werk der Radikalen gewesen ist? Diese Behauptung, die man in allen Tonarten wiederholt hat, ist nicht genau. Sicherlich hat diese Partei viel dazu beigetragen, dem Kampf Festigkeit und Kraft zu ertheilen. Aber die Männer, welche den Krieg leiteten, der General Dufour, die Divisionsobersten von Donats aus Graubünden, Luvini aus dem Tessin, Milliet-Constant von Genf, Gmür von St. Gallen, Burckhard von Basel, Ziegler von Zürich, der Generaladjutant Zimmerli und der Generalquartiermeister Buchwalder waren meist gemäßigte Konservative. Im Gegentheil repräsentirten die Häupter des Sonderbunds: Zelger, Maillardo, Salis-Soglio, Rüttimann, Elger, Siegwart-Müller, Schmidt, Theodor Ab-Überberg u. s. w., die Ideen der Vergangenheit in Allem, was sie Beschränktes und Unzulässiges darbieten. Der

Krieg, welchen die Tagsatzung führte, wurde also von den Radikalen und den gemäßigten Konservativen geleitet, welche die Eidgenossenschaft durch kräftige Mittel retten und sie vor den Intriguen und der Einmischung der Fremden bewahren wollten. Die Geschichte wird sagen, daß sie diesen edlen Zweck erreicht haben und der Name des Generals Dufour, der das eidgenössische Heer befehligte, wird in den Jahrbüchern der Schweiz neben dem derjenigen Männer seinen Platz einnehmen, welche sich in wahrhaft schwierigen Verhältnissen am besten um das Vaterland verdient gemacht haben. Sie wird es denen, welche seine Uezeugung theilten, Dank wissen, daß sie ihren Widerwillen gegen Männer aufgeopfert haben, die ihnen so verhaßt waren, wie Druey und Ochsenbein, um die Einheit der Schweiz gegen die verbrecherischen Anschläge Roms und die Umtriebe der absoluten Mächte zu vertheidigen. Sie wußten ohne Zweifel recht wohl, daß sie sich durch solche Handlungsweise den Verläumdungen der jesuitischen Partei aussetzen würden, die gewohnt ist, Nichts zu achten; sie wußten, daß man sie vor den Augen Europas als Führer von Blünderern und Räubern darstellen würde. Aber in unsern Tagen können sich Alle, welche sich über die katholischen und absolutistischen Interessen und Leidenschaften erheben, auf diese höflichen Bezeichnungen gefaßt machen.

Es wäre übrigens ungerecht, behaupten zu wollen, daß sich alle Katholiken der Schweiz von den Leidenschaften des Sonderbunds blind hinreißen ließen, und daß alle protestantischen Konservativen die Weisheit und den Patriotismus des Generals Dufour nachahmten. Der Kanton Tessin, der nicht 50 Protestanten zählt, trat entschieden auf die Seite der Eidgenossenschaft unter der Anführung der Obersten Luvini und Pioda. Die Tessiner behaupteten sich voll Entschlossenheit gegen einen Angriff der Soldaten des Sonderbunds bei dem Val Tremola und die Urner Truppen wurden genöthigt, sich auf den St. Gotthard zurückzuziehen. Wenn sie auch weniger glücklich waren, als der Oberst Müller gegen Airolo zog, muß man nicht vergessen,

daß sie nur junge, schlecht eingeübte Rekruten den Soldaten des Sonderbunds entgegenzustellen hatten, die alle vortreffliche Büchsen und vier Gebirgskanonen hatten. Solothurn, das zwar ein katholischer Staat, in welchem aber die Aufklärung allgemein ist, stellte sich mit Tessin unter die Fahnen der Eidgenossenschaft.

Tessin und Solothurn hatten sich weit besser als die andern katholischen Kantone vor dem Einfluß der Jesuiten zu bewahren gewußt, welche bei dieser Gelegenheit, den Ueberlieferungen ihres Ordens gemäß, die allmächtigen Triebfedern des Bürgerkriegs wurden. In den gemischten Kantonen St. Gallen, Graubünden, Aargau, Thurgau und Genf nahmen Katholiken und Protestanten ohne Unterschied die eidgenössische Armbinde ungeachtet der mordbrennerischen Predigten einiger Geistlichen. Aber wenn viele Katholiken sich weigerten, unter der Fahne der Mönche zu marschiren, ahmten nicht alle protestantischen Konservativen die Mehrheit der reformirten Kantone nach. Neuenburg und Basel-Stadt zogen ihre aristokratischen Interessen ihren Pflichten gegen die Eidgenossenschaft vor. Das Basler Bürgerthum blieb bei dieser Gelegenheit den traurigen Ueberlieferungen treu, welche sie in ihrem Kampf gegen die Bauern ihres Kantons geleitet hatten. Man hat in Luzern einen Brief von Bürgermeister und Rath von Basel-Stadt an den Staatsrath des Kantons Luzern vom 9. September 1843 gefunden. Dieser Brief spricht das höchste Wohlwollen nicht bloß für die Sache des Sonderbunds, sondern sogar für die katholischen Klöster aus. Neuenburg schrieb seinerseits am 7. September 1843 an Schultheiß und Kleinen Rath des Kantons Luzern: „Wenn wir uns in unserer besondern Stellung nicht durch Abgeordnete bei Euch können vertreten lassen, so wollen wir Gott bitten, daß er Euch heilsame Entschlüsse eingebe.“ Basel-Stadt und Neuenburg bildeten den sogenannten neutralen Sonderbund. Neuenburg war von den preußischen Royalisten beherrscht.

So waren die Rollen, welche die zwei großen politischen Par-

teien der Schweiz in diesem denkwürdigen Kampf spielten. Aber die Einwirkung der religiösen Meinungen war nicht weniger beträchtlich. Im Allgemeinen waren die Protestanten für den Krieg gestimmt, ob sich gleich unter ihnen eine gewisse Zahl Männer fand, welchen die aristokratischen Vorurtheile mehr galten, als die religiösen Ansichten, und die nicht ohne Sympathie für die katholischen Mönche waren. So berichtete in Neuenburg eine konservative Zeitung in folgender Weise über die denkwürdige Sitzung der Tagsatzung vom 30. Juli 1847: „Die Abgeordneten der kleinen Kantone machen keine Phrasen. Sie haben es nicht nöthig. Sie besitzen durch Ueberlieferung eine siegreichere Beredtsamkeit, die der Thaten. Das Urihorn hat viele Siege entschieden, die wohl bedeutender waren, als die der Rednerbühne. Das kurze Wort der Gesandten der kleinen Kantone erinnerte an das der Spartaner bei der Aufforderung, die Waffen niederzulegen: „Holet sie!“ — Im gesetzgebenden Rath von Neuenburg sprach ein protestantischer Geistlicher, der Pfarrer Guillebert, mit derselben Begeisterung von einer Sache, die nicht geeignet war, einen Reformirten zu begeistern. „Die Neuenburger,“ sagte er, „werden ihre Rechte und ihr Gebiet zu vertheidigen wissen. Sie werden nicht bloß einen passiven, sondern auch einen thätigen Muth zu zeigen wissen, den der Kantone des Sonderbunds. Denn dies ist der Name, den man ihnen gibt. Die meisten dieser Kantone sind klein. Wir sind ein kleiner Kanton, wie sie, nach unserer Bevölkerung und der geringen Ausdehnung unseres Gebiets. So wollen wir es auch im schönen und ruhmvollen Sinne dieses Namens sein, durch Glauben, Treue an den geschworenen Eid, Ehre und Freiheit, wie die heldenmüthigen Bewohner jener kleinen Kantone. Wenn die Eidgenossenschaft, deren erste Gründer sie gewesen sind, und die ihnen ihren höchsten Glanz und ihre hauptsächlichsten Ansprüche auf Ruhm verdankt, sie zwingen will, in ihre Unterdrückung und in den Verlust ihrer Souverainetät und ihrer Unabhängigkeit einzuwilligen, so ist der Weg ihnen vorgeschrie-

ben, den sie einzuschlagen haben. So mögen sie einen Bund verlassen, in welchem sie nicht bleiben könnten, ohne sich selbst zu vernichten. Man wird dann sehen, was die Eidgenossenschaft dabei gewinnt. Sie hat dann den Vertrag zerrissen, indem sie die Fortsetzung des Bündnisses unmöglich macht, dessen Zwecke und Bedingungen der Bundesvertrag bezeichnet.“

Wenn ein protestantischer Geistlicher den aristokratischen Vorurtheilen nachgab, die Sache des Sonderbundes, der gegen die Eidgenossenschaft ankämpfte, auf diese Weise beurtheilte, und das eidgenössische Band so leicht aufopferte, so kann man sich denken, welcher Art die Gesinnungen der katholischen Geistlichkeit waren. Diese hat sich niemals in die Trennung der Schweiz zwischen den beiden Konfessionen ergeben; sie hat immer die Wiederherstellung der religiösen Einheit zum Vortheil Roms geträumt. Da sie in der Schweiz die Elemente nicht fand, die für eine solche Restauration nothwendig sind, hat sie sie nothwendig im Ausland suchen müssen. Rom ist ihr wahres Vaterland, sie hat kein anderes; sie willigt nur dann ein, patriotisch gestimmt zu sein, wenn sie in ihren Mitbürgern folgsame Werkzeuge des römischen Despotismus sieht. Da jedoch die Majorität des Schweizervolkes seit der Reformation ganz andere Neigungen hatte, hat sie sich mehr als je nach Oesterreich gewendet. Im Sonderbundskrieg war sie in ihren Anmaßungen von ihren gewöhnlichen Verbündeten, Wien und Rom, unterstützt. Siegmund-Müller scheute sich nicht, in seiner Zeitung, dem offiziellen Blatt des Sonderbunds, zu schreiben: „Die zwölf und zwei halben Kantone bilden sich ein, die katholische Schweiz zusammenzuschießen zu können, ohne daß man es in Frankreich und in Oesterreich höre!“ Der Generalstab des Sonderbunds wimmelte von fremden Offizieren*); es befand sich sogar ein österreichischer Fürst von Schwarzenberg dort. Wir finden in der Korrespondenz des katholischen Obersten Zentkufen Folgendes: „Der

*) S. die Augsburger Allgem. Zeitung vom Monat Dezember 1847.

Fürst von Schwarzenberg ist glücklich in Hospital angekommen. Er hatte allen Mitgliedern des sonderbündischen Kriegsrathes den Wunsch geäußert, das Bürgerrecht in einer Gemeinde eines jeden Kantons zu erhalten. Er trägt unsere Uniform. Man hat auch an Herrn von Kaiserfeld, österreichischen Minister in Mailand, geschrieben, um zu erfahren, ob wir in der Folge bei bringenden Fällen auf Geldmittel und andere Unterstützungen zählen könnten. Der Schultheiß Siegwart-Müller hat vorgestern einen Brief aus Zürich vom österreichischen Gesandten erhalten. — Die Mittel, die man anwenden wird, sind noch „ein Räthsel für uns“.

Die Sache des Sonderbunds war also wesentlich österreichisch; ich füge hinzu, daß sie auch die Sache des Mönchsthum's war. Wenn man die Entwicklung dieser Angelegenheit mit aller der Theilnahme verfolgt, die sie verdient, so wird man bald bemerken, daß die Interessen des Mönchsthum's darin eine wahrhaft außerordentliche Stelle eingenommen haben. Was war in der That der Ursprung des Streites, der die Schweiz in zwei feindliche Feldlager theilte? Alles kommt darin überein, daß es die Aufhebung der aargauischen Klöster war. Der Kanton Aargau ist gemischt; er zählt 107,194 Protestanten und 91,096 Katholiken. Da im Jahr 1841 im Freienamt Unruhen ausgebrochen waren*), hob der Große Rath, der sich von der Theilnahme der Klöster an diesen Unruhen überzeugt hatte, dieselben auf einen Vorschlag eines seiner katholischen Mitglieder auf. Seit 1830 hatte die aargauische Regierung die Ueberzeugung gewonnen, daß die friedliche Entwicklung der liberalen Gesetze und Ideen mit dem Bestehen der Klöster unvereinbar

*) Bei Gelegenheit der Verfassungsrevision, da nach der neuen Verfassung der Große Rath nicht mehr halb aus Protestanten und halb aus Katholiken bestehen, sondern, wie billig, die Zahl der Mitglieder, der katholischen, wie der reformirten, sich nach der Bevölkerung richten sollte.

sei, denen ihr Reichthum im Lande einen sehr großen Einfluß sicherte. Diese Angelegenheit setzte die ganze Schweiz in Bewegung. Die Ultramontanen sahen darin eine Verletzung des Artikels 12 der Bundesurkunde. Die Frage kam vor die Tagsatzung in der Sitzung vom Jahr 1841. Man hat viel über die Geseflichkeit des Beschlusses gegen die aargauischen Klöster gestritten, und diese Frage ist der Gegenstand unendlicher Deklamationen geworden. Ein ausgezeichnete Rechtsgelehrter, dessen politische Redlichkeit und große Unparteilichkeit selbst von Crétineau-Joly gerühmt wird, zeigt sehr gut, wie ganz nichtsagend alle diese Deklamationen sind. „Daß der Große Rath des Kantons Aargau das Recht hatte, einen solchen Beschluß zu erlassen, konnte allein der Parteigeist läugnen. Dieses Recht ist seit der Reformation in den Verfassungen aller paritätischen und selbst katholischen Völker festgestellt. Und der Staat würde an dem Tage, an welchem er darauf Verzicht leistete, auf seine Souveränität zu Gunsten der Klöster der mächtigen Kirche, der sie angehören, Verzicht leisten. Man sage nicht, daß ein Staat die Klöster, welche angeklagt sind, den Frieden oder die Sicherheit des Landes gestört zu haben, vor seine Gerichtshöfe ziehen könne. Man zieht vor das Strafgericht nur Individuen, weil nur diese vorgeladen werden können. Nun hat aber eine reiche Corporation, welche einen großen moralischen Einfluß besitzt, tausend Mittel dem Staat zu schaden, und einen gefährlichen Krieg gegen ihn zu führen, ohne daß sich irgend eines der Mitglieder, aus denen sie besteht, für seine Person solcher Handlungen schuldig mache, die durch ein Gesetz als Vergehen bezeichnet werden.“

In der Sitzung von 1841 wurde die Frage nicht entschieden. Sie kam in der Tagsatzung des folgenden Jahres wieder zum Vorschein, aber nun mischte sich Oesterreich ein. Das Wiener Cabinet behauptete, man könne in der Sache Nichts thun, ohne es zu Rath zu ziehen, weil das Haus Habsburg an der Gründung der Hauptklöster des Aargau theilhaftig gewesen sei. Diese Behauptung war zum allerwenigsten sonderbar. In der That,

wenn sie triftig wäre, so könnten sich die Könige von England in die Angelegenheiten der Klöster von Rouen und Caen mischen, die von den Herzögen der Normandie gegründet worden sind, als sie die Krone Rollo's mit der des heiligen Eduard auf ihrem Haupte vereinigten. Aber Oesterreich will keine Gelegenheit entchlüpfen lassen, seinen rückschreitenden Einfluß auf die Eidgenossenschaft auszuüben. Diese Einmischung nützte übrigens den aargauischen Klöstern nicht viel. Die Freunde der aargauischen Regierung zeigten sehr gut, wie lächerlich die Annahmen Oesterreichs und des Ultramontanismus seien. „Wenn jedwede Zahl Stände,“ sagten sie, „sich der Aufhebung widersetzen könnten, so würde sich daraus die widersinnige Folgerung ergeben, daß ein Kanton, selbst ein protestantischer, eine Maßregel verhindern könnte, welche die ganze katholische Schweiz, ja selbst Rom genehmigen wollte! Doch wollte Aargau seine versöhnliche Gesinnung zeigen, und willigte in die Wiederherstellung der Frauenklöster; auch gab es hinreichende Bürgschaft, daß das aus den Mönchsklöstern herrührende Vermögen im Interesse der Katholiken verwendet werden solle.

Voll Born, daß sie die Tagsatzung nicht auf ihre Seite habe ziehen können, und über die Stimmung einiger Kantone beunruhigt, welche, wie Thurgau und Tessin, mit der Aufhebung ihrer Klöster drohten, hielt die Mönchspartei es für nothwendig, einen Staatsstreich zu machen. Diese Partei war in den Urkantonen allmächtig, wo sie allem Einfluß des päpstlichen Nuntius und der österreichischen Regierung preisgegeben war. Sie bildete sich ein, daß das beste Mittel, sich wegen der Aufhebung der aargauischen Klöster zu rächen, darin liege, die Jesuiten nach Luzern zu berufen. Dieser Beschluß war von um so größerer Bedeutung, als Luzern einer der drei Vororte oder geschäftsführenden Kantone war, in welchen die Regierung der Eidgenossenschaft abwechselnd ihren Sitz hatte. Man hatte sich gefallen lassen, sie in Wallis, in Schwyz und in Freiburg zu dulden, aber man konnte sie nicht ohne wohlgegründete Beun-

ruhigung nach Luzern kommen sehen, wenn man sich an die Vorgänge dieses unruhigen Ordens erinnerte. Schon war die Wiederherstellung der Gesellschaft in Freiburg nicht ohne große Schwierigkeiten zu Stande gekommen. Die Jesuiten hatten viele Gegner unter den Patriziern dieser Stadt, deren Anhänglichkeit an den Katholizismus doch sehr groß ist. Als es sich darum handelte, sie im Jahr 1818 zu berufen, wurde eine kräftige Protestation an die zuständigen Behörden gerichtet. „Die Aufnahme des Jesuitenordens in den Kanton Freiburg, welche am 15. September des Jahres (1818) beschlossen wurde, ist eine Begebenheit von so außerordentlicher Art, sie ist so sehr geeignet, das Erstaunen des Auslandes zu erregen, und die Eidgenossenschaft zu beunruhigen, daß die Unterzeichneten es ihrer Stellung und ihrer Ehre für angemessen gehalten haben, öffentlich und laut zu erklären, daß sie keinen Antheil an diesem Beschluß gehabt haben, sondern daß sie in Uebereinstimmung mit der Minderheit des Großen Rathes eine unerschütterliche Beharrlichkeit und die ganze Kraft der Ueberredung entfaltet haben, um einen so unüberlegten Beschluß abzuwenden. Man fügt dieser Erklärung eine gedrängte und getreue Notiz über den Gang dieser wichtigen Angelegenheit und über die Grundsätze bei, welche die Minderheit in ihrer Opposition geleitet haben. 1) Daß es von der höchsten Wichtigkeit für einen Staat und daß es für ihn eine gebieterische Pflicht ist, Niemanden die Leitung des öffentlichen Unterrichtes zu überlassen. 2) Daß wenn der Staat glaubt, sie aus den Händen geben zu müssen, es nicht zu Gunsten einer Körperschaft sein dürfte, deren gefährlicher Einfluß für die Religion und die Ruhe der Staaten von der Geschichte beglaubigt ist. Man kann nicht einmal sagen, daß der Jesuitenorden jetzt im Stande sei, die großen Anstalten zu gründen, welche er in früheren Zeiten besaß, und an denen geschickte Lehrer wirkten. Man kann die Häuser nicht als solche betrachten, welche die neue Gesellschaft an einigen Ortschaften von Spanien und Italien errichtet hat, und eben so wenig diese

Genossenschaft von Fremden aus allen Gegenden der Welt, die sich in Wallis gebildet hat, und deren Geist, Sitten und Grundsätze nicht für unser Schweizervolk passen.“ Diejenigen, welche diese Protestation unterzeichneten, waren Staatsmänner, die in die Zukunft blickten, und welche mit Recht glaubten, daß der Jesuitenorden mit einem freien Staat unverträglich sei; daß er, früher oder später, den Kanton Freiburg und die ganze Schweiz in großes Unglück stürzen würde. Wenn ihre Aufnahme im Jahre 1818 so vielen Widerwillen erregte, mußte dieser nach der Revolution von 1830 noch viel stärker sein, in einem Augenblick, wo sie in Folge des beinahe allgemeinen Sieges der liberalen Ideen überall verdächtig geworden waren.

Sobald die Absicht, die Jesuiten nach Luzern zu berufen, bekannt wurde, gerieth Alles in Aufregung. Auf der Tagsatzung von 1844 machte die Gesandtschaft des Aargau den Vorschlag, die Söhne des Loyola aus dem Gebiete der Eidgenossenschaft zu verbannen*). Man hätte dadurch den Bürgerkrieg vermieden. Damals verfehlte der Einfluß des Jesuitismus, der weit weniger groß war als jetzt, mit Recht alle scharfsichtigen Geister, die in der Zukunft lasen, in Schrecken. „Ich trage kein Bedenken,“ sagte Cousin in der Kammer der Pairs am 14. April 1845, „mich für einen Gegner des Ordens zu erklären. Man kann sich, ohne lächerlich zu werden, sich zum Gegner einer Gesellschaft erklären, welche in Italien und in Belgien**) herrscht, welche den Bürgerkrieg in der Schweiz hervorruft, welche die französische Kirche leitet und die Regierung des Königs im Schach hält.“

Luzern benutzte den patriotischen Antrag des Aargau, um den Katholizismus in Gefahr zu erklären und die Bildung des

*) Der Urheber dieses Vorschlags, Seminaradministrator Keller, wird von Grégoire in seiner Geschichte des Sonderbunds (I, 289) Renegat genannt. Welche abscheuliche Polemik!

**) Was würde dann der berühmte Philosoph im Jahr 1856 sagen!

Sonderbundes zu beschleunigen. Aber dieser Bund war eine solche Drohung gegen die Freiheiten der Schweiz, daß er im ganzen Lande die furchtbarste Aufregung hervorbringen mußte. Dies war der Ursprung der Freischaaren, gegen welche Crétineau alle Schimpfwörter in Anwendung bringt, welche ihm die französische, deutsche und italienische Sprache lieferten*). — Diese Deklamationen sind sehr bedeutungslos. Allerdings war die Zusammenziehung der Freischaaren keineswegs gesetzlich, aber hatten nicht die Jesuiten und ihre Freunde das Zeichen der Verletzung aller Gesetze gegeben?

Die Unternehmungen der Freischaaren mißlingen überall. „Die Katholiken vernichteten sie“ bei der Trienter-Brücke in Wallis „unter dem Ruf: Es leben die Jesuiten**).“ Dieser unheilvolle Ruf verdiente, den Bürgerkrieg einzuweihen. War es nicht billig, daß er denen zu Ehren geführt wurde, die ihn verursacht hatten?

Da ein Aufstandsversuch, den die Gegner der ultramontanen Regierung von Luzern Ende Dezember 1844 gemacht hatten, mißlungen war, entschlossen sich die Freischaaren, alle ihre Anstrengungen gegen diese Hauptstadt der jesuitischen Herrschaft zu richten. Diese Unternehmung wurde von Ulrich Ochsenbein geleitet, der seitdem als General in den Dienst Napoleons III. eintrat. Crétineau-Folz entwirft ein Bild von ihm, das freilich von wenig Wohlwollen zeugt. Zu Nidau im Kanton Bern geboren, hat der Advokat Ochsenbein „niemals an Etwas gezweifelt. In Nidau war er nichts weiter als ein Sachwalter, der mit der Aufbewahrung der den Klub gehörenden Akten beauftragt war, und doch bildete er sich ein, daß in ihm Stoff genug liege, um einen Cäsar aus ihm zu machen. — Man sieht bald, daß dieser Mann zur Polizei gehört hat. —

*) Er nennt sie „Landstreicher, schwarze Banden, Coutelaris, Mandrini“ u. s. w.

**) Crétineau, Sonderbund I., 452.

Er hat wenig Tugenden, aber er hat auch wenig Laster. Er ist einer jener Menschen, welche die Natur bestimmt hat, in irgend einem Winkel zu vegetiren, und die der Zufall der Begebenheiten zu einer vorübergehenden Berühmtheit emporhebt, über welche sie sich selbst verwundern" *).

Wenn man Crétineau Glauben schenkt, so war der künftige General des Kaisers der Franzosen damals der Schutzbesohlene des Bernerischen Schultheiß Neuhaus, welcher „alle diese kleinen Tyrannlein in seinen Schutz nahm, die von Biel oder Nidau kamen, um ihr Glück zu suchen" **).

Der Freischaarengeneral, dessen natürliche Sanftmuth und friedliche Gewohnheiten allen Leuten in der Schweiz bekannt sind, wurde von nun an als eine Mischung von Robespierre und Danton dargestellt. Man sagte, daß er in den geheimen Gesellschaften Deutschlands und der Schweiz Banden von wilden Gottesläugnern angeworben habe, welche in Europa die Religion, die Familie und das Eigenthum vernichten wollten. Die schweizerischen Radikalen wurden zu jener Zeit ein Schreckbild für alle diejenigen, welche sich in Europa vorzugsweise „Erhalter“ (Konservative) nannten ***). Man sprach in hochtrabendem Tone von den wilden Horden des Communismus, welche sich in den unzugänglichen Festungen der Alpen organisirt hätten, und welche sich wie ein verwüstender Bergstrom über Frankreich, Deutschland und Italien verbreiten sollten. Schon der Name Ochsenbein, der heute nicht die geringste Furcht einflößt, setzte damals Alles in Schrecken. Dagegen sprach man von den katholischen Milizen von Luzern wie von der Vorhut der Civilisation. Man hatte nicht genug Kränze, nicht genug

*) Crétineau, Sonderbund I., 504.

**) Man findet auch in dem „Correspondent“ eine Charakteristik Ochsenbeins, die ebenso wenig geschmeichelt ist; sie ist von Amadeus Hennequin.

***) Die Erhaltung ist nur mit dem Fortschritt möglich.

poetische Huldigungen für diese heldenmüthigen Landleute, die am Ufer des Vierwaldstättersee's ihre gefürchtete Büchse dem Dienste der Gesellschaft Jesu weiheten, und so die europäische Ordnung gegen Barbaren schützten, die, wie man sagte, fürchterlicher seien als Vandalen und Hunnen. Die Jesuiten arbeiten als geschickte Politiker immer dahin, ihre Interessen als die der bürgerlichen Gesellschaft selbst darzustellen*). Dieß ist um so leichter, als für viele Leute außerhalb der absoluten Gewalt, deren kräftigste Vertheidiger sie sind, keine Sicherheit möglich ist.

Die Unternehmung der Freischaaren lieferte ihnen eine prächtige Gelegenheit zu ihren Declamationen. Was mich betrifft, so bin ich keineswegs geneigt, die Vertheidigung ihres Generals Ochsenbein zu übernehmen. Er thut jetzt wegen seiner alten Irrthümer eine so feierliche Buße, daß es nicht nöthig scheint, seine Gewissensbisse noch zu vermehren. Aber abgesehen von dem, was die Persönlichkeit des Generals Neapoleon III. betrifft, bleibt die Frage selbst, welche man beurtheilen muß, ohne auf die Vorurtheile und die Interessen der Parteien Rücksicht zu nehmen. Die katholische Partei, die sich mit großer Entschiedenheit gegen die Freischaaren erhob, ließ es ihnen gegenüber an Dankbarkeit fehlen, da sie ihnen die größten Dienste geleistet hatten. Wie oft hat sie nicht Truppen verwendet, die ebensowenig regelmäßig waren, als die des Advokaten Ochsenbein, Truppen, die eine Wildheit entfalteten, welche die entschiedenste Parteilichkeit den Freischaaren der Schweiz nicht hat vormwerfen können? Niemand hat vergessen, welche kannibalischen Excesse die Chouans „der katholischen und königlichen Armee“ in der Bretagne begingen, und jene „Wärmer“**) im Westen, deren Name noch jetzt mit Recht in ganz Frankreich verabscheut ist. Könnten die legitimistischen Banden im

*) Darum heißt ihr officiellcs Organ in Rom *La civiltà cattolica*.

**) Chauffeurs. Sie erhielten diesen Namen, weil sie die Füße derer verbrannten, deren Geld sie entdecken wollten.

Süden, welche nach dem Sturz Napoleons den „weißen Schreken“ *) organisirten, nicht Gelegenheit zu scharfen Bemerkungen geben? Die Freiwilligen des blutdürstigen Kardinals Albani **), jene Papalini, die unter Gregor XVI. der Schrecken der Legationen waren, und die weder vor Mord noch vor Nothzucht zurückschauderten ***), waren sonderbare Bertheidiger der Religion, der Familie und des Eigenthums!“ Die „Glaubensarmee,“ welche in Spanien unter Ferdinand VII. von den Mönchen aufgestellt wurde, die Soldaten des Zumalacarreguy, die im Namen des Katholizismus den Thron Isabellas II. umzustürzen versuchten, waren unendlich weniger bedenklich als die Soldaten Ochsenbeins.

So sind wir denn keineswegs geneigt, die Jesuiten zu belagen, daß sie den Zorn dieser unregelmäßigen Truppen auf sich gezogen haben; doch glauben wir, daß die Unternehmungen der Freischaaren der Sache, der sie dienen wollten, eher schädlich als nützlich waren. Die Macht der Eidgenossenschaft war nicht so tief gesunken, daß es nöthig war, zu solchen außerordentlichen Mitteln seine Zuflucht zu nehmen, um den Schülern des Loyala den Schein des Märtyrertums zu geben. Thiers hat es freilich verstanden, ihnen mit seinem gewöhnlichen Schwung diese Genugthuung und die Vortheile, die sie daraus ziehen konnten, zu entreißen. Allein Ochsenbein hätte klüger gehandelt, wenn er sich gegen sie, wie er es später that, nur gesetzlicher Mittel bedient hätte. Er hätte seiner Partei jene Niederlage erspart, welche der Geschichtsschreiber der Jesuiten mit seinem hochtrabenden Ton „die Schlacht bei Luzern“ nennt.

Es liegt nicht in unserer Absicht, die Einzelheiten dieses

*) G. Thiers, Hist. de la révolution française.

**) G. Achille de Vaulabelle, Histoire des deux restaurations.

***) Zwei bonapartistische französische Dichter nennen ihn in ihrer „Remesís“ den „blutigen Albani“.

Kampfes zu erzählen, dessen Siegesbülletin von Grétineau-Joly verfaßt wurde*). Der Widerstand der Luzerner wurde vom General Sonnenberg, einem ergebenen Werkzeug des apostolischen Nuntius**), geleitet. Die Ultramontanen „verloren nur 8 Tödt, während die Freischaaren mehr als 800 Leichname auf dem Schlachtfeld oder in den Gewässern der Emme und der Reuß zurückließen***). Freilich gebrauchten die Luzerner die Vorsicht, ihre Kugeln aus einem Hause, hinter einem Baum, einem Gebüsch oder Felsen abzuschießen†). Sie haben außerdem den Schuß „des Gottes der Heere. Sie haben vor und nach der Schlacht gebetet. Sie zogen am folgenden Tag nach dem Heiligthum Unser lieben Frauen zu Einsiedeln, um der Heiligen Jungfrau für den Erfolg ihrer Waffen zu danken“ ††).

Die Oesterreicher übernahmen es, die Stirne der Soldaten der Gesellschaft Jesu und der Heiligen Jungfrau zu bekränzen.

„Auf die Nachricht des Sieges der Ordnung und der Gerechtigkeit gegen die revolutionäre Bosheit, stießen alle katholischen Herzen einen lauten Schrei der Freude und Bewunderung aus.“ Am 10. April gab der Fürst von Metternich diesem Gefühle Worte:

„Der Sieg, welchen Luzern mit seinen getreuen Verbündeten ruhmvoll erröchten hat, indem es den verbrecherischen Angriff abschlug, den die Geschichte erwähnt (und die St. Bartholomäusnacht?) wird eine große politische Tragweite haben†††).

*) Histoire du Sonderbund. T. I. ch. VIII.

**) „Der General von Sonnenberg ist an ihrer Spitze. Der apostolische Nuntius, Hieronymus von Andrea, wohnte dazumal im Schloß Sonnenberg“. (Ibid. 1, 505.)

***) Ibid. 1, 513.

†) Ibid. 1, 512.

††) Ibid. 1, 513.

†††) Ibid. 1, 516.

Herr von Metternich schloß mit dem Ausbruch der Wünsche „Oesterreichs, dieses Freundes der Schweiz“. Die ganze Geschichte der Eidgenossenschaft zeigt hinlänglich, was das Schweizervolk dieser Freundschaft verdankt. Die Geier lieben auch die Sperlinge sehr, die sie verzehren.

Die Oesterreicher, welche die italienische Nation immer geliebt haben, würden auch die Schweiz genug lieben, um Mendrisio, Lugano, Bellinzona und Locarno mit der Lombardei zu vereinigen, um die schwarz-gelbe Fahne auf den Gipfeln des St. Gotthards und des Bernhardin aufzupflanzen.

Die Schriftsteller im Solde der Gesellschaft Jesu haben tausendmal wiederholt, daß Luzern den Sieg mit einer „ganz katholischen Mäßigung“ benutzte. Heißt das so viel, als daß es sich wie Ferdinand VII. in Madrid, wie Franz Joseph in Ungarn, wie Ferdinand II. in Neapel und in Palermo, wie Pius IX. in Rom benahm? Man weiß hinlänglich, welcher Art die Mäßigung dieser erzkatholischen Fürsten gewesen ist! Wenn man dem „Constitutionnel“ Glauben schenkt, einer Zeitung, die niemals weder radikal noch socialistisch gewesen ist, so hätte die Luzerner Regierung die Mäßigung auf die nämliche Weise ausgeübt. „In Luzern,“ sagt er am 6. April 1845, „in Luzern wurden die Gefangenen niedergemetzelt. Eine jede gewalthätige Handlung dieser Art erzeugt neue Feindschaften und gibt dem alten Haß neue Kräfte*). Crétineau, den „solche Lügen“ empören, spricht dennoch von der Erbitterung der Bauern, welche furchtbar wütheten wie ein Heer in Schlachtordnung**). — „In diesen Tagen blutigen und glorreichen Andenkens“ ***) war eine solche Erbitterung wenig geeignet, Mäßigung zu erzeugen.“

Als die zweite Unternehmung der Freischaaaren gegen Luzern

*) Crétineau, a. a. O. 1, 521.

**) Ibid. 1, 512.

***) Ibid. 1, 521.

ebenso mißlungen war, wie die erste, wiegte sich die jesuitische Partei mit den unsinnigsten Hoffnungen. Aber die Niederlage Ochsenbeins steigerte die Aufregung auf den höchsten Grad, weit entfernt, daß sie dadurch gestillt worden wäre. Die Freischaaren wurden in der französischen Deputirtenkammer von einem Redner, der nicht in dem Verdacht des Radikalismus steht, mit viel Talent vertheidigt. „Ich will mich,“ sagte Thiers, „weder besser für die Einen, noch schlechter für die Andern machen. Ich gebe mich für das, was ich bin. Weil der Krieg Statt gefunden hat, so wäre es mir lieber gewesen, wenn die Freischaaren gesiegt hätten, weil, Uebertreibung für Uebertreibung, ich die Uebertreibung meiner Meinung der Uebertreibung der entgegengesetzten Ansicht vorziehe“ *). Diese Ansicht schien Vielen begründet. Ein berühmter katholischer Philosoph, der Abbé Gioberti, der in Lausanne die Freiheit zu schreiben gesucht hatte, bewies den Jesuiten, daß sie der Schweiz den Bürgerkrieg ersparen konnten, wenn sie sich weigerten, sich in Luzern niederzulassen.

„Wenn Eure Weigerung,“ sagte er, „diesem Brudermord auch nur ein einziges Opfer entzogen hätte, wäret ihr nicht im höchsten Grade strafbar, sie nicht ausgesprochen zu haben?“ Unsterblicher Gott! ein einziger Mord reicht hin, um die Hölle zu verdienen, und er sollte für die Verdammung der Jesuiten nicht hinreichen! Aber man hätte nicht bloß das Blut eines einzigen Opfers erspart, denn es ist Thatsache, daß die Freiwilligen der verschiedenen Kantone auf die Aufforderung herbeieilten, gegen die Luzerner Jesuiten zu ziehen, so daß, wenn sich diese wenigstens nach dem ersten Zug zurückgezogen hätten, sich keine Freischaaren für den zweiten gebildet haben würden.

*) *Moniteur* vom 3. Mai 1845. — Interpellation des Herrn Ehlers über die Jesuiten. — Crétineau, *Histoire du Sonderbund* 1, 528 nennt die Rede des berühmten Redners ein „Hundegebell.“ Welch schöner Styl!

Höchstens hätte die Bewegung im März die Luzerner Verbannten zu Urhebern gehabt, welche ihr verlornes Vaterland wieder zu erobern wünschten, und da die Zahl derselben sehr zusammengeschmolzen war, so hätte diese Bewegung den nämlichen Erfolg gehabt, wie der erste Angriff, und wäre in jeder Hinsicht weniger traurig und unheilvoll geworden. Und wer hatte denn diese Unglücklichen zum Aufstand veranlaßt? wer hatte sie ihrer Güter beraubt? sie aus dem Vaterlande verjagt? wer hatte sie gezwungen, das väterliche Haus zu verlassen und arm und flüchtig weit von ihren Familien herumzuirren? Waren sie es nicht, die, das unglückliche Luzern vom Dezember bis zum März tyrannisirend, alle benachbarten Kantone mit Geächteten erfüllten? Nun würde nichts von allen dem geschehen sein, wenn die Männer der Luzerner Regierung wenigstens den Winter hindurch als Christen und nicht als Jesuiten regiert hätten. Und wenn es weder Verbannte noch Freiwillige gegeben hätte, wer würde dann im Frühling die Waffen ergriffen haben*)?

„In den Augen dieses katholischen Priesters,“ ruft Crétineau entrüstet aus, „tragen die Jesuiten allein die Schuld an dem Einfall in den Kanton Luzern, sie allein sind für das vergossene Blut verantwortlich, denn sie haben durch ihre Verbrechen und ihre Intriguen die Freischaaren bewaffnet!“ Daher nennt ihn der Geschichtschreiber der Jesuiten, da er nicht weiß, wie er den berühmten Verfasser des „Primato“ bezeichnen soll, „Almosenier der Trabanten des Atheismus“ **). Dieser Zug ist wahrhaftig schön.

*) Gioberti, *Gésuita moderno* II., 382. Lausanne 1846.

**) Crétineau, *Sonderbund* I, 12. — Der berühmte katholische Redner Ventura von Maulica nimmt kein solches Aergerniß am *Gesuita moderno* als Crétineau, denn er nennt ihn „ein außerordentliches Buch, in welchem sich die Kraft der Beweisführung mit aller Anmuth des Styls verbindet. (Man sehe seinen Brief bei Crétineau II, 6—8).

Wenn Thiers und Gioberti den Freischaarenzug in dieser Weise beurtheilten, mußten ihn die Radikalen mit noch größerem Eifer vertheidigen. Als der Schultheiß Neuhaus gegen die Bernerischen Beamten einschreiten wollte, welche an dem Zug gegen Luzern Theil genommen hatten, wurde er gestürzt. Neuhaus, „eine äußerlich schwerfällige, aber reich begabte Natur“ *), erhielt seinen Gegner Ochsenbein, den General der Freischaaren, zum Nachfolger. Bern konnte auf keine glänzendere Weise den Widerwillen zeigen, den ihm die Jesuiten einflößten. In Zürich wurde der Dr. Steiger, der nach dem Freischaarenzug zum Tod verurtheilt worden, und dem die Flucht gelungen war, von den Gemeinden unter den höchsten Ehrenbezeugungen empfangen.

Solche Thatfachen waren nicht geeignet, die Erbitterung der katholischen Kantone zu beruhigen. Der Tod des Joseph Leu, der in Luzern eines der Häupter der jesuitischen Partei war, steigerte ihre Wuth bis auf das Aeußerste.

Man hat versucht, die Verantwortlichkeit dieses Mordes auf die demokratischen Ansichten zu werfen, und so oft sich in unsrer Zeit eine ähnliche Thatfache wiederholt, beginnen die absolutistischen Schriftsteller die nämliche Litanei. Uns scheint der politische oder religiöse Mord, ob er gleich von den Alten gebilligt war, entschieden dem Geist des Evangeliums zuwider. Daher war er auch stets gebrandmarkt, so lange die evangelischen Grundsätze geherrscht haben. Das Papstthum hat den traurigen Ruhm gehabt, in jener düsteren Zeit des Mittelalters, wo der Todtschlag eines Königs als das der Gottheit angenehmste Werk dargestellt war, den religiösen Mord wieder zu Ehren zu bringen**). Die Jesuiten des 16. Jahrhunderts vervollständigten die abscheuliche Lehre des Franziskaners Johann Petit, und brachten sie wieder in Anwendung.. Dem Mariana,

*) Das ist wenigstens die Meinung Gréineaus, der ein ausführliches Gemälde von ihm entwirft — Sonderbund I, 330.

** E. Le Cerf, Le protestantisme.

einem ihrer berühmtesten Gelehrten, wird der Dolch in gewissen Fällen die legitimste Waffe*). Diese Ansichten haben sich gewisse revolutionäre Klubs in Frankreich, Italien und Spanien angeeignet. Der Corse Fieschi, Alibaud, Meunier, Darmés, Lecomte, Joseph Henri, welche den König Ludwig Philipp zu tödten suchten, waren weder Protestanten noch Mitglieder der orientalischen Kirche. Der Pfarrer Merino, welcher Isabella II. zu erdolchen versuchte, gehört nicht zur reformirten Geistlichkeit. Der Mörder des Grafen Rossi war in der Hauptstadt des Katholicismus geboren. Der Mörder des letzten Herzogs von Parma war weder aus Genf noch aus Berlin. Paris und Matera haben in unsern Tagen Meuchelmörder im geistlichen Rode, Berger und Ancona, ihren Dolch gegen zwei Erzbischöfe richten sehen. War nicht Jacob Müller selbst, der Mörder Joseph Leus, in Herberig, in jenem Kanton Luzern geboren, welchen Crétineau „das Herz des Katholicismus“ nennt. Wir behaupten nicht, daß die Jesuiten den König Ludwig Philipp und Isabella II. haben ermorden wollen; aber die Grundsätze, welche sie einst unter den katholischen Völkern ausgesäet haben, haben ihre Früchte getragen. Diejenigen, deren Väter geglaubt haben, daß man einen Feind der Kirche mit vollem Rechte tödten könne, konnten natürlich leicht auf den Gedanken kommen, daß gegen einen Gegner der Freiheit Alles erlaubt sei. Es bedurfte nur einer neuen Anwendung der Lehre, welche den Mördern Heinrichs III., des Admirals Coligny und Wilhelms des Stillen, Waffen in die Hände gegeben hatte.

*) Mariana, De rege et regis institutione. Toledo 1599.

LIII.

Denn der König zu Samaria ist dahin, wie ein
Schaum auf dem Wasser.

Josea, 10, 7.

Im Mai 1846 erschien der Vertrag öffentlich, durch welchen der Sonderbund gebildet wurde. Dem Großen Rath von Freiburg wurde der Vorschlag durch den Staatsrath vorgelegt; und er wurde trotz der kräftigen Anstrengungen der liberalen Minorität angenommen. Von 88 Mitgliedern des Großen Rathes protestirten 42. Folgendes ist der officiële Text dieses berühmten Vertrags:

- 1) „Die Kantone Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden ob und nid dem Wald, Zug, Freiburg und Ballis verpflichten sich, so wie einer oder mehrere von ihnen angegriffen würden, zur Wahrung ihrer Souveränität: und Territorialrechte den Angriff, gemäß dem Bundesvertrag vom 7. August 1815 so wie gemäß den alten Bünden gemeinschaftlich mit allen zu Gebote stehenden Mitteln abzuwehren.
- 2) „Die Kantone werden sich über die zweckmäßigste Weise, sich gegenseitig in Kenntniß von allen Vorfällen zu erhalten, verständigen. So wie ein Kanton von einem bevorstehenden oder erfolgten Angriff Kenntniß erhält, ist er bereits als bundesgemäß aufgemahnt anzusehen und verpflichtet, die nach Umständen erforderliche waffenfähige Mannschaft aufzubieten, ohne dazu gerade die offizielle Mahnung des betreffenden Kantons abzuwarten.
- 3) „Ein Kriegsrath, bestehend aus einem Abgeordneten aus jedem der obgenannten Stände mit allgemeinen, so viel als möglich ausgedehnten Vollmachten von den Regierungen versehen, hat die oberste Leitung des Krieges zu besorgen. Er wird bei einem bevorstehenden und erfolgten Angriff zusammentreten.

- 4) „Der Kriegsrath mit den ihm erteilten Vollmachten hat im Fall der Noth alle zur Vertheidigung der betreffenden Kantone erforderlichen Maßregeln zu treffen. Wo die Gefahr nicht so dringender Natur ist, wird er mit den Regierungen dieser Kantone Rücksprache nehmen.
- 5) „In Beziehung auf Bestreitung der durch solche Truppenaufgebote erwachsenden Kosten wird als Regel angenommen, daß der mahnende Kanton die Kosten der von ihm verlangten Truppenaufgebote zu bestreiten hat. Vorbehalten jedoch bleiben solche Fälle, wo besondere Gründe vorhanden sind, daß ein besonderer Maßstab der Vertheilung einzutreten habe. Andere Kosten, die im gemeinschaftlichen Interesse dem einen oder andern Kantone erwachsen sind, sollen von allen sieben Kantonen nach der eidgenössischen Scala getragen werden.“

Sobald dieser Vertrag bekannt wurde, der die Eidgenossenschaft in zwei Theile spaltete, fühlten alle aufrichtigen Freunde des Vaterlandes die Nothwendigkeit, die Einheit der Schweiz zu retten. Es war nicht das erste Mal, daß die öffentliche Meinung sich mit einem Bündniß der ultramontanen Kantone beschäftigte. Man vermuthete, daß es schon im Jahre 1843 noch vor dem ersten Freischaarenzug geschlossen worden war. Die Entdeckung des Protokolls über die Sitzungen vom 13. und 14. September 1843, eine Entdeckung von der höchsten Wichtigkeit, welche nach dem Fall des Sonderbunds gemacht worden ist, hat die Frage entschieden. Diese Entdeckung war ein wirklicher Triumph für die Freunde der Freischaaren. Wenn die Jesuiten, sagten sie, so viel Einfluß erhalten hatten, daß sie den Bund und die Eidgenossenschaft vernichten konnten, wenn sie so mächtig geworden waren, daß sie die Regierungen hindern konnten, ihre verbrecherischen Anschläge zu unterdrücken, mußten sich da die Bürger nicht erheben, um der Gleichgültigkeit der Regierungen ein Ende zu machen und die National-einheit zu vertheidigen? Wenn es sich um die Rettung des

Vaterlandes handelt, kann man nicht mehr auf die Förmlichkeiten der gewöhnlichen Gesetlichkeit Rücksicht nehmen.

Man muß gestehen, daß die mönchischen Umtriebe, welche die ultramontanen Kantone unter ihre Herrschaft bringen wollten, um dann die ganze Eidgenossenschaft zu beherrschen, diesen Gründen viel Gewicht geben. Crétineau-Joly hat selbst mit einer merkwürdigen Naivetät den Plan auseinander gesetzt, welchen die Jesuiten nach der Niederlage der Freischaaren hätten ausführen wollen. — Man hätte unmittelbar gegen den Aargau ziehen und mit der Befreiung der Schweizerischen Katholiken in diesem Kanton beginnen müssen. Da es nun in der ganzen Schweiz Katholiken gab, die man hätte befreien müssen, so hätte der Sonderbund versucht, die von dem Apostaten Zwingli so unglücklicher Weise vernichtete alte Eidgenossenschaft zum Vortheil des Jesuitismus wieder herzustellen. Dies war im Grund eine Wiederaufnahme der Pläne, welche den Karl Borromäus zum berühmten Goldenen Bund begeisterten hatten, einen Sonderbund des 16. Jahrh.; aber im Jahre 1847 waren die Zeiten unglücklich und die Schweizer zu solchen politischen Restaurationen wenig aufgelegt. Crétineau-Joly ist daher sehr streng, wenn er seine Freunde der Schwäche beschuldigt. Sie haben für die Sache Loyolas Alles gethan, was die Umstände erlaubten. Es ist leicht, wenn man weit von der Gefahr ist, treffliche Feldzugspläne zu entwerfen!

Die geschicktesten Vertheidiger des Sonderbundes haben geglaubt, ein System der Rechtfertigung aufstellen zu müssen, welches nach den vorhin entwickelten Thatfachen durchaus unzulässig ist. Sie haben den Sonderbund als eine erlaubte Vertheidigung gegen die Angriffe der Freischaaren dargestellt. Dies ist die vom Oesterreichischen Beobachter von 1847 und von mehreren andern Zeitungen dieser Farbe aufgestellte Theorie. Aber wer dachte an Freischaaren, als der Sonderbund organisiert wurde? Andere haben behauptet, daß diese Verhandlungen von 1843 wenigstens kein mildernder Umstand zu ihren Gunsten sei, da sie

geheim geblieben seien. Der Dr. Herzog von Luzern, der in Bern das Bürgerrecht besaß, hatte in seiner Zeitung, dem „Verfassungsfreund“, das Protokoll einer in Aarau abgehaltenen Konferenz veröffentlicht, welcher die Abgeordneten der Kantone Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Freiburg beigewohnt hatten, und keiner von den Führern des Ultramontanismus hatte gegen die Veröffentlichung dieses Protokolls zu protestiren gewagt. In Zürich war die Uebereinkunft von 1847 so wenig unbekannt geblieben, daß die Regierung dieses Kantons, die doch gegen die Stände der katholischen Schweiz keineswegs feindselig gestimmt war, sich für verpflichtet hielt, ernstliche Vorstellungen zu machen. Bluntschli und seine Freunde waren schon damals überzeugt, daß der Sonderbund angriffsweise zu Werke gehen wolle, und daß er keine bloße Maßregel der Vertheidigung sei. „Dies war,“ sagt ein Schriftsteller, der im Allgemeinen höchst unparteiisch ist, „die Erscheinung eines ganz neuen Elements in der schweizerischen Republik, welches seit langer Zeit vom Ultramontanismus ausgearbeitet worden war, seitdem dieser seinen Sitz im Herzen der Schweiz und unter dem Schutze Oesterreichs genommen hatte. Die ultramontane Schweiz trennte sich von der liberalen Schweiz, wie der Goldene Bund im 16. Jahrhundert die katholische Religion gegen die protestantischen oder paritätischen Stände zu vertheidigen vorgab. Konnte sich eine solche Trennung durch den Bundesstag rechtfertigen lassen?“ *) Ein ausgezeichnete und konservativ gesinnte Rechtsgelehrter beantwortet diese Frage ohne das geringste Bedenken verneinend. „Wenn eine partielle Eidgenossenschaft,“ sagt der Verfasser der „Demokratie in der Schweiz,“ „nach demselben Zwecke strebt, wie die allgemeine Eidgenossenschaft, und dieselben Mittel anwendet, so kann die erste nur auf Kosten der zweiten leben, und ist ihr folglich immer nachtheilig; sie ist es übrigens schon dadurch, daß sie dieselbe als

*) Gaullieur, La Suisse en 1847. p. 88.

schwach und ungenügend voraussetzt. Man denke sich die Schweiz in zwei oder drei Theile getheilt, von denen sich jeder nach der Weise der katholischen Kantone organisiert, so wird von diesem Augenblick der Bundesvertrag nur ein tochter Buchstabe sein.“ *)

Es war die Pflicht der Tagsatzung, dafür zu sorgen, daß der Bundestag kein „tochter Buchstabe“ werde. Auf den Antrag Zürichs sprachen sich zehn und zwei halbe Stimmen **) im Jahre 1846 für die Auflösung des Sonderbundes aus. So fehlte denn eine und eine halbe Stimme zur Majorität, weil die Tagsatzung die 22 Kantone repräsentierte. Der Druck, den die Radikalen von Basel-Stadt auf ihre Regierung ausübten, und die Genfer Revolution im Oktober 1846, welche ohne den Haß, den die Jesuiten einflößten, wahrscheinlich nicht Statt gefunden hätte, gaben den Gegnern des Sonderbunds die Mehrheit. Selbst in Freiburg hatten die Jesuiten so viele Feinde, daß im Januar 1847 ein Aufstand gegen sie ausbrach. Dieser Versuch hatte strenge Maßregeln und zahlreiche Achtserklärungen zur Folge. Aber der Sieg der Jesuitenpartei sollte nicht von langer Dauer sein.

Die Eröffnung der Tagsatzung fand zu Bern am 9. Juli 1847 Statt. Ochsenbein führte als Haupt der Berner Regierung den Vorsitz; Bern war damals Vorort. Guizot, Minister der auswärtigen Angelegenheiten des Königs der Franzosen, welcher mit dem Fürsten von Metternich vollkommen einverstanden war, versuchte sogleich Anfangs die Tagsatzung im Namen seiner Regierung einzuschüchtern. Die Fürsten, selbst die konstitutionellen, wollten nicht, daß die Schweiz in ihrer Einheit die Kraft finde, ihren mächtigen Nachbarn Widerstand zu leisten und in der europäischen Politik eine Rolle zu spielen.

*) Cherbuliez, Revue nouvelle, Sept. 1847.

**) Die Abstimmung eines halben Kantons galt für eine halbe Stimme.

Ihre republikanische Verfassung schien ihnen ein böses Beispiel für die Völker. Die Mächte hatten immer dahin gearbeitet, zwei gleich mächtige Parteien in der Schweiz zu erhalten. So sahen sie denn mit Betrübnis, daß das machiavellistische Werk mehrerer Jahrhunderte auf dem Punkte stand einzustürzen. England, welches den Fortschritt der Nationalitäten aufrichtig wünscht, nahm eine sehr entschiedene Stellung ein, die ihm in den Augen der unparteiischen Nachwelt zum ewigen Ruhm gereichen wird. Die Note, welche der englische Gesandte dem Präsidenten der Tagsatzung überreichte, war der Unabhängigkeit der Schweiz ebenso günstig, als die Note Frankreichs von feindseliger Gesinnung zeugte. Lord Palmerston, Vorstand des Foreign office, wollte nicht, wie Guizot, daß sein Vaterland von Oesterreich und den despotischen Staaten an das Schlepptau genommen werde *).

Jedoch ließ sich die Tagsatzung durch die Drohungen der Könige nicht einschüchtern. Das schweizerische Volk hat nichts Festiges in seinen Aeußerungen, aber es hat das lebendigste Gefühl seiner Würde und seiner Rechte und es weiß den absoluten Mächten mit mehr Kraft zu widerstehen, als die meisten großen Nationen Europas. So nahm denn die Tagsatzung keinen Anstand, in ihrer zehnten Sitzung am 20. Juli die Frage des Sonderbunds zur Hand zu nehmen. Die Gesandten der sieben Kantone versuchten ihren Bund zu vertheidigen und gestanden, daß es sich nicht bloß um ein Konkordat gegen die Freischaaren handle. Sie fanden einen gewaltigen Gegner in Druey, dem Gesandten des Kantons Waadt, der dem Radika-

*) Guizot, der seine Hartnäckigkeit für Festigkeit hält, hat sich durch die Begebenheiten von 1847. und 1848 nicht besser belehren lassen. Er, der Protestant, hat die Zeitung „l'Assemblée nationale“ gegründet, die ganz dem Jesuitismus ergeben und ebenso rückwärtend ist als der „Univers.“ Uebrigens ist Guizot nicht so entschieden, als er sich den Anschein gibt, denn wie könnte er sonst Protestant bleiben?

namus in diesem Kanton den Sieg verschafft hatte. Druey hatte zu seinen Lebzeiten viele Gegner. Die Konservativen*) und selbst die Liberalen haben ihn mit den düstersten Farben gezeichnet. Jetzt zeigt man sich weniger streng gegen ihn, und das *Annuaire de la Revue des deux Mondes***) hat von seinen Talenten mit wirklichem Wohlwollen gesprochen***). Einige Fragmente seiner Rede werden einen Begriff von den Meinungen dieses berühmten Staatsmannes und von der Polemik der radikalsten Partei zu jener Zeit geben.

„Die Gesandtschaft des Kantons Waadt,“ sagte Druey, „muß sich über den Fortschritt wundern, den die Frage gemacht hat. Im vorigen Jahr war die Furcht vor den Freischaaren der große Beweggrund des Sonderbunds. Man sprach allerdings auch von konfessionellen Garantien, aber ohne großes Gewicht darauf zu legen. Man wagte nicht zu gestehen, daß man einen Bund schließe, um den Beschlüssen der Tagsatzung zu widerstehen, von denen die Minderheit behauptete, daß sie außer ihrer Kompetenz seien, die man aber doch nicht abläugnete. Heute stehen die Freischaaren in zweiter Linie, die konfessionellen Garantien treten mehr hervor und man stellt offen die Behauptung auf, daß die Minderheit das Recht hat, den Beschlüssen der Tagsatzung zu widerstehen, unter dem Vorwand, daß sie nicht kompetent sei. Man ist noch weiter gegangen, man hat das Gespenst einer einheitlichen Republik herauf beschworen, man hat von revolutionären Tendenzen gesprochen, und man ist sogar auf die Revolution von 1830 zurückgegangen, um sie anzuklagen. So hat man sich auf den wahren Boden gestellt, den des Kampfs der zwei politischen Richtungen. Wir danken

*) Man findet ein Bild dieser Art im „Correspondent“; es ist von Amadeus Hennequin.

**) *Annuaire de 1853—54.*

***) Seine Thätigkeit war so groß, daß er in 40 Follobänden die Resultate seiner Studien hinterlassen hat.

den Gesandten von Luzern und Schwyz dafür, welche auf diese Weise ein helles Licht über die Frage geworfen und unsere Aufgabe erleichtert haben.

„Man hat vorzüglich die Revolution von 1830 und ihre Folgen angeklagt, um den Bund der Sieben zu rechtfertigen; von dieser Revolution leitet Schwyz, indem es Luzerns Meinung ins Klare setzt, alles Uebel her. Das ist der wirkliche Boden, dadurch gesteht man unverholen ein, daß das Bündniß der Sieben revolutionäre Zwecke hat. Aber diese datiren weiter her: man findet sie schon im J. 1798, diese den damals verkündeten Grundsätzen der Gleichheit, der Freiheit und der Brüderlichkeit feindselige Tendenzen. Diese Liga ist somit die Fortsetzung der reaktionären Bewegung von 1802, der antinationalen Umtriebe des Waldshuter Comités, der aristokratischen Unternehmungen von 1813, 1814 und 1815, der Verschwörung von 1832, des Sarnerbundes im J. 1833 und der Reaktionen, welche seit 1839 in einigen Kantonen vollbracht, in andern versucht worden sind. Diese Liga sucht, in alle Stände der Eidgenossenschaft einzudringen.

„So stehen auch hier die zwei Prinzipien einander gegenüber, welche die Welt trennen, auf der einen Seite die Demokratie, die Freiheit, die Gleichheit, der Fortschritt, die Aufklärung, die Hingebung; auf der andern der Absolutismus, die Aristokratie, das Vorrecht, die Verdummung der Massen, die Finsterniß, die Selbstsucht. Die Schweiz muß es erfahren, jetzt da sie berufen ist, zwischen den zwei Parteien zu wählen. Es ist gut, daß Europa es erfahre, weil es sich in unsere Angelegenheiten zu mischen trachtet. Was ist in der That diese geschriebene Rede, welche der französische Gesandte dem Präsidenten der Tagsatzung übergeben hat? Was ist diese Depesche des Hrn. Guizot, die jetzt die ganze Welt kennt, wenn sie nicht eine Einmischung in die innern Angelegenheiten der Schweiz ist? Man sagt, man wolle uns Rathschläge ertheilen, die von einer wahrhaften Anhänglichkeit an die wohlverstandenen Interessen

der Eidgenossenschaft bittirt seien. In der That ist es aber die offenbare Absicht, die liberale und radikale Partei der Schweiz zu vernichten, der reaktionären, der sogenannten konservativen Partei aufzuhelfen und sie mit neuen Hoffnungen zu erfüllen. Man sucht, die Schweiz unter die Vormundschaft der Mächte zu stellen. Was man in der Schweiz versucht, das steht mit dem im Zusammenhang, was in Krakau und in Portugal geschieht, es ist die Ausführung des nämlichen Gedankens."

Die Rede Drueys und eine andere des tessinischen Gesandten Obersten Luvini wurde von der Mehrheit der Versammlung und von den Zuhörern mit dem größten Beifall aufgenommen.

Nach dem Geständniß aller Leute führte Ochsenbein den Vorsitz mit einer bemerkenswerthen Unparteilichkeit. Ob er gleich von den ultramontanen Gesandten beständig angegriffen wurde, entfernte er sich keinen Augenblick von den Gesetzen der Mäßigung. Als die Verhandlung beendet war, machte er den Vorschlag, den Sonderbund als unverträglich mit dem eidgenössischen Bund zu erklären und dessen Auflösung auszusprechen. Dieser Antrag wurde von zwölf und zwei halben Ständen angenommen, nämlich von zwei katholischen Ständen: Tessin und Solothurn, fünf protestantischen: Schaffhausen, Waadt, Bern, Glarus, Zürich, zwei halben derselben Confession: Appenzell Auser-Rhoden und Baselland, fünf paritätischen: St. Gallen, Aargau, Genf, Thurgau und Bündten. Die Gesandten der sieben ultramontanen Kantone protestirten sogleich gegen diesen Beschluß; aber die Tagssagung fuhr nicht weniger fort, ihr Ziel zu verfolgen. Auf den Vorschlag des Obersten Milliet-Constant unterfragte sie allen eidgenössischen Offizieren, dem Sonderbund zu dienen. Nicht allein war dieser von ihr für verfassungswidrig erklärt worden, sie hatte auch das Uebel an seiner Wurzel angreifen wollen, indem sie auf den Vorschlag von Zürich erklärte, daß das Bestehen des Jesuitenordens in der Schweiz mit der Ruhe und Sicherheit der Eidgenossenschaft unverträglich sei. Die sieben Kantone waren vom Geist der Zeit besiegt, wie es ein unpar-

teilscher Schriftsteller bezeugt. Zu dieser Zeit nahmen die gebornen und unverföhllichen Gegner einer eidgenössischen Revolution, die Kantone der ultramontanen Minderheit, eine Stellung ein, die offenbar ihre Kräfte überstieg. Mit welchem Rechte bekämpften diese Herren von Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Wallis, Freiburg in den Schranken der Tagsatzung eine Bewegung, die nicht bloß der Schweiz eigenthümlich ist, die sich vielmehr in der ganzen Welt zeigt? Offenbar ist ihnen diese Rolle durch die halb verborgene, halb offene Partei eingebläut worden, die sich's in ganz Europa zur Aufgabe gemacht hat, die Civilisation rückgängig zu machen. Waren die Ansprüche des katholischen Bundes, als Nemesis, als rächende Gottheit der Religion, der Moral, der Aufrichtigkeit, der öffentlichen Redlichkeit aufzutreten, auch wohl klar, unangreifbar, fest und rechtsgültig? Allerdings ist in dem, was in der letzten Zeit geschehen ist, viel Uebles. In den Kantonen der radikalen Schweiz kann man lange nicht Alles entschuldigen; aber haben die Kantone der ultramontanen Schweiz in dieser Hinsicht nicht zu wenig, was die radikale Schweiz zu viel hat? Findet sich unter den Staaten der ursprünglichen Eidgenossenschaft ein einziges Land, das man als Muster einer mäßig guten und nur einigermaßen vernünftigen Verwaltung darstellen könnten? Wenn die demokratischen Revolutionen in einigen radikalen Kantonen Männer von mittelmäßiger Intelligenz oder von einer zweifelhaften Tapferkeit vorangestellt haben, sind denn die Häupter der ultramontanen Schweiz alle von Talent, sind sie Engel, vorwurfsfreie Heilige? Mussten sich die Unbefangenen nicht mit Unruhe fragen, ob von dem extremen Radikalismus oder dem krassen Ultramontanismus der erste nicht am erträglichsten sei? Wie dem auch sei, so ist das Schweizervolk ein Volk von gesundem Sinn, das den radikalen Uebertreibungen ihr Recht wird widerfahren lassen, wenn sie ihm nachtheilig werden. Mit dem Ultramontanismus hingegen, der Alles verweigert, Alles läugnet, Nichts zugesteht, gibt es kein Mittel vor-

wärts zu können, ja nicht einmal jene einfachen ersten Fortschritte zu machen, welche dem Menschen ebenso nothwendig sind, als Essen und Gehen. Konnte sich ferner dieser Sonderbund für den Repräsentanten des schweizerischen Katholizismus ausgeben in dem Augenblick, da ganz katholische Kantone, wie Tessin und Solothurn, und mehrere paritätische Kantone seine Auflösung verlangten? Der Schein war wenigstens gegen ihn. Was dem Sonderbund wesentlich geschadet hat, das war die Unterstützung des Auslandes*).

Nicht allein rechnete der Sonderbund auf diese Unterstützung, sondern er hoffte sogar auf eine wunderbare Einmischung**). Mehrere Aktenstücke bezeugen diese auffallende Thatsache. Der Oberst Zen-Rufen schrieb am 8. November an den Staatsrath von Wallis:

„Ein Vater der Gesellschaft Jesu hat mir gestern gesagt, daß neun Personen, unter welchen sich auch Kinder befanden, eine Wallfahrt nach Maria-Stein gemacht hätten, daß die heilige Jungfrau in strahlendem Glanze in den Lüften erschienen sei, das Kind Jesus in den Armen haltend. Diese ehrlichen Leute, welche über das Glück und die Freude, die sie erfahren haben, außer sich waren, haben sich beeilt, in ihr Dorf zurückzukehren, um es zu erzählen und haben sich zu ihrem Pfarrer begeben, um ihn zu bitten, es auf der Kanzel zu verkündigen.“

Man würde bedauern, solche Aktenstücke zu prüfen, denn jede Prüfung würde nothwendig beschuldigt werden, eine Karrikatur zu sein.

In Freiburg wendeten die Jesuiten die nämlichen Mittel wie in Wallis an, um die leichtgläubigen Bauern zu fanatisiren. Am Anfang des Kriegs ließ man die heilige Jungfrau

*) Gaullieur, La Suisse en 1847.

**) Man weiß, daß die Ultramontanen den Sieg in der ersten Schlacht bei Mülmergen der heiligen Jungfrau zugeschrieben hatten.

ebenfalls interveniren, welche den Jäger Buarnoz durch ein Wunder vom drohenden Tode gerettet haben sollte. Man verbreitete einen Bericht über das Wunder mit dem Zeugniß von vier Militärchirurgen. Diese außerordentlich interessante Schrift schließt folgendermaßen:

„Stephan Marillen, Bischof von Lausanne und Genf u. s. w. Wir wünschen, daß die officiellen Aktenstücke des Protokolls, welches die in Angstorf in der Nacht vom 7. auf den 8. November geschehene Thatfache betrifft, unter den Unserer geistlichen Fürsorge anvertrauten Gläubigen die größte Verbreitung finden. Die Einzelheiten, die es enthält, stimmen genau mit dem Bericht überein, der Uns von dem ehrwürdigen Feldgeistlichen des zweiten Bataillons gemacht worden ist. Wir haben die Medaille gesehen, welche der Jäger Buarnoz trug, sowie die Kugel, die ihn getroffen hat. Die Thatfache ist sehr geeignet, das Vertrauen auf den Schutz der Himmelskönigin, die mit so viel Recht die Hülfe der Christen genannt wird, immer mehr zu kräftigen. Sie ist ein glückliches Vorzeichen der neuen Gnadenbezeugungen, welche wir in einem Kampfe erwerben, den wir unternommen haben, um die heiligen Rechte der Gerechtigkeit und der Religion aufrecht zu erhalten.

„Gegeben in Freiburg, in Unserer bischöflichen Residenz, am 10. November 1847.

† Stephan, Bischof von Lausanne und Genf.“

Unglücklicher Weise konnten diese Erscheinungen und diese Wunder, welche man dem Einfluß der Kanzel und des Beichtstuhls hinzufügte, den Sonderbund nicht vor den Kanonen des Generals Dufour schützen. Die Schwyzer waren nicht weniger damit beschäftigt, als die Walliser und Freiburger, ihre Sache der heiligen Jungfrau anzupfehlen. Die ganze Bevölkerung, den Landammann und Oberst Ab Yberg an der Spitze, der einen Rosenkranz andächtig in der Hand hielt, machte eine Wallfahrt nach Einsiedeln. Ueberall schmeichelten die Offiziere dem Aberglauben des Volkes — oder theilten ihn. In Wallis rief

der kommandirende General von Kalbermatten den Schutz der „Himmelkönigin“ auf sein Heer herab und flehte mit seinem Generalstab die Hülfe des heiligen Mauritius an. In Gegenwart einer unzähligen Menge defilirten die Offiziere, den General von Kalbermatten an der Spitze, vor dem Grab des Märtyrers und wepften ihre Degen auf dem Stein des verehrten Grabmals.

Indessen bereiteten sich die Gegner des Sonderbunds, den Krieg mit etwas weniger übernatürlichen Mitteln zu führen. Die Tagsatzung hatte sich zur Herbstsitzung von Neuem vereinigt. Sie begann damit, daß sie auf den Vorschlag Dr. Furrers, damaligen Gesandten von Zürich, beschloß, daß eine Proklamation an die Kantone des Sonderbunds gerichtet werde und daß man Kommissäre in dieselben schicken solle. Sie ernannte hierauf den Oberst Dufour von Genf, einen sehr ausgezeichneten Offizier und trefflichen Kenner der Kriegskunst, dessen konservative Gesinnungen bekannt waren, zum General der eidgenössischen Truppen. Er wählte zu Divisionären Obersten, die meist zu seiner Partei gehörten. Am 22. Oktober 1847 erließ der neue General eine eben so kräftige als gemäßigte Proklamation an seine Soldaten:

„Eidgenössische Soldaten!

„Die in Bern versammelte hohe Tagsatzung hat beschlossen, das eidgenössische Heer auf Kriegsfuß zu setzen, um die Ruhe im Innern, die Rechte der Eidgenossenschaft und ihre Unabhängigkeit aufrecht zu erhalten. — Vergesst nicht, daß das Ausland auf uns sieht. Zeigt ihm, daß die schweizerischen Bürger, sobald sie unter der eidgenössischen Fahne sind, nur noch Einen Gedanken haben, dem gemeinsamen Vaterland zu dienen.“

Man faßte hierauf den Beschluß, daß das Heer aus fünf Divisionen bestehen sollte, nachdem die Tagsatzung die Stärke desselben auf 100,000 Mann bestimmt hatte. Eine Reserve-division wurde dem Obersten Ochsenbein, Präsidenten der Tagsatzung, anvertraut. Der Sonderbund hatte seiner Seits den

Oberst von Salis-Soglio aus Graubünden zum kommandirenden General gewählt. Freiburg und Valais hatten, weil sie von ihren Bundesgenossen getrennt waren, eine besondere militärische Organisation.

Die Ereignisse entwickelten sich schnell. Ein Beschluß der Tagsatzung vom 4. November befahl dem General Dufour, den Sonderbund mit Waffengewalt aufzulösen. Aber es war sehr schwer, so zahlreiche Bataillone aufzustellen, sie zu besolden und zu nähren in einem Augenblick, wo die Schweiz seit einem Jahre von Theuerung und finanziellen Schwierigkeiten heimgesucht worden war. Die bewunderungswürdige Energie des Kantons Bern sorgte für Alles. Dieser Kanton hatte sich schon Opfer jeglicher Art auferlegt, er hatte seine Kasse und seine Zeughäuser geleert. Er zögerte jedoch nicht, der Eidgenossenschaft eine halbe Million Schweizerfranken zu leihen*) und zeigte sich so, wie er an den glorreichen Tagen am Donnersbühl und bei Laupen gewesen war. Die Berner Regierung ließ die Schulen und die Gerichtshöfe schließen. Da das Vaterland in Gefahr war, durfte Niemand an seine besondern Interessen denken.

Da die Diversion, welche der Sonderbund in Tessin versuchte, kein bedeutendes Resultat gehabt hatte, richtete sich die Aufmerksamkeit bald gegen Freiburg, welches zuerst den Angriff des eidgenössischen Heeres erfahren sollte. Uebrigens hatte die Freiburger Bevölkerung, die von guten Offizieren kommandirt wurde, einen vortrefflichen militärischen Ruf. Der Vertheidiger von Freiburg, General von Maillardoz, hatte in Frankreich unter dem Kaiserreich und der Restauration mit Auszeichnung gedient. Der General Dufour begann seine Operationen gegen Freiburg, indem er die Communication zwischen diesem Kanton

*) Die Einführung des Dezimalsystems verdankt man der Partei, die im Sonderbundsfeldzug gesiegt hat. Sie hat auch die eidgenössischen Posten organisiert. Dies sind zwei große Wohlthaten, die sie dem Lande erwiesen hat.

und seinen Nachbarn abspernte. Nachdem die Blokade auf das Strengste ausgeführt worden war, wurde die Zusammenziehung der eidgenössischen Truppen ohne Zögern bewerkstelligt. Die Berner bemächtigten sich des protestantischen Bezirks Murten, der übrigens der ultramontanen und österreichischen Partei abgeneigt war, und sie vereinigten sich mit den Waadtländern unter dem Obersten Milliet. Da die Freiburger den Befehl erhalten hatten, sich auf die Hauptstadt zurückzuziehen, wurden alle Städte des Kantons ohne Schwertstreich besetzt. Am 12. November war Freiburg von 20,000 Eidgenossen eingeschlossen.

Der General Maillardoz zeigte die größte Verlegenheit. Es scheint, daß er auf einen Angriff von der Art wie der der Freischaaren gegen Luzern gerechnet hatte, und nun sah er sich von Bajonetten umgeben, die sich nach einem regelmäßigen und kräftigen Plan unter den Mauern der ultramontanen Stadt vereinigt hatten. Man hatte wohl im Ausland gesagt, daß die Freiburger Katholiken die Wunder der heldenmüthigen Vertheidigung von Saragossa erneuern würden. Aber diese Hoffnungen wurden bitter getäuscht! Am 13. hatte die Regierung von Freiburg einen Waffenstillstand geschlossen. In einem mörderischen Gefecht, welches sich am Abend in der Nähe des Gehölzes von Tailletes zwischen den Freiburgern und den Waadtländern des Obersten Milliet entwickelte, bewiesen diese einen so großen Muth, daß man, wenn es um eine Stunde länger Tag geblieben wäre, die Stadt mit Sturm eingenommen hätte. Dieser Zusammenstoß entmuthigte den Staatsrath dermaßen, daß er am 14. Morgens die Feindseligkeiten einstellen ließ und Unterhandlungen begann. Um 8 Uhr kapitulirte Freiburg und das eidgenössische Heer zog in die Stadt, welche nach Luzern der Hauptplatz des Ultramontanismus war. Die Freiburger Truppen wurden entwaffnet, und der General Maillardoz suchte bei dem eidgenössischen Generalstab Schutz gegen die Wuth seiner fanatischen Soldaten, welche die Kapitulation mit Unwillen erfüllte. Er gelangte bald nach Neuenburg, wo er sich gegen die

Borwürfe der Jesuiten vertheidigen mußte, die ihn des Verraths beschuldigten. Er ist seitdem in Vergessenheit und Elend gestorben. Die Erklärungen, die er im Journal des Débats veröffentlichte, beweisen zur Genüge, daß man ihn verläumdet hatte. Aber er war seit langer Zeit der Jesuitenpartei verdächtig, welche auf die Reinheit seiner Grundsätze kein Vertrauen setzte. Der „National“, welcher nicht geneigt war, den Generalen des Sonderbunds zu schmeicheln, zeigte sehr gut, daß der Kommandant der Freiburger Milizen durch die Macht der Thatfachen besiegt worden war. „Zweimal stellte der General Maillardoz seinen Degen dem Thron und dem Altar zur Verfügung dar, das erstemal in Rambouillet im J. 1830, ein zweitesmal in Freiburg im J. 1847. Und beidemal ist er gezwungen, sich ohne Kampf für besiegt zu erklären. Das heißt Unglück haben. Die Schuld liegt nicht an ihm, sondern an seiner von den Göttern verlassenen Sache.“

Der Fall von Freiburg machte keinen großen Eindruck auf die Anhänger des Sonderbunds. „Es war nur ein vorgeschobener Posten,“ sagten sie, „es würde in Luzern und in den Urkantonen nicht so gehen. Dort verfüge der General von Salis-Soglio über 30,000 Mann, die hinter uneinnehmbaren Stellungen verschanzt seien. Mit solchen Vortheilen könne er die 60,000 Mann des Generals Dufour Jahre lang aufhalten.“ Luzern war noch stolz über die Niederlage der Freischaaren. Die Baldfstätte galten für unüberwindlich. Ein unbedeutender Erfolg, den die Schwyzer bei Dietikon im Aargau gehabt, hatte alle diese Hoffnungen bekräftigt.

Am 16. November hatte der General Dufour, der die Hülfsmittel seiner Gegner wohl kannte, aber der sie durch Schnelligkeit und Kraftentwicklung zu besiegen hoffte, sein Hauptquartier nach Narau verlegt. Schon war der muthige Oberst Ziegler am 13. auf Luzerner Gebiet vorgerückt und der Oberst Gmür hatte sich der Jüger Grenze genähert. Dieser Kanton, der schon über das Erscheinen der eidgenössischen Fahne erschrocken war,

und der übrigens keine große Begeisterung für die Sache des Sonderbunds gezeigt hatte, verlangte schon am 20. zu kapituliren. Diese Nachricht erschreckte in Luzern selbst die Eifrigsten. Sie kam in demselben Augenblick an, wo der Fürst von Schwarzenberg seinen Degen der ultramontanen Liga anbot, und wo Oesterreich ihm Geldunterstützung gewährte und ihm seine Hülfe versprach.

Indessen marschirte das eidgenössische Heer, das sich am 22. in Bewegung gesetzt hatte, in vier Kolonnen gegen Luzern. Man schlug sich in Gislikon am Ufer der Reuß. Die geschickte Energie des Obersten Ziegler, der Muth des Brigadeobersten Egloff, die Entschlossenheit der eidgenössischen Truppen siegten über den Widerstand des Sonderbunds. Das Gefecht bei Gislikon zog die Kapitulation von Luzern nach sich. Die Kantone Uri, Schwyz und Unterwalden, welche im J. 1798 mit so viel Heldenthum gegen die Franzosen gekämpft hatten, ahmten die Klugheit der Luzerner nach. Am 27. November war der General Dufour im Stand der Tagsatzung zu schreiben: „Der Sonderbund ist aufgelöst.“

Seinerseits richtete der Oberst Rilliet eine Proklamation an die Walliser, die sich noch nicht unterworfen hatten, um ihnen diese große Begebenheit mitzutheilen. „Gott“, sagte er, „hat ihre Sache gerichtet. Sie sind unterlegen und ihr werdet unterliegen, wie sie. Kommt diesem Unglück zuvor. Nehmt die eidgenössischen Truppen als Freunde auf; ihre Fahne ist die eurige, ihre Farben sind dieselben wie die von Wallis. Die roth und weiße Fahne soll nur über Brüdern flattern.“ Der Große Rath von Wallis gab diesen Vorschlägen Gehör, kapitulirte am 28. trotz der Bemühungen des Kanonikus Rivaz, welcher umsonst den Bürgerkrieg im Interesse der Geistlichkeit in die Länge zu ziehen suchte.

Man kann die ruhige Festigkeit nicht genug bewundern, welche im J. 1847 die Männer entwickelten, in deren Hände die Geschicke der Eidgenossenschaft gelegt waren. Von Frankreich,

Rußland, Preußen und Oesterreich bedroht, und obgleich sie nur über einen Theil der Streitkräfte eines Volkes, das nicht ganz 2 $\frac{1}{2}$ Million Bürger zählt, verfügen konnten, ließen sie sich weder durch die Umtriebe der Mönche, noch durch die Bannflüche der römischen Geistlichkeit, noch durch den Zorn der großen Mächte, noch durch den militärischen Ruf der Kantone erschrecken, die sich durch verderbliche Einflüsse misleiten ließen. Welch ein großes Beispiel für die Länder, welche in ihrer Schwäche eine Ursache der Entmuthigung finden! Die Schweiz hat ihnen gezeigt, daß ein Volk, welches das kräftige Bewußtsein seines Rechts hat und entschlossen ist, es zu vertheidigen, auf Erden Nichts zu fürchten hat.

Die Ergebnisse des Sturzes des Sonderbundes werden unermesslich sein. Zum erstenmal findet sich das edle Schweizerland von den Intriguen der Jesuiten und den Umtrieben des Auslands befreit. Man hatte bis dahin die Schweiz als einen Verein von Gemeinden unter dem Schutze der Mächte und nicht als einen freien Staat betrachtet. „Unter den jetzigen Verhältnissen“, sagt ein schon angeführter Geschichtsschreiber, „strebt sie dahin, sich von den äußern Einflüssen zu befreien und eine unabhängige Nation zu werden. Es hat ihr schon viel gekostet, um dieses Ziel zu erreichen, und es wird ihr noch mehr kosten. Ein Land verändert sein Wesen nicht ohne Opfer und große Willenskraft. Man kann nicht vergebens an der allgemeinen Politik Theil nehmen“ *).

*) E. Gaullieur, la Suisse en 1847. — Crétineau-Joly, Hist. du Sonderbund und A. Hennequin, La Suisse en 1847 haben den besiegten Jesuiten nachgesprochen, Gaullieur ist viel genauer und unparteilicher gewesen. Der General Dufour arbeitet, sagt man, an der Geschichte des Feldzugs, dessen Held er gewesen ist.

LIV.

Wer sah dich je, o Bern, und mußte dich nicht loben?

Joh. Sanhardt.

Die untergehende Sonne färbte die biegsamen Wipfel der Pappeln mit Purpur und Gold, welche sich auf den Seiten der Straße erheben und bis nach Bern hin, der edlen Hauptstadt der Schweiz, einen Baumgang bilden. Die Aare schien in ihren bläulichen Wogen, welche die an den Ufern des rauschenden Flusses aufeinander gehäuften Gebäude der unteren Stadt bespühlen, Goldplättchen zu führen. Funkelnde Farben überzogen die Gärten und die Gartenbeete, welche diesen Theil der Stadt mit dem Hügel verbinden, auf welcher sich die regelmäßigen Häuser der neuen Stadt hinziehen. Einige Fenster erglänzten, leuchtenden Sternen vergleichbar. Ein einziger viereckiger Thurm erhob sich am Horizont über diesen funkelnden Dächern, welche gleichsam eine längliche Krone bildeten, deren Ende zu meiner Rechten durch einen Kirchturm mit schlanken Spitzbögen abgeschlossen war. Wir fuhren durch das Thor mit dem Riesen Goliath, um die Wiege der Helden zu betreten, wo Alles Kraft und Leben athmet, selbst das rauschende Wasser, welches die Straßen in zwei gleiche Theile scheidet.

Die Häuser der alten Stadt haben einen wahrhaft monumentalen Charakter. Der untere Stock der Häuser liegt unter massiven Arkaden verborgen, deren eine Seite die Sonnenstrahlen niemals erblickt, während die andere von Licht erglänzt. Die Farbe dieser Häuser ist gleichförmig, aber an den Fenstern lehnen sich Frauen, schön wie ein Traum, auf Rissen von schimmernden Farben, welche den grauen Mauern einen festlichen Anblick geben. Sie scheinen nachdenkend auf das Gemurmel der alterthümlichen Brunnen zu hören, auf denen sich Bildhauereien, Statuen und der Bär erheben, dieses sagenhafte Symbol der ruhmreichen Stadt Berchtold V.

LV.

Hüte dich, mein Sohn, vor andern mehr; denn viel
Büchermachens ist kein Ende, und viel Predigen macht
den Leib müde.

Prediger Salomo.

Ich folgte der Menge bis über das Narberger Thor an einem jener schönen Abende, wo sich die Spaziergänger nach der reinen Luft und dem Anblick der Felder sehnen. Hügel und Berge entfalteten sich in der Ferne vor unsern Augen, und die Heerstraße schiedte uns oft Staubwolken zu, die von irgend einem Pilger, der diese poetischen Gegenden zu besuchen kam, aufgejagt wurden. — Ich blieb am Bärengraben stehen; diese edlen Thiere werden in Bern ausgesteuert und gehegt, wie sie es verdienen, denn sie haben der segensreichen Fahne Glück gebracht, auf welcher sie am Donnersbühl und bei Laupen erglänzten. Wie Könige unter ihre Tanne gelagert, schienen sie uns alle mit Verachtung anzusehen, uns schwache Geschöpfe, die wir ihre mächtigen Muskeln und ihren ungezähmten Blick betrachteten. Die meisten von denen, welche mit mir ihren Aufenthaltsort umgaben, waren Bauern oder Handwerker, die von ihrer Tagarbeit ermüdet waren.

Ich vergaß die Bären, um diese Leute zu studiren, die ich schon mit so viel Interesse im „Bauernspiegel“ und in „Uly dem Knecht“ hatte kennen lernen. Das Volk hat von jeher meine Neugierde erregt; ich habe ihm schon seit meinen ersten Jahren aus eigenem Antrieb alle meine Theilnahme gewidmet. Ehe ich mir über die Gefühle Rechenschaft gab, die mich mächtig zu den arbeitsamen und leidenden Massen hingen, bewahrte ich diese Theilnahme sorgfältig im innersten Herzen. Doch hatte sich mein kindischer Geist oft gefragt, wenn ich auf dem Sammet der Throne ruhte, warum ich meine Milchschwester oder den kleinen Bettler, der auf der Straße schlot-

terte, nicht auch dahin rufen könne? Später haben meine Ideen in Folge des Studiums und der Erfahrung eine Festigkeit gewonnen, die sie jetzt in meinen Augen achtungswerth macht. Die goldene Heuchelei der großen Welt, die Niederträchtigkeiten, deren Erinnerung ein ewiges Alpdrücken für mich sein wird, die Tyrannei der Lüge und des falschen Ruhms haben mich mit unzerstörbaren Banden an jene verachtete Massen gefesselt, welche die Kraft der Völker bilden und von welchen deren ganze Zukunft abhängt. Ich habe nur bei ihnen Aufrichtigkeit gefunden; ihre edlen Neigungen, welche nur eine heilsame Entwicklung erwarten, sind mir stets als die wahren Triebe der Menschheit erschienen, diejenigen Triebe unserer Natur, welche das Evangelium in den Armen und Geringen gelobt hat. Ich liebe das Volk, weil ich das liebe, was wirklich menschlich ist, während ich Alles verabscheue, was erkünstelt ist; während ich alle Götzen, die als Götter verehrten Menschen, die Verderbniß verabscheue, welche die unvermeidliche Folge des Servilismus ist.

Ist es zu verwundern, daß ich bei solchen Gesinnungen eine große Vorliebe für die Ideen habe, welche Bixius in seinem „Bauernspiegel“ entwickelt? Dieses Buch, welches im J. 1836 erschien, enthält die Biographie eines armen Bauern aus dem Kanton Bern. Der Verfasser hat nicht bloß das Leben eines Bettlers erzählt; er hat die ganze bürgerliche Gesellschaft mit einer Aufrichtigkeit, einer Wahrheit, einer Kraft geschildert, die man nicht genug bewundern kann. Die Geschichte trägt sich vor 1830 zu, in einer Zeit, wo die aristokratischen Regierungen die Kantone auf so schmachvolle Weise beherrschten. Die Männer, welche diese Regierungen leiteten, werden darin nicht geschont. Bixius hat mit einer wahren Urkraft die Härte der Reichen, die Mißbräuche und die Ungerechtigkeit der Welt gebrandmarkt. Aber ob er gleich recht gut weiß, daß die Bauern nicht allein für ihre Fehler verantwortlich sind, gibt er ihnen doch keinen Anlaß, sich über ihre Verfehrtheiten und ihre Laster zu täuschen.

Die Kraft und das Rechtsgefühl, welche den „Bauernspiegel“ charakterisiren, sind nicht die einzigen Vorzüge des Werks. Die rührende Episode der Liebe des Jeremias Gotthelf und der Anneli zeigen, wie tief Biziuss die feinen und zarten Seiten der menschlichen Natur aufgreift. Ob er gleich in keiner Weise sentimental ist, bleibt ihm keine Regung des Herzens fremd. Freilich würde man in diesen keuschen Blättern die entnervenden Gemälde vergeblich suchen, in welchen sich die Literatur unserer Zeit zu gefallen scheint. Es handelt sich hier um eine männliche und mächtige Liebe, wie sie einem entschlossenen Geschlecht von Republikanern geziemt, deren Sitten nicht durch das Leben der Salons abgeschmactt geworden sind. Diese Art, die Liebe anzuschauen und zu beschreiben, war so ganz eigenthümlich, daß sie, ich bin davon überzeugt, sehr viel zu dem außerordentlichen Erfolg des „Bauernspiegels“ beigetragen hat. Die Welt ist einer regellosen Empfindsamkeit müde. Sie ist gencigt, allen denen gern Gehör zu geben, welche männliche Töne hören lassen; sie bemerkt die Nachtheile der sentimentalen Theorien, welche sie von dem Wege, den sie durchlaufen sollte, nur allzuweit entfernt hat. Hat sie nicht ihre Kräfte in innern Kämpfen und in Leiden erschöpft, die der hohen Bestimmung der Menschen unwürdig ist? Alles, was dahin strebt, sie jenen unfruchtbaren Gefühlsbewegungen zu entreißen, welche Benjamin Constant in seinem „Adolph“ so wunderbar schön beschrieben hat, muß mit der größten Anerkennung aufgenommen werden. Daher wurde auch der „Bauernspiegel“ mit Begeisterung gelesen, obgleich viele einzelne Stellen mitten unter Schönheiten des ersten Rangs von Mangel an Erfahrung zeugten.

Diesem Buch folgten andere Werke, welche nicht weniger Beifall erhielten und alle unter dem Namen Jeremias Gotthelf erschienen. Unter diesem Namen verbarg sich der Pfarrer Albert Biziuss von Lüzelsflüh, einer von den Männern, die durch ihren Charakter und ihre Schriften dem Kanton Bern am meisten zur Ehre gereichen. Jedoch war Biziuss nicht ursprünglich

von Bern. Er war zu Murten in dem protestantischen Bezirke des Kantons Freiburg am 4. Oktober 1797 geboren. Seine Jugend verfloß weit von der Stadt in der reinen Luft der Landarbeiten. Dieses Leben muß auf seine junge Einbildungskraft einen tiefen Einfluß ausgeübt haben, denn es hat kein Schriftsteller dessen Wesen so richtig aufgefaßt. Man hat mit Recht die geistreichen Gemälde „die kleine Fabelle“, Franz Champois und vor Allem „die Teufelspfüze“ bewundert. Aber Viglius hat ein weit tieferes Verständniß des Landlebens als der Verfasser jener Werke. In den Gemälden, welche Conscience von den flämischen Bauern entwirft, verräth die Sentimentalität oft die geborgte Poesie. Der Belgier ist ein Romanenschrreiber. Er unterscheidet sich wenig von den andern Schriftstellern, welche diese Gattung gepflegt haben. Was er am geschicktesten darstellt, das sind die Leidenschaften des Bürgerthums, wie z. B. in dem „armen Edelmann.“ Wenn er auch nicht ohne Gefühl ist, raubt ihm sein katholischer Mysticismus jenes kräftige Feuer, das so nothwendig ist, um den Menschen zu schildern, der unter den harten Feldarbeiten fortwährend mit der Natur kämpft. Um wirklich volkstümlich zu sein, genügt es nicht, in flämischer Sprache oder in der Mundart des Jura zu schreiben. Man muß sich so ganz in das strenge Leben des Landmanns, des Hirten oder Holzhackers hineinleben, daß man dahin gelangt, seine Sprache ohne Anstrengung zu sprechen, zu denken und zu fühlen wie er, seine Ideen mit den Vorzügen und den Mängeln, die seine Anschauungsweise charakterisiren, auszusprechen.

So aber war der Verfasser von „Uly der Knecht“, „Uly der Pächter“, „Dursli der Branntweinsäufer“ und der „Erzählungen und Gemälde aus dem Volksleben in der Schweiz.“ Man schlage einen von diesen Bänden auf, welche wahre Schätze ursprünglicher Poesie enthalten. Raum hat man einige Seiten gelesen, als das heitere Geschwätz des Bauernhauses in den Ohren ertönt. Man hört das Gluckzen

der Hennen und das Brüllen der Kühe. In diesen ländlichen Gemälden ist Nichts vergessen, vom endlosen Geschwätz der Bäuerin bis zum Grunzen der „weißzahnigen Schweine,“ um mich eines homerischen Ausdrucks zu bedienen. Bizius denkt nicht an den gebildeten Leser. Er überläßt sich seiner naiven und fröhlichen Begeisterung; ohne sich um die Wirkung zu kümmern, die er hervorbringen wird, beschreibt er mit hinreißendem Feuer die Landschaft, die ihm gefällt, die er bewundert, und welche der tausendfache Lärm des erwachenden Frühlings schon belebt.

Aber diese Bewunderung der Natur ist männlich, wie sein Gefühl. Der Verfasser des „Bauernspiegels“ hätte den „Steinmeß von Saint-Point“ lustig gefunden, der sich selbst wegen seiner dummen Zärtlichkeit für die zahllosen Einzelheiten der Schöpfung tadelt. Seine Liebe ist eben so kräftig als verständig.

Mehrere Leser seiner Werke, die entfernt von den ländlichen Ständen leben, deren Ideen und Gewohnheiten sie nicht kennen, haben ihm viele grundlose Vorwürfe gemacht. Was für Fehler haben sie nicht an ihm gefunden? Man sagt, daß ihn sein Gegenstand viel zu sehr beherrscht, daß er sich hinreißen läßt, alle Einzelheiten zu malen, welche seinen Pinsel reizen, daß er die Leidenschaft hat, Episoden einzuflechten, Erklärungen zu geben, daß er die langsamen Entwicklungen liebt. Wenn Bizius für die vornehmen Gesellschaften geschrieben hätte, wären die Vorwürfe auch allerdings verdient. Vom Gesichtspunkte der reinen Aesthetik geben seine Romane zu mancher Kritik Anlaß, aber eben diese Fehler sind ein unfehlbares Mittel, das Ziel zu erreichen, nach welchem er strebt. Er ist ein Bauer geworden, ein wirklicher und vollkommener Bauer, um von Bauern sprechen zu können. Dieses ländliche Geschwätz, dieses Hin- und Hergehen, diese fortwährenden Abschweifungen haben ganz den Zuschnitt ihres geistigen Standpunktes. Sie finden in diesen Büchern nicht bloß ihr Leben, ihre Vergnügungen, ihre

Liebe, ihre Sorgen, ihre Arbeiten wieder, sondern selbst ihre Denk- und Sprechweise. Die ländlichen Romane von George Sand werden trotz ihrer bewundernswürdigen Schönheiten niemals dieselbe Wirkung auf sie hervorbringen. Sie finden wenig Geschmack an dem, was zu ihrem Gebrauch von „Héroen“ geschrieben worden ist; sie haben ein entschiedenes Mißtrauen gegen das, was man „Volkschriften“ nennt. Man wird eben nicht so leicht ein „Volkschriftsteller“. Wenn die Schweiz solche besitzt, wenn sie einen Pestalozzi, einen Ruhn, einen Vigiuz hervorgebracht hat, so kommt es daher, daß sie in ihrer Mitte Denker hat, welche mit demselben leben und ihm dienen, indem sie es lieben. Man suche aber Männer von solchem Charakter in Wien oder in Madrid! man suche dort eine wahrhaft volksthümliche Literatur!

Es scheint mir, daß die Eindrücke, welche Vigiuz in seiner Jugend in sich aufnahm, zur Entwicklung seines schriftstellerischen Talents wesentlich beigetragen haben. Diese Eindrücke wurden durch seine eigenthümliche Lebensweise nothwendig gekräftigt. Nachdem er zuerst in Bern, dann in Göttingen Theologie studirt hatte, wo er sich zugleich mit der schönen Literatur und Poesie beschäftigte, kam er als Vikar in sein Vaterland zurück. Dort konnte er alle Einzelheiten des Landlebens kennen lernen. Dieses offenbar tiefe Studium bestimmte ihn, die Feder zu ergreifen. Wurde er durch eine unwiderstehliche Neigung hingerrissen? Oder gab er einem bei einem Geistlichen sehr natürlichen Wunsche nach, Ideen zu bekämpfen, die ihm verderblich schienen? Die nähere Prüfung seiner Werke gibt der zweiten Vermuthung größere Wahrscheinlichkeit.

„In Jeremias Gotthelf,“ sagt Max Buchon, scheint mir der Pfarrer den Künstler wenigstens eben so sehr benutzt zu haben, als umgekehrt; daher kommt auch seine Gewohnheit zu predigen, die ohne Zweifel mehr oder weniger einen guten Zweck hat, aber die mir nicht immer von einem eben so unbestreitbaren ästhetischen Gefühl durchdrungen zu sein scheint.

Meine Absicht ist hier nicht, Gotthelfs Talent zu erörtern; ich wollte nur den Schleier ein wenig lüften, der für das französische Publikum die Kenntniß nicht allein der Werke, sondern selbst des Wesens eines der berühmtesten Schriftsteller der deutschen Literatur der Gegenwart noch verhüllt.*)

Ist man einmal darüber einig, daß man die Romane von Bisius als dramatische Predigten betrachten muß, so glauben wir, sie in zwei verschiedene Klassen theilen zu können. Die Einen haben zum Zweck, die Liebe zu den Tugenden der Vorzeit, zur Einfachheit, zur Arbeit, und die Ehrfurcht gegen die christlichen Ueberlieferungen in den Gemüthern wieder hervorzurufen. Dahin gehören „der Bauernspiegel,“ „Dursli der Branntweinsäufer,“ „Uly der Knecht“ und „Uly der Pächter“. In andern Stücken bekämpft der Verfasser die atheistische Propaganda des jungen Deutschlands, wie in „Dr. Dorbach der Wühler.“ — In einigen weder zur einen noch zur andern Klasse gehörigen Werken scheint Bisius manchmal rein künstlerische Zwecke verfolgt zu haben, wie in den „Bildern und Sagen aus der Schweiz.“

Man hat aus der ersten Klasse vornehmlich „Uly der Knecht“ hervorgehoben. „Es ist dies,“ sagt ein ausgezeichnete Kritiker, Saint René Taillandier, „das wohlgerathenste Kind der zahlreichen Familie des Jeremias Gotthelf, das Lieblingskind, welches das Herz des schweizerischen Volkes ungetheilt besitzt, und das zu gleicher Zeit die wahrste, allgemeinste und menschlichste Schöpfung des Dichters ist. Dieser „Uly“ ist jetzt so zu sagen das Hand- und Hausbuch der Bauern in der ganzen deutschen Schweiz. Man hat das Buch auf jedem Bauernhof, man liest darin, nachdem man in der Bibel gelesen.“ Allerdings findet man in diesem Werke, um mit Buchon zu reden, „große Neigung zum Predigen;“ aber ich möchte darin lieber, wie Saint

*) Buchon in der Einleitung zu seiner Uebersetzung von Jer. Gotthelfs Romanen.

René Taillandier, „die wunderbare Kraft eines Talents finden, das durch ein dem Guten gewidmetes Dasein befruchtet ist.“ Ich möchte lieber die Vereinigung eines freien Künstlerherzens und eines treuen Christen hervorheben. Ein deutscher Kritiker, der dieser religiösen Richtung sehr abhold ist, wagt doch nicht zu behaupten, daß sie dem originellen Schwung des beredten Pfarrers Eintrag thue. Er kann die epische Größe und die majestätische Einfachheit der Personen nicht genug rühmen. Er nimmt selbst kein Bedenken, die Gemälde Gotthelfs mit denen Homers zu vergleichen, wie wenn jemals ein Dichter dem Sänger des Achilles an die Seite gesetzt werden könnte.

Die satyrische Tendenz, die man ziemlich oft in den Schriften Gotthelfs findet — ich begnüge mich, den „Besuch auf dem Lande“ als Beweis anzuführen — zeigt sich unverhüllt in den Romanen der zweiten Art. Der Verfasser des „Bauernspiegels“ kann nicht im Verdacht stehen, aristokratische Vorurtheile zu hegen. Im „Kurt von Koppingen“ hat er die Räubereien der Ritter und die Unfruchtbarkeit des Bodens unter ihrer fluchwürdigen Herrschaft mit der größten Kraft geschildert. Dieses wunderschöne Gemälde würde allein hinreichen, um die Verdammung derjenigen, welche sich zu fanatischen Vertheidigern der Vergangenheit gemacht haben, auf das Haupt des Verfassers herabzuziehen. Im „Bauernspiegel“ würde man sogar geneigt sein, zu glauben, daß er den kräftigen Haß seiner Helden gegen die bürgerliche Ungleichheit theilt. Und doch ist es nicht also. Im Grund war Vigiuzo allerdings ein Demokrat; aber er gehörte eher der liberalen Schule als der radikalen Partei an; er schien sogar in den Radikalen nur Demagogen und Gottesläugner zu erblicken. Es wäre daher sehr interessant, die Ansichten des berühmten Verfassers des „Modernen Jesuiten“ mit den Ideen des Bernerischen Pfarrers zu vergleichen. — Was mich betrifft, so nehme ich mir keineswegs heraus, ein entschiedenes Urtheil über eine Partei abzugeben, die seit 1847 in der Schweiz einen so großen Einfluß ausübt.

Indem ich mich aber mit einer wahrheitsgemäßen Darstellung der Thatfachen beschäftigte, habe ich bemerkt, daß diese Partei sehr verschiedenen Vorwürfen ausgesetzt ist. Die Einen klagen sie einer allzugroßen Gefälligkeit gegen die Regierungen an, die Andern sind mit ihren demagogischen Tendenzen unzufrieden. Ohne diese Ansichten versöhnen zu wollen, erkläre ich offen, daß ich selbst in den Kantonen, in denen die Herrschaft der Radikalen am wenigsten bestritten ist, die tiefste Ruhe habe herrschen sehen. Wir dürfen hinzufügen, daß sie der Schweiz einen unermesslichen Dienst geleistet haben, als sie den Sonderbundsrieg beschlossen, und den bis dahin viel zu sehr abgeschlossenen Kantonen die Kraft und Einheit einer Nation gaben. — Es sind weniger die Fehler und die Uebertreibungen der unter ihre Fahnen vereinigten Schweizer, die ihnen in Europa so viele Gegner heraufbeschworen haben, als vielmehr die Deklamationen der mit ihrer Kokarde geschmückten Fremden, als die Thorheiten jener unruhigen Atheisten Deutschlands, welche Vigilius in seinem „Dr. Dornbach“ personifizirt, und als die hochtrabenden Phrasen einiger französischen Flüchtlinge, welche der Verfasser des „Joggeli“ in der „Käseri in de Beh Freude“ so lächerlich gemacht hat.

Hat Vigilius so Unrecht gehabt, die Schweizer Bauern gegen die ausländischen Einflüsse sicher zu stellen? Wir behaupten offen, daß wir es nicht glauben. Viele europäische Länder können nur gewinnen, wenn sie sich dem Einflusse der fremden Ideen hingeben. Wenn Spanien und Portugal auf diesem Wege ihren Fanatismus, Belgien seine Vorliebe für die Klöster, Italien seine Leidenschaft für einen Fetischismus verliert, der von der Aufklärung des Jahrhunderts verurtheilt ist; wenn sich Deutschland von jenen aristokratischen Vorurtheilen befreit, welche seinen freien Gang auf dem Wege des Fortschritts hemmen; so kann man nichts Besseres wünschen. Dasselbe sagen wir von den Gegenden, die an das Morgenland grenzen. Die Barbarei und Sklaverei haben lange schwer auf ihnen gelastet;

sie haben in jenen Gegenden schmerzliche Wunden zurückgelassen, welche, weil sie schwer zu heilen sind, geschickte und theilnehmende Aerzte nöthig haben. Mögen die freien Völker ihre Aufklärung und ihre Ideen, ihre Wissenschaft und ihre Gesinnungen dahin bringen! Man wird sie als Freunde aufnehmen, es wird sich ihnen jedes Herz öffnen müssen. — Aber die Schweiz kann in Sachen der Freiheit Nichts von den Völkern des Festlandes lernen. Der hegelianische Atheismus wäre das Verderben der republikanischen Verfassungen; denn eine solche Lehre führt geraden Wegs zum Despotismus.*). Die französischen Deklamationen würden ohne Nutzen die Einfachheit seines so poetischen und so rechtlichen Geistes verfälschen. Man weiß, ob diese Deklamationen in Frankreich selbst der Sache der Freiheit genützt haben! Möge ein so lehrreiches Beispiel für die Eidgenossenschaft nicht verloren gehen! Möge sie die Fehler ihrer mächtigen Nachbarn benutzen, um sich verständiger und klüger zu zeigen, als sie es gewesen sind.

Ich weiß wohl, daß man Biziuz vorgeworfen hat, in „Dr. Durbach der Wühler“ ein durchaus fantastisches Gemälde gegeben zu haben. Um Solches zu behaupten, muß man eine sehr unvollkommene Kenntniß der politischen und religiösen Kämpfe haben, deren Schauplatz die Schweiz in diesen letzten Zeiten gewesen ist.

LVI.

Der Thor hat in seinem Herzen gesagt: es gibt
keinen Gott. Job.

Man muß zuvörderst genau unterscheiden, was man oft mit einer seltenen Geschicklichkeit vermengt hat. Es gibt in der

*) Man darf nicht vergessen, daß sich Hegel sein ganzes Leben lang der Günst der absoluten Gewalt erfreut hat.

That in der Geschichte der Klubs unserer Tage Perioden und Elemente, die man durchaus nicht zusammenwerfen darf, wenn man Alles aufrichtig und unparteiisch prüfen will.

Die Flüchtlinge bilden drei verschiedene Klassen: die von den absoluten Regierungen geächteten Liberalen, die Atheisten und die Kommunisten. Crétineau-Joly, der Alles von der Höhe anschaut, nennt sie alle ohne Unterschied „Heuschreckenschwärme“. Er verdammt mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit „diese obskuren Menschen, die sich durch Nichts bekannt gemacht hatten, nicht einmal durch ihre Verbrechen, und welche von den vier Winden hergeweht zu sein scheinen. Sie kamen aus dem immer unruhigen Polen, aus jenem Deutschland, das seine Universitätsprofessoren mit ihren hohlen politischen Träumereien zur Einheit zu bringen suchten; aus jenem Italien, das Alles ernsthaft nimmt, selbst den Muth seiner schlauen Carbonari, und werfen sich auf die Schweiz“ *). Diese Fremden, unter denen sich viele befanden, deren einziges Verbrechen darin bestand, daß sie die Unabhängigkeit und die Einheit ihres Vaterlandes wollten, sind in den Augen des Geschichtsschreibers der Jesuiten demagogische Freibeuter, wahre Straßenräuber, Ausbeuter des Aufstands und der Anarchie **).

Von diesem Gesichtspunkte wäre jener edle Graf von Santa Rosa, dessen edler Charakter von Cousin so schön gepriesen worden ist, dieser Märtyrer der italienischen Freiheit, „ein demagogischer Freibeuter“. Jene trefflichen Lombarden, welche dem freien Piemont zur Ehre gereichen, wären „Ausbeuter der Anarchie.“ So schreibt man Geschichte vom Standpunkt des Jesuitismus. So brandmarkt man diejenigen, welche die absolute Gewalt verwerfen und bekämpfen, mit den schändlichsten Namen. Man scheut sich selbst nicht, dem gastfreundlichen England vorzuwerfen, daß es alle diese Flüchtlinge im

*) Sonderbund, 1, 121, 122.

**) Ibid. 1, 122.

Namen einer strafbaren Menschlichkeit unter den Schutz seiner Flagge nimmt" *). Was ist denn aber wohl der Vorwand zu diesem wilden Haß? Kein anderer als „daß die Liberalen von 1819—1830 die Vorgänger der Radikalen waren, welche selbst, von den geheimen Gesellschaften betrogen oder ihre Opfer, dem Kommunismus, diesem letzten Ausdruck der Demagogie, wieder Platz machen müssen." Mit andern Worten: die Freiheit erzeugt den Radikalismus, und der Radikalismus den Kommunismus, den Atheismus und die Anarchie.

Ohne uns durch den Lehrtön einschüchtern zu lassen, in welchem man seit dem Sturz der constitutionellen Regierung in Frankreich solche Behauptungen unaufhörlich wiederholt, wollen wir sie im vollen Lichte der Geschichte prüfen. Bei solchen Fragen sind die Thatfachen bedeutsamer als alle Deduktionen.

Ist der Kommunismus eine Erfindung des Liberalismus? Wird der Atheismus von den liberalen Staatsverfassungen begünstigt? Dies ist die doppelte Aufgabe, die gelöst werden muß.

Ich will nicht von dem Kommunismus im Alterthum reden. Jedermann kennt die vortrefflichen Arbeiten von Alfred Sudre über diese wichtige Frage; ich will mich nur mit den neueren Zeiten beschäftigen. Schon im 16. Jahrhundert, in einer Zeit, wo es sich noch keineswegs um liberale Ideen handelte, finde ich ein berühmtes Werk, das der Vertheidigung der Gütergemeinschaft gewidmet ist; es ist dies die „Utopia“ von Thomas Morus. Wir wollen davon den unter unsern Zeitgenossen sprechen lassen, der die Schriften des englischen Kanzlers am gründlichsten studirt hat: „Unser Jahrhundert hat, ohne es zu wissen, viele Nachahmungen der „Utopia“ gelesen. Die Lehren von Saint-Simon und Fourier stehen in der „Utopia“; die Angriffe gegen das Eigenthumsrecht**) stehen in der „Utopia“; die Vertheidigung der zahlreichsten und ärmsten Menschenklasse findet sich in

*) Ibid. 1, 123.

**) Man vergl. Proudhon, Contradictions économiques.

der „Utopia“. Die „Utopia“ ist die Phalanx von Karl Fourier; die „Utopia“ ist die Gütergemeinschaft von Saint-Simon*) War nun aber der Verfasser der „Utopia“ ein Protestant oder ein Philosoph? Wahrlich nicht! Rom zählt ihn unter seinen Märtyrern; er hat selbst in der Grabinschrift, die er für sich abfaßte, gesagt, „daß er den Dieben, den Mördern und den Regern lästig war“**), ohne zu ahnen, daß er das Beil schärfste, mit welchem ihn Heinrich VIII. später treffen sollte. Dies war der Mann, welcher der Vorläufer des Kommunismus in Europa gewesen ist. Untersuchen wir jetzt, wer diesen zuerst in Ausübung gebracht hat.

Den einzigen Versuch, der im großen Maßstab gemacht worden ist, um eine Gesellschaft auf den Grundsätzen des Kommunismus zu organisiren, verdankt man den Jesuiten. Wenn man auch nur oberflächlich ihre Unterwerfung von Paraguay studirt***), wird man sich leicht überzeugen, daß sie einfach die durch die Theokratie modifizierte spartanische Verfassung angenommen hatten. Die geistliche und weltliche Regierung wurde von den Gliedern der Gesellschaft ausgeübt, welche die Früchte der Erde unter die Indianer „nach Bedürfniß“ vertheilte, d. h. gemäß den Lehren, welche später von Mably, Robert Owen, Saint Simon, Fourier und Cabet†) verkündigt wurden. Da eine solche Gesellschaft keine fremdartigen Elemente aufnehmen kann, waren die Fremden aus Paraguay ausgeschlossen. Das ist dasselbe, was man seitdem den kommunistischen Despotismus genannt hat,

*) Nisard, Thomas Morus, IV. in der Étude sur la renaissance.

**) Morus, A Dialogue concernyng heresy.

***) G. Sudre, Histoire du communisme.

†) G. Louis Reybaud, Études sur les réformateurs. Man vergl. auch Cabet, Voyage en Icarie und Muratori, Le christianisme heureux.

gegen welchen Crétineau-Joly und Hennequin*) so kräftig aufgetreten sind. Warum aber greifen sie Cabet so heftig an, der es versucht hat, in den Vereinigten Staaten das von Neuem einzuführen, was die Jesuiten in Südamerika gemacht haben? Wenn wir den Gründer von Italien nicht bewundern, so erkennen wir doch gerne an, daß er Männer zu Vorbildern gehabt hat, für welche die römische Rechtgläubigkeit alle Ausdrücke der Ehrfurcht und der Bewunderung verschwendet hat. Aber die Vertheidiger Roms haben immer zwei Maße und zwei Gewichte. Alles ist erlaubt, Alles ist groß, Alles ist heilig, wenn man sich vor dem Götzenbilde des Papstthums auf die Kniee wirft; Alles wird fluchwürdig, verbrecherisch, schändlich, wenn man sich weigert, die Füße des sterblichen Gottes zu küssen, der im Vatikan thront. Ist man gerechter, wenn man die atheistische Propaganda als ein nothwendiges Ergebnis der liberalen Ideen darstellt? Zum Unglück für dieses schöne System hat der Atheismus seit der Verkündigung des Evangeliums stets nur in despotischen Ländern geblüht. Im 16. Jahrhundert spreizt er sich mit der höchsten Unverschämtheit am Hofe der Päpste und der „allerchristlichsten“ Valois; im 18. Jahrhundert erhebt er stolz das Haupt unter dem Scepter und oft unter dem Schutze der absolutesten Fürsten dieser Zeit, Catharinas II., Friedrichs II. und Ludwigs XV. Diejenigen Männer der französischen Revolution, die sich zum Atheismus bekannten, hatten ihn unter der gewiß nicht constitutionellen Regierung des Enkels Ludwigs XIV. gelernt. Sind zu unsrer Zeit die Atheisten wohl in den freien Ländern am zahlreichsten, in Holland, in den skandinavischen Königreichen, in Großbritannien, in der Schweiz, in den Vereinigten Staaten? Niemand wird es zu behaupten wagen. Der Atheismus erhält sich nur, wenn er ein Mittel der Opposition gegen den geistlichen und zeitlichen

*) G. A. Hennequin, *Étude sur l'anarchie contemporaine: Le communisme en Suisse.*

Despotismus ist. Der Haß der Sklaverei stürzt die Seelen in die äußersten Uebertreibungen. Wenn man fortwährend den Siegen der Gewalt und der List beimohnt, ist es leichter, den Begriff einer wohlthätigen Vorsehung aus dem Gesichte zu verlieren. Die Welt und die bürgerliche Gesellschaft scheinen der traurigsten Willkür des Zufalls überlassen zu sein. Muß man sich also darob verwundern, daß es vorzüglich die ultramontanen Länder sind, welche das Schauspiel dieser bejammernswerthen Erscheinungen darbieten? „Die befohlene Frömmigkeit und die polizeilich verordnete Religion,“ sagt das Journal des Débats sehr gut, „machen nur Heuchler, Ungläubige und Atheisten; dahin hat man die italienischen Völker gebracht und wird noch andere dahin bringen“ *).

Diese Betrachtungen werden in der nachfolgenden Darstellung der atheïstischen und kommunistischen Klubs der Schweiz ihre Anwendung finden. Unter ihren Führern finden wir keinen Schweizer, keinen Engländer, keinen Schweden. Die berühmtesten sind Männer, welche, wie Döle, Becker, Albrecht, Marr, Weitling, unter der Herrschaft von Fürsten geboren waren, deren Regierungen keineswegs von jenen liberalen Ideen geleitet waren, gegen welche Crétineau-Joly einen so lebhaften Abscheu an den Tag legt. In den germanischen Ländern, wo eine große geistige Thätigkeit beständig gegen veraltete Einrichtungen zu kämpfen gezwungen ist, hat die Philosophie, welcher man jede Beleuchtung dieser Einrichtungen unterlagte, sich darüber trösten zu wollen geschienen, indem sie eine merkwürdige Rühnheit im Gebiete der Spekulation entwickelte. Während sich im freien Schottland die philosophische Wissenschaft unter der Leitung eines Reid, eines Dugald-Stewart und Hamilton**) sehr

*) John Lemoine im Journal des Débats vom 6. März 1856.

**) G. Charles de Rémusat, L'Écosse depuis la fin du XVII. siècle in der Revue des deux Mondes vom 1. April 1856.

verständlich zeigte, entfernten sich die Denker Deutschlands von jedem überlieferten Glauben*). Baudrillard**) hat die Geschichte der deutschen Philosophie sehr geistreich mit einem Trauerspiele in fünf Aufzügen verglichen: Der erste heißt Kant, der zweite Fichte, der dritte Schelling, der vierte Hegel, der fünfte Feuerbach. Wenn der übermäßige Idealismus Kants und Fichtes den Beweisen vom Dasein Gottes jeden Werth nimmt, wenn Schelling und Hegel ihm die Persönlichkeit absprechen, so geht Feuerbach noch weiter. „Die Religion,“ sagt er, „hängt von einem leichten, aber bedauerlichen Irrthum ab. Wir sind geneigt, uns zu spalten und selbst zu theilen, und dann die eine der aus dieser Trennung entstandenen Hälften höher zu stellen als die menschliche Natur. Dennoch ist diese vorgebliche höhere Hälfte Nichts, wenn sie nicht der bessere Theil unserer Geschichte selbst ist. Gott ist für den Menschen die Sammlung seiner erhabensten Gedanken und Gefühle, das Gnadenbuch, in welches er die Namen der Wesen einschreibt, die ihm die theuersten und heiligsten sind.“

Die deutsche Schweiz hat so häufige Beziehungen mit den deutschen Ländern, daß die Lehren Feuerbachs dort einigen Anklang finden mußten. Und doch hat das Volk, welches das Gebiet der Eidgenossenschaft bewohnt, einen so gesunden Menschenverstand, daß die Verbreiter des Atheismus die Nothwendigkeit fühlten, sich an andere Zuhörer zu wenden.

Vigius hat diese merkwürdige Verkündigung, welche den Kanton Bern zum ersten Schauplatz hatte, in seinem „Dr. Dorbach“ ziemlich richtig gezeichnet. Dort hatte der berühmte Romandichter die von den Jung-Hegelianern angenommenen Lehren den deutschen Handwerkern verkündigen hören, als deren leiden-

*) G. Bartholmess, Hist. critique des doctrines religieuses de la philosophie moderne.

**) Journal des Débats vom 8. April 1856.

schastliche Bewunderer sich die Klubs des jungen Deutschlands zeigten.

Das junge Deutschland ist nicht der erste Verein, der sich nach der Revolution von 1830 auf dem schweizerischen Boden festgesetzt hat. Die politischen Bewegungen, welche auf diese Revolution folgten, brachten Flüchtlinge von verschiedenen Nationen in die Schweiz. Sie gründeten das junge Europa nach dem Vorbild des jungen Italiens. Dieses steht jedoch nicht auf der Höhe der Stellung, die es einnehmen will. Wenn das edle und unglückliche Vaterland Dante's und Galilei's einst seine Unabhängigkeit und seine Einheit erobern soll, wird ihm das Schwert des Hauses Savoyen von größerem Nutzen sein, als alle Proklamationen und Manifeste. Ein Volk kann nicht sogleich von dem verdumpfendsten Absolutismus zu einer demokratischen Regierungsform übergehen. Einer Nation, welche weder religiöse Freiheit, noch republikanische Gewohnheiten, noch Volksbildung besitzt, die Republik verkündigen wollen, das heißt in die Luft bauen. Auf diesem Wege dient man, ohne es zu wollen, der Tyrannei, indem man das Volk in abenteuerliche Pläne und in Verschwörungen reißt, die nicht gelingen können. Man hat es wohl bemerken können, als das junge Italien im Jahre 1834 in Savoyen einfiel. Der polnische General Ramorino, der diese Unternehmung befehligte, scheiterte gänzlich*). „Welche edle Seele,“ sagte Monnard im Großen Rathe des Kantons Waadt bei Gelegenheit dieser verderblichen Unternehmung, „wird bei dem Gedanken an die künftige Befreiung aller europäischen Völker nicht von Freude und Begeisterung erfüllt? Welche freie Seele wünscht nicht, daß die Freiheit die Civilisation in die Mitte der Völker des schönen Italiens wieder

*) C. Précis des derniers événements de Savoie par le Général Ramorino. Paris 1834; und Mémoire sur la Jeune Italie et sur les derniers événements de Savoie, par un témoin oculaire. Par. 1834.

bringe, daß zweimal die Wiege der Civilisation des Abendlandes war! Aber die Freiheit ist keine Waare, welche man durch Handeln oder Schmuggeln einführen kann; sie ist ein Bedürfniß der Geister, ein Element des Völkerlebens, oder sie ist Nichts. Wie blind sind jene liberalen Enthusiasten, deren Unternehmungen dahin führen, daß die Ketten noch fester geschmiedet werden, welche man möchte zerbrechen sehen" **).

Das junge Deutschland hatte seinerseits einen Verein in der Schweiz gegründet und bereitete einen Aufstand jenseits des Rheines vor. Grétineau-Joly hat, scheint es, diese geheime Gesellschaft mit derjenigen vermengt, welche später Dölefe, Standau und Marr zu Führern hatte. Zürich, Biel und Bern waren damals die Hauptmittelpunkte jener durchaus politischen Verbindung, welche in keiner Weise daran dachte, den Atheismus zu verbreiten. Sie wurde im Jahre 1836 aufgelöst. Aus ihrer Asche entstand ein neuer Verein, der sich ausschließlich damit beschäftigte, Lehren unter den deutschen Handwerkern zu verbreiten, die auf dem Gebiet der Eidgenossenschaft weit zahlreicher sind, als man glauben möchte. Nach dem Bericht an den Staatsrath von Neuenburg über die Klub des jungen Deutschlands durchziehen 20 bis 25000 Gesellen aus den deutschen Staaten fortwährend die Eidgenossenschaft, um Handwerke auszuüben, für welche die Bewohner des Landes keine Neigung haben. Auf diese wechselnde Bevölkerung suchte das junge Deutschland den thätigsten Einfluß auszuüben.

Da es sich mit den Regierungen von Zürich und Bern nicht verständigen konnte, wandte man sich nach der französischen Schweiz, und hauptsächlich nach dem Kanton Waadt. Ihre Bewegungen wurden von Hermann Dölefe, Julius Standau und Wilhelm Marr geleitet. Urkunden, welche aus sehr ver-

*) Rapport au Grand Conseil de Vaud sur l'affaire des Polonais. Laus., Février 1834, p. 33—34.

schiedenen Quellen*), setzen uns in den Stand, die Pläne des jungen Deutschlands und den Charakter der Männer zu beurtheilen, welche bei ihren Versammlungen den größten Einfluß hatten.

Das philosophische Element war im jungen Deutschland mächtiger als in den kommunistischen Klubs. Das junge Deutschland hätte in der Schweiz beinahe den Anblick einer philosophischen Schule gewährt, wenn es nicht einen durchaus praktischen Zweck, wenn es nicht insbesondere eine verwickelte Organisation gehabt hätte, welche jeden Irrthum über ihren Charakter unmöglich macht. Es ist daher nicht auffallend, wenn man bei den Führern dieser Verbindungen eine wirkliche geistige Bildung findet. Döleke, der einflußreichste unter ihnen, war ein Zögling der Universität Halle. Sein thätiger und scharfer Geist hat ihn niemals im Stich gelassen. In Folge eines unglücklichen Zweikampfs in Preußen zum Gefängniß verurtheilt, flüchtete er sich nach England, und dann in die Schweiz. Es scheint, daß er in der Organisation der Klubs in der französischen Schweiz eine wunderbare Thätigkeit entwickelte**). Er reiste, sprach, schrieb unaufhörlich. Diese Bewegungen schienen ihm das Ideal des Daseins. „O welche Freude,“ schrieb er einem seiner Freunde, „in dieser Lebensweise im vollen Wasser schwimmen zu können“***).

*) S. das im Jahre 1846 zu Leipzig von W. Marr unter dem Titel: „Das junge Deutschland in der Schweiz“ veröffentlichte Werk; — den Bericht an den Staatsrath von Neuenburg, der auf Befehl der Regierung gedruckt wurde; — die interessanten Mittheilungen in der Bibliothèque universelle de Genève; — die Mittheilungen in den Werken von Joël Cherbuliez, *La Suisse sous la gouvernement des radicaux*; — von Amédée Hennequin, *Études sur l'anarchie contemporaines, le communisme und la jeune Allemagne en Suisse*; — von Crétineau-Joly, *Sonderbund*, Chap. III.: *les sociétés secrètes en Suisse*.

**) Man sehe den Bericht an den Staatsrath von Neuenburg.

***) Ebendaselbst.

Standau war Dölete's Stellvertreter. Er war in der Schweiz nach und nach Schlossergeselle, Professor der deutschen Sprache an der Schule zu La Chaux-de-Fonds und Hofmeister in Echallens bei dem Pfarrer Garmond, dem Direktor des klösterlichen Pensionats zu Saint-Loup. Obgleich Standau geistig seinen Freunden Dölete und Marr sehr untergeordnet war, trug er doch zur Verbreitung des jungen Deutschlands sehr viel bei, indem er die Verbindung der Klubs erfand, die unter dem Namen Lemanbund bekannt ist. Dieser Bund wurde am 8. Januar 1833 zu Morges im Kanton Waadt gestiftet. Man hatte die damalige politische Einrichtung der Schweiz zum Vorbild genommen. Jeder Klub wurde, wenn die Reihe an ihn kam, „Vorort“, gerade wie Bern, Zürich und Luzern damals die schweizerische Regierung leiteten.

Wilhelm Marr trug unter allen Führern des jungen Deutschlands am meisten bei, die Verbindung in den Atheismus zu reißen. „Es fehlte ihr an Grundsätzen und an Kraft“, sagt er in seinem Buche. Das junge Deutschland schlug das Leben der Könige nicht hoch an. Es träumte von Verschwörungen und bewaffneten Einfällen in Deutschland, von der Einheit des Vaterlandes. So spukte der Patriotismus in allen Köpfen. Die neue Philosophie war kaum in die Schweiz gedrungen. Niemand war noch über den Dr. Strauß hinausgegangen. Es war noch Niemandem eingefallen, sich der gänzlichen Emanzipation des Menschen, der systematischen Auflösung aller Bande, aller äußern und innern Fesseln zu widmen“ *). Diese Stelle zeigt hinlänglich, wie wenig Gewicht Marr auf die gewöhnliche Moral legte. Uebrigens ist ihm auch Nichts daran gelegen, die geringste Achtung gegen dieselbe zu zeigen. „Ach!“ sagte er, „wenn ich nur Nichts mehr von dieser langweiligen Tugend, von dieser alltäglichen Moral hören müßte“ **)!

*) Marr, das junge Deutschland in der Schweiz.

**) „Blätter der Gegenwart für das sociale Leben“ 1844—1845. No. 2., in Lausanne von Marr und Dölete herausgegeben.

Wenn die jungen Deutschen alle Gränzen überschritten, sobald es sich um religiöse Systeme handelte, waren sie auf dem Gebiete der socialen Fragen weniger kühn. Daher wurden sie auch von andern Männern der Schüchternheit beschuldigt, welche, wie sie in Deutschland geboren, ihre Angriffe vorzüglich gegen das Eigenthum richteten.

Weitling, ein Schneidergeselle aus Magdeburg, wurde in der Schweiz das Orakel des Kommunismus. Er befand sich im Jahre 1839 zu Paris, zu einer Zeit, wo der Babouvismus eine gewisse Zahl Anhänger in den geheimen Gesellschaften angeworben hatte. Dort hatte sich der deutsche Handwerker vermuthlich mit den Ansichten bekannt gemacht, welche er später in seinen „Garantien der Harmonie und der Freiheit“ und in seinem „Evangelium des armen Sünder“ entwickelte, Ansichten, welche er in zwei bedeutsamen Worten zusammengefaßt hat: Proletariat durch Diebstahl. Der häßliche Gedanke des Diebstahls scheint dem Schneider Weitling keinen großen Widerwillen einzuflößen. „Oeffnet eure Zuchthäuser und eure Gefängnisse“, ruft er aus, „dort gibt es ehrliche Leute“*)! Nicht zufrieden, die Banditen zu idealisiren, schlägt er sie als Muster vor: „Man muß eine Moral verkündigen, die Niemand zu verkündigen wagt, und die jede selbstsüchtige Regierung unmöglich macht, eine Moral, welche den blutigen Straßenkampf, in welchem das Volk nur unterliegt, in einen beständigen Guerrillakrieg verwandeln, welche die Speculationen des Reichen auf die Arbeit des Armen vernichten wird, und welche weder die Macht der Soldaten, noch der Gensd'armen und der Polizei aufhalten kann. Man wird eine Moral verkündigen, welche uns Legionen Kämpfer zuführt, deren Mitwirkung wir jetzt verabscheuen würden, eine Moral, welche unsern Gegnern kein anderes Rettungsbrett übrig läßt, als das unserer Grundsätze, und welche die Auflösung der Herrschaft der persönlichen Interessen

*) Garantien S. 17.

nach sich ziehen wird. Diese Moral kann in der That nur jenen großen Massen verkündigt werden, welche in den von Elend und Verzweiflung erfüllten Städten wimmeln. Sobald man das Wort ausgesprochen hat, wird es das Zeichen zu einer neuen Kriegskunst sein, gegen welche unsere Feinde nie stark genug sein werden. Wenn man die Federn zu hoch spannt, ist es unsere Pflicht, sie zu sprengen, sollte auch eine zwanzigjährige Unordnung daraus hervorgehen."

Das „Evangelium des armen Sünder's" ist einer von den zahlreichen Versuchen der letzten Zeit, aus dem heiligen Buch ein Buch des Epicuräismus zu machen. W. Marr spricht sich über dieses merkwürdige System deutlich aus.

„Es gibt Manche unter den Kommunisten, die sich rechtgläubige Christen nennen. Das Märchen des Ananias und der Saphira ist die historische Grundlage ihrer Religion. Diese sogenannten Kirchenväter nehmen aus dem Evangelium Alles, was zu ihrem System paßt und vernachlässigen oder schrauben das Uebrige. Sie wollen Nichts von der Gütergemeinschaft nach der Weise des Evangeliums wissen, aber wohl so, wie die Epitüräer sie gewünscht hätten; es sind Christen in der Theorie, Heiden in der Praxis". Eine Stelle aus dem „Evangelium des armen Sünder's" zeigt mehr als genug, daß diese Vorwürfe nicht übertrieben sind. „Wir wollen", sagt Weitling, „das Osterfest nicht mehr mit gefalteten Händen, mit gebeugtem Haupte und knicend begehen, sondern an großen Tischen vor dem Osterlamm, indem wir zusammen fröhlichen Herzens Wein, Brod, Milch, Erdäpfel, Fleisch und Fische genießen. Wir wollen Alle an den nämlichen Genüssen Theil nehmen".

Simon Schmidt, ein Gerbergeselle und Mitarbeiter Weitlings, steht, wie dieser, durch seinen Geist viel höher, als seine bürgerliche Stellung. W. Marr, der den Führern des Kommunismus niemals schmeichelt, spricht von ihm wie von einem durch Thätigkeit ohne Gleichen, durch außerordentliche Gewandtheit

und durch natürliche Beredsamkeit ausgezeichneten Manne. Weitling war in der Schweiz der Schriftsteller der Kommunisten, Schmidt war ihr Redner.

Die andern Häupter der Partei, August Beder, G. Kulmann, Albrecht, ein überspannter Greis, hatten nur mittelmäßige Talente. Aber Beder und Albrecht trugen dazu bei, die Ideen ihrer Secte zu verbreiten, Beder durch seine possenhaften Einfälle, Albrecht durch sein Herumschweifen. Kulmann leistete seinen Brüdern keine großen Dienste. Sein Buch, „die Neue Welt“, hatte wenig Erfolg. „Welch ein frecher Charlatanismus!“ sagt W. Marr, indem er von diesem Werke spricht. „Welche fürchterliche Mischung von Dummheiten, die dem Verfasser eigenthümlich sind, mit biblischen Thorheiten! Die Grundlage dieses großen philosophischen Systemes ist — die Abschaffung des Geldes.“

Diese Stelle würde allein hinreichen, einen Begriff von der Stimmung zu geben, mit welcher die Führer des jungen Deutschlands die Lehren des Kommunismus aufnahmen. Ein Kampf zwischen den beiden Parteien war unvermeidlich. „Die Kommunisten“, sagt W. Marr, „machten uns unsere Herrschaft fortwährend streitig“. Auch beurtheilt er die Anhänger dieser Lehre auf das Strengste. Nach seiner Ansicht „rührt der Kommunismus von dem Mangel an That- und Willenskraft her; es ist eine Feigheit, dessen Ergebniß darin liegt, daß der Mensch zum Sklaven der Materie, und für unfähig erkannt wird, sich zu befreien“. Dieses Urtheil ist nicht zu hart.

Nach einem hartnäckigen Kampfe trug das junge Deutschland den Sieg davon. Seine Organisation war weit besser, als die seiner Gegner; seine Führer hatten mehr Gewandtheit und mehr Talent. Aber der Sieg machte sie stolz und flößte ihnen ein übertriebenes Vertrauen in ihre eigenen Kräfte ein. Sie wollten aus dem Dunkel der Klubs hervortreten und die Verbreitung des Atheismus in der größten Oeffentlichkeit versuchen. Daher veröffentlichte Marr in Lausanne eine verkürzte

Ausgabe der „Religion der Zukunft“ von Fr. Feuerbach, welche in drei Wochen bis auf das letzte Exemplar verkauft wurde. Zu gleicher Zeit ließ er mit Dölele eine Zeitung unter dem Titel: „Blätter der Gegenwart“ erscheinen. Die Lehren dieser Zeitung lassen sich in folgenden Worten zusammenfassen: „Gott und die Unsterblichkeit der Seele sind abgedroschene und verjähnte Gemeinplätze“. Die radikale Revolution, welche am 14. Februar 1845 in Lausanne ausbrach und Druen in die Regierung brachte, erfüllte die höchsten Wünsche des jungen Deutschlands. Es schien, daß Druen, der ein Zögling der deutschen Universitäten und voll Begeisterung für die Schelling'sche und Hegel'sche Philosophie war, die Schüler Feuerbachs beschützen müsse, der sich für den ächten Nachfolger der berühmtesten Denker Deutschlands ausgab. Aber die öffentliche Meinung hatte in Zürich in der Person des Dr. Strauß und Weitlings die deutschen Kühnheiten zurückgewiesen. Sie erhob sich auch im Kanton Waadt mit solcher Macht, daß der Staatsrath gezwungen wurde, nebst W. Marr auch die Kommunisten Becker und Kulmann auszuweisen. Zu gleicher Zeit verjagte die halb monarchische Regierung von Neuenburg die andern Häupter, Dölele und Standau. Mit Ausnahme von Genf und Zürich wurden die Klubs der Fremden aufgelöst, ohne bei den Söhnen der Schweiz Beifall gefunden zu haben.

In der That hörte dieses Volk, dessen gesunder, praktischer Sinn und Verstand wirklich bedeutend ist, ganze Jahre hindurch die Lehren des Kommunismus und des Atheismus, ohne von ihnen erschüttert zu werden. In einem benachbarten Lande führten einige Monate eines solchen Unterrichts die furchtbaren Junikämpfe herbei, welche Paris beinahe in die Hände der Proletarier gebracht hätten. An den Ufern des Genfer- und Zürichersees verführten die Nachahmer des Dr. Dornbach allerdings einige leichtgläubige Seelen, aber es gelang ihnen niemals, die Massen hinzureißen. Ein Schriftsteller, der gegen die demokratischen Grundsätze sehr feindselig gesinnt ist, macht in

dieser Beziehung zu merkwürdige Geständnisse, als daß wir sie nicht wörtlich anführen sollten: „Es war von der Propaganda des jungen Deutschlands anbefohlen, die Bürger eines jeden Kantons zu gewinnen, und ihnen so viel als möglich die scheinbar wichtigen Stellen der Sekretäre, und selbst der Präsidenten zu übertragen. — Doch scheint es nicht, als ob eine große Anzahl Schweizer dieser Verführung unterlegen wäre. Die von deutschen Handwerkern gebildeten kommunistischen Klubs zogen sogar nur eine geringe Zahl Schweizer an. — **In keinem Lande hat der Kommunismus so wenig Zukunft als in der Schweiz.** In diesem schönen Lande unterscheiden sich die Gärten und Parke kaum von dem Acker- und Wiesenland. Das Eigenthum, das große wie das kleine, lebt dort im Vertrauen auf die Sitten und ist so geachtet, daß es nicht einmal nöthig hat, sich abzuschließen. (Ist das die gefürchtete Anarchie, von der Crétineau-Joly spricht?) Es begegnet dem zerstreuten Reisenden oft, wenn er an den Ufern der Seen oder in den Windungen der Thäler herumwandelt, auf zwei Schritte eines Privathauses mitten in eine Familie zu gerathen, die weniger erstaunt ist, ihn zu sehen, als er bestürzt ist, in den lieblichen Sitz gedrungen zu sein, der durch keine Schranken bezeichnet noch beschützt ist. Der kommunistische Same ist am Fuß der Alpen nicht aufgegangen, so reichlich er ausgeworfen worden ist. Noch mehr, so oft die von Weitling unter den in der Schweiz sich aufhaltenden deutschen Arbeitern verbreiteten Lehren über die Klubs hinausdrangen, und sich öffentlich zu zeigen versuchten, geriethen die Schweizer Bauern in Aufregung, und die Regierungen — mußten sich fügen. Von einem Aufstand des Landes bedroht, wurden sie gezwungen, die Klubs zu schließen und die deutschen Klubisten zu verjagen. Die nämliche Erscheinung hat sich im Jahre 1843 und 1845 in Zürich unter sehr merkwürdigen Umständen wieder-

holt *).“ — Während also in unsern Tagen im Schooße monarchischer und katholischer Länder die Bauern eine neue „Jacquerie“ gebildet haben, haben die Landleute in den protestantischen und radikalen „trostlosen Republiken“ Zürich und Waadt nicht zugegeben, daß man Gott, die Moral und das Eigenthum angreife. Für die Freiheit leidenschaftlich eingenommen, haben sie Alles kräftig unterdrückt, wovon sie glaubten, daß es in den Augen der gebildeten Welt schaden könne. Sie sind allerdings nicht von den Schwächen frei geblieben, die von der Menschheit unzertrennlich sind. Aber haben die absoluten Fürsten, welche in Neapel, in Parma, in Rom, in Florenz, in Modena u. s. w. regieren, das Eigenthum, die Moral, die göttlichen und menschlichen Gesetze nicht mehr als einmal mit Füßen getreten? Und doch sind diese Herren der Welt keine Bauern!

LVII.

Nicht tolle Fechter sind des Landes Stützen:
 Wer still sein angestammtes Feld bebaut,
 Dem wird der Ruhm, die Vaterstadt zu schützen,
 Einst würdiger vertraut!

B. v. Tschärner.

Die Stadt Berchtholds V. hat einen Lehrer des Schweizerischen Volkes hervorgebracht, dem meine ganze Liebe zugewendet ist und der wie ein dem Glück des Vaterlands und den Fortschritten der Menschheit ergebener Christ gelebt hat. Der Ber-

*) A. Hennequin, *Études sur l'anarchie contemporaine. Le Communisme et la Jeune Allemagne en Suisse.*

fasser des Buchs: Emanuel Fellenberg's Leben und Wirken" *) hat die Bedeutsamkeit Fellenberg's vollkommen begriffen.

Im Jahre 1771 zu Bern geboren, ist der Gründer des berühmten Hofwylers Instituts schon in der Wiege von Verhältnissen umgeben gewesen, die sehr geeignet waren, ihm die Pflichten der Aufgabe zum Verständniß zu bringen, der er sich mit einer wunderbaren Selbstverläugnung gewidmet hat. Wir haben bei Gelegenheit mehrerer bedeutender Männer aus der Schweiz den Einfluß hervorgehoben, welchen eine zärtliche und geistvolle Mutter auf sie ausübte. Frau von Fellenberg, Enkelin des holländischen Admirals Cornelius und Urenkelin des berühmten Tromp, erzog ihren Sohn in den heldenmüthigen Ueberlieferungen ihrer Familie. Statt sich in den Nichtigkeiten der Welt und den elenden Berechnungen der aristokratischen Eitelkeit zu verlieren, nahm sie alle edlen Ideen mit Begeisterung auf. Sie liebte Gott, das Vaterland und die Freiheit mit glühender Liebe.

Eines Tages sah sie ihr achtjähriger Sohn im Schloß Wildenstein an ein Fenster gelehnt und Thränen vergießen. Ueber die Trauer seiner Mutter beunruhigt, bat sie Fellenberg, ihm deren Ursache anzuvertrauen. Die edle Frau sagte ihm, es schmerze sie der Gedanke, daß die Republikaner von Nordamerika nach einer gegen die Engländer verlorenen Schlacht in großer Noth seien. Sie benutzte diese Gelegenheit, um ihm zu erklären, was das erhabene Wort „Unabhängigkeit“ bedeute, und erweckte in seiner Seele eine Begeisterung, die nicht mehr verlöschen sollte. Eine Scene, welcher der junge Fellenberg später als Zeuge bewohnte, machte ebenfalls einen starken Eindruck auf seine Seele, indem sie ihm zeigte, welchen

*) W. Hamm. Sein Werk ist 1845 in Bern veröffentlicht worden. Vorher waren in der Schweiz: „Gespräche über E. v. Fellenberg und seine Zeit“ von Rotholz. (Burgdorf 1834) erschienen.

Prüfungen sich diejenigen aussetzen, welche sich dem Dienste des menschlichen Geschlechtes widmen. Als er eines Morgens unter einer Linde saß, welche die Terrasse des Schlosses zierte, sieht er einen Unbekannten von seltsamem Ansehen mit staubigen Kleidern und fliegenden Haaren herbei kommen. Eine Verwandte, die bei ihm saß, wollte schon dem Reisenden ein Almosen geben, als Fellenbergs Vater ihm plötzlich entgegenträt, ihn umarmt, und den Seinigen „den Menschenfreund“, den Wohlthäter seiner Mitmenschen, den trefflichen Pestalozzi vorstellt. Der Vater hätte bei dieser Gelegenheit seinen Sohn durch selbstthätige Ermahnungen gegen die Nachtheile einer begeisterten Selbstverläugnung warnen können; aber der Besuch Pestalozzi's schien ihm im Gegentheil ein Mittel, ihn zu ermahnen, demselben nachzufolgen, ihm in seiner wunderbaren Uneigennützigkeit und in seiner glühenden Liebe zur Menschheit nachzuahmen. Dies war der Ursprung der Freundschaft, welche Fellenberg mit Pestalozzi verband.

Man kann den Eindruck, den ein Mann wie der berühmte Erzieher auf die glühende Einbildungskraft Fellenbergs machte, leicht begreifen. Uebrigens benutzte seine Mutter, wie sein Vater, alle Umstände, welche das Herz ihres Sohnes entwickeln und ihm den Sinn für Aufopferung einflößen konnten, mit großer Geschicklichkeit, statt in ihm, wie die meisten, selbst christliche Mütter thun, den Keim der Hingebung zu zerstören. Eines Tages besuchten sie zusammen das Irrenhaus zu Königsefelden *). Als ihn Frau von Fellenberg von so viel Elend und so großen Leiden gerührt sah, ließ sie ihn schwören, sein ganzes Leben lang die Stütze der Unglücklichen zu sein. Und indem sie hierauf in einer Regung erhabener Frömmigkeit auf die Kniee fiel, betete sie zu Gott, von dem jede vollkommene Gabe kommt,

*) Ich habe dort Erinnerungen an die entsetzliche Rache der Verwandten des Kaisers Albrecht gefunden. Ich kann nicht ohne Schauern an den Eindruck denken, welchen Königsefelden auf mich gemacht hat.

er möge ihrem Sohne die Kraft gewähren, seine Versprechungen zu halten, und ihn vor der Selbstsucht zu bewahren, von der die Welt Allen so verderbliche und so gleißnerische Beispiele gibt. — Der Knabe war so tief gerührt, daß er selbst in einem vorgerückten Alter niemals ohne Begeisterung von diesem feierlichen Augenblick sprechen konnte.

Der Unterricht Renggers, der später Kultusminister der helvetischen Republik wurde, brachten seine von einer edlen Mutter so gut gepflegten Anlagen zur vollständigsten Entwicklung. Als Fellenberg im Mai 1786 eine Rede hörte, die sein Vater, damals Präsident der helvetischen Gesellschaft, über die Nothwendigkeit, die Volkserziehung zu verbessern, hielt, war sein Beruf entschieden. Er war 16 Jahre alt. Seit jener Zeit zog er sich zurück, verzichtete vollständig auf das ausgelassene Leben der jungen Patrizier seiner Zeit, suchte seinen Körper durch einfache und mäßige Gewohnheiten zu stärken, und bereitete sich durch angestrengtes Arbeiten auf die Laufbahn vor, welche er in der Zukunft vor sich sah. Er unterbrach diese unausgesetzten Arbeiten nur, um Fußreisen durch die Schweiz zu machen, damit er Land und Volk besser kennen lerne. In den gründlichen Studien, die ihn damals beschäftigten, hatte ihn Kant vor Allen angezogen. Er fand in den Schriften des Königsberger Philosophen ein lebhaftes Gefühl der Pflicht und einen kräftigen Stoicismus. Leider hat die Theologie dieses Philosophen nicht die Wärme und das Leben, das man im Evangelium antrifft. Vielleicht muß man das Kalte und Ausschließliche in einigen Ansichten der Kant'schen Philosophie diesen Unvollkommenheiten zuschreiben.

Als Fellenberg von der Universität zurückgelehrt war, arbeitete er zehn Jahre lang, nur von wiederholten Ausflügen unterbrochen. Immer von dem Gedanken durchdrungen, daß man zuerst das Volk genau kennen lernen müsse, ehe man versuchen könne, ihm nützlich zu werden, durchwanderte er die Schweiz und Deutschland zu Fuß, seinen Reisefack auf dem

Rücken, mit Wenigem zufrieden, auf alle Annehmlichkeiten des Lebens verzichtend, die ihm seine Geburt und sein Vermögen in Aussicht stellten. Wochen und Monate lang lebte er als Bauer unter dem Dache der Landleute. Ein Mann von diesem Schlag konnte die Vorurtheile des Bernerischen Patriziats nicht theilen. Die Schweiz, wir haben es schon gesagt, hat mehr als jedes andere Land Männer hervorgebracht, die entschlossen und edel genug waren, die Gerechtigkeit und die Wahrheit den Vortheilen ihrer Kaste vorzuziehen. Fellenberg gehörte zu dieser Zahl. Als die französische Revolution ausbrach, ermahnte er die Patrizier, auf Vorrechte Verzicht zu leisten, welche mit den Bedürfnissen und den Ideen der Zeit unvereinbar waren. Ohne diese Zugeständnisse war es nach seiner Ansicht unmöglich, die Schweiz vor einem feindlichen Einfall zu bewahren. Was Fellenberg vorausgesehen hatte, traf bald ein. Aber ob er gleich an einer Sache verzweifelte, welche von der Aristokratie compromittirt worden war, kämpfte er mit nicht weniger Thatkraft gegen die Franzosen. Er durchzog als Offizier bei der Berner Miliz das Emmenthal und das Entlibuch, indem er die muthigen Bauern dieser Thäler aufmunterte, für die Vertheidigung ihres Geburtslandes zu kämpfen. Seine Anstrengungen waren vergeblich; es wurde ein Preis auf seinen Kopf gesetzt und er konnte nur unter unerhörten Gefahren Deutschland erreichen. Er war im Begriff, nach Amerika auszuwandern, als man bewirkte, daß er aus den Proskriptionslisten gestrichen wurde. Kaum war er in sein Vaterland zurückgekehrt, als er nach Paris geschickt wurde, um dort die Klagen seines Kantons gegen die französischen Agenten anzubringen.

Da ihm das diplomatische Leben, für welches er keine Neigung hatte, bald anwiderte, entschloß er sich, die Pläne, welche seinen Geist seit seiner Jugend beschäftigten, auf eigne Gefahr zu verwirklichen. Er wollte eine Musterschule gründen, um die Wohlthaten der Volkserziehung, wie er sie sich dachte, zum Bewußtsein zu bringen. Er kaufte daher um 2000 Berner Pfund

ein Landgut, welches der Familie von Erlach gehörte und das unter dem Namen Hofwyl in ganz Europa berühmt wurde.

Fellenberg benutzte die ersten Jahre seines Aufenthalts in Hofwyl, um seine Kenntnisse im Landbau zu vervollkommen. Die Studien, die er machte, reichten ihn bald unter die Zahl der ausgezeichnetsten Landwirths. Aber diese Studien waren für ihn nicht, was sie für viele Leute seines Standes sind. Mit jener physischen Kraft begabt, welche die Landleute so hoch schätzen, sah man ihn stets unter den Arbeitern, indem er sie mit seiner wohlklingenden Stimme ermunterte, und ihre Beschwerden und Anstrengungen theilte. Er war glücklich und stolz, das arbeitsame Leben des Landmanns zu führen, das er als die edelste Anwendung der menschlichen Thätigkeit betrachtete. Mancher berühmte Besuch fand ihn auf dem Felde in Bauerntracht. Er diente sogar oft mehreren Personen als Führer, die dann sehr überrascht waren, den in der Kleidung eines Weltmannes wieder erscheinen zu sehen, den sie für einen einfachen Tagelöhner gehalten hatten.

Die Wichtigkeit, welche Fellenberg dem Ackerbau beilegte, war eine Folge seiner Ansichten über die Reform der Erziehung. Er war überzeugt, daß man das erkünstelte Leben des 18. Jahrhunderts in seiner Wurzel angreifen müsse, und er sah mit Recht in der Feldarbeit ein mächtiges Werkzeug der Sittlichung und des socialen Fortschritts. Er konnte im Jahre 1804 eine seinem Herzen theure Idee verwirklichen, indem er die „Armenschule“ gründete, welche noch jetzt eines seiner schönsten Verdienste ist. Pestalozzi hatte in Neuhof etwas Aehnliches versucht, aber er besaß für ein Werk dieser Art nicht den praktischen und schöpferischen Geist seines Freundes. Verlassene Kinder der äußern Noth und dem sittlichen Verderbniß zu entreißen, sie in der kräftigen und gesunden Zucht einer ihrem Alter angemessenen Landarbeit zu erziehen, in ihren Beschäftigungen die Gelegenheit zu einem einfachen Unterricht zu suchen, der zugleich ihr Herz und ihren Geist bilden sollte, Arbeit und

Unterricht so zu verbinden, daß dieser eine angenehme und leichte Erholung werde, — das war das Ziel, das sich Fellenberg vorsetzte, und nach welchem er stets mitten unter Schwierigkeiten jeglicher Art strebte. Der Name Wehrli, der ihn vierundzwanzig Jahre lang mit einer heiligen Leidenschaft für das Gute unterstützte, ist mit dem Fellenberg's unauflösbar verknüpft. Als dieser seine Schule gründete, hatte er seine Aufmerksamkeit vorzüglich auf die jungen Verbrecher gerichtet. So gehört denn auch ihm der erste Gedanke, frühzeitig den Folgen der ersten Fehler zu steuern, eine glückliche Eingebung, welche die fruchtbarsten Folgen haben kann, sobald man sie mit Beharrlichkeit und Hingebung anwendet. Man darf sich daher nicht wundern, wenn die Armenschule von Hofwyl ein Wallfahrtsort wurde, wohin sich ganz Europa begab, wenn Häuser derselben Art in Ostindien und sogar in Neu-Holland gegründet wurden. Dies war die schönste Belohnung für Fellenberg.

Die Armenschule ward bald mit neuen Anstalten umgeben, welche die Bestimmung hatten, die große von ihrem Gründer entworfene Schöpfung zu vervollständigen. Im Jahre 1807 errichtete er die Ackerbauschule, auf welche man alle Anstalten der nämlichen Art zurückführen kann, die seitdem in Europa gegründet wurden. Da er auch die Erziehung der höheren und mittleren Stände umgestalten wollte, errichtete er für dieselben zwei Schulen, von denen er die eine „Höhere Unterrichtsanstalt“ und die andere „Mittelschule“ nannte. Sein Hauptzweck war, zwischen den verschiedenen Ständen der Gesellschaft, die sich nur zu oft feindlich gegenüberstehen, einen edlen Wettstreit hervorzurufen.

Wir haben nicht die Absicht, von den zahlreichen Unternehmungen zu sprechen, mit denen sich Fellenberg beschäftigte, der stets von einer seiner würdigen Gattin unterstützt wurde, welcher die Schweiz eine Erziehungsanstalt für Mädchen verdankt, die lange geblüht hat. Ich will nur die Linthschule erwähnen, welche er mit einem der größten Bürger der Schweiz,

dem berühmten Escher, gründete. Diese beiden Männer waren geschaffen, um sich zu verstehen. Mitten unter unaufhörlichen Arbeiten, mit einem Briefwechsel überladen, der sich über ganz Europa verbreitete, stets an die politischen Angelegenheiten seines Vaterlandes denkend, an welchen er oft thätigen Antheil nahm, löschte Fellenberg am 21. November 1844 aus, wie eine jener Himmelserscheinungen, welche ihren lebhaften Glanz über die Erde verbreiten und dann im Weltraum verschwinden.

LVIII.

Den Grundstein hat Gott selbst gelegt;
Wer will sie niederstürmen?

Jak. Rubler.

Als ich vom Bärengraben zurückkehrte, wandelte ich längs der Festungswerke hin, indem ich mich bald bei den Hirschen, bald bei den noch leichteren Rehen aufhielt, welche in den breiten Gräben herumsprangen. Mein Blick fiel auf die mächtige Natur, die mich umgab, oder auf den Bundespalast, ein neues Gebäude, welches sich über die Häuser rings herum erhebt. Dort vereinigen sich die Mitglieder des Nationalraths, des Ständeraths, mit einem Worte, alle eidgenössischen Behörden.

Die obersten Gewalten der Eidgenossenschaft sind der Bundesrath, die Bundesversammlung und das Bundesgericht.

Der Bundesrath bildet die ausübende Gewalt. Er besteht aus sieben Mitgliedern, welche von der Bundesversammlung auf vier Jahre ernannt und aus allen in die Nationalversammlung wählbaren Schweizern gewählt werden. Den Vorsitz führt der Bundespräsident, welchen die Bundesversammlung

aus dem Bundesrath wählt. Der Bundespräsident kann nicht zwei Jahre nach einander gewählt werden.

Die Bundesversammlung besteht aus zwei Häusern, dem Nationalrath und dem Ständerath. Der erste repräsentirt die Einheit des Volkes, der zweite die Kantonalinteressen.

Der Nationalrath besteht aus Abgeordneten, die in direkter Wahl vom Schweizervolk gewählt werden, und zwar kommt ein Abgeordneter auf je 20,000 Einwohner. Jeder zwanzigjährige Schweizer ist wählbar, vorausgesetzt, daß er nicht dem geistlichen Stand angehöre.

Der Ständerath besteht aus 44 Abgeordneten, von denen jeder Kanton zwei wählt*).

Das Bundesgericht entscheidet als Civilgericht über die Streitigkeiten der Kantone unter sich. Als Appellhof urtheilt er mit der Jury über Hochverrath, über die Vergehen der eidgenössischen Beamten und die politischen Verbrechen, welche eine Einmischung der Eidgenossenschaft herbeigeführt haben.

Diese Verfassung schließt keinen Fortschritt aus. Sie kann in der That zu jeder Zeit revivirt werden; es genügt hiefür, daß 50,000 Bürger es verlangen. In diesem Falle fragt man das Volk an, ob es die Revision für nöthig halte.

In den ersten Zeiten nach dem Sturz des Sonderbunds konnte man befürchten, daß die Kämpfe der radikalen und konservativen Partei die Vollstreckung der neuen Gesetze erschweren möchten. Aber der gesunde Sinn und der Charakter des Schweizervolks zeigten ihm in der Versöhnung das beste Mittel, um die Zukunft und die Ruhe des Landes sicher zu stellen. Daher haben auch die gemäßigten Radikalen und die verständigen Konservativen die Nothwendigkeit begriffen, sich zu verständigen. Um nur den Kanton Bern anzuführen, welcher den fünften Theil der schweizerischen Bevölkerung bildet, hat die Fusion

*) Die Halbkantone, wie Appenzel-A. u. A. ernennen nur einen Abgeordneten.

von 1852 in dem Augenblick, da ich diese Zeilen schreibe*), eine neue Bestätigung erhalten. Der Große Rath hat zu gleicher Zeit die Herren Sahli, Mign und Karlen, welche zur radikalen Seite gehören und die Herren Blösch und Kurz gewählt, welche unter die Führer der conservativen Partei zählen. Möchte so die Eintracht aller Männer, welche die Größe ihres Vaterlands aufrichtig wollen, es zur Erfüllung seiner schönen Bestimmung vorbereiten!

Die neue eidgenössische Verfassung gibt der Schweiz in der That eine wirkliche Bedeutung als Nation, und beruft sie, in Europa eine weit bedeutendere Rolle zu spielen als bis dahin. Aber die Anhänger des alten Zustands der Dinge sehen nur Gefahren in der Stellung, welche die Eidgenossenschaft eingenommen hat. Das schweizerische Volk, sagen sie, soll nur dahin streben, die ihm im Jahr 1815 auferlegte Neutralität zu bewahren. Ein Staat, der keine größeren finanziellen und militärischen Hülfquellen hat, wird immer am klügsten handeln, wenn er sich auf eine durchaus untergeordnete Stellung beschränkt, um die Aufmerksamkeit und den Zorn des Fürsten nicht auf sich zu ziehen, welche sich mit so viel Erbitterung um die Herrschaft in Europa streiten.

Diese übermäßig klugen Gründe stammen gewiß nicht aus den heldenmüthigen Ueberlieferungen der Schweiz.

Die gegenwärtige Schweiz ist ein großes Land, wenn man sie mit derjenigen vergleicht, welche im Mittelalter so viele Wunder verrichtet hat. Ist denn wirklich jedes wenig zahlreiche Volk gezwungen, seinen Platz unter der Sonne nur mit bescheidener Furchtsamkeit einzunehmen? Griechenland hat in den Tagen von Marathon und Salamis nicht also gedacht; Holland war anderer Ansicht, als es heldenmüthig gegen die spanische Monarchie kämpfte, die damals in ihrem ganzen Glanze stand; Albanien hatte andere Grundsätze, als es unter den Fahnen

*) März 1856.

Standerbegs allen mahomedanischen Heeren Widerstand leistete; auch Rumänien ist unter Stephan dem Großen und Michael dem Tapfern muthiger gewesen. Wenn man die Neutralitätspolitik annimmt, wie ich sie eben gezeichnet habe, so muß man auch behaupten, daß Holland, Belgien, Piemont, Rumänien, Sachsen, Württemberg, Bayern, Hannover u. s. w. mit dem Gewehr im Arm Alles müssen geschehen lassen, was in Europa geschieht, alle Siege der Unredlichkeit, alle Gewaltthaten der absoluten Monarchen; sie müssen sich damit trösten, daß die Streitigkeiten der großen Völker sie Nichts angehen. Wahrlich, diejenigen, welche der Schweiz diese übertriebene Selbstverleugung anrathen, haben keinen Begriff von ihrer Vergangenheit und von ihren Pflichten in der Zukunft! Die Schweiz darf nicht vergessen, daß sie in Europa die Verbindung der Freiheit und der Gleichheit repräsentirt. England und Frankreich personifiziren je nur Eine dieser Ideen. Das Volk, das beide mit so gesundem Sinn hat zu vereinigen verstanden, muß nach dem Maß seiner Kräfte dahin arbeiten, ihnen in Europa den Sieg zu verschaffen.

Die Lage der Schweiz macht sie in der That sehr geeignet, einen wirksamen Einfluß auf ganz Europa auszuüben. Sie gränzt zugleich an Frankreich, an Deutschland und an Italien, d. h. an die drei Länder, in denen die demokratischen Ideen mit der größten Kraft gähren. Die Gestaltung ihres Bodens scheint eine natürliche Festung aus ihr gemacht zu haben, hinter welcher die Freiheit des Festlandes Schutz findet. Von den Höhen der Alpen herab scheinen diese stolzen Gebirgsbewohner einen ruhigen, aber verächtlichen Blick auf die Staaten zu werfen, welche das Joch des Mittelalters noch nicht abgeschüttelt haben. Könnten die, welche einst die stolzesten Aristokratien besiegt haben, nicht auch jetzt wieder in ihren Engpässen oder an den Ufern ihres Murtner- und Sempacher-Sees die Bataillone der absoluten Mächte vernichten? Wenn die Geschichte eines Volkes nur ein ewiger Kampf gegen den Hochmuth und die

Anmaßungen des Despotismus ist, kann man nicht leicht daran denken, es zu einer Herde Sklaven zu machen. Die Gebirgsbewohner von Graubünden und vom Oberland, von Schwyz und Unterwalden haben keine Ähnlichkeit mit den Bauern, die seit so viel Jahrhunderten an die härteste Sklaverei gewöhnt sind.

In der Schweiz gibt es kein stehendes Heer, jeder Bürger ist Soldat und bewahrt in seinem Haus jene Büchse, welche die Söhne Wilhelm Tell so tapfer handzuhaben wissen. Als die französische Regierung unter Ludwig Philipp die Eidgenossenschaft bedrohte, welche sich weigerte, ihr den Prinzen Ludwig Napoleon auszuliefern, der damals thurgauischer Bürger war, standen in wenigen Tagen nur in den Kantonen Genf und Waadt 20,000 Mann unter Waffen. Es handelte sich damals nur um eine einfache Frage der Nationallehre, nicht um Rechte der ganzen Schweiz, sondern um die eines seiner Adoptivbürger. Was würde geschehen, wenn Oesterreich die Schlachten von Morgarten und Sempach wieder anfangen wollte, wenn Frankreich die glorreiche Schlacht bei St. Jakob vergäße? Ich weiß wohl, daß das Ausland auf die Unterstützung der aristokratischen und ultramontanen Partei zählt. Aber befand sich nicht auch zu den Tagen von Grandson und Murten eine mächtige burgundische Partei unter dem Berner Adel? War Karl der Kühne deswegen glücklicher? Wozu halfen ihm damals die beträchtlichen Summen, die er in den Kantonen vertheilt hatte? Das Nationalbewußtsein war kräftiger als die Standesinteressen. Im Allgemeinen legt man auf den Beistand der Geistlichen und des Adels ein zu großes Gewicht. Als die Coalition am Ende des 18. Jahrhunderts in Frankreich einbrang, sprachen sich beinahe alle offen für Preußen und Oesterreich aus. Eine Armee von Adlichen kämpfte sogar in den Reihen der Verbündeten. Sie hatte drei Prinzen aus dem Hause Bourbon an ihrer Spitze, welche nicht errötheten, ihr Vaterland zu verrathen. Haben die französischen Bauern deswegen das verbündete Europa weniger besiegt? In dieser äußersten Gefahr hat Frankreich vierzehn Armeen finden

können, um seine Grenze zu vertheidigen. Wenn die schweizerische Bevölkerung nicht auch so riesige Anstrengungen machen kann, so hat sie hinter den Alpen natürliche Wälle, welche die Soldaten der Republik nicht hatten. Wenn sie auf ihren Fahnen die Sinnbilder der Gewaltthätigkeit nicht hat, für welche die großen europäischen Monarchien eine große Vorliebe zu haben scheinen, so sieht man auf ihren mit dem Blut ihrer heldenmüthigen Vorfahren gefärbten Bannern das Kreuz, das die Welt erlöst hat; jenes Kreuz, das einst für die wiedergeborenen Völker das Zeichen der Freiheit sein wird.

Der schwerste Vorwurf, den man den demokratischen Ideen macht, die sich seit einiger Zeit der Schweiz bemächtigt haben, ist die Entwicklung des Pauperismus. Das ist der wesentlichste Satz, auf den die Anhänger der Vergangenheit unaufhörlich zurückkommen. Aber man behandelt diese Frage weder reblich noch unparteiisch.

Ist der Pauperismus eine der republikanischen Schweiz eigenthümliche Wunde? Findet er sich nicht in eben so scheußlicher Gestalt in London, in Paris, in Brüssel, wie in den Thälern von Interlaken, Grindelwald und Lauterbrunnen? Und doch werden diese Länder von sehr verschiedenen Gesetzgebungen regiert. England ist ein protestantisches und konstitutionelles Land, Belgien ist ein ultramontanes Königreich, Frankreich ist eine absolute Monarchie. Es ist daher offenbar, daß der Pauperismus ein Uebel ist, welches in Europa von allgemeinen Ursachen herrührt und man hat kein Recht, die Radikalen der Schweiz dafür verantwortlich zu machen.

Es ist nicht schwer, einige von diesen Ursachen anzugeben. Der lange Frieden, der von 1815 bis 1854 in Europa geherrscht hat, hat der Bevölkerung einen unerhörten Aufschwung gegeben. Die Fortschritte der Gesundheitspolizei, die Verbesserung des Zustandes der unteren Klassen, das Aufhören der schrecklichen Kämpfe, welche bis zum Ende des Napoleonischen Kaiserreichs Europa verwüstet haben, Alles hat dazu beigetra-

gen, die Menschen auf einen engen Raum anzuhäufen. Die Statistiken der Schweiz beweisen, daß es sich seit einigen Jahren auf dem Gebiete der Eidgenossenschaft eben so verhält*).

Es gibt nur Ein Mittel gegen diese sociale Wunden — die Auswanderung und die Fortschritte des Landbaus. Was die Auswanderung betrifft, so haben die Völker lateinischen Ursprungs bis jetzt eine allzugroße Abneigung dagegen gezeigt. Ueberdies ist ihr Landbau im Allgemeinen noch sehr zurückgeblieben. In der Schweiz, zum Beispiel, wie viel bleibt noch zu thun in den am meisten lateinischen und am meisten katholischen Kantonen, in Tessin, in Wallis, in Freiburg!

Statt diese allgemeinen Ursachen des Pauperismus zu untersuchen, legt man großes Gewicht auf lokale Ursachen. Um nur vom Oberland zu sprechen, so sagt man, daß sich dort, seitdem die Demokraten an das Ruder gekommen sind, die Müßiggänger und die Bettler täglich vermehren. Wenn man die Verhältnisse genau untersucht, so glaube ich, daß die reichen Reisenden aus den monarchischen Ländern durch ihre thörichte Verschwendung, durch ihr nutzloses Leben, durch die Ausgelassenheit ihrer Sitten wenigstens eben so viel dazu beitragen als die Radikalen, dem kräftigen Volksstamm der Gebirge Geschmack zum Wohlbehagen und zum far-niente beizubringen, was die Zahl der Armen und der Leute, welche, ohne jemals zu betteln, leicht ins Elend stürzen, gewiß nicht vermindert. Wenn die Schweiz einst von Eisenbahnen durchzogen ist, werden diejenigen, welche das Glück haben, unter despotischen Regierungen zu leben, den Hirten der Schweiz männlichere Tugenden lehren? Wir rathen es ihnen, wenn sie die Freude haben wollen, alle Laster, welche sie auf dem Gebiet der Eidgenossenschaft finden, auf die republikanische Verfassung derselben zu werfen.

Es verhält sich mit der Trägheit, die man den Schweizern

*) Man sehe die vortreffliche Statistik der Schweiz von Stephan Francini.

vorwirft, wie mit dem Söldnerdienst. Es sind dies sicherlich zwei große Blagen. Aber wenn es in Rom, in Neapel u. s. w. keine absolutistischen Regierungen gäbe, um das Blut der Schweizer zu ertausen, wenn die „goldzüngigen“ Werber nicht alle Täuschungen anwendeten, um sie für den Dienst der mehr oder weniger katholischen Könige anzuwerben, so würde diese schmachliche Wunde gewißlich die Söhne Wilhelm Tells nicht beflecken. Find man den Müßiggang, den man der heutigen Schweiz vorwirft, in den Alpenthälern, ehe sie der Sammelplatz der höhern Stände aller monarchischen Nationen wurden? Es ist dieß freilich ein neues Uebel, das den Menschen der früheren Zeiten unbekannt war, aber ist es nicht ungerecht, die Neigung zum Selbstmord nur denen vorzuwerfen, welchen man das Gift einsproßt? Und dieß, scheint es mir, thut man alle Tage, wenn es sich um die Fehler handelt, deren man das schweizerische Volk mit so viel Bitterkeit anklagt, ein Volk, das sicherlich nicht vollkommen ist, aber das bei allen seinen Mängeln weit höher steht, als diejenigen, die es ohne Schonung tadeln.

LIX.

Und sollst zu ihm sagen: So saget der Herr: Israel ist mein erstgeborener Sohn.

2. Mosi 4, 22.

Die oberflächlichen Menschen haben sich viel mit den politischen Spaltungen der Schweiz beschäftigt, als ob nicht in allen Republiken unter verschiedenen Namen eine konservative und eine radikale Partei bestanden hätte. Aber es versteht sich von selbst, daß jene Menschen nicht an die religiösen Zwiste gedacht haben, als ob diese nicht, wenn sie auf unveröhnlichen Verschiedenheiten beruhen, in der Seele eines Volkes eine unendlich tiefere Verschiedenheit begründeten!

Die Eidgenossenschaft, die auf ihrem Gebiete mehr als 8000 Juden zählt*), zerfällt vom christlichen Gesichtspunkte aus in zwei große Parteien, die Reformirten (1,413,773) und die Römisch-Katholischen (971,821).

Die religiösen Fragen haben in unserer Zeit eine so große Bedeutung gewonnen und können in der Wiebergeburt des Orients eine so wichtige Rolle spielen, daß ich alle Gelegenheiten mit Begierde ergreifen mußte, den Glauben und die Politik der Religionen zu studiren, welche das Abendland spalten.

Obgleich die Abkömmlinge der alten Hebräer im Abendlande nicht sehr zahlreich sind, so spielen sie doch in denselben eine Rolle, über welche man sich keinen Täuschungen hingeben darf. Sie nehmen überall an Einfluß und an Reichthum zu. Die vorzugsweise katholischen Mächte, das Papstthum selbst, sind gezwungen, fortwährend mit den berühmten Banquiers zu unterhandeln, die zu diesem Stamme gehören. Sie sehen täglich die Söhne derer zu ihren Füßen, welche Jahrhunderte lang es für eine Pflicht gehalten haben, ihr Blut zu vergießen. Ein solcher Umschwung der Verhältnisse war wohl geeignet, ihnen eine hohe Meinung von der ihrem Stamme bestimmten Zukunft zu geben. Daher fangen sie auch an, die christliche Civilisation, welche sie niemals hat besiegen können, mit — Verachtung zu betrachten.

Ein jüdischer Schriftsteller, Salvador, hat sich zum Organ dieser Ansichten und Hoffnungen gemacht. In einem Buche, das großes Aufsehen erregt hat, „die Mosaische Gesetzgebung“, hat er sich nicht begnügt, den hebräischen Propheten mit gerechtem Lob zu überschütten, er hat sogar zu behaupten gewagt, es stehe der Pentateuch weit höher als das Evangelium, und es habe der Sanhedrin Recht gehabt, Christum zu kreuzigen. Dieser Gerichtshof, sagt er, war vom Standpunkte der mosaischen Gesetzgebung verpflichtet, auf diese Weise den alten Glauben des Volkes zu vertheidigen. In einem weniger

*) Nach der Volkszählung vom März 1851.

berühmten Werke: „Jesus Christus und seine Lehre“ hat sich Salvador bemüht, dem Christenthum jede Art Originalität abzusprechen, zu beweisen, daß alles Gute, das es enthalte, nur eine Wiederholung des Alten Testaments sei, das nach ihm dem Neuen weit überlegen sei; denn nach seiner Meinung bekennt sich Moses zum Pantheismus, und statt die Gedanken der Menschen nach einer eingebildeten Unsterblichkeit zu richten, veranlaßt er sie, an die Verbesserung ihres irdischen Zustandes zu denken. Wenn man ihm glauben will, kommen die Christen täglich auf die jüdischen Lehren zurück. Indem sie sich von den nichtigen Ueberlieferungen des Mysticismus befreien, beschäftigen sie sich immer entschiedener mit dem gegenwärtigen Leben, das sie offenbar den Freuden des Paradieses vorziehen. — Dieß ist Salvadors religiöses System. Seine politischen Ansichten sind der mosaischen Gesetzgebung nicht weniger günstig. Moses ist nach ihm der ganz eigentlich liberale und fortschreitende Geist; er hat die Idee der Freiheit in die Welt eingeführt. Hätte er nur dieses Verdienst, so würde es hinreichen, ihm die Dankbarkeit und die Bewunderung des Menschengeschlechtes zuzusichern.

Man sieht auf den ersten Blick, wie sehr die Ansichten Salvadors von denen verschieden sind, welche das 18. Jahrhundert allgemein verbreitet hat. Den Schülern Voltaire's und Diderot's war die Religion der Juden ein Gewebe von Träumereien und Abscheulichkeiten. Die poetischen Legenden der Griechen, ihr heiterer Cultus schienen ihnen weit über den strengen Glaubensgesetzen der Juden zu stehen. Das künstlerische Genie der Hellenen, die geschickte Organisation ihrer Demokratie, der Scharfsinn ihrer Denker, ihr kriegerischer Geist, Alles bei ihnen blendete die Einbildungskraft. Zu jener Zeit waren beinahe alle Denker geneigt, die Juden den indogermanischen Nationen aufzuopfern. Der christliche Glaube verhinderte einige Philosophen das kleine asiatische Volk mit Verachtung zu überschütten, das kein anderes Interesse gewährte, als seinen Glauben.

— Heutzutage hat sich die Meinung sehr geändert. Jeder begreift den Werth der religiösen Ideen, das gründliche Studium der Geschichte hat gezeigt, daß die Größe oder die Schwäche der Nationen vorzüglich von diesen Ideen abhängt, daß der gesellschaftliche Zustand, die Gesetzgebung, die Kunst und die Philosophie aus ihnen hervorgehen, wie die Blume aus dem Stängel*).

Wenn die Wichtigkeit des Glaubens so groß ist, so verdient das jüdische Volk und der Semitische Stamm, dem es angehört, unsere ganze Bewunderung. Dieser Menschenstamm kann freilich in gewissen Beziehungen nicht mit den indogermanischen Völkern verglichen werden; er steht jedoch vom dogmatischen Gesichtspunkte aus weit über ihnen: der indogermanische Stamm ist immer ein Sklave seiner Empfindungen gewesen. Alles, was seine Sinne und seine Einbildungskraft anregte, schien ihm die Bewunderung der Sterblichen zu verdienen. Der Wind, der durch die düsteren und geheimnißvollen Wälder rauschte, schien ihm die Stimme der Nymphen, er hörte die Sirenen im Schooße der Wellen ihre melodischen Klagen seufzen; er hielt den Regenbogen, der in der Wolke glänzte, für die Schärpe einer jungen Göttin und den ersten Schimmer des Tages für das Lächeln der rosenfingrigen Morgenröthe. Noch in unserm Jahrhundert kniet ein Theil dieses Stamms hartnäckig zu den Füßen der heidnischen Götter. In Europa hat er unter dem Namen Katholizismus einen neuen Polytheismus geschaffen, der ebenso verwickelt zu werden droht, als der alte. Mit der Nachkommenschaft Sems verhält es sich anders. Sie hat seit dem höchsten Alterthum ein lebendiges und tiefes Gefühl von der Einheit Gottes gehabt. Sie hat nicht, wie die Hindu am Ufer des bengalischen Meeres die Gesänge der Davaś gehört; sie hat nicht wie die wollüstigen Kinder Joniens Hymnen zu Ehren der schaumgebornen Aphrodite geseufzt. Gott ist Gott! — Dieser Ruf ertönt in den Wüsten des Sinai, auf

*) E. Quinet, Génie des religions.

dem Gipfel des Golgatha und in der dürren Ebene von Mekka. Wenn man einmal den Gedanken des Ewigen gefaßt, wenn man die Größe des Unendlichen begriffen, wenn man ihn mit jenen Eintagswesen verglichen hat, die unter seiner allmächtigen Hand hin und her wogen, so erfüllt dieser Gedanke die ganze Seele. Sie beherrscht sie, erdrückt sie, macht sie zu jedem untergeordneten Denken unfähig. Man wundere sich jetzt, daß der Jude, wie der Araber und wie der Christ der ersten Zeiten sich so wenig um Politik, um Kunst und Philosophie bekümmert hat! Er hatte sein Leben einer viel größeren Sache gewidmet, deren Sieg er vor Allem sicher stellen wollte. Wie hätte sich der Hebräer, der jenen heiligen Schatz, die Verehrung des Unendlichen, in seinem Herzen bewahrte, entschließen können, Bildsäulen zu formen oder über philosophische Systeme nachzudenken? Er wußte, daß er eine höhere Aufgabe habe, daß er bestimmt sei, das Licht der Welt zu werden. — Daher seine unendliche Verachtung gegen jene Völker, die auf ihre Künste und ihre überfeinerte Bildung so stolz sind. Der Landmann in Judäa, der Hirt an den Ufern des Jordan, die Gebirgsbewohner von Galiläa hätten über die Bemühungen des Pythias, Pindars und Sokrates gelächelt. Von einem prophetischen Trieb belehrt, glaubten sie einen Keim der Unsterblichkeit zu besitzen, eine Idee voll Zukunft, was weder Rom noch Griechenland hatte. Daher war das Judenthum im höchsten Grade unduldsam. Die semitischen Völker glaubten als Repräsentanten eines Glaubens, der die Welt erobern sollte, das Recht auf Unduldsamkeit zu haben. Der indo-germanische Stamm mit seinem unbestimmten Glauben, mit seinen politischen Träumereien, mit den dunkeln Ahnungen des Unendlichen war in seinen Grundsätzen weniger entschieden. Daher überließ er auch den Dichtern, welche seine eigentlichen Theologen waren, die Sorge, seine Religion fortwährend umzugestalten. Bei den Juden wäre der Gotteslästerer, der den großen Gedanken Jehovah entstellt hätte, mit dem Tode bestraft worden. Und in der That ist Gott nicht

bloß der Glaube dieses Volkes, er ist auch sein Gesetzgeber, sein Monarch, sein lebendiges Gesetz. Er wacht über alle seine Handlungen, er gibt ihm alle seine Gedanken ein, er selbst leitet es nach dem heiligen Ziel, welches es erreichen soll.

Es darf nicht auffallen, wenn die berühmten Männer des Judenthums mehreren neueren Schriftstellern so sonderbar erscheinen. Sie beurtheilen sie nach den griechischen und römischen Systemen, mit welchen ihre Jugend genährt worden ist. Aber man darf einen Samuel oder Elias nicht von dem Standpunkt des Lyceums oder der Akademie beurtheilen. Für den, der ein Schüler des Aristoteles oder Plato bleiben will, wird die ganze Geschichte des Judenthums immer unbegreiflich bleiben. Er wird darin nach dem Vorgange Voltaire's nur ein Gemenge von außerordentlichen Thatfachen und unerklärlichen Sonderbarkeiten erblicken. Wenn man aber von den Ideen durchdrungen ist, welche das Leben und die Mythen des jüdischen Volkes gebildet haben, so wird seine Geschichte von einem Licht erleuchtet, das alle Vorurtheile zu zerstreuen vermag. Wenn die Größe eines Volkes nach dem Einfluß beurtheilt wird, welchen es auf die Welt ausgeübt hat, so steht das jüdische Volk über allen andern. Was ist auch jetzt noch das Gesetz der civilisirten Welt? Was ist unser Ideal der Vollkommenheit? Ist es nicht die Predigt, welche Jesus auf einem Berge Judäas gehalten hat? Vor wem beugen sich die aufgeklärtesten Volksstämme der Welt? Etwa vor Buddha, vor Lao-tse oder Confucius? Nein, sondern vor dem Menschensohn, der im Stalle zu Bethlehem geboren wurde.

Ich bewundere die Größe des griechischen Genies, aber der Glaube, der die Welt verjüngen sollte, ist uns nicht von Athen gekommen. Weder die Dichter noch die Philosophen Griechenlands haben der Menschheit den unbekannten Gott verkündigt, sondern ein Barbar, ein Neßtricker, ein Abkömmling Benjamins, mit einem Worte Paulus!

LX.

Und Mose war ein sehr großer Mann im Egypterland, vor den Knechten Pharaos und vor dem Volk.

2. Mosis, 11, 3.

Da die Aufgabe der Hebräer außergewöhnlich war, mußte ihre Geschichte es auch sein. Diese Geschichte ist, wenn sie richtig verstanden wird, unter allen, von denen die Jahrbücher des Alterthums erzählen, weit aus am meisten dramatisch. Das Haupt der Gläubigen, Abraham, verläßt den Norden Armeniens, um der Stimme des Himmels zu gehorchen. Er wird in Palästina der Stammvater eines Volkes, das niemals untergehen sollte. Er führt, wie sein Sohn, jenes edle Hirtenleben, dessen poetische Ueberlieferungen noch in unsern Tagen von den Arabern in der Wüste bewahrt werden. Seine Nachkommen behalten in Aegypten den Glauben ihrer Väter. Sie bleiben dem Fetischismus und dem Aberglauben der Aegypter fremd. Als sie jedoch von den Leuten der Pharaone auf das Gräßlichste bedrückt und mit unbarmherziger Härte behandelt werden, wählen sie Moses zu ihrem Haupt, der sie zur Unabhängigkeit anruft und ihnen ein Vaterland verspricht. Moses ist ohne Zweifel die größte Gestalt des Alterthums. Man mußte von den Vorurtheilen des 18. Jahrhunderts gegen die Juden erfüllt sein, um nicht die ganze Erhabenheit seines Charakters zu sehen. Er hatte die Aufgabe, ein Werk auszuführen, das in der Geschichte ohne Gleichen ist: — er hat ein Volk geschaffen. Aus einer Herde herabgewürdigter Sklaven, die in Aegypten versammelt waren, hat er eine Nation gebildet, welche die mächtigsten Reiche des Alterthums nicht haben zertrümmern können, welche Alexander nicht von der Erde vertilgt, welche die Römer nicht vernichtet haben, welche die geistlichen Verfolgungen des Mittelalters überlebt hat. Wenn ein solches Er-

gebiß nicht wunderbar ist, möchten wir wissen, was überhaupt Bewunderung verdient! Man denke an die Hindernisse, gegen welche der kräftige Gesetzgeber anzukämpfen hatte. Er hatte mit sinnlichen und rohen Menschen zu thun, welche nie ein Vaterland gehabt hatten; welche das raue Leben in der Wüste mit Schrecken erfüllte. Einer verabscheuten Sklaverei entronnen, des Gehorsams müde, weigerten sie sich, die gesetzlichste Abhängigkeit anzuerkennen. Er mußte dieser einsichts- und haltlosen Menge erhabene Gesinnungen und edle Gedanken einflößen. Nichts entmuthigte ihn; Nichts schlug ihn nieder, weder die Undankbarkeit des Volkes, noch sein Murren, noch seine Meutereien, noch sein Schmerz über den Verlust des ganz sinnlichen Lebens in Aegypten. Er übte die unbeschränkte Gewalt mit einer zwar schrecklichen, aber unparteiischen Gerechtigkeit aus. Alle diejenigen, welche in die Sklaverei und zur Ausgelassenheit des Heidenthums zurückkehren wollten, alle die, welche die Bestimmung des Volks nicht begreifen und die schmerzhafteste Bahn nicht betreten wollten, auf welche sie der Himmel drängte, wurden ohne Mitleiden von der Strafe ereilt. Indem man die Politik Moses nach diesen strengen Thaten beurtheilte, hat man sich einen ganz falschen Begriff von ihm gebildet.

Ob er gleich die unbeschränkte Gewalt mit Strenge angewendet hat, so liebte er doch die Freiheit und Gleichheit mit der ganzen Glut seiner Seele, er widmete sein ganzes Leben, sie im hebräischen Volk zu begründen. In einem Land erzogen, das der traurigen Herrschaft der Kasten unterworfen war, hat er Nichts unversucht gelassen, um die Söhne Abrahams von derselben zu befreien. Nach der Eroberung Palästinas gehörte der Boden allen Bürgern, unter welchen er zu gleichen Theilen vertheilt wurde. Es wurden Maßregeln getroffen, um die Bildung großer Güter zu verhindern und die Tyrannei der Priester unmöglich zu machen. Von dem Antheil an den Ländereien ausgeschlossen waren die Söhne Levi's, statt, wie die ägyptischen und indischen Priester im Besiz des besten Bodens

zu sein, in der Wirklichkeit von den andern Stämmen abhängig. Die Wahl war die Quelle aller Gewalt. Niemals wurde das allgemeine Stimmrecht aufrichtiger gehandhabt. Und wenn man bedenkt, daß eine solche Verfassung fünfzehn Jahrhunderte vor Christus gegeben wurde, und zwar in Asien, das noch heut zu Tage in seiner Sklaverei unbeweglich ist, wie sehr muß man nicht den Mann bewundern, der ein solches Wunder verwirklichte! Es ist auffallend, daß die absolutistischen Theologen, wie z. B. Bossuet, es versucht haben, in dem Alten Testament Gründe zu Gunsten der despotischen Gewalt aufzusuchen. Niemals war eine Verfassung diesen Ideen feindseliger, als die des Volkes Gottes; niemals war ein Mann weniger geneigt, sie zu begünstigen, als der Gottbegeisterte Gesetzgeber der Hebräer. Sein Geist, der auf die Propheten überging, war der Geist der unbeschränktesten Demokratie. Wenn man diesem außerordentlichen Genie einen Vorwurf machen könnte, so wäre es der, daß er nicht eine Gewalt gegründet hat, welche stark genug gewesen wäre, die Nachteile des Kantonal egoismus zu verhindern. Mehr als einmal hat dieser Egoismus die Stämme verleitet, das allgemeine Wohl der Nation zu vergessen.

Auch als Theolog steht Moses weit über den berühmten Männern des Alterthums. In den frühesten Gesetzgebungen ist die Auffassung Gottes, diese Grundlage der religiösen, sittlichen und socialen Ordnung, durchaus unvollkommen*). Sakia-Muni führt den Begriff Gottes so ganz auf das Abstrakte zurück, daß man ihn des Atheismus hat anklagen können. Confucius hat sich den nämlichen Vorwurf zugezogen. Zoroaster zerstört die Einheit Gottes, indem er zwei gleich ewige Grundwesen annimmt. Der Polytheismus Numas, Solons und Lykurgs ist eine Anschauung, welche die einfachsten Forderungen der Vernunft verleht. Der Pantheismus des Manu, der die Naturkräfte vergöttert, bietet nicht weniger beträchtliche Schwierigkeiten dar.

*) Vgl. Kreuzer Symbolik.

Unter allen großen Männern des Alterthums ist es Moses allein, der den wahren Begriff Gottes verkündigt. Er erklärt ihn für unabhängig von der Welt, deren oberster Schöpfer und unbeschränkter Herr er zu gleicher Zeit ist. Er ist es, der den Menschen ihre Pflichten offenbart. Diese Pflichten sind in den zehn Geboten enthalten, welche noch heute unser ganzes Sittengesetz zusammenfassen.

Man hat, wenn ich nicht irre, Moses vorgeworfen, daß er seiner Lehre keine hinlängliche Weihe gegeben habe. Es ist seltsam, sagt man, daß er niemals von dem Dogma der Unsterblichkeit der Seelen gesprochen hat. Es scheint mir im Gegentheil, daß man seine bewundernswürdige Klugheit bewundern muß. Welche heilsame Frucht konnte in jenen Zeiten des rohesten Aberglaubens der Glaube an die Unsterblichkeit hervorbringen? Es genügt, um es zu sehen, einen Blick auf die Brahmanischen Völker zu werfen. Unsinnige Böhungen, religiöser Selbstmord, aberwitzige Tollheiten, das waren bei den Hindus die Ergebnisse eines Glaubens, für welchen das menschliche Geschlecht noch nicht hinlänglich vorbereitet war. Als Christus auf die Erde kam, konnte der Gedanke an das ewige Leben in den Seelen fruchtbar werden und hier zu großen Tugenden begeistern. Die Menschheit hatte die Wiege verlassen, ihr Gesichtskreis hatte sich erweitert. Sie erwartete in ihrer Reihe ein neues Wort, eine Lehre, die sie zum Fortschritte hinreißen könne. Das Schwert, das man keinem Kind in die Hände gibt, ist dem Manne für die Vertheidigung des Vaterlandes nothwendig*).

Im Allgemeinen darf man, um Moses mit Mäßigung und Unparteilichkeit zu beurtheilen, den Fanatismus und die Rohheit seiner Zeit nicht vergessen. Er mußte in einer Sprache sprechen, welche seinen Zuhörern verständlich war; er mußte durch die Strenge der Strafen alle die mit Schrecken erfüllen, welche die hebräische Nationalität in Gefahr brachten.

*) Vergl. Lessing, die Erziehung des Menschengeschlechts.

LXI.

Ja von dem Tage an, da ich eure Väter aus Egyptenland geführt habe, bis auf diesen Tag, habe ich stets zu euch gesandt alle meine Knechte, die Propheten.

Jeremia 8, 7, 25.

Das Werk, welches Moses begonnen hatte, wurde von Personen fortgesetzt, die, wie er, von dem Glauben an Gott und an die Freiheit begeistert waren. Solche waren Josua, Kaleb, die Prophetin Deborah, Gideon, Jephtha, Abdon und mehrere andere, welche mit Kraft gegen die abgöttischen Richtungen und die rohen Neigungen ihrer Zeitgenossen ankämpften.

Samuel ist unbestreitbar der bedeutendste Mann in dieser Periode der hebräischen Geschichte. Die Philosophie des 18. Jahrhunderts hat seinen Charakter nicht besser begriffen, als den des Moses. Der gelehrte Volney hat in seiner „Geschichte Samuels, des Erfinders der Salbung der Könige“ ein wahres Zerrbild aus ihm gemacht. Man kann nur dann einen genauen Begriff von der Sendung Samuels haben, wenn man sich seinen Abscheu gegen die Abgötterei und die Lebendigkeit seine demokratischen Ansichten recht genau vorstellt. Er hatte einen tiefen Widerwillen gegen jenes Heidenthum, welches das westliche Asien mit seinen Schändlichkeiten besudelt. Wer schaudert nicht bei dem Gedanken an jene armen Kinder, welche auf den Altären Molochs verbrannt wurden; an jene fluchwürdigen Feste, in denen die Natur eben so sehr verhöhnt wurde, als die Vernunft? Ein Mann von so hohem Geist wie Samuel, der die Heiligkeit Jehovahs stets vor Augen hatte, konnte bei der Entwürdigung der Menschheit nicht gleichgültig bleiben. In jener fernen Zeit wurden alle Fragen mit dem Beil entschieden. Christus hatte der Erde die Herrschaft des Friedens und der

Duldung noch nicht gelehrt. Es wäre daher ungerecht, Samuel vorzuwerfen, daß er von diesem dem ganzen Alterthum und besonders der orientalischen Welt unbekannten Gefühl nicht beseelt gewesen sei. Man weiß, mit welchem Eifer die Perser die Götzenbilder zerschlugen, als sie unter der Regierung des Darius und Xerxes in Griechenland einfielen.

Man ist ebenso partiisch, wenn man diesem Propheten seine Abneigung gegen die Monarchie zum Verbrechen anrechnet. Er hatte diese Abneigung in der glühenden Liebe zu der mosaischen Verfassung geschöpft. Er sah in dem Königthum, das die Juden verlangten, eine unvermeidliche Ursache der Tyrannei und der Empörung gegen Gott. Die Begebenheiten haben seine Ahnung gerechtfertigt. Man darf sich daher nicht wundern, wenn er in der Volksversammlung mit so viel Kraft von den Leiden sprach, welche die Könige den Hebräern zufügen würden. Er begriff nicht, wie das Volk es wagen könne, die von Jehovah selbst gegebenen demokratischen Gesetze aufzugeben. Man hat in dieser Handlungsweise eine schlaue Selbstsucht finden wollen. Aber diese Erklärung der Thatsache hat keinen einzigen historischen Grund. Die Ansichten Samuels waren ganz die nämlichen, welche Moses den Hebräern hatte beibringen wollen. Warum will man denn voraussetzen, daß der Prophet von jenen gemeinen Gesinnungen beseelt gewesen sei, welche den Skeptizismus der Zeiten des Verfalls charakterisiren?

Mit der Einführung des Königsthum's ändert sich die Physiognomie der jüdischen Geschichte vollständig. Diese Fürsten hatten im Allgemeinen die mosaische Verfassung. Nichts ist leichter zu begreifen. Diese Verfassung war republikanisch und das Königthum war den benachbarten Völkern abgeborgt, deren Staatseinrichtungen von der ursprünglichen Verfassung der Juden durchaus verschieden war. Daher sehen wir auch schon zur Zeit Saul's, des ersten Königs der Hebräer, wie sich der Kampf zwischen den Königen und den Demokraten entspinnt. Die erstern wollten ihre Gewalt entwickeln, die lezten dagegen woll-

ten, so sehr es die Verhältnisse erlaubten, die stolze Freiheit ihrer Ahnen bewahren. Das Königthum, welches unter Saul noch schwach war, erstarkte durch die Kraft und Gewandtheit Davids so sehr, daß Salomon mit der ganzen Pracht und der ganzen Gewalt der orientalischen Despoten in Jerusalem herrschen konnte. Es hatten erst zwei Könige das Volk Gottes regiert, und schon fanden sich Samuels Prophezeiungen verwirklicht! Salomon, der zuerst einen gewissen Eifer für die Einheit Gottes gezeigt hatte, nahm bald die abergläubischen Uebungen der benachbarten Monarchen an. Er that den von Moses gegründeten Ueberlieferungen der Einfachheit und Klugheit Gewalt an. Solche Frevel führten eine Revolution herbei. Das an große Freiheit gewöhnte Volk konnte die absolute Gewalt der Nachfolger Davids nicht ertragen. Unter der Regierung Roboams fielen von zwölf Stämmen zehn von dem König von Jerusalem ab. So war es um die religiöse und politische Einheit des jüdischen Volkes geschehen! Diese Trennung, welche selbst Samuel nicht vorausgesehen hatte, brachte die große Bestimmung der Hebräer in Gefahr. Die ersten Ergebnisse des Königthums waren nicht geeignet, die Männer zu begeistern, welche den Geist Moses bewahrt hatten.

Die Propheten, welche diesen Geist repräsentirten, mußten sich demnach mit Kraft gegen die verderblichen Tendenzen der Könige von Juda und Samaria aussprechen. Diese letztern, welche den Stamm Levi nicht in ihren Staaten hatten, wurden schon Anfangs zur Abgötterei hingerissen. Der Boden Palästina's, der den wilden Dynastien und beständigen Revolutionen Preis gegeben war, verlor frühzeitig die religiöse Ueberlieferung, was im Königreich Juda nicht der Fall war. Dieses Land, welches nur den Umfang eines Bezirks hatte, enthielt in seinem engen Kreis die Zukunft der Welt. Man kann die Völker nicht nach der Größe ihres Gebiets beurtheilen. Eine kleine Stadt im westlichen Asien, ein Flecken in Attika haben der Welt ihre Religion, ihre Philosophie, ihre Künste und ihre Literatur ge-

geben, während die unermesslichen Reiche von Babylon und Persopolis u. s. w., die einzig und allein auf materieller Kraft beruhten, in der Sittengeschichte der Welt keine Spur hinterlassen haben. So groß ist die Macht der Seele!

Das Prophetenamt, welches zum Ruhme der Hebräer wesentlich beitrug, darf nicht nach unsern modernen Ansichten beurtheilt werden. Die Propheten waren von einem wahrhaft demokratischen Geist und einem tiefen Abscheu gegen die Meinungen des Auslands erfüllt. Die Majestät des Throns blendete sie niemals. Sie erinnerten die Könige beständig an die heldenmüthigen und einfachen Ueberlieferungen aus den ersten Zeiten der jüdischen Republik; sie waren nicht, wie man angenommen hat, die Werkzeuge des Priesterthums. Ihre Unabhängigkeit von allen bestehenden Gewalten ist ganz offenbar. Man sieht, wenn man ihre Schriften durchliest, daß sie allein von Gott und ihrem Gewissen abhingen, daß sie gegen die Laster und Verirrungen der Priester eben so streng waren, wie gegen die der Könige. Allerdings können sie vom Standpunkt des 19. Jahrhunderts intolerant erscheinen. Man gibt sich nicht genügende Rechenschaft von dem scheinbar seltsamen Abscheu, den sie gegen Alles zeigten, was nicht jüdisch war. Man ist versucht, die Partei der Könige zu ergreifen, welche sich mit den benachbarten Völkern in Verbindung zu setzen versuchten, um aus ihrer Aufklärung, ihren Künsten und ihrer Civilisation Nutzen zu ziehen. Aber die Propheten interessirten sich wenig um das, was wir jetzt den socialen Fortschritt nennen würden. Sie hatten nur Einen Gedanken, einen kräftigen, unüberwindlichen Gedanken, der ihr ganzes Wesen in Anspruch nahm: dieser Gedanke war die Einheit Gottes und der Ruhm Israels. Beides schien ihnen unzertrennlich. Im Grunde hatten sie Recht. Wenn sie auf die Politik und die menschliche Klugheit wenig Werth legten, wenn ihr Geist beschränkt, ihr Patriotismus übertrieben erschien, so würdigten sie die Zukunft ihres Volkes besser, als die Weisen, die keinen andern Gedanken hatten, als ein Bündniß mit

Egypten einzugehen, Verbindungen mit Babylon herzustellen, die Grundsätze Griechenlands bei sich einzubürgern. Sie mußten, daß, wenn sich Israel von den Göttern der Heiden besiegen ließe, es der Welt nicht sein Gesetz geben, es aufhören würde, das Volk Gottes, das Licht der Welt zu sein, es die Erlösung des Menschengeschlechts nie mehr würde bewirken können. Und wie sonderbar! Wenn man ihnen vorwarf, durch ihre Hartnäckigkeit den Zorn der Herren der Erde auf die heilige Stadt zu ziehen, wenn Eion von den Heiden mit Füßen getreten wurde, wenn die mächtigen Herrscher Babylons ihre Mauern niederrissen, wenn die Wagen Egyptens über ihre zertrümmerten Wälle fuhren, so sahen sie doch, wie zu gleicher Zeit die Völker nach Jerusalem eilten. Dromedare und Kamele brachten ihnen die Geschenke der Welt; die Könige der Erde legten ihnen ihre Kronen zu Füßen. Sie mußten wohl, sie, die keine Staatsmänner, sondern gläubige Menschen waren, daß die Einheit Gottes nothwendig das Heidenthum besiegen würde, daß das Reich der Götzen nicht ewig sein könne, daß die Macht des Schwerts, die Majestät der Könige unsinnige und verabscheuungswürdige Religionen nicht ewig vertheidigen könnten. Sie glaubten mit der ganzen Kraft ihrer Seele an die Macht der Wahrheit, weil sie überzeugt waren, daß sie göttlich und unsterblich sei. Wie ergreifend ist es, wenn man einen Hirten wie Amos oder einen Geächteten wie Jeremias bei Völkern mitten in ihrem Ruhm verkündigen hört, daß, wenn Gott ihnen die Herrschaft über die Welt gegeben habe, Gott sie auch bald in den Staub niederwerfen werde; daß ihr auf Gottlosigkeit gegründetes Glück vergehen werde, wie die Blumen der Felder, während die Stadt Davids in unsterblichem Glanze strahlen werde.

Man könnte kein Ende finden, wenn man die göttlichen Gesänge anführen wollte, welche der Blick in die Zukunft den Propheten eingibt.

„Mache dich auf, mache dich auf, Zion! — Stimme der Wüste, bereite dem Herrn den Weg, machet auf dem Gefilde

eine ebene Bahn unserm Gott! — Wie lieblich sind auf den Bergen die Füße des Boten, die da Frieden verkündigen! — Wer ist der, so von Edon kommt mit röthlichen Kleidern von Bezra? — Hebe deine Augen auf, Jerusalem und siehe umher; diese alle versammelt kommen zu dir. Deine Söhne werden von Ferne kommen, und deine Töchter zur Seite erzogen werden. — Fremde werden deine Mauern bauen, und ihre Könige werden dir dienen. Und deine Thore sollen stets offen stehen, weder Tag noch Nacht zugeschlossen werden, daß der Heiden Macht zu dir gebracht, und ihre Könige herzu geführt werden. — Sie werden auch gebückt zu dir kommen, die dich unterdrückt haben, werden niederfallen zu deinen Füßen, und werden dich nennen eine Stadt des Herrn, ein Zion der Heiligen in Israel; daß du sollst Milch von den Heiden saugen, und der Könige Brüste sollen dich säugen. Man soll keinen Frevel mehr hören in deinem Lande, noch Schaden oder Verderben in deinen Grenzen; sondern deine Mauern sollen Heil, und deine Thore Lob heißen. Die Sonne soll nicht mehr des Tages dir scheinen, und der Glanz des Mondes soll dir nicht leuchten; sondern der Herr wird dein ewiges Licht, und dein Gott wird dein Preis sein. Deine Sonne wird nicht mehr untergehen, noch dein Mond den Schein verlieren. Denn der Herr wird dein ewiges Licht sein und die Tage deines Leidens sollen ein Ende haben *).

Der Kampf der Propheten gegen die Eingriffe des Königthums und gegen den Einfluß des Auslandes war eben so muthig als rechtmäßig. Er ist in Elias und Jeremias personifizirt. Der Genius des Kampfes beseelt Elias wie Moses und Samuel. Er fürchtet weder die Fürsten, noch die Priester, noch das Volk. Wenn sich ganz Israel vor den Götzen niederwirft, bleibt er, wenn es nicht anders ist, allein der Sache Jehovahs, der Sache der Zukunft treu. Man verfolgt ihn in den Städten; so flieht er in die Felder. Er geht nöthigenfalls

*) Jesajas.

bis in die Wüste, vor Hunger und Durst vergehend, um die Unabhängigkeit seiner Ansichten zu bewahren. Er ist eben so rauh als aufrichtig. Er weiß weder von rednerischer Vorsicht, noch von politischer Schonung. Jehovah ist ein so eifersüchtiger Gott! Daher kann auch sein Diener weder andere Gottheiten noch die Gräuel ihrer Anbeter dulden. Das ist in wenig Worten sein Glaubensbekenntniß. Seine Ueberzeugung ist so tief, so glühend, daß er ihr sein ganzes Leben widmet. Er ist gleichsam von derselben umstürmt; er begreift nichts außerhalb der Sendung, die ihm der Himmel auferlegt hat.

Jeremias ist nicht weniger kühn. Aber es ist eine zartere, theilnehmendere, dem Evangelium nähere Seele. Je mehr man sich der neuen Zeit nähert, desto weicher wird, um so zu sagen, der Geist der Propheten. Es ist nicht mehr das nämliche Kriegsgeschrei, es sind nicht mehr die nämlichen Siegesgesänge. Man spricht schon von einem Schmerzensmenschen, der um der Sünden des Volkes willen zerknicht wird. Wie ein unschuldiges Lamm auf die Schlachtbank geführt, läßt er nicht einen einzigen Ton der Unzufriedenheit hören. Jeremias ist der Ausdruck dieser Umgestaltung des Prophetenthums. Er weiß seine Klagen der Unermeßlichkeit der Leiden seines Vaterlandes anzupassen. Auf den rauchenden Trümmern Jerusalems sitzend, vergießt er, wie Christus, unversiegbare Thränen über die Verbrechen der treulosen Stadt. Aber diese neuen Empfindungen schwächen glücklicher Weise den Muth Israels nicht. Es bereitet sich eine neue Wendung vor, die fürchterlicher ist, als alle andern. Sie wird für dasselbe eine neue Gelegenheit werden, seinen muthigen Charakter und seinen unerschütterlichen Glauben an die Zukunft zu offenbaren.

Jerusalem hatte dem Einfluß Egyptens, Phöniziens, Babylons widerstanden. Es mußte sich jetzt vor dem viel gefährlicheren Einfluß des griechischen Genius bewahren. Es handelte sich jetzt nicht mehr um eine brutale und verhaßte Gewalt. Griechenland hatte alle Völker verführt, mit denen es in Folge

der Ereignisse in Berührung gekommen war. Raum waren die Könige von Syrien, die Erben Alexanders, Herren von Jerusalem geworden, als sie Alles aufboten, um den Juden die griechische Bildung und die Götter Athens aufzubringen. Die Jugend, die Großen der heiligen Stadt, ja selbst die Priester konnten sich einer Bezauberung nicht entziehen, welcher sich die ganze Welt hingeben zu wollen schien. — Die kleinen Städte Palästinas, einige unbekannte Männer in den Provinzen widersehten sich allein dem Strom, der Alles mit sich zu reißen drohte. Die Maccabäer erschienen wie die großherzige Personifikation dieses großen Kampfes, in welchem Griechenland besiegt wurde. Noch einmal siegte Jehovah, Dank der Hingebung der ungelehrten Klassen, denen die Religion Athens nicht weniger verhaßt war, als die von Babylon. Diejenigen, welche den mächtigen Herrschern von Syrien widerstanden, waren die wahren Erben der Propheten, die würdigen Nachfolger des Elifäus, Elias, Samuel, Moses. Sie bewahrten das Volk vor einem Abfall, der es verhindert hätte, seine große Bestimmung zu erfüllen. Sie retteten das Dogma von der Einheit Gottes in einem scheinbar ungleichen Kampf. Während sie den Fürsten, die sie nicht verstanden, als Barbaren erschienen, welche veraltete Glaubensansichten mit verstockter Härtnädigkeit vertheidigten, waren sie die Männer der Zukunft und die Propheten einer neuen Welt.

LXII.

Der Stein, den die Bauleute verworfen, ist zum Eckstein geworden. Das ist vom Herrn geschehen, und ist ein Wunder vor unsern Augen.

Psalm, 118, 22. 23.

Doch rückte die Zeit heran, da die Sendung Judäas zu Ende gehen sollte. Wenn die Pflanze ihre Blume hervorge-

bracht hat, welkt sie und stirbt bald ab. Das jüdische Volk sollte auf den Messias vorbereiten, ihn der Welt geben, und jüngern Stämmen, die seine Aufgabe fortsetzen sollten, seine Stelle einräumen. Dieses ruhmvolle Volk, das so viele erhabene Abnungen hatte, hatte das Unglück, in dem Christenthum die Entwicklung der religiösen und demokratischen Ideen nicht zu erkennen, deren Bewahrung ihm von Moses anvertraut worden war.

Salvador ist überzeugt, daß die Juden die Verkündigung des Evangeliums mit Recht zurückgewiesen haben. Um zu solchen Schlußfolgerungen zu gelangen, ist er genöthigt, den Judaismus zu idealisiren und die Lehre Christi herabzusetzen. Er vergißt, daß die mosaische Religion wesentlich jüdisch war. Sie hatte nicht die Fähigkeit, sich auszubreiten, welche nothwendig ist, um die ganze Menschheit zu umfassen. Ihre Organisation macht jede Entwicklung unmöglich. Die Synagoge war zu eng, um alle Völker der Erde aufzunehmen. Das Reich Gottes mußte und derselben dem Reiche Davids und Asas folgen. Die Stunde hatte geschlagen, da die bis dahin durch unübersteigliche Schranken getrennten Völker sich in einem einzigen Glauben und in einer und derselben Liebe vereinigen sollten. Rom hatte die Einheit der Welt durch das Schwert vorbereitet. Griechenland hatte der civilisirten Welt eine allgemeine Literatur und Sprache gegeben. Die Menschheit hatte nur noch Einen Herrn, Ein Gesetzbuch, Eine Civilisation. Es fehlte ihr noch Ein Gott; Jerusalem war bestimmt, ihr dessen geheimnißvollen Namen zu verkünden. Der heilige Schatz, den es mit einer heldenmüthigen Treue bewahrt hatte, sollte das Erbe der ganzen Welt werden. Die Propheten hatten die Morgenröthe dieses schönen Tages begrüßt. Aber damit Judäa die Welt erobern könne, mußte sein Glaube umfassender werden. Seiner auf Billigkeit gegründeten Moral fehlte es an Idealität. Der Grundsatz der Vervollkommenung und der Hingebung war in den mosaischen Gesetzen kaum angedeutet. Sie hatten sogar kaum

eine Ahnung von der Idee der Unsterblichkeit, die doch so nöthig ist, um die Märtyrer und ihre Qualen, um die Christen in den Kämpfen des Lebens aufrecht zu erhalten. Die Verfassung war, obgleich auf breiter demokratischer Basis, doch zu beschränkt national. Die Sklaverei war darin eingeführt wie in den andern Staaten der alten Welt. So mußte die Religion des Alten Testaments, so hoch sie über denen stand, die sich in die Menschheit getheilt hatten, der Religion des Geistes weichen. Salvador hat Unrecht, es zu bebauern. Der Patriotismus der Juden, der sicherlich Bewunderung verdient, hat ihnen nur allzuoft verderbliche Täuschungen bereitet. Welcher aufrichtig freisinnige Geist wird mit dem Verfasser der „Mosaischen Gesetzgebung“ glauben, daß das Evangelium tiefer steht als der Pentateuch und daß die Ansichten Christi über Moral und bürgerliche Gesellschaft in keiner Weise höher stehen, als die des Gesetzgebers der Juden?

Uebrigens hatte in der Zeit, da der Heiland auf Erden erschien, der Sektengeist die Lehre Moses bedeutend entstellt. Der von den orientalischen Ideen durchdrungene Pharisäismus hatte sie in einen eben so gehässigen als beschränkten Formalismus verwandelt. Die Sadducäer, diese leidenschaftlichen Bewunderer der griechischen Bildung, die für sie in der epikuräischen Philosophie zusammengefaßt war, hatten einen groben Materialismus in die Synagoge eingeführt. Die Essäer ließen sich zu allen Ueberspanntheiten des orientalischen Mysticismus hinreißen. Bei einer solchen Anarchie verschwand der erhabene Geist des ursprünglichen Mosaismus und ward von den Subtilitäten verdrängt, welche man in dem Talmud findet. Die jüdischen Großen und die Priester des Gesetzes, die sich in lächerlichen Kindereien versangen hatten, stießen daher die Lehre Jesu zurück, der die alten Ueberlieferungen wieder in Kraft setzen, ihnen eine größere Bedeutung geben und von unzulässigen Erklärungen befreien wollte.

Die Pharisäer hatten vor ihm zu den Lehren des gottbe-

geisterten Gesetzgebers zurückkehren wollen; die Gerechtigkeit verpflichtet zu gestehen, daß sie dessen Ideen bis zu einem gewissen Maße treu geblieben waren. Sie waren aufrichtige Patrioten; ihr Eifer für die Unabhängigkeit Judäas ging bis zur Leidenschaft. Man kann sogar sagen, daß die wunderbare Erhaltung der Nationalität bei den Juden, die unter feindseligen Völkern zerstreut waren, ihrem Einfluß zu verdanken ist. Wie Moses, waren sie der demokratischen Verfassung von Herzen zugethan. Sie hatten zu dem heldenmüthigen Kampf der Maccabäer gegen die syrischen Könige beigetragen. Kaum gründeten daher die Häupter des Aufstandes die souveräne Dynastie der Osmoneer, als sich die Pharisäer zu ihren glühendsten Gegnern erklärten. Eben das Nämliche geschah zur Zeit des Herodes und seiner Söhne. Es ist also nicht wahr, daß diese Sekte, deren Einfluß bedeutend war, keinen einzigen Grundsatz hatte. Wenn sie dem lächerlichen Formalismus der katholischen Schulen zuvorkamen, so besaßen sie dagegen Eigenschaften, welche die Schüler Loyola's nicht haben. Aber ihr konservativer Eifer blendete sie. Sie zeigten einen gleichen Eifer für die Ueberlieferungen des Mosaismus und für die Thorheiten einer den Schulen des Orients entlehnten Theologie. Man weiß, welche wichtige Rolle der Formalismus in den orientalischen und besonders in den indischen Religionen gespielt hat. — Die Pharisäer hatten sich diesen verderblichen Richtungen hingegeben. Wenn man versucht wäre, zu glauben, daß das Evangelium ein übertriebenes Bild davon entwirft, so lese man den Talmud, den sie selbst redigirt haben; man wird unglaubliche Dinge darin finden, welche auf die auffallendste Weise an die Klosterlegenden erinnern. Man wird von Trauer erfüllt, wenn man sieht, daß muthige Männer eben so gern für die Vertheidigung eines unsinnigen Aberglaubens, als für die Einheit Gottes und für das Vaterland sterben. Die jüdische Geschichte ist in den letzten Zeiten mit Namen ihrer Märtyrer angefüllt. Die Römer, welche die Christen später nachgeahmt haben, haben ihr Blut wie

Wasser vergossen. Wie viel Unglück hätten sie sich und ihrem Volk nicht erspart, wenn sie die erhabene Lehre des Menschensohnes begriffen hätten!

In seiner Polemik gegen ihre Irrthümer bemüht sich Jesus Christus fortwährend, sie zur herrlichen Einfachheit der mosaischen Ideen zurückzuführen. Aber sie nannten ihn einen Gotteslästerer, wenn er mit Verachtung von ihren Reinigungen, ihren Büßungen, ihren Amuletten, von den Lehren ihrer Weisen und von ihren scholastischen Streitigkeiten sprach. Gerade so erschien Zwingli bei den Katholiken des 16. Jahrhunderts, wenn er gegen den Ablass und die Anbetung der Heiligen sprach. Aber am unerträglichsten war es für die Pharisäer, wenn sie Christum verkündigen hörten, daß der Tag gekommen sei, die Heiden in das Reich Gottes eintreten zu lassen. Eine solche Duldung war in ihren Augen Verrath und Feigheit. Sie waren gewohnt zu wiederholen, daß die jüdische Nationalität das Heidenthum mit dem Schwert besiegen, und daß der Messias die Gözenbilder mit den Füßen seines siegreichen Rosses zertreten würde. — Diese Lehre ist durchaus semitisch. Um sie zu verwirklichen, haben die Araber, als sie Mohamedaner geworden, Millionen Menschen umgebracht. Die Idee eines erobernden Messias war also der Lieblings Traum der wilden Anhänger des Pharisäismus, wie sie später die Grundlehre des Islam wurde. Warum hatte das Volk Gottes nicht gethan, was das abgöttische Rom mit so viel Erfolg versucht hatte? Warum hatte Jerusalem, das sie den Mittelpunkt der Welt nannten, nicht die allgemeine Stadt werden können, nach welcher die Völker herbeiströmten, um Jehovah anzubeten? Sie glaubten wohl, wie Jesus Christus, daß das Himmelreich angekommen sei; aber sie wollten es mit dem Schwert gründen, während der Erlöser seinen Sieg durch das Wort herbeiführen wollte. Sie führten zu ihren Gunsten das Beispiel Moses und die Erinnerung an seine furchtbare Gewalt an. Sie bekümmerten sich in keiner Weise um die Fortschritte der Menschheit seit fünfzehn Jahrhunderten. Diese

war aber so weit vorbereitet, daß sie die Religion des Geistes, das Gesetz der Liebe, die allgemeine Brüderlichkeit verstehen konnte. — Die Pharisäer — Jesus wirft es ihnen oft genug vor — sahen die Zeichen der Zeit nicht. Indem sie sich für konservativ hielten, waren sie in der That nur Männer des Rückschritts. Sie glichen denen, welche seit 1789 gegen den unwiderstehlichen Antritt der Herrschaft der Demokratie ankämpfen. Wenn diese Männer schon so oft besiegt worden sind, so kommt es daher, daß sie Ideen repräsentiren, deren Aufgabe zu Ende ist. Ohne Zweifel haben die Ueberlieferungen des Ritterthums ihre Größe gehabt; aber diejenigen, welche sie zum Gesetz der modernen Welt machen möchten, sind Träumer. Das Lebenswesen hat seine Aufgabe geendigt. So mußte bei der Ankunft Christi der ausschließliche und gewaltthätige Patriotismus der Pharisäer vor einer erhabeneren und reineren Auffassung der Geschichte des Menschengeschlechts verschwinden.

Ich habe versucht, zum Bewußtsein zu bringen, was in der Ueberzeugung der Pharisäer aufrichtig war. Sie befanden sich in dieser eigenthümlichen Stellung, in welcher die vollständige Redlichkeit — die einzige, welche Gott anerkennt und die in den Augen der Nachwelt rechtfertigt — wirklich unmöglich war. Wen wird man zum Beispiel überzeugen können, daß in unserm Jahrhundert ein aufrichtiger — durchaus aufrichtiger — Vertheidiger der katholischen Glaubenslehren oder der aristokratischen Verfassungen zu finden sei? Es beweisen so viele offenkundige Zeichen, daß Gott die Vergangenheit verurtheilt hat! Diejenigen, welche für ihre Wiederherstellung kämpfen, thun es nur mit einer heimlichen Unruhe, aus Rücksichten des persönlichen Vortheils oder der Eitelkeit, welche sie verhindern, das Licht der Sonne zu sehen, das doch alle Augen blendet. Diese Vergleichung zeigt, warum die Pharisäer den Vorwurf der Heuchelei verdient haben. Die Lehren des göttlichen Meisters standen mit den Vorurtheilen ihrer Jugend, mit ihrem natürlichen Hochmuth, mit ihren ehrgeizigen Bestrebungen im Wider-

spruch. Wenn sie die Wahrheit über Alles geliebt, wenn sie die Demuth, die Menschenliebe, den Geist der Aufopferung nicht mehr gefürchtet hätten, als den Tod, würden sie nicht gehandelt haben wie Joseph von Arimathia, wie Nikodemus, wie Paulus, wie Stephanus? Wurden diese großen Männer, die doch unter den Pharisäern erzogen worden waren, nicht die eifrigsten Verkündiger des Evangeliums? Montesquieu, Lafayette, Mirabeau, La Tour d'Auvergne, Custine, Lamartine, Lamennais, Byron, welche aristokratischer Herkunft waren, hätten sich und ihre Talente dem Dienst der Vorurtheile widmen können, welche geeignet waren, ihrem Stolge zu schmeicheln. Es ist leicht, sich freiwillig zu täuschen und sich zu überreden, daß man aufrichtig sei, wenn man dem Gang der Menschheit widersteht! Wie bequem ist es, sich zu sagen: „Jeder Fortschritt führt zur Verwirrung, jede Wissenschaft zu eiteln Träumereien, jede Freiheit zur Unordnung!“ Die Pharisäer sagten auch, daß aufrührerische Galiläer, unbekannte Gebirgsbewohner, unwissende Menschen aus der Provinz sehr anmaßend seien, ihre überspannten Theorien den Schriftgelehrten aufdringen zu wollen, welche auf dem Stuhle Moses saßen. Sie hielten es für eine Thorheit, Predigern aus der Hefe des Volkes Glauben zu schenken, Männern ohne göttliche Sendung, die sie ermächtigte, sich in die religiösen und socialen Fragen zu mischen. Sie fügten hinzu, daß, um sich solcher Leute zu entledigen, alle Mittel erlaubt seien. Es war somit erlaubt, sie in den Augen des Volks in Verruf zu bringen, auf welche Weise es auch geschehen mochte. Mit Revolutionären dieser Art konnte man nicht sehr bedenklich sein! — Sprechen nicht zu jeder Zeit die sogenannten Konservativen also, welche unter dem Vorwand, die bürgerliche Ordnung zu beschützen, in der That nur ihre Vorrechte und ihre Selbstsucht vertheidigen? Diese Race ist unsterblich. Soll es ihnen gelingen, aus dem Evangelium einen toten Buchstaben zu machen? So lange sie nicht durch Bannsprüche oder Gewaltthatigkeiten das Lesen des heiligen Wortes den Völkern untersagt haben,

welche von ihnen betrogen und ihre Opfer werden, so lange werden auf dieser Welt einige unabhängige Stimmen bleiben, um sie mit jenem Namen Heuchler zu brandmarken, den die menschengewordene Wahrheit kein Bedenken getragen hat, den Pharisäern zu ertheilen.

Unter diesen hochmüthigen Sektirern sah man einige, die sich nicht gegen Jesus erklärten. Es finden sich zu allen Zeiten Leute der „richtigen Mitte“. Solcher Art war Gamaliel, ein in politischer und wissenschaftlicher Hinsicht sehr geachteter Mann. Er war der Lehrer des heiligen Paulus und übte einen großen Einfluß auf seine Zeitgenossen aus. Ohne die Lehre Christi als eine übernatürliche Eingebung zu betrachten, fand er darin Nichts, was die Strenge der Gesetze und den Zorn der Häupter der Synagoge verdienen könnte. Nach dem Tode des Heilands verlangte er daher vollständige Duldung für die neue Religion. Er berief sich auf Gründe des gesunden Menschenverstands, welche noch heut zu Tage geeignet sind, die guten Köpfe von religiösen Verfolgungen abzuwenden. „Ist das Werk aus den Menschen“, sagte er zu seinen Collegen, „so wirds untergehen, ist aber aus Gott, so könnet ihrs nicht dämpfen.“ Was können die Freunde der Gewalt in Sachen des Glaubens auf einen solchen Grund antworten? Ein aufrichtiger Glaube wendet sich nicht an den weltlichen Arm. Diejenigen, welche die feste Ueberzeugung haben, im Schooß der wahren Religion zu sein, müssen sich sagen, daß Gott die Sache der Menschheit und Gerechtigkeit nicht verlassen kann. Sie versuchen nicht, die Bundeslade mit ihrem schwachen Arm zu stützen, wenn sie sie wanken sehen. Die Pharisäer, deren Herz nicht aufrichtiger war, als das der römischen Geistlichkeit, ließen sich durch Gamaliels Gründe nicht überzeugen. Sie wagten es zwar nicht, ihm offen zu widersprechen, aber sie bewahrten die Hoffnung, den neuen Glauben im Blut der Christen zu ersticken. Stephans Tod zeigte bald ihre wirklichen Absichten.

Die Sadducäer waren für das Evangelium nicht günstiger

gestimmt. Ohne beim Volke so beliebt zu sein als die Pharisäer, hatte diese Partei wegen der hohen Stellung ihrer Glieder eine große Bedeutung. Sie spielte eine einflußreiche Rolle in dem Prozeß gegen Jesus, weil Anna und Caiphas, sein Eidam, zu ihr gehörten. In politischer Beziehung hatten die Sadducäer weder die republikanischen Ideen, noch den überspannten Patriotismus der Pharisäer. Sie neigten sich auf die Seite der Fürsten und schickten sich ziemlich gerne in die vollendeten Thatfachen. Sie fügten sich demnach ohne Mühe in die fremde Herrschaft. Daher legt auch Caiphas, wenn es sich darum handelt, Christus zu verurtheilen, großes Gewicht auf die Unzufriedenheit, welche dessen Lehre bei den Römern hervorbringen könnte. In religiöser Beziehung setzten sie keinen Werth auf die Ueberlieferungen des Pharisäismus; sie behaupteten, daß sie sich auf die reine Lehre Moses beschränkten. Aber unter dem Vorwand, den Sätzen des Gesetzgebers nichts beizufügen, lehrten sie einen groben Materialismus, eine Moral, welche sich von der der Epikuräer wenig unterschied. Der Heiland hat diese Secte eben so wenig als die der Pharisäer verschont. Das Gleichniß vom schlechten Reichen zeigt ihre Selbstsucht in ihrer ganzen Blöße, und bedroht sie mit dem Feuer der Hölle. In der Bergpredigt verdammt Jesus ihr wollüstiges Leben und ihre Genußsucht: „Wehe euch, die ihr voll seid! Wehe euch, die ihr hier lachet“ *)! Diese vergnügungsfüchtigen Menschen, welche zuerst durch die strenge Lehre des Täuflers, dann durch die Vorwürfe Jesu in ihrem weichlichen und sinnlichen Leben gestört wurden, verfolgten die Sache des Evangeliums mit noch größerer Wuth als die Pharisäer. Man kennt die Namen mehrerer bedeutenden Pharisäer, welche sich zum Christenthum bekannten, während man keinen Sadducäer anführen kann, der Christ ge-

*) Οὐαὶ ὑμῖν, οἱ ἐμπεπλησμένοι. — Οὐαὶ ὑμῖν, οἱ γελῶντες νῦν. — Οὐαὶ ὑμῖν τοῖς πλουσίοις. (Luc. 6, 25.)

worden wäre. Ihr Skepticismus hatte sie unfähig gemacht, sich über die irdischen Genüsse zu erheben.

Die Herodianer, welche das Evangelium ebenfalls zu den Feinden Jesu zählt, waren nicht sowohl eine religiöse Schule, als vielmehr eine politische Partei. Herodes der Große, der den Heiland schon in der Wiege hatte wollen tödten lassen, als er in Judäa eine Dynastie gründete, welche an die Stelle der Asmoneischen Fürsten, der Nachkommen der heldenmüthigen Makkabäer treten sollte, hatte Alles aufgeboten, um die Juden mit der griechischen Bildung zu versöhnen. Ohne die Gewaltthatigkeiten des Syrischen Königs Antiochus zu erneuern, hatte er keine Gelegenheit vorübergehen lassen, seine Unterthanen an die hellenischen Sitten zu gewöhnen. Nicht Alle hatten seinen Absichten einen kräftigen Widerstand entgegengesetzt. Die Pharisäer allein und die Masse des Volks, die sie leiteten, zeigten sich zu keiner Nachgiebigkeit geneigt. Herodes Söhne erbten seine Politik. Jesus Christus brachte beinahe sein ganzes Leben unter der Herrschaft eines dieser Fürsten zu, unter dem Tetrarch Herodes, dem Fürsten von Galiläa. Dieser Herodes Antipas hatte alle Fehler eines selbstsüchtigen und wollüstigen Paschas. Ob er gleich Achtung für Johannes den Täufer hatte, und ihn gern zu Rathe zog, opferte er ihn doch dem Zorn einer rachsüchtigen Frau. Die Predigten Christi beunruhigten ihn sehr, doch wagte er es nicht, Etwas gegen ihn zu unternehmen. Als Pilatus ihn ihm zuschickte, begnügte er sich, ihn unter Spott mit einem weißen Rocke bekleiden zu lassen und von ihm Wunder zu verlangen.

Die Herodianer zeigten sich gegen Jesus weniger feindselig als die Pharisäer. Das Wohlwollen des Erlösers für die fremden Nationen entsprach ihren weltbürgerlichen Ideen. Allein da sie fürchteten, er möchte das Erbe seines Vorfahren David zurückfordern, fühlten sie keine Neigung für das Evangelium.

Was die Essäer betrifft, so spricht die heilige Schrift niemals von ihnen. Freilich lebten sie ganz außerhalb der bür-

gerlichen Gesellschaft. Ihre Organisation war die des klösterlichen Kommunismus; ihr religiöses System war ein in Formeln versunkener Mysticismus.

Wie konnte aber das Klosterwesen, das der mosaischen Gesetzgebung so fremd war, bei den Hebräern Wurzel fassen? Die Untersuchung dieser Frage wäre von der größten Wichtigkeit. Es scheint uns, daß seine erste Entwicklung mit der Einführung des Königthums, mit dem von Samuel gegründeten Widerstand gegen die Eingriffe der Monarchie zusammenfällt. Die Anhänger der alten Ansichten begriffen nun die Nothwendigkeit, sich durch innige Bande zu vereinigen. Sie bildeten daher eine Art Körperschaft, in der die republikanischen Ueberlieferungen stets vorherrschten. Der Einfluß des Orients befruchtete diesen Keim, denn die Juden erfuhren zur Zeit ihres religiösen Verfalls diesen Einfluß in hohem Grade, besonders aber die Pharisäer und die Essäer. Aber die Wirksamkeit der Sekte der Essäer war lange nicht so bedeutend als die der pharisäischen Schule. Es scheint, daß sie keinen Theil an den politischen Kämpfen genommen haben, den einzigen, welche zu jener Zeit fähig waren, die Geister leidenschaftlich aufzuregen.

Einige neuere Schriftsteller, z. B. Venturini*) und Salvador**), haben vorausgesetzt, daß zwischen dem Gründer des Christenthums und den Logen der Essäer geheimnißvolle Beziehungen Statt gefunden haben. Reinhard hat diese Behauptung mit Recht bekämpft***). Es liegt keine Thatfache vor, die dieser Vermuthung einen wirklichen Werth gibt. Das Leben Christi, seine Gewohnheiten, der volksthümliche Charakter seiner Lehre, der Schauplatz seiner Thätigkeit, Alles vereinigt sich, ihr zu widersprechen. Und hat es übrigens je eine Religion gegeben, die weniger mönchisch gewesen wäre, als das Christen-

*) Venturini, Histoire du grand prophète de Nazareth.

**) Salvador, Jésus-Christ et sa doctrine.

***) Reinhard, Plan de Jésus.

thum, wie dasselbe nämlich von Jesus und seinen Aposteln verkündigt worden ist? Es war eine ganze Reihe von innern Umgestaltungen und von äußern Einflüssen nothwendig, damit die Systeme eines Antonius, Pacomius, Macarius, Dominikus, Franz von Assisi und Loyola aus dem Evangelium entstehen konnten. Es ist allerdings Thatsache, die man unmöglich bestreiten kann, daß die christliche Religion im Lauf der Jahrhunderte den Einfluß der Ideen erfahren habe, welche im ersten Jahrhundert durch die Essäer repräsentirt wurden. Das ist aber auch Alles, was man zugestehen kann. Die Vermuthung Salvadors mußte daher unter die willkürlichsten Voraussetzungen gerechnet werden.

Dies war der Stand der Parteien zu der Zeit, da Jesus lehrte. Wenn man die Sekten dieser Zeit von ihrer politischen Seite betrachtet, so waren die Pharisäer die Republikaner, die Sadducäer waren Monarchisten, die Essäer Kommunisten, die Herodianer Freunde des Auslands, gerade wie die französische Emigration am Ende des 18. Jahrhunderts. Von der religiösen Seite personificirten die Pharisäer den stoischen Spiritualismus, die Sadducäer den epikuräischen Materialismus, die Essäer den Mysticismus, die Herodianer den religiösen Skepticismus. Den Einen war das Christenthum verhaßt, weil es sich gegen ihre politischen Leidenschaften gleichgültig zeigte; den Andern, weil es ihre dogmatischen Irrthümer und die Ungereimtheiten ihres Kultus verdamnte. Jede uneigennützige Lehre, welche sich auf den gesunden Sinn stützt, hat immer die Schwärmerei der Sektirer und die Selbstsucht der Parteien gegen sich. So wurde denn das Evangelium nach einem ziemlich lebhaften Kampf von dem Judenthum entschieden verworfen. Es gelang, dasselbe zu verdächtigen, indem man sich an die konservativen Ideen wendete, indem man das Nationalgefühl und den Fanatismus der Menge gegen dasselbe bewaffnete. Aber die Vorurtheile der Heiden waren weniger eingewurzelt, als die der Hebräer. Athen, Korinth, Alexandria, Pergamum, Antio-

chia, Rom, die königliche Stadt, nahmen die gute Botschaft der Erlösung in ihre Mauern auf. Das erwählte Volk aber wurde für seinen Widerstand gegen die Stimme des Himmels grausam bestraft. Es wurde unter die übrigen Völker zerstreut, ohne daß dieses schreckliche Ereigniß seine Hartnäckigkeit besiegt hätte.

Nach dem Falle Jerusalems verschwinden alle Spaltungen im jüdischen Volk. Die Pharisäer, die seinen Widerstand gegen die Römer geleitet hatten, werden seine Rathgeber und seine Führer in der Zerstreuung. Ihre unbefieglige Kraft erschrad nicht über die unermesslichen Schwierigkeiten dieser Aufgabe. Sie gaben der Welt ein wirklich außerordentliches Schauspiel. Ein Volk ohne Vaterland bewahrt mitten unter hundertjährigen Verfolgungen seine Religion und seine Nationalität.

Der Geist der neuen Zeit bereitet dem Pharisäismus größere Gefahren als die unbarmherzige Strenge des Mittelalters. Während ihm die Bekehrungsversuche der Christen täglich einige Anhänger rauben, vermindern die rationalistischen Ansichten seinen Einfluß. Berühmte Juden haben feierlich mit der Rechtgläubigkeit der Pharisäer gebrochen: Spinoza im 17. Jahrhundert, Mendelssohn im 18., Salvador im 19. — Eine skeptische Erregung, wie die des Dr. Munk*), greift selbst den Pentateuch an. Dadurch wird die jüdische Nationalität in ihrem innersten Wesen vernichtet. So darf man denn nach Allem glauben, daß dieses berühmte Volk sich bald mit den christlichen Nationen vereinigen wird. Zu gleicher Zeit scheint der Mohamedanismus, der von der abendländischen Bildung angegriffen wird, zu keiner langen Dauer mehr bestimmt zu sein. Von den drei großen aus dem Semitischen Stamm hervorgegangenen Religionen ist nur Eine, welche die Macht der Ausbreitung und der Eroberung bewahrt hat. Der Grund davon ist einfach. Das Evangelium allein fügt sich in jegliche Bildung, in jede Staatsform. Es allein genügt den Bestrebungen aller Zeiten, und, um mich

*) E. Munk, La Palestine.

des Ausdrucks eines berühmten Denkers zu bedienen, „die Eroberung der Welt ist ihm vorbehalten“ *).

LXIII.

Ihr sollt nichts dazu thun, daß ich euch gebiete, und sollt auch nichts davon thun, auf daß ihr bewahren möget die Gebote des Herrn, eures Gottes, die ich euch gebiete.

5. Mosis, 4, 2.

Das Judenthum wird in der Schweiz durch eine gewisse Anzahl Anhänger des mosaischen Gesetzes repräsentirt**).“ Aber alle Schweizer sind Christen, ohne daß jedoch alle zur nämlichen Kirche gehörten. Alles was thätig und intelligent ist, gehört zur reformirten, und zwar zur demokratisch-reformirten Kirche.

Gleich Anfangs wurde die Idee der Reform, zu welcher sich alle guten Köpfe im 16. Jahrhundert bekannten***), auf zwei verschiedene Arten aufgefaßt, vom aristokratischen Standpunkt nämlich und vom demokratischen.

*) Jouffroy, *Mélanges*.

**) Eine große Zahl Juden bewohnt den Kanton Aargau, wo sie unter dem Schutze des liberalen und toleranten Geistes der Aargauer wohnen. Nach dem Aargau haben folgende Kantone am meisten Juden: Bern 488, Waadt 388, Neuenburg 231, Genf 170, Basel-Stadt 107, Zürich 80. Die Intoleranz hat sie von den ultramontanen Ständen Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Valais vollständig entfernt gehalten, in denen noch die barbarischen Vorurtheile des Mittelalters blühen, und wo man keinen einzigen Israeliten findet. Ich habe die angeführten Zahlen der „Suisse pittoresque“ entlehnt, und ich stehe nicht für ihre Richtigkeit ein, da andere Schriftsteller abweichende Angaben machen.

***) Nisard, *Études sur la renaissance*.

Die aristokratische oder bischöfliche Form bestand schon seit langer Zeit unter den orientalischen Christen, ohne die bedeutende Umgestaltung erfahren zu haben, welche Peter der Große dem russischen Episkopat auferlegte, indem er es zwang, die unumschränkte Gewalt des Czars statt der des Patriarchen von Moskau anzuerkennen. Peter begründete auf diese Weise das, was die Deutschen ein Kaiser-Papstthum nennen, eine Organisation, welche der der römischen Kirche sehr nahe verwandt ist*), und welche weder die Griechen, noch die Rumänen, noch die asiatischen Christen anerkennen.

Die Reformation stellte in den skandinavischen und angelsächsischen Ländern beinahe überall die Verfassung der orientalischen Kirche an die Stelle der Monarchie des Papstthums. Die Reformatoren dieser Länder, welche im Allgemeinen dem Prinzip des Lebenswesens zugethan waren, bewahrten in der geistlichen Verfassung so viel als möglich die Elemente, die am besten mit den aristokratischen Ideen harmonirten. Die französischen und schweizerischen Reformatoren hingegen, welche Ländern lateinischer Civilisation angehörten**), nahmen ohne Bedenken die demokratische Form an, welche von Lefevre, d'Etaples, Calvin, Farel, Biret, Theodor von Beza, Bullinger, Desolompadius, Haller, als die eigentliche Verfassung der Urkirche dargestellt wurde, ein Satz, der vom historischen Standpunkt aus nicht bestritten werden kann***). Genf, das von Calvin mit einer beispiellosen Strenge umgestaltet wurde, wurde für diese Schule die Musterkirche, das Vorbild des presbyterianischen Christen-

*) Der Fürst von Rom ist nicht ein Kaiser-Papst, sondern ein Papst-Kaiser, was noch viel seltsamer ist. Aber die Christen der ersten Zeiten hätten das Kaiser-Papstthum ebenso wenig anerkannt als das Papst-Kaiserthum.

**) Zwingli selbst war ein Abkömmling dieses großen Stammes.

***) S. Pierre Leroux, Du christianisme et de son origine démocratique, und vorzüglich die Kirchenväter.

thums. Knox, ein Freund und Jögling Calvins, verschaffte dem demokratischen Prinzip in Schottland das Uebergewicht*). Es siegte auch in Holland; und die englischen Puritaner brachten es in die Vereinigten Staaten**). So hat es denn bei den Völkern, welche seit dem 16. Jahrhundert das römische Joch abgeworfen haben, die thätigsten und zur Propaganda am meisten geneigten Kirchen für sich. Die Nationen, die es angenommen haben, verabscheuen die absolute Gewalt im Staat, während die dem Papstthum unterworfenen Völker nach mehr oder weniger langen Anstrengungen immer wieder in dieselbe zurückfallen. Zwei Republiken, von denen die Eine durch die Unermeßlichkeit ihres Gebiets und die wunderbare Schnelligkeit ihrer Entwicklung, die zweite durch ihre geschichtlichen Ueberlieferungen berühmt ist, die Vereinigten Staaten und die Schweiz, verdanken ihre Dauer einem religiösen System, das sich allein mit der republikanischen Verfassung versöhnen kann. Eine ultramontane Republik wird immer das edelhafteste Schauspiel darbieten, das die sogenannten spanisch-amerikanischen Republiken der Welt geben.

Wie verschieden auch die Verfassung der protestantischen Kirchen ist, so stimmen doch alle darin überein, daß sie den Despotismus des Papstthums verworfen. Dadurch repräsentiren sie im Abendland die Freiheit der orientalischen Kirche und verdienen sie unsere ganze Theilnahme, und eben deshalb müssen sie sich mit uns gegen den Feind des Evangeliums, der Civilisation und des Fortschritts verbinden. Der ewige Ruhm der Reformatoren des 12., 14., 15. und 16. Jahrhunderts, eines Arnold von Brescia, Wiclef, Huß, Savonarola, Lefevre, Zwingli, Luther, Calvin besteht eben darin, daß sie in Italien, England, Böhmen, Frankreich, in der Schweiz und in Deutschland den bedeutungsvollen Satz verkündigt haben, daß der Christ von

*) G. Mignet, Marie Stuart.

**) G. Laboulaye, Les États-Unis.

seiner menschlichen Gewalt abhänge. Ich weiß wohl, daß man ihnen in jeder möglichen Tonart vorgeworfen hat, sie hätten in der religiösen Dentweise unzählige Verschiedenheiten eingeführt. Aber diese Verschiedenheit findet sich schon bei den alten Kirchenvätern. Sie ist eine nothwendige Folge der menschlichen Freiheit, eine Folge, welche so nothwendig ist, daß man sie sogar sehr häufig bei den Anhängern Roms**) gefunden hat. — Pressensé hat es trefflich bewiesen — indem die Einen die Unfehlbarkeit des Papstes anerkennen, die Andern diesen Satz für einen gefährlichen Unsinn erklären**). Als der Allmächtige die Freiheit in die Welt einführte, sah er ohne Zweifel voraus, daß nicht alle menschlichen Handlungen der ewigen Moral entsprechen würden! Die Gründe gegen die freie Prüfung würden alle ohne Ausnahme dazu dienen, zu beweisen, daß die Schöpfung vollkommen sein würde, wenn der Mensch durch eine innere, unwiderstehliche Gewalt zum Guten hingerissen würde. Und das haben die sogenannten Theologen und die deklamirenden Zeitungsschreiber der römischen Kirche nicht einmal geahnt. Sonst hätten sie die Klugheit gehabt, uns ihre ewigen Phrasen über die „schrecklichen, anarchischen, zerstörenden“ Folgen der „freien Prüfung“ zu ersparen***).

**) E. E. de Pressensé, Du catholicisme en France: Divisions au sein du catholicisme.

**) So betnahe alle Franzosen seit dem heiligen Ludwig bis zu der Zeit, wo die französische Kirche nach dem Tod des Pariser Erzbischofs Affre unter das Joch des Jesuitismus gekommen ist. Mit diesem müthigen Prälaten ist die Kirche Gersons, Petrus von Alliaco, Bossuets, Freyssinous in das Grab gestiegen. Ihre letzten Repräsentanten sind gezwungen worden abzuschwören, wie der Pariser Erzbischof Sibour, oder sind unbarmherzig verfolgt worden, wie Aloury, Bischof von Pomiers, der gezwungen wurde, seinen Bischofsitz zu verlassen. (Man s. den „Siccle“ vom April 1856.)

**) Ich führe den ehemaligen Friedensrichter Nicolas als das Muster dieser kriegertischen Deklamatoren an.

LXIV.

Darum wenn eines Gewaltigen Trotz wider deinen Willen fortgehet, so laß dich nicht entrüsten; denn Nachlassen stillet großes Unglück.

Prediger Salomonis, 10, 4.

Wenn alle Reformatoren die freie Prüfung grundsätzlich angenommen haben, so haben leider nicht alle die praktischen Folgen begriffen, welche sie nothwendig erzeugen mußte. Die Protestanten des 16. Jahrhunderts, welche in den Vorurtheilen der römischen Kirche erzogen waren, befreiten sich nur mit Mühe von den Gewohnheiten ihrer verderblichen Erziehung. Sie waren jenem Löwen ähnlich, von welchem Milton spricht, der sich in den ersten Tagen der Schöpfung mit Anstrengung von dem Boden befreite, aus welchem er entstanden war.

Zwingli, dieser vollständige Repräsentant des schweizerischen Geistes (der sich in den Franzosen Calvin und Farel keineswegs ausspricht), Zwingli zeigte bei dieser großen Frage seine gewöhnliche Entschiedenheit und die bewundernswürdige Ueberlegenheit seines Geistes. „Es ist eine Thorheit,“ sagte dieser würdige Sohn der freien Schweiz, „es ist eine Thorheit, es ist die höchste Gottlosigkeit, wenn man die Meinungen der Menschen oder die Beschlüsse der Kirchenversammlungen dem Worte Gottes gleich stellen will. Niemand darf in den Bann gethan werden, als wer durch seine Verbrechen ein öffentliches Uergerniß gibt. Diejenigen, welche ihre Irrthümer nicht erkennen, und sie nicht verlassen, **müssen dem freien Urtheile Gottes überlassen werden**, und man darf sich gegen sie **keine Gewalt** erlauben, es müßte denn sein, daß sie durch Aufrufe und Empörung die Obrigkeiten zwingen, sie zu bestrafen, um die öffentliche Ordnung zu retten*).

*) Zwingli, Werke Bd. 1 S. 352. 432. 435 u. Bd. 3 S. 179.

Auf eben so bewundernswürdige Weise antwortete die Berner Kirche der Genfer Geistlichkeit, welche sie um Rath frug, wie sie sich gegen Bolsec benehmen solle. Bolsec griff die unerträgliche Lehre Augustins, Prosper's, Gerson's und Calvin's über die Vorherbestimmung an.

„Es ist unsere feste Ueberzeugung,“ sagten die Berner, „daß man die reisenden Theologen nicht mit allzu großer Strenge behandeln solle, in der Befürchtung, daß, indem wir die Reinheit des Glaubens schützen wollen, wir gegen das Gesetz des Geistes Christi, gegen die **brüderliche Liebe** ungehorsam sein möchten. Jesus liebt die Wahrheit; aber er liebt auf gleiche Weise die Seelen, welche ohne es zu wollen, den Pfad des Irrthums betreten; er führt sie mit Sanftmuth in den Schafstall zurück. — Wir flehen euch an, zu überlegen, daß der menschliche Geist zum Irrthum geneigt ist, und daß es edler und leichter ist, die Menschen durch Sanftmuth als durch strenge Mittel zurückzuführen *).“

Diese wahrhaft evangelische Ansicht verhinderte die Genfer nicht, eine verderbliche und schmachvolle Bahn einzuschlagen. Von dem strengen Geiste Calvin's geleitet, der lange Zeit Bürger eines despotischen Staates war, zeichnete sie sich unter allen protestantischen Gemeinden durch eine unverantwortliche Intoleranz aus. Der unlenksame Theologe, der sie beherrschte, konnte die geringste Meinungsverschiedenheit in einer Stadt nicht ertragen, in welche das Zusammenströmen der Geächteten oft Fremde brachte, die seinen Ansichten über die Vorherbestimmung und andere Fragen abgeneigt waren. „Zwei große dogmatische Richtungen,“ sagt ein gelehrter Genfer Theologe, „zeigten sich zu gleicher Zeit in den von der Reform in Gährung versetzten Ländern. Frankreich und Deutschland bekannten sich zur Theologie des heiligen Augustinus: die Dreieinigkeit, die Erbsünde,

*) Dieser Brief ist von 1551. — Warum vergaßen die Berner diese schönen Grundsätze, als sie Gentilis Todesurtheil unterschrieben?

die absolute Vorherbestimmung*) wurden die Glaubensgrundlagen der Kirche im Norden. Auf der andern Seite betrachteten die spanischen und italienischen Reformirten Jesus Christus als Gott untergeordnet; sie nahmen den freien Willen und die bedingte Vorherbestimmung an**). Beide besiegelten ihren Glauben mit den schmerzlichsten Opfern. Sie lebten in der Einheit des Geistes, so lange sie in verschiedenen Gegenden arbeiteten; aber ihre Meinungsverschiedenheiten kamen zum Ausbruch, als sie sich auf dem nämlichen Boden befanden, und die unnatürliche Gesetzgebung gegen die Reher konnte allein den Südländern, so wie den französischen Theologen, die sich ihrer Anschauungsweise in Sachen der Religion angeschlossen hatten, Stillschweigen auferlegen***).

Der erste Streit, der Genf aufregte, fand zwischen Calvin und Sebastian Chatillon†) statt. Dieser in Frankreich geborne Professor hatte den göttlichen Ursprung des Hohenliedes geläugnet. Daher entzogen ihm Calvin und dessen Amtsgenossen alle geistlichen Verrichtungen. Darüber verlezt, unterbrach einst Chatillon den Calvin, der in einer geistlichen Versammlung folgende Worte des heiligen Paulus erklärte: „In allen Dingen laffet uns beweisen als die Diener Gottes in großer Geduld und Liebe.“ — „Ach!“ rief Chatillon aus, „welch ein Unterschied zwischen dem heiligen Paulus und uns! — Er wurde eingekerkert und wir werfen die in's Gefängniß, die uns beleidigen. Er hatte die Macht Gottes und wir lieben die der Gewalt.“

*) D. h. ohne die Bedingung der guten Werke.

**) Die Reformirten lateinischen Stammes näherten sich, wie man daraus sieht, weit mehr als die andern der Art, wie die orientalische Kirche die Lehre der Vorherbestimmung immer verstanden hat.

***) Gaberel, Histoire de l'Eglise de Genève.

†) Der sich Castello nannte, wie die Gelehrten jener Zeit ihrem Namen oft lateinische oder griechische Form gaben, oder sie sogar übersetzten, wie Erasmus, Lupulus, Melancthon u. a. m.

Er duldete und wir quälen die Unschuldigen*)." In Folge dieses Ereignisses zog sich Chatillon nach Basel zurück. Er gab nach Servets Tod eine Schrift heraus, in welcher er mit wunderbarer Kraft die menschlichen Opfer brandmarkt, welche die Reformation der römischen Kirche entlehnte. Calvin antwortete darauf mit einer rohen Flugschrift: „Sechs Verläumdungen eines gewissen Schlingels“. „In diesen traurigen Blättern,“ sagt ein ausgezeichnete protestantische Geschichtschreiber, „kann der Theologe das Gute nicht mehr vom Bösen unterscheiden; er macht seinem Gegner die ehrenwerthesten Thaten seines Lebens zum Vorwurf**)." Die Basler Geistlichen waren weit entfernt, diese Excesse zu entschuldigen. „Weit entfernt, eure Stellung zu befeinden, ist unser Chatillon in allen seinen Handlungen ein Mann des Friedens und der Liebe.“

Der Prozeß gegen Volsec zeigte noch deutlicher als die Chatillon'sche Angelegenheit, in welche Verlegenheiten man sich stürze, wenn man den heiligen Grundsatz der freien Prüfung einer tyrannischen Politik aufopferte. Volsec, ein französischer Mönch, der in Paris von der Inquisition verfolgt worden war, hatte sich, nachdem er vergeblich in Ferrara Schutz gesucht hatte, im Jahr 1551 nach Genf geflüchtet. Ob er gleich dort die Medicin ausübte, griff er die Ansichten Calvins über den freien Willen und die Vorherbestimmung an. Dieß war die schwache Seite im theologischen System des berühmten Reformators. Nun zeigte sich Calvin um so heftiger, wenn es sich um diese Frage handelte, als es ihm durchaus unmöglich war, auf die Einwürfe seiner Gegner zu antworten. Als einst der Pastor Saint-André eine geistliche Versammlung im Auditorium hielt, schlug er vor, über eine Stelle des heiligen Johannes zu sprechen: „Wer Gottes ist, der höret Gottes Wort***)." Farel, der die

*) Man s. einen Brief Calvins an Farel von 30. Mai 1544.

**) Gaberel, a. a. O. Bd. 2.

***) Ὁ ὢν ἐκ τοῦ Θεοῦ τὰ ἡγήματα τοῦ Θεοῦ ἀκούει. Joh. 8, 47.

Ansichten Augustins und Calvins ohne Einschränkung angenommen hatte, versuchte, sie zu vertheidigen. Er erklärte, „daß Gott von Ewigkeit her seine Auserwählten bezeichnet habe, ohne daß die Eigenschaften oder die Handlungen der Menschen den geringsten Einfluß auf sein Wohl ausübten.“

Bolsec antwortete mit seltener Kraft und wahrhaft gesundem Sinn auf dieses fatalistische Glaubensbekenntniß. „Es ist unsinnig und falsch,“ sagte er, „daß es eine andere Wahl gibt, als die, welche durch das Vorhandensein oder das Nichtvorhandensein des Glaubens in einem Menschen bestimmt wird; und diejenigen, welche Gott einen ewigen Willen zuschreiben, durch welchen er die Einen dem Leben, die Andern dem Tode weicht, machen aus ihm einen dem Jupiter der Alten ähnlichen Tyrannen, der kein anderes Gesetz hatte, als:

Sic volo, sic jubeo, sit pro ratione voluntas.

Es ist dieß eine über jeden Ausdruck kategorische und ärgerliche Lehre! Um sie zu vertheidigen, macht man falsche Uebersetzungen der Bibel. So wenn der heilige Paulus von Pharao sagt, er habe ihn geschaffen, um in ihm seine Macht zu zeigen, so fügt man ohne Recht das Wort „ewiglich“ hinzu.“

Die Antwort Calvins, der gegen das Ende der Besprechung hinzukam, erhob sich nicht zur Höhe des Angriffs. Er legte das größte Gewicht auf die Achtung, die man der Ueberlieferung schuldig sei, wie wenn die Ueberlieferung Roms in einer solchen Frage von der geringsten Bedeutung sein könnte; wie wenn die Autorität Augustins und seiner Schüler nicht eine durchaus menschliche Autorität wäre! Es war ein glücklicherer Gedanke, als er versuchte, sich auf die Bibel zu berufen, obgleich die Schriften der Apostel — wie es die griechischen Väter, in deren Sprache sie abgefaßt worden sind, nachgewiesen haben — jeder dem Fatalismus günstigen Erklärung widerstreben. Aber der Bischof von Hippo wurde damals in Genf als ein unfehlbarer Lehrer betrachtet. „Auch war die Versammlung durch die

Lehre, welche er (Calvin) über die Gnadenwahl und die Verwerfung aufstellte, höchlich befriedigt und erbaut."

Die Sache blieb nicht dabei stehen. Da Bolsec auf seiner Meinung beharrte, wurde er von der „Ehrwürdigen Gesellschaft der Geistlichen“ verhört. Wir wollen den größten Theil dieses merkwürdigen Verhörs anführen. Nichts ist geeigneter zu zeigen, wie schwer es den Reformatoren wurde, — die man doch so oft eines revolutionären Geistes beschuldigt hat — die so oft von der römischen Kirche anempfohlene Augustin'sche Lehre zu überwinden. Man sieht hingegen in Bolsec die Anfänge einer gründlichen Erregung, mit welcher der Christ und der Philosoph zufrieden sein können.

Die Geistlichen: Sind nicht alle Kinder Adams so vererbt, daß es Keinem möglich ist, das Gute zu wünschen, wenn ihn Gott nicht dazu führt?

Bolsec: So ist es.

Die Geistlichen: Kommt die Gnade, zu Gott geführt zu werden, nicht Einigen besonders zu, d. h. denjenigen, welche Gott vor der Erschaffung der Welt auswählt hat?

Bolsec: Das Wort „Anziehung“ ist zweideutig; es gibt eine gewaltthätige, die ich nicht erwähne; es gibt eine sanfte und väterliche, welche Gott bei vernünftigen Geschöpfen anwendet, und welche er im Allgemeinen Allen mittheilt, da er keinen verläßt, ausgenommen die, welche sie verachten und sich ihr widersetzen; denn nachdem diese der Gnade und den sanften Ermahnungen widerstanden haben, die ihnen Gott zu wiederholten Malen gegeben hat, werden sie hierauf aufgegeben; aber dies findet nicht von Anfang und durch einen ausdrücklichen Beschluß Gottes Statt.

Die Geistlichen: Hat Gott, ehe er die Verschiedenheit voraussah, die sich zwischen den Menschen ergeben würde, nicht die Einen auswählt und die Andern verworfen?

Bolsec: Man kann nicht sagen, daß Gott Ein Ding vor einem andern wissen kann; denn

bei Gott ist keine Vergangenheit noch Zukunft, sondern es sind ihm alle Dinge gleich gegenwärtig; daher sage ich, daß er die Verschiedenheit zwischen den Gläubigen und den Ungläubigen, so wie die Ausermählung der Einen und die Verwerfung der Andern zu gleicher Zeit sieht.

Die Geistlichen: Ist der Mensch nach dem Fall Adams nicht in solchem Maße des freien Willens beraubt worden, daß er nur Böses thun kann, bis Gott ihn wiedergebirt?

Bolsec: Nein, der Mensch ist nach seinem Fall nicht in solchem Maße des freien Willens beraubt worden, denn in diesem Fall wäre er ein der Vernunft beraubtes Thier geworden; aber seine Freiheit ist verderbt geblieben, so daß er oft, ja beinahe immer das Gute für böse und das Böse für gut gehalten hat. Daher hat er, um das Gesetz Gottes zu verstehen und zu befolgen, immer der göttlichen Gnade bedurft, und um an Jesus Christus zu glauben, hat er besondere Gnade, eine Art Anziehung nöthig gehabt.

Bolsec begnügte sich nicht, die Trugschlüsse der Geistlichen siegreich widerlegt zu haben; er griff Calvin selbst an, und zeigte mit wirklich bewundernswürdigem Scharfsinn und gesundem Verstand die verderblichen Folgen dieser Augustinischen Theologie, welche Genf so unklug gewesen war, anzunehmen.

„Ihr macht Gott zum Urheber der Sünde,“ sagte er zu Calvin, „denn Ihr sagt in eurer „Institution“: Gott hat den Fall Adams und als Folge dieses Falls das Verderben seiner ganzen Nachkommenschaft vorausgesehen; aber er hat ihn gewollt, er hat ihn in seinem ewigen Rathschluß angeordnet und vorherbestimmt. Gott hat gewollt, daß die Israeliten das goldene Kalb anbeteten, und daß sich die Menschen der Sünde schuldig machen, die sie täglich begehen.“ — Wie kann Gott, der ein einfaches und unveränderliches Wesen ist, mit sich selbst übereinstimmen, wenn zwei ganz entgegengesetzte Dinge in ihm sind? Ein und dasselbe Ding wollen und nicht wollen, befehlen und verbieten? Andererseits, wenn der Wille Gottes

das Wesen Gottes selbst ist, so ist er die Ursache der Sünden, welche die Menschen begehen, und es folgt daraus, daß Gott der Urheber des Bösen ist."

Es war auf diese vortreffliche Entgegnung durchaus Nichts zu antworten. Calvin konnte seinem Gegner Bossac nur scholastische Unterscheidungen entgegensetzen, welche dieses großen Mannes unwürdig und dem sophistischen Geist des Bischofs von Hippo entlehnt waren. Calvin ist klar, kraftvoll, berebt, wenn er den römischen Aberglauben angreift; aber er verliert sich in unlösbare Subtilitäten, so oft er das seltsame System Augustins vertheidigen will. Man kann es aus folgender Stelle seiner Antwort ersehen. „Ich habe allerdings gesagt, daß der Wille Gottes als oberster Grund die Nothwendigkeit aller Dinge ist; aber ich habe zu gleicher Zeit erklärt, daß Gott Alles, was er thut, mit einer solchen Billigkeit thut, daß selbst die Bösen gezwungen werden, ihn zu preisen.“

Der gewöhnlichste Menschenverstand wird niemals begreifen, wie ein Wesen, dessen Verdamnung von aller Ewigkeit her beschlossen und gewollt ist, in diesem Beschluß Billigkeit finden könnte! Wie sollte man einen Gott preisen, der uns nur für ewige Strafen geschaffen hat! Welch ein merkwürdiger Einfall ist es, aus diesem Gott den Gott des Evangeliums zu machen! Aber die Theologen kommen durch nichts in Verlegenheit. Laßt uns hören, wie Bossuet sich über den heiligen Paulus, den Apostel der christlichen Freiheit, ausspricht: „Der Fürst, sagt der heilige Paulus, ist Gottes Diener; er trägt das Schwert nicht umsonst. Wer Böses thut, muß ihn als einen Rächer seines Verbrechens fürchten*). Er ist der Beschützer der öffentlichen Ruhe, die sich auf die Religion stützt, und er muß seinen

*) Paulus, Epistel an die Römer 13, 4. Der Sinn ist ganz entstellt: der Apostel spricht nur von der zeitlichen Gerechtigkeit. Θεοῦ γὰρ διάκονός ἐστί σοι εἰς τὸ ἀγαθόν· ἔαν δὲ τὸ κακὸν ποιῇς, φοβοῦ· οὐ γὰρ εἰκὴ τὴν μάχαιραν φορεῖ.

Thron aufrecht erhalten, dessen Grundlage sie ist. Diejenigen, welche nicht zugeben wollen, daß der Fürst in Sachen der Religion Strenge anwende, weil die Religion frei sein müsse, sind in einem gottlosen Irrthum. Sonst müßte man ja bei allen Unterthanen und im ganzen Staat den Götzendienst, den Mohamedanismus, das Judenthum, jede falsche Religion, die Gotteslästerung, selbst den Atheismus dulden, und die größten Verbrechen würden ungestraft bleiben*)."

Es wundert mich nicht, wenn Melanchthon einige Augenblicke vor seinem Tode schrieb: „Du wirst zum Licht kommen, du wirst von allen deinen Leiden und von der Wuth der Theologen befreit werden.“

Diese Wuth scheint unsterblich. Sie erscheint in den Schriften der italienischen**), deutschen***) und anderer Katholiken, wie in den Werken Augustins†).

Calvin war ein zu guter Schüler des Bischofs von Hippo, als daß er Volfec ruhig in den Mauern Genfs die Rechte der menschlichen Freiheit hätte vertheidigen lassen. Aber da er, wie seine Amtsgenossen, einige Verlegenheit empfand, den heiligsten Grundsätzen der Reformation Gewalt anzuthun, befrag man die Kirchen von Bern, Basel und Zürich. Die Antwort

*) Bossuet, Politique tirée de l'Écriture sainte, livre VII, 10me propos. An einem andern Ort macht er folgende merkwürdige Bemerkung: „Die Protestanten stimmen mit uns überein. Luther und Calvin haben eigens Bücher geschrieben, um das Recht und die Pflicht der Obrigkeit in diesem Punkt festzustellen. Calvin hat dasselbe sogar gegen Servet und Valentin Gentilis in Ausübung gebracht.“ (Variations, livre X.)

**) S. Devoti, Institutiones canonicae, lib. VII., tit. IV. p. 99.

***) S. Per maneder, Kirchenrecht § 563.

†) S. seinen „Widerruf“ Buch VII., Kap. V. Er beklagt die Strenge des weltlichen Arms gegen die Donatisten nicht gebiligt zu haben.

Bern's, die wir schon angeführt haben, trägt das Gepräge einer ganz christlichen Dulbung. Basel erinnerte sich an die Sanftmuth Desolampads. Zürich gab dem fanatischen Rath Bullingers*) Gehör, und wurde den freisinnigen und christlichen Ueberlieferungen seines großen Reformators Zwingli ungetreu. Die von Calvin eifrig unterstützte Ansicht der Zürcher überwog. Der 18. Dezember 1551 war ein Unglückstag in den Jahrbüchern der Genfer Kirche: Bolsec wurde verbannt. „Dich, Hieronymus Bolsec, verurtheilen wir zur Verbannung aus unserer Stadt und ihrem Gebiet, um sie in 24 Stunden zu verlassen, und niemals in dieselbe zurückzukehren, bei Strafe durch die Gassen dieser Stadt nach Herkommen gepeitscht zu werden, und dieß zur Warnung der Andern, die Aehnliches thun möchten.“

Von allen Seiten — wir beilen uns, es zur Ehre der Protestanten zu sagen — erhoben sich Widersprüche gegen dieses schmähliche Urtheil. Als man den Gefangenen vor das Rathhaus führte, riefen Frauen, diese Organe des gesunden Volksfinns: „Was will man diesem Mann thun? Es ist ein rechtlicher Mann und vertheidigt nur die wahre Lehre; man kann es aus der Schrift beweisen, Calvin verläumdete ihn; es haben mehr als Zehntausend daran Aergerniß genommen**).“

In Bolsecs Prozeß handelte es sich nur um die Gnade. Man zeigte in dieser Angelegenheit mehr Mäßigung, als da es sich um die Socinianer handelte, wenn man auch die freie Prüfung auf eine klägliche Weise aufopferte. Aber das traurige Dogma der unbedingten Vorherbestimmung sollte Blut kosten,

*) Meister will ihn rechtfertigen. „Seine Strenge lag nicht in seinen Sitten, sie hing mit den Sitten seines Jahrhunderts zusammen. (Leonh. Meister, Berühmte Männer der Schweiz.) Waren Zwingli, Chatillon, der Kanzler L'Hopital u. A. m. nicht auch aus diesem Jahrhundert?

**) Protokolle des Consistoriums, 25 Dez. 1551.

wie das der Gottheit Christi; so sehr scheint der Fanatismus der menschlichen Natur anzukleben.

Im J. 1582 ließ sich ein holländischer Student, Jacob Arminius, in Genf nieder, dessen Akademie sehr berühmt war. Theodor von Beza, Calvins Nachfolger, schrieb über ihn an den Rath von Amsterdam: „Wir geben seinen Sitten und seiner Lehre das beste Zeugniß. Gott hat ihm eine seltene Urtheilskraft und einen großen Geist geschenkt, und wenn die Frömmigkeit, die ihn beseelt, auch fernerhin sein Herz leitet, so wird er gewißlich ein Licht der Kirche werden.“ Die Prophezeiung Bezas ging bald in Erfüllung. Als Arminius in sein Vaterland zurückgekehrt war, wurde er in Amsterdam zum Pfarrer ernannt und erwarb sich den glänzendsten Beifall. Da einige Geistliche in Delft die augustinische Lehre von der Vorherbestimmung angegriffen hatten, glaubte man, daß er fähiger sein würde, als irgend ein Anderer, sie zu vertheidigen. Aber je mehr er Calvins System und die Einwürfe seiner Gegner prüfte, je mehr schien es ihm den heiligen Büchern und der Vernunft zu widersprechen. Arminius war zu aufrichtig, um seine Ueberzeugung zu verbergen. Daher beeilte er sich, zu erklären, daß nach seiner Ansicht Gott beschlossen habe, die Menschen durch Jesum Christum zu retten, welche durch die Kraft des heiligen Geistes an seinen Sohn glauben und bis zum Ende verharren, während man in Genf lehrte, daß Gott unter den Menschen die ausgewählt habe, „die es ihm gefiel, durch einen Beschluß seines Willens, und ohne daß irgend ein Grund ihn in dieser Wahl bestimme.“ Ein solcher Satz, der jedes Glied der orientalischen Kirche empört hätte, wurde damals von den berühmtesten Theologen des Abendlandes vertheidigt, welche hierin unter der Herrschaft der alten Ueberlieferungen geblieben waren. Die Abendländer waren schlecht berathen, als sie die wunderlichen Einfälle der afritanischen Theologie den Ansichten vorzogen, welche im Orient von den ältesten und trefflichsten Lehrern des Christenthums verkün-

diget worden waren. Afrika hat auf die christliche Welt einen ewig bedauernswerthen Einfluß ausgeübt. Cyprianus stürzte sie durch den leeren Streit der Wiedertäufer in Verwirrung; Tertullian spaltete sie, indem er sich zu dem unsinnigen Rigorismus der Montanisten bekannte. Augustinus verwickelte sie in die gefährlichsten Subtilitäten des indischen Fatalismus; Fulgentius lehrte sie das Mönchsthum der heiligen Thätigkeit vorziehen, welche das Evangelium verlangt.

Arminius war ein unabhängiger Geist, auf den diese Ueberlieferungen nur sehr geringen Einfluß ausübten. Aber man hatte im 16. Jahrhundert selbst unter den Reformirten nur einen sehr unvollkommenen Begriff von der Gewissensfreiheit. Zwar wurde der Pfarrer von Amsterdam nicht verbannt wie Bolsec; aber seine Gegner vergifteten sein Leben. Er starb vor der Zeit in seinem 47. Jahre in wahrhaft evangelischen Gesinnungen, indem er allen denen verzieh, welche die Aufrichtigkeit seiner Absichten verkannt hatten.

Gomer trat in Holland als Vertheidiger der Ideen Calvins auf. Die Niederlande spalteten sich damals in Arminianer oder Remonstranten und in Gomeristen. Die erstern waren Republikaner, die andern Anhänger des Statthalters. Von Moriz von Nassau unterstützt, ließen die Gomeristen eine Versammlung der reformirten Theologen von ganz Europa zusammenrufen. Diese berühmte, unter dem Namen Dordrechter Synode bekannte Versammlung vereinigte sich am 21. November 1518. Sie war das Tridenter Concilium der Reformation*). Die Synode hatte den traurigen Muth, die empörendsten Meinungen Augustins und Calvins zu bestätigen, und Sätze wie die folgenden zu Glaubensartikeln zu erklären: „Gott hat eine gewisse Anzahl Menschen auserwählt, um sie zu erlösen. Jesus ist allein für die Auserwählten gestorben (**für die ganze Welt**, sagt St. Jo-

*) Ueber dieses berühmte Concilium vergleiche Bungenier, *Histoire du Concile de Tridente*.

hannes in seiner ersten Epistel). — Die Gläubigen oder Auserwählten können den Glauben nicht verlieren.“ — Welche seltsame Theologie! Wie trefflich berathen waren Chatillon und Bolsec, als sie sich bemühten, die Genfer Reformation vor solchen Irrthümern zu bewahren!

Leider hatten in Genf andere Ansichten übermogen. Seine Abgeordneten zeichneten sich unter den intolerantesten und übertriebensten Mitgliedern der Dordrechter Synode aus*). Sie unterstützten mit einer beklagenswerthen Wuth die gegen die Arminianer vorgeschlagenen Maßregeln, welche den trefflichen Barneveld auf das Blutgerüst brachten. Wenn Zwingli und Chatillon der Dordrechter Synode hätten beimohnen können, wie wären sie verwundert gewesen, Zeugen eines solchen Schauspiels zu sein!

Doch ging es in der reformirten Kirche nie so zu, wie in der römischen. Die Intoleranz kann bei den Katholiken nicht aufhören, weil sie die nothwendige Folge der Beschlüsse einer Gewalt ist, die sie für unfehlbar halten. Hat die lutheranische Kirchenversammlung, welche ein **ökumenisches Concilium** war**), nicht die gräßlichen Strafen gebilligt, welche die Gesetze des Mittelalters gegen die Ketzer ausgesprochen hatten***)? Der heilige Thomas, den die Katholiken vorzugsweise für einen Kirchenlehrer halten, spricht somit nicht eine persönliche Ansicht aus, wenn er erklärt, „daß sie nicht bloß mit dem Bann belegt, sondern auch getödtet werden sollten†). Der heilige Pius V. ††) schreibt an Karl IX. nach der Ermordung des Prin-

*) Man s. die Akten der Synode, S. 46. 100. 155. 225.

) Eine allgemeine Versammlung der abendländischen Bischöfe ist in den Augen der Katholiken **unfehlbar.

***) Man vergleiche das dritte Kapitel dieses Conciliums.

†) Vgl. dessen Summa theologica.

††) Dieselbe, von welchem der Vicomte de Falloux eine zu wenig gründliche Apologie geschrieben hat, welche uns zeigt, wie weit die Toleranz der liberalen Katholiken gehen kann.

zen von Condé: „Als wir den Tod des Prinzen von Condé erfuhren, haben wir die Hände zum Dankgebet gen Himmel erhoben; aber je gütiger sich der Allmächtige gezeigt hat, indem er unsere gemeinschaftlichen Feinde ins Verderben stürzte, desto mehr mußt du deine Anstrengungen verdoppeln, um den Rest derselben zu verfolgen und zu vernichten, auf daß die letzten Wurzeln des Bösen ausgerottet werden. Kein Mitleiden gegen die Gefangenen! — Lasse dich durch keine Rücksicht auf Personen oder Sachen bewegen, die Feinde Gottes zu verschonen. — Du kannst Gott nur besänftigen, wenn du die ihm zugefügten Beleidigungen rächst und diese Reher den strengsten Strafen überlieferst. — Wenn du auf diesen Rath nicht hörst, so fürchte Pauls Schicksal“ *). Die Katholiken des „Univ.ers“ sind ganz in ihrem Recht, wenn sie diese abscheuliche Lehre nicht aufgeben, weil der Zwang in religiösen Dingen eine nothwendige Folge ihres Glaubens ist. Wenn man im Gegentheil die freie Prüfung zuläßt, so wird sie früher oder später ihre heilsamen Früchte des Friedens und der evangelischen Nachsicht hervorbringen. Dieß war in Genf der Fall. Unter allen Städten der Schweiz hatte diese Stadt der natürlichen Entwicklung der protestantischen Ideen am längsten widerstanden. Es waren kaum zehn Jahre nach der Dordrechter Synode verflossen, als die „Ehrwürdige Gesellschaft“ der Pfarrer im Jahr 1628 nach Amsterdam schrieb: „Wenn es möglich ist, muß man sich gegen die Arminianer mit Mäßigung benehmen. Wir können die christliche Klugheit den Konsistorien nicht warm genug anempfehlen“ **).

Alles schien die Genfer dafür zu stimmen, den Grundsatz der Duldung in seinem ganzen Umfang zu bekennen. Aber der

*) Man s. den ganzen Brief u. a. nicht weniger merkwürdige desselben Papstes bei Lecerf, *Le Protestantisme et la Société*.

**) „Protokolle der Gesellschaft“, 29. Febr. 1628. — Man s. auch die vom 16. Juli 1630.

Fanatismus leistete bis auf das Aeußerste Widerstand. Ehe die Stadt Calvins die unvermeidlichen Folgen der freien Prüfung annahm, bewies eine Thatsache (es ist ein protestantischer Geistlicher, der dieß sagt), die nach unserer Ansicht noch beklagenswerther war, als die Verurtheilung Servets und Gentilis, die Nothwendigkeit, die Gesetze gegen die Ketzerei abzuschaffen. Der dogmatische Fanatismus errichtete noch einmal das Blutgerüste auf den Genfer Hügeln; aber die Stärke der Krankheit selbst zog den Sturz dieses traurigen Systems nach sich, und der Geist der Zeit fand seine Vernichtung in seinen eigenen Uebertreibungen *).

Um den gräßlichen Prozeß zu verstehen, in welchem Antoine unterlag, muß man auf die frühern Verhältnisse zurückgehen.

Wenn die Genfer Kirche gegen diejenigen, welche den Augustinischen Fatalismus angriffen, eine unerbittliche Strenge bewiesen hatte, so hatte doch wenigstens das Blut Bolsec's und Chatillon's die vom römischen Joch befreite Erde nicht getränkt. Die Frage von der Gottheit Christi wurde der Vorwand zu empörenderen Verfolgungen. Die italienischen Flüchtlinge, welche in Genf so zahlreich waren, nahmen das Dogma der Dreieinigkeit, wie Calvin es lehrte, im Allgemeinen nicht an. Sie neigten sich mehr zu den Ansichten Ochino's, ihres ersten Lehrers. Daher wurde im Jahr 1558 Gentilis mit einigen Andern der Ketzerei angeklagt. Calvin ließ die Italiener ein Glaubensbekenntniß unterschreiben und bedrohte Gentilis nebst einigen seiner Landsleute mit der Verbannung. Aber Gentilis blieb nicht ruhig, und er begann wieder sein System zu verbreiten, das sich ungefähr auf folgende Sätze zurückführen läßt:

„Die Ausdrücke: Dreieinigkeit, Wesen, Personen sind nicht biblisch; es sind bedeutungslose Redensarten, welche die Theologen erfunden haben. Wenn man von der Natur Christi genau

*) G a b e r e l, Hist. de l'Eglise de Genève, t. II.

reden will, so muß man sagen: Der Gott Israels, der einzig wahre Gott und Vater unseres Herrn Jesus Christus, hat seine Göttlichkeit in ihn ergossen.“

Gentiliß wurde ins Gefängniß geworfen. Da der Wider-
ruf, den er im Kerker machte, ironisch schien, berieth sich die
Obrigkeit bei fünf berühmten Advokaten. Ihre Antwort wird
einen Begriff geben, wie man damals in Genf die Gewissens-
freiheit verstand. „Um Gentiliß zu verhindern, seine Ketzereien
auszubreiten, müßte man ihn nach dem Gesetz *de summa tri-
nitate**) zum Feuer verdammen. Aber in Berücksichtigung sei-
ner Geständnisse, so wenig aufrichtig dieselben auch seien, **könne
man sich begnügen, ihm den Kopf abzuschla-
gen.** Da dieser Entscheid die öffentliche Meinung aufgebracht
hatte, begnügte man sich, ein Todesurtheil gegen Gentiliß aus-
zusprechen und ihn am 2. Sept. 1558 öffentliche Abbite thun
zu lassen. Jedoch sollte er der Wuth des Fanatismus nicht
entgehen. Er wurde in Gen, wo er seine Ansichten neuerdings
lehrte, verhaftet, und nach Bern ins Gefängniß gebracht. Er
zeigte während der ganzen Dauer seines Prozesses eine würde-
volle Zuversicht, die er auf dem Blutgerüste bewahrte (1556).

Die Genfer Obrigkeit zeigte sich gegen Servet noch strenger
als gegen Gentiliß**).

*) Ueber die Anwendung dieses kaiserlichen Gesetzes, vergleiche man
Le Protestantisme et la Société von Eccher, Professor der Rechte
in Caen.

**) Man hat in den letzten Zeiten umfassende Studien über seine
Lehre gemacht. S. Trechsel, *die protestantischen Antitrinitarier vor
Faustus Socinus, oder M. Servet und seine Vorgänger.* — Ueber
sein Leben vergl. Drummond, *Life of Servetus*; über seinen Pro-
zeß Rilliet de Candolle, *Relation du procès intenté contre
Servet*; Schade, *Étude sur le procès de Servet.* — Eben so hat
Saisset einen sehr bemerkenswerthen Aufsatz in der *Revue des deux
mondes* herausgegeben. — Ich selbst werde in der „*Französischen
Schweiz*“ von dem Prozeß gegen Servet ausführlich sprechen.

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts erneuerten sich die bejammernswerthen Auftritte des Prozesses gegen den Verfasser der „Wiederherstellung des Christenthums.“ Die Protokolle der Gesellschaft der Pfarrer machen es möglich, das Drama, in welchem die Intoleranz ihre größte Kraft entwickelte, bis in das Einzelnste aus den Quellen kennen zu lernen.

Im Jahr 1624 kam ein junger Franzose nach Genf, der zu einer katholischen Familie gehörte. Antoine, der bei den Jesuiten erzogen worden war, hatte die Irrthümer Roms abgeschworen, und wollte Theologie studiren. Er zeigte einen argwöhnischen und mißtrauischen Charakter bei einem durchdringenden Scharfsinn. Da er den calvinistischen Glauben nicht begründeter fand als das Papstthum, gab er in Metz einigen Juden Gehör, die ihn überredeten, daß Jesus nicht der Abgesandte Gottes sei. In Venedig trat er heimlich zum Judenthum über und kehrte nach Genf zurück, wo er zum Rektor des Collegiums und hierauf zum Pfarrer im Dorfe Divonne ernannt wurde. Dort faßte man Besorgnisse in Bezug auf seinen Glauben. Er hatte auf der Kanzel unzusammenhängende Worte gesprochen, und bei einem Besuch, den ihm der Baron von Divonne abstattete, rief er aus: „Wo ist meine Bibel?“ — „Da ist sie,“ antwortete der Baron. — „Nein,“ sagte der Pfarrer, „dies ist das Neue Testament, ein Buch, das mit Lügen angefüllt ist. Ich will meine Bibel und ich will nach Genf gehen, um zu erklären, daß die Dreieinigkeit eine unsinnige Lehre ist. Ich will mich dort dem ewigen, einzig wahren Gott zu Ehren verbrennen lassen.“ Antoine hielt sein Wort, und ob er gleich vom Baron und seinen Freunden genau überwacht wurde, gelang es ihm, in die Stadt zu kommen. Er gab dort so viele Beweise von Wahnsinn, daß man ihn in den Spital schickte. Da er fortfuhr gegen Jesus Christus zu eifern, gab die Gesellschaft einem ihrer Mitglieder den Auftrag, ihn zu belehren, aber man konnte kein Zugeständniß von ihm erhalten. „Hier,“ sagt ein Genfer Geistlicher, „beginnt eine Reihe von gerichtlichen

Verhandlungen, welche noch trauriger sind, als die Verurtheilung Servets und Gentilis. Der Wahnsinn des unglücklichen Antoine war offenbar. Dennoch erklärte die Gesellschaft, daß diese Krankheit eine Folge der Verdammung Gottes sei; man müsse den Verfluchten vor Gericht ziehen, in Anbetracht, daß, wenn er wieder gesund würde, er in seinen Gotteslästerungen verharren würde, wie er es früher gethan habe, als er noch nicht krank gewesen" *).

So wurde er denn ins Gefängniß abgeführt und die Obrigkeit berieth sich bei den Geistlichen, wie man ihn behandeln müsse. Sechzig Jahre früher hatte die Gesellschaft zur Zeit des Prozesses gegen Servet einstimmig für den Tod gestimmt. Aber das besser begriffene protestantische Prinzip trug schon seine Früchte des Friedens und der Duldung. Man war verschiedener Meinung. Die Einen sagten, daß der Wahnsinn des Angeklagten nicht erlaube, die Gesetze in ihrer ganzen Strenge auf ihn anzuwenden; Andere, daß wenn er sich zum Judenthum bekannt habe, man gegen ihn nicht strenger sein dürfe, als gegen die Juden. Es gab endlich Manche, welche die Ansichten der schweizerischen Kirchen und der Akademien der Medizin einholen wollten, ehe man Etwas beschließe. Die übrigen Geistlichen gaben ihre Meinung auf folgende Weise ab: „In Anbetracht der Gotteslästerungen des genannten Antoine, welche tausendmal ärger sind, als die des Arius und Servet, muß man ihn tödten, und wir sind sicher, mit Ausnahme der Wiedertäufer und Wüßlinge, von der ganzen Christenheit, ja selbst**) von den Jesuiten gebilligt zu werden.“ Welcher Ruhm für diese Anhänger der freien Prüfung, ihre Barbarei von den Söhnen Loyolas gelobt zu sehen! Ihre Meinung ging nur mit geringer Mehrheit durch, und diejenigen, welche sie nicht theilten, verwahrten sich kräftig gegen den Beschluß. Nach dieser

*) Gaberel, Hist. de l'Eglise de Genève.

**) Sie hätten sagen sollen: und vorzüglich.

Berathung der Pfarrer sprach der Rath „die Feuerstrafe aus, doch sollte der Strafbare vorher erdrosselt werden.“

Antoine starb mit Muth, indem er rief: „Es lebe der Gott Israels!“ — „Seine Seele“, schrieben seine Genfer in ihre Protokolle, indem sie biblische Ausdrücke mit den gräßlichsten Formeln der Inquisition vermischten, „seine Seele hat eine große Strafe erleiden müssen, es müßte denn Gott in Folge einer unendlichen Gnade ihn noch im letzten Augenblicke seines Lebens seines hohen Mitleidens gewürdigt haben; aber es ist ein Geheimniß des Ewigen. Was uns betrifft, so ist es unsere Pflicht zu zeigen, daß Gott diejenigen nicht unbestraft läßt, welche mit einer frechen Neugierde über die Mysterien nachgrübeln. — Wer über Gottes Majestät nachgrübeln will, wird von seiner Herrlichkeit*) zermalmt werden.“

Dieser Prozeß war glücklicher Weise der letzte Ausbruch des Fanatismus auf der freien Erde Genfs**). Von nun an siegten die wahren Grundsätze der Reformation vollständig. Die Genfer überließen der römischen Kirche die Grausamkeit, welche die unvermeidliche Folge ihrer Theorie ist, und der sie ohne Selbstmord nicht entsagen konnte, wie es der Italiener Muzzarelli in einer sehr interessanten Abhandlung über die Toleranz sehr gut bewiesen hat, welche gegen das Werk eines französischen Bischofs Duvoisin gerichtet ist.

Während daher die protestantischen Länder England, die Schweiz***), die Vereinigten Staaten, Holland†) die Gewissens-

*) Seine Herrlichkeit bezeichnet hier das Schwert des Gesetzes; denn der Mensch hat immer den verbrecherischen und wahnsinnigen Gedanken gehabt, den Ewigen zu rächen.

**) Für Alles, was die Geschichte der Intoleranz in der Stadt Calvins betrifft, haben wir die treffliche Histoire de l'Eglise de Geneve von Gaberel oft benutzt, welche sehr inhaltsreich und nach den Quellen bearbeitet ist.

***) Die Reformirten sind nicht nur am zahlreichsten, sie haben auch durch ihre Einsicht und Energie den größten Einfluß.

†) Es gilt von diesem Lande dasselbe wie von der Schweiz.

freiheit, die eine der glorreichsten Eroberungen der Reformation ist, vollständig eingeführt haben, bleibt der Katholicismus dem Grundsatz der Verfolgung getreu*).

In Oesterreich vernichtet das von Franz Joseph mit Rom abgeschlossene Konkordat alle religiöse, literarische und wissenschaftliche Freiheit. Es erlaubt nicht einmal, die katholische Liturgie anzugreifen. Somit setzt sich jeder Christ, der den römischen Fetischismus nicht billigt, und der es zu schreiben wagt, dem Zorn des Wiener Cäsars aus**).

In Portugal und Spanien übt die Inquisition ihre blutige Gerichtsharkeit allerdings nicht mehr aus; aber jeder andere Kultus ist verboten und zudem beklagen sich die Bischöfe täglich in den heftigsten Ausdrücken über die verbrecherische Toleranz der Gesetze gegen die Ketzer. Einige aufgeklärte Männer fangen jedoch an, über das eiserne Joch unwillig zu werden, das auf der Halbinsel lastet, und vor Kurzem sagte ein Redner in den Cortes zu Madrid:

„Ich bin als Katholik geboren, und hoffe in diesem Glauben zu sterben; aber wenn der Protestantismus darin besteht, daß er gegen die zahlreichen Laster, die unerhörten Frevel, die verbrecherische Selbstsucht, die skandalöse Betrugerei, die handgreifliche Unredlichkeit, den verwegenen Widerstand gegen die Gesetze, den verderblichen und tödtlichen Einfluß des römischen Hofes auf die Christenheit, den Mißbrauch der Gewalt, die ungerechte und ungesetzliche Einmischung dieses Hofes in die Rechte

*) In seinen ultramontanen Briefen über die Schweiz hat L. de Gaillard sich nicht gescheut zu sagen, daß man in der Welt keine einzige Gemeinde anführen könnte, in welcher die Gesetze der Intoleranz günstiger wären. So schreibt man die Geschichte!

**) Ich gehe auf diesen Punkt nicht weiter ein; ein Jeder weiß, daß in Oesterreich keinerlei Art Freiheit existiren kann. Die „Indépendance belge“ hat in einer Reihe von Artikeln, welche in ganz Europa großes Aufsehen erregt haben, alle Folgen des österreichisch-römischen Konkordats nachgewiesen.

und Privilegien der Nationen und der Könige protestirt; wenn der Protestantismus darin besteht, daß er den schamlosen und verbrecherischen Ungehorsam gegen die bestehende Obrigkeit brandmarkt, welcher unaufhörlich, aber heut zu Tage von einer großen Anzahl Geistlichen unverschämter als jemals gepredigt wird, so erkläre ich laut und offen, daß ich ein Protestant bin“ *).

Wenn auch Batles und einige andere edle Männer Einsprache gegen Mißbräuche erheben, welche die christliche Welt empören, so würde es ihnen doch nicht gelingen, für ein Glied der orientalischen oder der protestantischen Kirche das Recht zu erhalten, ihren Gottesdienst in einem Lande zu begeben, das auf Freiheit Anspruch macht. Die Freiheit der dem Papst unterworfenen Länder ist wahrhaftig seltsam!

Loziana hat sich in den letzten Zeiten durch seinen Eifer gegen die Gegner des römischen Aberglaubens ausgezeichnet. Die Liste der Schlachtopfer dieser fluchwürdigen Regierung wäre schon jetzt groß. Es genügt, den Grafen Guicciardini und seine Gefährten Savi, Byche, Mediai, Manelli, Fantoni, Pasquale, Casacci, Guarducci anzuführen, Alles wohlbekannte Opfer ihrer Unduldsamkeit.

Man weiß, welcher Geist in Rom und Neapel herrscht. Dort herrschen priesterliche Genter oder Genter, welche die niederträchtigen Werkzeuge der Priester sind. Diese Regierungen erhalten sich übrigens nur mit Hülfe des Auslands. Der neapolitanische Thron wird von gedungenen Bajonetten vertheidigt. Was Rom betrifft, so würde das römische Volk von dem Augenblicke an, wo die absoluten Fürsten den Papst sich selbst überließen, diese mit Blut und Schande besudelte Gewalt nicht vierundzwanzig Stunden lang dulden. Niemand läugnet es.

Im südlichen Amerika dulden die katholischen Republiken

**) Indépendance belge, Korrespondenz aus Madrid vom 24. Februar 1856.

Buenos-Ayres, Central-Amerika, Bolivia, Chili, Ecuador, Paraguan, Peru, Uruguay, Mexiko u. s. w. keinen andern Kultus als den römischen*).

In Frankreich ist religiöse Freiheit — aber mehr dem Namen nach als in der That. Man hat protestantische Kirchen und Schulen geschlossen, unter dem Vorwand, daß sie Bekenntnissen angehören, welche der Staat nicht anerkannt hat. Einige reformirte Schriftsteller sind sogar verurtheilt worden, weil sie die „Religion der Mehrheit“ in ihren Schriften beschimpft hätten, während der rohen Polemik der Flugschriftenschreiber der Geistlichkeit nie Einhalt gethan worden ist. Demungeachtet beklagen sich die Vertheidiger des Katholicismus über den Mangel an religiösem Eifer in Frankreich! Wie ihre Brüder in Belgien, verlangen sie laut ein Oesterreichisches Konkordat und draconische Gesetze**). Der schwache Widerstand gegen ihre Pläne, den sie finden, erzürnt sie so sehr, daß sie ihrer Nation den Namen eines christlichen Volkes verweigern. „Frankreich ist seit hundert Jahren voltairisch, und seit dreißig Jahren hegelianisch; es ist ohne Frömmigkeit, nicht weil es katholisch ist, sondern weil es nicht katholisch ist***).

Man urtheile jetzt über die Genauigkeit der Vertheidiger der römischen Kirche, wenn man einen der gewissenhaftesten folgendermaßen reden hört: „In den **meisten** protestantischen

*) In keinem steht dieser dem Fetischismus so nahe als dort. Man sehe die interessanten, aus den Reisen gezogenen Mittheilungen in dem Werk: *Les nations catholiques et les nations protestantes* von Napoléon Roussel.

**) Man s. die trefflichen Artikel der Herren de Sacy und Al-loury in den *Débats* aus den ersten Monaten 1856. — Sie waren gegen den „*Univers*“ gerichtet.

***) A. Nicolas, *Du protestantisme*. — Der Professor Recerf hat eine gelehrte Widerlegung dieses seltsamen Buchs in einem mit großer Mäßigung geschriebenen Werke: *Le protestantisme et la société* (Par. 1853) gegeben.

Ländern warten die Katholiken noch in dieser Stunde auf ein Gebot von Nantes" *)!!!

— Ritum teneatis amici!

Wenn Nicolaß den unbestimmten Boden der Deklamationen hätte verlassen wollen, so hätte er von Schweden sprechen können, daß, von einem Fürsten aus französischem Blute regiert, die Reformation durch seine unsinnige religiöse Gesetzgebung schändete. In einem Staate, dessen liberale Ueberlieferungen doch so alt sind, in einem Staate, der niemals der aristokratischen Herrschaft unterworfen gewesen ist, kann kein Lutheraner an dem Gottesdienste einer andern Konfession Theil nehmen, ohne eine Buße von zehn Thalern zu bezahlen; der Versuch, ihn zum Abfall zu bewegen, wird mit einer Buße von hundert Thalern bestraft, und mit der Verbannung, wenn es gelingt. Schweden ist das Toskana des Protestantismus. Aber was in den katholischen Staaten beinahe allgemein ist (denn man kann kaum einige kleine Länder ausnehmen, von denen einige zudem noch im Banne sind — Belgien, Baiern, Sardinien, die Republiken Neu-Granada und Venezuela), kommt in den protestantischen Gegenden nur so sehr ausnahmsweise vor, daß man kühn behaupten kann, es werde die schwedische Gesetzgebung nicht mehr lange dem wahren Geist der Reformation widerstehen.

LXV.

So fürchtet nun den Herrn, und dienet ihm treulich und rechtschaffen, und lasset fahren die Götter, denen eure Väter gebieten haben, jenseits des Wassers und in Egypten, und dienet dem Herrn.
Josua, 24, 14.

So siegt denn der Grundsatz der religiösen Freiheit überall bei den Protestanten. Darf man daraus schließen, daß die

*) Nicolas, a. a. O. 480.

Reform vor jeder Gefahr geschützt sei? Wahrlich nein! Ich erblicke eine bedeutende darin, daß sich gewisse Geister und selbst gewisse Schulen zum Fanatismus neigen, dem sich die Reformatoren des 16. Jahrhunderts zu günstig gezeigt haben. Jedes Glied unserer Kirche wird erstaunen, wenn er Glaubensbekenntnisse, wie das folgende, mit Beifall aufnehmen sieht. „Weil das ewige Heil nur von dem Verdienst und von dem Tode Jesu Christi herrührt, so ist das Verdienst unserer Werke nur eine Thorheit, um nicht zu sagen eine verwegene Gottlosigkeit“. Er wird nicht weniger erstaunen, wenn man ihm sagt, daß es eine pelagianische Kezerei ist, „sich einzubilden, daß der Mensch sich durch gute Werke der Gnade würdig machen kann und soll“ *).

Statt dieser mit Fallstricken angefüllten Formeln, welche aus Augustin, Prosper, Gerson, Calvin, Jansenius, Quésnel abgeschrieben sind, und die dem fatalistischen Quietismus so viele Entschuldigungen darbieten können, wäre es besser, auf die alten Lehren der orientalischen Kirche zurückzukommen, die das Evangelium so gut mit dem gesetzmäßigen der menschlichen Vernunft vereinbaren. Man wird den Männern, die so viel gekämpft und so viel geduldet haben, um dem Christenthum den Sieg zu verschaffen, den Vorwurf nicht machen können, daß sie die Rechte des Glaubens mißkennen. Aber man wird bei Clemens von Alexandrien, bei Justin, dem Philosophen und Märtyrer, bei Basilius und Chrysosthomus die gefährlichen Uebertreibungen jener afrikanischen Philosophie niemals finden, welche der Bischof von Hippo im Abendland verbreitet hat. Statt diesen subtilen Lehrern des Fanatismus Gehör zu schenken, will ich lieber den berühmten Urheber des „Weders“ die Sprache unserer alten und ehrwürdigen Kirchenlehrer sprechen hören.

*) Man findet verschiedene Formeln dieser Lehre in Lecerf, Le protestantisme, 60. 61. 87 und in Merle d'Aubigné, La Réformation.

„Wir erklären beständig, daß der Glaube selbst, daß der christliche Glaube nur der Diener der Liebe ist (the handmaid of love). — Wie glorreich und ehrenvoll er auch ist, so ist er doch nicht das Ziel des Gesetzes. Gott hat diese Ehre der Liebe allein aufbehalten. Die Liebe ist das Ziel, das einzige Ziel aller Erlasse Gottes, vom Anbeginn der Welt an bis zur Vollendung aller Dinge“ *).

So drückten sich die orientalischen Kirchenväter aus, wenn sie von den Beziehungen des Glaubens zu den guten Werken sprachen. Was die Vorherbestimmung betrifft, so hat sie ihre gründliche Kenntniß des Neuen Testaments, das in ihrer Sprache geschrieben war, vor allen nebelhaften Sophismen bewahrt, welche die Orientalen nur zu oft für Tiefe gehalten haben. Sie verstanden, dünkt mich, das Griechische der Apostel weit besser, als der Afrikaner Augustin, der Aquitaner Prosper und der Franzose Gerson. Da sie sich übrigens mit der Wissenschaft der Alten genährt hatten und die Erben der athenischen und alexandrinischen Wissenschaft waren, hätten sie sich wohl gehütet, die eine menschliche Idee der Vorhersehung auf Gott anzuwenden: Gott sieht — aber sieht nicht vorher. Wie kann man denn glauben, daß er eines seiner Geschöpfe zur Verdammung bestimmt, ehe er dessen Verbrechen, oder zur Herrlichkeit, ehe er dessen Tugenden vorhergesehen hat? Das Anschauen der Verdienste und die Vorherbestimmung zur ewigen Glückseligkeit sind in ihm zwei untrennbare Handlungen. Augustinus, der in den Rednerschulen erzogen worden war, hat sie unterschieden und seine seltsamen Ansichten dem heiligen Paulus zuschreiben wollen.

Wenn der große Apostel von der Nutzlosigkeit der Werke spricht, so haben unsere Theologen wohl erkannt, daß er die Verirrungen des Pharisäismus und dessen unsinniges Vertrauen auf die durch das Gesetz gebotenen Werke im Auge

*) John Wesley, Sermons.

hat, die auch ohne jeden aufrichtigen Glauben und jede wahre Liebe gethan werden können, wie man sich an den Katholiken in Neapel oder Mexiko überzeugen kann. Wenn man solche Werke verurtheilt, erklärt man dadurch die Hingebung und die erhabenen Opfer der christlichen Liebe für nutzlos? Wenn man versucht wäre, es zu glauben, so lese man das herrliche Lob, das ihnen St. Jakob ertheilt*), und selbst in St. Paulus eine mit Recht berühmte prächtige Stelle über die Herrlichkeit der Liebe**).

Die Unkenntniß der griechischen Sprache hat vorzüglich zur Verbreitung der Irrthümer beigetragen, die ich eben bezeichnet habe und welche ihren verderblichen Einfluß noch nicht verloren haben. Daraus erklärt sich, warum die ältesten und tiefsten Kommentatoren des Evangeliums beinahe vollständig vergessen worden sind. Man hat ihnen Theologen ohne Mäßigung vorgezogen, die aus barbarischen Ländern gekommen sind, aus Afrika, Gallien, aus dem Lande der Sarmaten, einen Tertullian, Augustin, Prosper, Hieronymus.

Dies war zum großen Theil der Grund der Verirrungen, in welche die abendländische Welt verfallen ist. Daher kommt die Begeisterung für einen gefährlichen Mysticismus, welcher die Seelen aller Kraft beraubt, wenn sie dieselben nicht vergiftet. Die reformirte Kirche hat in mehreren Gegenden dieses verderbliche Erbtheil Roms zurückgewiesen, möchte sie sich vollständig von demselben befreien. Möchten in ihrem Schooße jene Kämpfe aufhören, die man für Eingebungen des heiligen Geistes gehalten hat; möchte man Erscheinungen wie die, von der eine

*) Epistel St. Jacobi 2 Kap. — Ich führe nur einen einzigen Satz (V. 14) aus dieser berühmten Stelle an, die allein hinreicht, um die Hypothesen Luthers und Calvins zu widerlegen: *Τί τὸ ὄφελος, ἀδελφοί μου, ἔαν πίστιν λέγῃ τις ἔχειν, ἔργα δὲ μὴ ἔχῃ· μὴ δύναται ἡ πίστις σῶσαι αὐτόν.*

**) Erste Epistel St. Pauli an die Korinther Kap. 4.

schweizerische Zeitung spricht, nicht mehr sehen müssen: „Es gibt keine Thorheit, welche die „Seher“ nicht begehen. Sie waren neulich in die Buchser Kirche*) unter dem lauten Rufe gekommen, daß der Herr ihnen erschienen sei; das Regensberger Bezirksgericht hat sie dafür zu zwei Wochen Gefängniß verurtheilt. — Es hätte sie eher ins Spital schicken sollen. Man lacht über solchen Unsinn, wenn man ihn in den Büchern des Mittelalters liest, aber er erfüllt mit Trauer, wenn man bedenkt, daß er in der Schweiz mitten im 19. Jahrhundert vorkommt.“

Ohne so thöricht zu sein, wie die Thatfachen, von denen wir eben gesprochen haben, sind die camps meetings in Nordamerika nicht auch allzu überspannte Erscheinungen? „Erst gestern erzählte eine New-Yorker Zeitung, welche die Frevel, die Unglücksfälle, die der Geist des Aberglaubens**) in den letzten Monaten erzeugt hatte, in einem traurigen Bericht zusammenfaßte, die Geschichte jenes elenden Greises, welcher ermordet wurde, um die Ankunft des tausendjährigen Reiches zu beschleunigen***).“ Ich weiß wohl, daß die Abendländer, Katholiken wie Protestanten, gar gern über unsere volksthümlichen Ueberlieferungen spotten. Der Gegenstand ist allerdings reich; aber wenn ein Grieche oder ein Rumane alle von dem abendländischen Mysticismus erfundenen Tollheiten sammeln wollte, würde er nicht ein für die menschliche Weisheit sehr niederschlagendes Buch schreiben? Die Völker haben noch viele Fortschritte zu machen, ehe sie die hohe Einfachheit des Evangeliums begreifen. Es sind so viele Gewalten dabei interessirt, sie in der Unwissenheit und im Aberglauben zu belassen!

*) Im Kanton Zürich.

**) Das von Jos. de Maistre in seinen „St. Petersburger Abenden“ so sehr gepriesen wird.

***) Emile Montégut, Du Mormonisme in der Revue des deux Mondes, 19. Febr. 1856.

Die orientalische Kirche, welche dem Einfluß einer fatalistischen Theologie zu widerstehen mußte, hat nicht dieselbe Kraft gezeigt, als das an den Ufern des Indus geborne Mönchsthum*) in die Christenheit sich eindrängte. Es hat derselben Uebel zugefügt, die man nicht genug beweinen kann. Die römische Kirche hat dieses traurige Geschenk aus der Hand des Hieronymus und Augustinus erhalten. Die reformirte Kirche hat sich allein, wenigstens dem Grundsatz nach, vor dieser Geißel zu bewahren gewußt. Die Reformatoren des 16. Jahrhunderts sprachen sich entschieden und einstimmig gegen die Mönchsorden aus. Hätten sie dem Menschengeschlecht nur diesen einzigen Dienst erwiesen, würden sie dadurch die Bewunderung und die Anerkennung aller derer verdienen, welchen das Evangelium höher steht, als der Vortheil der Sekten. In der That, man überlasse, nachdem man die liberalsten und christlichsten Ideen verkündigt hat, die Menge dem verborgenen, gewandten und beharrlichen Einfluß der Klöster, und man wird alle Mißbräuche und alle Irrthümer allmählig wieder aufleben sehen. Dieß ist in Frankreich nach der denkwürdigen Revolution von 1789 geschehen, welche die Emanzipation des Volkes auf ewig sicher zu stellen schien. Die Bourbonen haben, indem sie nach Napoleons Sturz den Mönchskörperschaften die Thore Frankreichs wieder öffneten, den Sieg der ultramontanen Grundsätze verbreitet, worüber sich jetzt der französische Leichtsinn wundert. Man überlasse ihm die jungen Geschlechter noch eine Zeit lang, und wir werden bald das Vaterland Mirabeaus, Couriers und Berangers mit Hülfe eines Konkordats in der Weise Oesterreichs, wie Wien, Neapel, Mailand, Lissabon, Madrid, Parma und Florenz unter das Joch der mönchischen Censur kommen sehen.

Selbst die protestantischen Länder sind durch ihre Toleranz den Umtrieben der ehrwürdigen Väter ausgesetzt. Sie unterhalten in Holland beständige Aufregung; in Großbritannien ist

*) G. Boechinger, La vie contemplative des Hindous.

Irland für sie eine Art Vendée, von wo sie die Gewissensfreiheit des vereinigten Königreichs bedrohen; in Preußen sind sie in der Rheinprovinz und im Großherzogthum Posen, an den beiden Enden der Monarchie, trefflich organisiert; sie sind mächtig genug gewesen, um die Eidgenossenschaft in einen Krieg zu verwickeln, der die Klöster so wenig zu Grund gerichtet hat, daß man die Güter des Klosters Einsiedeln allein auf zwölf Millionen schätzt; in den Vereinigten Staaten wird ihnen die irländische Auswanderung und der Anschluß der spanisch-mexikanischen Provinzen erlauben, einen beklagenswerthen Einfluß auf die Geschichte des Bundes auszuüben. Wer weiß, ob sie nicht bei den häufigen Parteikämpfen eines Tages mit der verschmizten Beharrlichkeit, die sie charakterisirt, einen mexikanischen Sonderbund organisiren?

Aber ich will hier Betrachtungen nicht wiederholen, die ich in meinem Werke: „Das Mönchsleben in der orientalischen Kirche“ zu entwickeln versucht habe. Ich will mich bloß mit der Wiederherstellung der klösterlichen Anstalten im Schooß des Protestantismus beschäftigen. Nichts ist so ausdauernd, als der Geist, der diese Anstalten erzeugt; Nichts ist so geschickt, sich in Formen zu hüllen, die geeignet sind, ihm Eingang zu verschaffen. Diese Erscheinung kann in den reformirten Kirchen Englands, Deutschlands, Frankreichs und der Schweiz nachgewiesen werden. Die klösterlichen Körperschaften haben sich dort mehr oder weniger vollständig entwickelt, je nachdem sich der Protestantismus dem Wesen der römischen Kirche mehr oder weniger nähert.

In England, wo das Prinzip des Katholizismus und der Reformation eine Art Vergleich geschlossen haben, hat der Puseysmus*), dieser Bastard des Katholizismus, keine Mühe gehabt, die Klöster wieder herzustellen. Einer der höchststehenden Prälaten der englischen Kirche sagte, indem er von den

*) Die Sekte des Dr. Pusey.

Bedürfnissen der Kirche sprach: „Es muß etwas dem Klostersysteme der römischen Kirche Aehnliches eingeführt werden*)." — Die Universität Cambridge sprach sich in einer Konferenz noch offener aus: „Die Unterdrückung der Klöster durch Heinrich VIII. ist ein schreckliches Unglück gewesen; die gegenwärtigen Verhältnisse erheischen gebieterisch die Wiederherstellung ähnlicher Anstalten unter uns**)."

Miss Sellon hat es übernommen, durch die Gründung des religiösen Ordens der Sisters of Mercy***) diese Wünsche zu verwirklichen. Ein protestantischer Geistlicher, der Ehrwürdige James Spurell hat in einer merkwürdigen Schrift: *Miss Sellon and the Sisters of Mercy*†) den Charakter dieses geistlichen Vereins in helles Licht gestellt. Diese Notizen waren ihm von einer jungen Dame mitgetheilt worden, welche das Kloster verlassen hatte und von dem Einfluß der Abtissin befreit worden war.

Der Verein der Mercy besteht aus drei Klassen. Die erste, die vom heiligen Herzen (eine Erinnerung an Maria Macoque), hat ein Dreieck mit einem von einem Pfeil durchstochenen Herzen zum Sinnbild; die zweite, die ihren Namen vom heiligen Geist entlehnt, hat ein Dreieck, auf welchem ein Kreuz mit einer Taube steht; die dritte ein Dreieck mit einem Crucifix.

Die Grundgesetze haben wesentlich klösterliches Gepräge. Der Gehorsam wird folgendermaßen vorgeschrieben: „Du, die du dein Urtheil und deinen Willen Gott geweiht hast, sollst in der Unterwerfung wachsen, die du angelobt hast. Da Gott

*) Worte des Bischofs von London. — *Hospitals and Sisterhoods*, London, Murray, 1854.

**) Beschluß vom J. 1846.

***) Man sehe für die genauere Kenntniß dieses Ordens *The christian Times* Nr. 27. 28. 29 v. J. 1849.

†) London, 1852.

so viel bedeutet, als die Aebtissin, so spricht man also in hochtrabendem Ton von der Unterwerfung, zu welcher die Schwestern gegen sie verpflichtet sind. „Du sollst dich immer an die geistliche Mutter*) wenden, ihr mit heiliger Liebe**) gehorchen, und jeder Zweifel über die Weisheit des dir gegebenen Befehls in deinem Geiste unterdrücken.“ Nachdem Spurell mehrere eben so klare Stellen angeführt hat, bemerkt er mit vollem Recht, daß die Vorsteherin sichs angelegen sein läßt, ihre Autorität mit der Autorität Gottes zu verschmelzen. Daher sagte auch Miß Sellow zu Miß **: „Wenn du mich hörst, mußt du denken, daß du Christi Stimme hörst!“ — Diese Gotteslästerung ist der Ausgangspunkt des Systems vom passiven Gehorsam des Mönchsthum, welcher nothwendig zum *fustis ac cadaver* des Jesuitismus führen muß.

Das Eölibat ist unerläßlich; nur hat man noch nicht gewagt, es durch ein ewiges Gelübde aufzuerlegen. Aber man weiß, daß dieses Gelübde den Buseisten keinen Widerwillen einflößt.

Hierauf kommt die auf die Armuth bezügliche Stelle: „Eine Schwester soll ohne Erlaubniß Nichts verlangen noch annehmen.“ Aber wenn die Schwester nichts besitzt, so besitzt dagegen der Orden.

Was die religiösen Uebungen betrifft, so sind sie durchaus römisch. Man beichtet in der Anstalt von Devonport. Eine der Schwestern erhielt einst als Strafe den Befehl, das Zeichen des Kreuzes mit der Zunge auf dem Fußboden zu machen. Sind das nicht die Kindereien der orientalischen oder lateinischen Klöster? Die Lieblingslektüre der protestantischen Nonnen von Devonport ist das Buch von der Nachahmung Christi, welches von den reformirten Mystikern beinahe eben so hoch

**) Man erinnert sich an die Stelle in Gresset's Vert-Vert:

„Unsre Mutter und unser Gewissensrath.“

**) Welches Rauberwelsch!

gestellt wird, als die Bibel, dieses Buch, das sie in ihren täglichen Andachtsübungen „der Bibel oft vorziehen“, dieses Buch, welches eine Bäuerin mit wahrer Beredsamkeit „ein Buch der Trauer“ nennt, im Gegensatz zur heiligen Schrift, welche für sie ein „Buch der Freude“ war*). Der Verfasser der „Ehe vom christlichen Standpunkt“ scheint uns gegen ein Werk nicht zu streng zu sein, welches den verderblichen Quietismus der Mönche unter dem Vorwand rechtfertigt, sie von der Welt und dem Leben abzuschließen.

Spurell begnügt sich nicht, die Verfassung des neuen Ordens zur Kenntniß zu bringen, er zählt auch mit großer Unparteilichkeit die mildthätigen Werke auf, mit denen sich derselbe beschäftigt. Die Betrachtungen, die er darüber anstellt, haben eine große Tragweite, und passen vortrefflich auf alle verwandten Anstalten, auf die römischen, wie auf die orientalischen und protestantischen. Er sagt, daß diese milden Werke, die an sich vortrefflich sind, nicht von dem System des Ordens getrennt werden dürfen, denn der Geist der Körperschaft drückt ihnen nothwendig ihren falschen Charakter auf. Sie dienen dazu, verderbliche Anstalten zu unterstützen, das Publikum zu verführen, welches der Körperschaft eine Unterstützung gewährt, die es ihm verweigern würde, wenn es die wirklichen Tendenzen dieser Vereine durchschaute, welche kein Segen für ein Land sein können, da sie mit ihren Almosen zugleich Irrthümer verbreiten.

Im protestantischen Deutschland hat das Mönchsprinzip sich nicht so offen gezeigt. Und doch ist es nicht schwer, dessen wesentliche Nachtheile in Kaiserwerth und in Duisburg zu erkennen. Kaiserwerth interessirt uns vorzugsweise, nicht bloß weil diese Anstalt die protestantischen Länder mit ihren Verzweigungen bedeckt hat, sondern weil es Filiale im Kanton

*) Madame la comtesse de Gasparin, Des corporations monastiques au sein du protestantisme, I., 173.

Baselland, zu Nîchen*), und im Kanton St. Gallen**) gegründet hat. Wenn man Kaiserwerth kennt, so weiß man auch welche Tendenz die Anstalt in Nîchen hat.

Wir finden in Kaiserwerth, daß von Fliedner gegründet wurde, daß Cölibat, den klösterlichen Gehorsam, die Verzichtleistung auf Besoldung ganz so wie in Devonport. Nach dem fünften Artikel der Statuten werden nur junge Mädchen oder Wittwen aufgenommen. Fliedner bedient sich, wenn er von einer verstorbenen Schwester spricht, solcher Ausdrücke, welche ein Jesuit oder ein Dominikaner gebrauchen könnten: „Ja sie war eine von jenen Jungfrauen, welche dem Lamm überall hin folgen, wo es hingehet.“ Der sechste Artikel setzt, wie überhaupt die Reglemente in ihrer Gesamtheit, voraus, daß der Dienst der Diakonissinnen unentgeltlich ist. Wie sollte man übrigens in einem so engelgleichen Zustand von gemeinem Lohn reden? — „Welche Ehre kommt euch zu,“ sagt Fliedner zu seinen Schwestern, „da ihr euch dem Herrn der Herrn als Mägde weihet.“ — „Die andern Christen,“ fügt die Frau Gräfin von Gasparin hinzu, „widmen sich ihm in einem gewissen Maße; das ist eben nur die Masse der Gläubigen, das ist das Bürgervolk. Aber die Schwester! Durch eine wirksamere Demuth, durch ein entschiedenes Aufgeben ihrer selbst, dadurch, daß sie Gott Dinge gibt, die er nicht verlangt hatte, erhebt sie sich zum höchsten Grade. Diese ist vorzugsweise die Magd Jesu; ihr gebührt eine besondere Ehre, und damit sie es nicht vergesse, wiederholt man ihr bis zum Ueberdruß — während man sie zugleich ermahnt, sich in ihrer eigenen Meinung zu erniedrigen — man wiederholt ihr im Leben, daß sie die Tochter Sions ist, und nach dem Tode, daß sie eine von den hundert vier und

*) *S. Semaine religieuse*, 17 Déc. 1853.

**) *S. Madame la Comtesse de Gasparin, Des corporations monastiques* 1, 39.

vierzig Jungfrauen ist, welche dem Herrn Jesus überall hin folgen, wohin er auch gehe*).".

Ist es nun bei solchen Ansichten auffallend, daß Fliedner für die Einsegnung der Schwestern die katholischen Gebräuche der religiösen Orden eingeführt hat? Als sich die Diakonissinnen von Kaiserwerth nach Berlin übersiedelten, geschah ihre Einsegnung mit dem größten Glanz in Gegenwart des Königs, der Minister und des Hofes. Der Bischof Neander segnete den Pfarrer Schulz als Kaplan der Anstalt ein. Die Schwestern und die Vorsteherinnen standen vor dem Altar. Der Bischof richtete eine Rede über ihre Pflichten an dieselben, und sie empfingen die Weihe knieend mit Auflegung der Hände. Vier Jahre nach dieser Feierlichkeit las man im Journal des Debats**): „Der Orden der Diakonissinnen hat gestern den vierten Jahrestag ihrer Einsegnung begangen. Die Feier schloß mit der Verleihung der Diafonatswürde an vier Novizen, welche den Segen der Vorsteherin vor dem Altar empfangen haben, und sogleich mit der Tracht der Diakonissinnen bekleidet worden sind.“ Sollte man nicht glauben, eher in Madrid oder Neapel zu sein, als in Berlin?

Die klösterliche Anstalt, welche zu Echallons im Kanton Waadt gegründet und nach Saint-Loup verlegt wurde, bietet die nämlichen Züge dar, doch sind sie weniger ausgeprägt als in Devonport und in Kaiserwerth, da der schweizerische Protestantismus von Rom weiter entfernt ist, als der Protestantismus Gramers und Luthers.

Die Armuth wird durch folgende Bestimmung vorausgesetzt: „Die Anstalt sorgt für den Unterhalt der Schwestern, sie bewilligt ihnen keine Besoldung in Geld, und bietet ihnen einen Ruheß in ihren Mauern.“ — Folgendes bezieht sich auf den Gehorsam: „So lange eine Schwester zur Gemeinschaft ge-

*) Madame la Comtesse de Gasparin, a. a. D.

**) Rom 15. Okt. 1851.

hört, bleibt sie unter der Gewalt des Vorstehers und der Vorsteherin." Wenn man dem Pastor Germond sagte, daß er auf die Bahn der römischen Kirche zurückkehrt, würde man ihm vermuthlich eine große Freude bereiten. Hat er nicht folgende merkwürdige Zeilen geschrieben: „Man muß gestehen, daß wir es verstanden haben, die leichteste Rolle zu wählen, wir dagegen die schönste den Katholiken überlassen haben?" Wenn dem also ist, wenn sich das Ideal in den römischen Klöstern findet, was thut ihr denn in der reformirten Kirche? Es wundert mich nicht mehr, wenn der Pastor Germond an einem andern Orte die reformirte Kirche „eine religiöse Gesellschaft nennt, die mit geistlichem Hochmuth, mit der Liebe zur Unabhängigkeit und mit dem Geiste des Widerspruchs und des Streits geschwängert ist." Er würde gewiß in Palermo, Neapel und Florenz mehr Gelehrigkeit und weniger Besprechungen, weniger Unabhängigkeit finden. Dort herrscht die Einheit des Despotismus.

Das Cölibat ist in Saint-Loup eingeführt, wie in Devonport. Der Pastor Germond fordert die Mädchen, die der Ehe entsagt hätten, auf, „aus Liebe zum Heiland Schwestern der Unglücklichen zu werden".

Uebrigens sind alle diese Opfer nothwendig, um zum engelgleichen Leben des Mönchsthums zu gelangen. „Ich glaube," sagt Germond sehr naiv, „daß wenn ein Engel unter allen Beschäftigungen auf der Welt zu wählen hätte, er keine andere als diese wählen würde." — „Das ist also," ruft Frau Gasparin voll edlen Unwillens aus, „das Beste, was wir Protestanten den Römisch-Katholiken zu bieten haben; das ist, was jene edlen Befehrten, welche von der Finsterniß des mönchischen Geistes zum Licht des evangelischen Geistes übergehen, gleich Anfangs bei uns finden werden! Statt ihnen die freiwillige Hingebung zu zeigen, und die Liebe, wie Jesus und die Apostel und die heiligen Frauen sie ausgeübt haben, eilen wir ihnen entgegen mit unsern klösterlichen Orden: „Sehet, Brüder, wir haben solche auch wie in Rom, — Rom hat nicht ganz Un-

recht, wenn es das Cölibat, den Gehorsam, die Armuth organisiert; beeilt euch nicht, es zu verdammen, ihr würdet ein wenig zu weit gehen; nehmt euch in Acht, daß der Geist der Reformation euch nicht fortreiße*)!"

Wir haben unsere Meinung über den Zustand des Protestantismus in der Schweiz mit vollkommener Offenheit gesagt. Ohne zu dieser Kirche zu gehören, nehmen wir aus vollem Herzen den lebhaftesten Antheil an ihren edlen Bestrebungen, dem großen Grundsatz des Orients, „der Unabhängigkeit der Christen von jeder Herrschaft menschlichen Ursprungs“ im Abendland den Sieg zu verschaffen. Wir haben uns mit ihren innern Spaltungen nicht beschäftigt. Die zwei hauptsächlichsten sind in der Eidgenossenschaft „die Staatskirche“, die mehr oder weniger mit der Regierung der Kantone verbunden ist**) und die „freie Kirche“, welche ihre Gegner mit dem Namen Methodismus bezeichnet und die sich selbst oft den seltsamen Namen „Wecker“ (Reveil) gibt.

LXVI.

Eine harte Sklaverei.

2. Mosis, 1, 14.

Wenn es unter den Protestanten der Schweiz manche gibt, welche, ohne es zu ahnen, die Ideen der römischen Kirche annehmen, so gibt es im Gebiete der Eidgenossenschaft nicht allein

**) Madame de Gasparin, Des corporations monastiques. — Suisse. — Saint-Loup. — Das Werk der Frau von Gasparin ist ein großes Gemälde, auf welches wir unsere Leser verweisen. Wir haben nur einige bedeutsame Züge mittheilen können.

**) G. Cherbuliez, De la démocratie en Suisse.

einzelne Personen, sondern ganze Kantone, welche die Dogmen dieser Kirche ausdrücklich als ihren Glauben anerkennen. Dieß ist eine unermessliche Gefahr für einen demokratischen Staat. In der That sind die Interessen Rom's und die der absoluten Monarchie seit langer Zeit verschmolzen. Diejenigen, welche Rom angehören und zu gleicher Zeit die liberalen Ideen lieben wollen, verzichten stillschweigend auf das Prinzip des Katholizismus. Wenn man sich einen richtigen Begriff von diesem Prinzip machen will, muß man es nicht in Frankreich studiren. Die großen Männer dieses Landes, Gerson, Bossuet, Pascal, Arnauld, Nicole, Racine, Descartes, seine gelehrtesten Bischöfe, De Bauffet, La Luzerne, Duvoisin, Freppinoux, Affre, sind von den Päpsten immer wie Knecht betrachtet worden. Die Redaktoren des „Univers“ haben Recht, ihnen den Namen römisch-katholisch zu verweigern; denn sie strebten alle darnach, das eigentliche Wesen des römischen Systems, das Dogma vom unfehlbaren Papstthum, zu vernichten, und sie versuchten, sich mehr oder weniger der Verfassung der orientalischen Kirche anzunähern, in welcher Alles von den Bischöfen entschieden wird. Man darf daher den Titel „älteste Tochter der römischen Kirche“ nicht ernstlich nehmen, den Frankreich aus Ironie angenommen zu haben scheint. Dieser Titel würde sich für das Spanien Philipp's II. weit besser eignen, als für das Vaterland Ludwig's XIV., Bossuets, Pascals und Napoleons. Der Sieger von Marengo versetzte trotz seiner Neigung für die antiliberalen Verfassungen den Papst Pius VII. *) in eine Lage, die noch weit bedeutungsloser war, als die, welche Ludwig XIV. dem römischen Bischof zugestehen wollte.

Der große König trotzte allerdings dem Papst sogar in dessen Hauptstadt**), doch ging er nicht so weit, daß er ihn, wie Napoleon in Fontainebleau, eingegrenzt hätte. Als die Bour-

*) G. Artaud de Montor, Hist. de Pie VII.

**) G. Leop. Ranke, Fürsten und Völker.

bonen der älteren Linie auf das Kaiserreich folgten, gaben sie die gallitanische Unabhängigkeit nicht auf. Ludwig XVIII., dieser aufgeklärte Fürst, war nicht dazu geneigt, und Karl X. hätte es trotz seiner Hingebung an die Jesuiten nicht zu thun gewagt. Ludwig Philipp endlich kannte die Bedürfnisse seines Jahrhunderts zu gut, als daß er jemals dem römischen Hof die schmähligen Zugeständnisse gemacht hätte, welche er vor Kurzem dem Mangel an Erfahrung und der Schwäche des Kaiser Franz Joseph entrißen hat.

Man hat in den südlichen Ländern das Wesen des Römerthums besser verstanden. Spanien, Italien, Portugal, Südamerika, das sind die wahren römisch-katholischen Länder. Für sie ist „Papst und Kirche nur Eins“. Das ist die eigentlichste Formel der absoluten Monarchie. „Der Staat bin ich,“ sagte Ludwig XIV. Es scheint übrigens, daß sich die französischen Bischöfe entschlossen haben, die alte Unabhängigkeit ihrer Kirche aufzuopfern*), welche übrigens ihres ganzen Ruhms beraubt ist. Mit dem Bischof Frayssinous hat sie den letzten ihrer Lehrer hinstorben sehen. Ihre theologischen Fakultäten sind verlassen: ihre Bischöfe geben jeden Augenblick Beweise einer unglaublichen Unwissenheit; sie schreiben Hirtenbriefe über prophetische Tische, über das Wunder in La Salette**), über die Gefahren der Toleranz und der Aufklärung***), über die Ueberschwemmungen

*) E. E. de Pressensé, Du catholicisme en France. — Premier signe de décadence, Ultramontanisme.

**) Man muß das merkwürdige Werk des Cardinals Billecourt, eines ehemaligen französischen Bischofs, lesen: Nouveau récit de l'apparition de la Sainte Vierge sur les montagnes des Alpes. La Rochelle, 1848, denn die Schriften des Abbé Rousselot, Grenoble 1851 u. 1853 und des Abbé Gobert, Un pèlerinage à la Salette. Lille, 1854.

***) E. de Pressensé, Le catholicisme en France. Troisième signe de décadence. Pauvreté de la littérature catholique.

u. s. w. Sie haben alle Würde verloren; indem sie im Zeitraum einiger wenigen Jahre die widersprechendsten politischen Grundsätze lehrten. Muß man sich aber darüber wundern? Jedermann in Europa weiß, daß die geistlichen Auszeichnungen nur noch der Lohn einer servilen Unterwürfigkeit sind. Es bleibt den französischen Bischöfen Nichts mehr übrig, als im Vatikan die Reliquien des heiligen Gregors VII., des heiligen Pius V., des Paters Potot und des Paters Loricquet zu küssen*). So ist denn die ehemals so berühmte Regierung dieser Kirche mit vollem Recht in die Redaktionszimmer des „Univers“ verlegt worden. Schon gebärdet sich der Redakteur Beuillot**) als Nachfolger des Kanzlers Gerson, des „allerchristlichsten Lehrers“ und des „Adlers von Meaux“. Warum nicht?

„Gott überhäuft mit seinem vollsten Segen

Die, welche sich dem Papst zu Füßen legen.“

So haben die politischen Verhältnisse in Frankreich Ergebnisse herbeigeführt, welche die Nachfolger Clemens XIV. niemals zu träumen gewagt hätten. Die römische Kirche ist jetzt im Papstthum concentrirt. Eine solche Organisation läßt, wie man leicht begreift, den Bischöfen eine nur sehr bescheidene Stellung. Sie sind und handeln nur „durch die Gnade des heiligen apostolischen Stuhls“. Man hat es in der Art Kirchenversammlung gut sehen können, welche bei Gelegenheit des Dogmas von der unbefleckten Empfängniß in Rom abgehalten worden ist**). Die um den königlichen Hohenpriester vereinigten Prälaten der römischen Welt durften weder berathen noch stimmen. Sie haben einfach, in den Staub niedergeworfen, die unfehlbare Stimme des „irdischen Gottes“ angehört***).

*) E. de Pressensé a. a. O. Quatrième signe de décadence, Rôle du catholicisme dans la crise des dernières années.

**) Man s. die geistreiche Flugschrift „Rome à Paris“ von Bungener.

***) Froissard berichtet, daß die Kardinäle des Gegenpapstes

LXVII.

Omnia servilliter pro dominatione.

Tacitus.

So muß man denn die wahren Werkzeuge des Papstthums nicht im Episkopus suchen. Die absoluten Gewalten verabscheuen die Aristokratie. Sie nehmen sie hin, indem sie sie hassen. So mißtraut auch Rom den Bischöfen, ihrem Titel als Nachfolgern der Apostel, den Erinnerungen der Unabhängigkeit, an welche dieser Name erinnert. Ihre ergebenen Agenten sind die Nuntien und die Mönche.

Die Nuntien, welche aus der römischen Geistlichkeit gewählt werden, und deren ganze Zukunft von der päpstlichen Gunst abhängt, zeigen an den Höfen eine unbestreitbare diplomatische Geschicklichkeit. Sie haben den Auftrag, den Grundsatz, den die römischen Bischöfe seit Gregor I. zum Wahlpruch genommen zu haben scheinen: »Divide et impera« dort in Anwendung zu bringen. Die Einheit der Schweiz, wo sie sich die Befugnisse eines Erzbischofs angemäßt haben, hat keine erbitterteren Gegner. Der Sieg der Eidgenossenschaft über den Sonderbund

Clemens VII. sich in einem Brief an Karl VI. also ausdrückten: „Da es nur einen einzigen Gott im Himmel gibt, kann es auch nur einen einzigen Gott auf Erden geben.“ (Froissard, III, 147.) Angelus Politianus sagte in einer Anrede an den zu berücktigten Alexander VI.: „Wir freuen uns, daß du über alle menschlichen Dinge gestiegen, und bis zur Göttlichkeit selbst erhoben worden bist.“ — Man sah in den Straßen Roms das Wappen Alexanders (Cäsar Borgia) mit folgenden Distichen:

„Caesare magna fuit, nunc Roma est maxima, sextus

Regnat Alexander: ille vir, iste Deus.“

(Unter Cäsar war Rom groß, nun ist es am größten, da Alexander VI. herrscht: jener war ein Mann, dieser ist ein Gott.)

hat freilich ihr Truggewebe zerrissen. Aber wie unflug ist es, ihnen zu gestatten, die Fäden wieder anzuknüpfen. Der gegen die Jesuiten erlassene Ausweisungsbefehl hätte die Nuntiatur, diesen ewigen Heerd von Verschwörungen, nicht verschonen sollen*).

Die Mönche leisten dem Vatikan durch den Eifer, mit welchem sie die Bischöfe überwachen und in Schranken halten, noch größere Dienste als die Nuntien. Rom bedient sich dieser servilen Demokratie gegen die Aristokratie der Weltgeistlichkeit, gerade wie sich die Bourbonen vor der Revolution bürgerlicher Hände bedient haben, um die Festungen der Edelleute zu zerstören. Man würde nicht zu Ende kommen, wenn man die zahllosen weißen, schwarzen oder grauen Bataillone schildern wollte. Die bekanntesten — wir nennen sie nach der chronologischen Ordnung — sind die Benediktiner, die Franziskaner, die Dominikaner, die Jesuiten, die Brüder der christlichen Schulen, die Rigorianer oder Redemptoristen. Dieses große Mönchsnetz umschmürt die ganze katholische Gemeinde. Die Jesuiten wirken vorzüglich auf den Adel, für dessen Raste sie eine merkwürdige Nachsicht beweisen**). Die Franziskaner leiten die ungebildete Menge, und die unwissenden Brüder die Kinder. Alle arbeiten nach demselben Zwecke hin und erhalten einen einzigen Antrieb. Der Zweck ist der Sieg des päpstlichen Despotismus; der Antrieb kommt von dem Ordensgeneral, der immer in Rom residirt***). Den unmittelbaren Befehlen der Centralgewalt unterworfen, muß er sie bis ans Ende der Welt verbreiten. Nichts kann

*) Obgleich die Angelsachsen die freiesten Völker der Erde sind, und die päpstlichen Intriguen am wenigsten zu fürchten haben, hat man sie doch nie dazu bringen können, römische Nuntien in den von ihnen beherrschten Ländern anzunehmen. Man erkennt schon darin die Ueberlegenheit ihres politischen Talents.

***) G. Pascal, Les Provinciales. — Michelet et Quinet, Les Jésuites.

***) Der Vorsteher der Brüder der christlichen Lehre ist der einzige, der nicht in Rom residirt, sondern, wenn ich nicht irre, in Paris.

einen Begriff von der Macht einer solchen Organisation geben, in welcher man — freilich seiner edlen Energie beraubt — den politischen und Herrschergeist der alten Römer wieder findet.

„Tu regere imperio populos, Romane memento“.

Handelt es sich darum, einen Mann von Muth und Talent, den man fürchtet, in bösen Ruf zu bringen, ihm alle möglichen Verlegenheiten zu bereiten, sein Leben mit Prüfungen und Unannehmlichkeiten zu erfüllen? Ein aus dem Cabinet Sr. Eminenz des Kardinals, Staatssekretairs, dieses Großveziers des Papstthums*) ausgegangenes Wort widerhallt von der Liber bis zum Mississippi, von den Steppen Polens bis an den Ufern des Bengalischen Meeres. Soll man eine Idee, eine Verfassung, eine Regierung verdächtigen? Der ehrwürdige Vater Toussaint wird einige Zeilen im „Univers“, der Vater Pantraz in der „Civiltà Cattolica“, der Vater Bonifaz in der „Dubliner Revue“ schreiben u. s. w., und man wird in einigen Tagen sehen, wie diese Weisung mit einer bewundernswürdigen Uebereinstimmung ausgeführt wird. In der That, es hat das Mönchthum, welches die Presse lange Zeit als ein Werkzeug Satans betrachtet hatte, seit einigen Jahren begriffen, wie großen Vortheil ihm seine mächtige Hierarchie aus derselben zu ziehen erlaubt. Bald sind es die Mönche selbst, die wie in Rom und Neapel mit eigenen heiligen Händen die Zeitungen, die Revuen und Flugschriften redigiren, welche bestimmt sind, die „katholische Civilisation“ gegen die Barbaren zu vertheidigen, welche die Toleranz, die Freiheit der Besprechung und die andern Gräuel von 1789 zu verlangen wagen. Bald gebrauchen sie, wie in Paris, in London, in Köln, „um den guten Kampf zu kämpfen“, kurzröckige Jesuiten, denen die Einkünfte der Zeitungen überlassen werden. Man sichert ihnen

*) Ranke hat zuerst diese Vergleichung gemacht. Aber die Groß-Beziere des Sultans Abdul-Medjid sind weit liberaler als Monsignor Antonelli.

den Schutz der ehrwürdigen Väter aller Farben zu, oder fromme und reiche Erbinnen und die Gunst der absoluten Regierungen, welche sie mit Pensionen und Orden überschütten. Mit diesen Hülfsmitteln können sie ohne allzugroße Gefahr ihre heiligen Kämpfe „gegen die unverbesserlichen Feinde der Ordnung, der Religion und der Gesellschaft“ führen. So nennt man nämlich im Styl der Sakristei alle diejenigen, deren Thatkraft und Geist man fürchtet, und deren größtes Verbrechen darin besteht, daß sie sich nicht unter das Joch Roms und des Despotismus beugen wollen.

LXVIII.

Ist denn Israel ein Knecht oder Leibeigen?

Jeremia 8, 2. 14.

Man begreift leicht, wie bei einer solchen religiösen Organisation der Zustand der Weltlichen beschaffen sein muß. Die reformirte und selbst die orientalische Kirche haben ihnen nach dem Willen Christi und den apostolischen Ueberlieferungen gemäß einen bedeutenden Einfluß zugestanden. Unter der absoluten Herrschaft des Papstthums kann dies natürlich nicht der Fall sein. Man scheint sie in Rom nur wie einen Nachthof zu betrachten, von dem man den größtmöglichen Vortheil ziehen muß. Wie viele schmäbliche Mittel ergreift man nicht, um diesen Zweck zu erreichen! Nachdem man gelehrt hat, daß das Messopfer von unendlichem Werth ist, schämt man sich nicht; mit einem groben Widerspruch, den nur die Geldgier eingeben kann, Hunderte von Messen zu verlangen, um eine Seele aus dem Fegfeuer zu retten. Ist dies nicht der letzte Grad der Erniedrigung? Uebrigens sollte man sich nicht zu sehr beklagen,

wenn sich die römische Kirche begnügt, ihre Opfer um einen unendlichen Preis“ zu verkaufen. Ach! sie treibt sogar mit den Dingen Handel, welche sie, wie die Dispensen und die Sacramente, für obligatorisch erklärt. Man bezahlt eine Taufe und eine Ehe wie ein Theaterbillet. Doch ist man so klug gewesen, die Beichte, welche die Gläubigen nicht sehr anzieht, mit keiner Steuer zu belegen*). Ach, wenn Christus wieder auf die Erde käme, was würde er von diesen Krämerseelen sagen, die sich von Neuem im Tempel niedergelassen haben? Er, der die Leute „Diebe“ **) nannte, welche mit Thieren Handel trieben, wie würde er die nennen, welche nicht allein die Gnadenmittel, sondern sogar das Blut und den Leib des Menschensohnes um Geld ausbieten? Die römischen Priester sind vollkommen die Nachfolger derjenigen, welche im 16. Jahrhundert durch den skandalösen Ablassverkauf das Gewissen der christlichen Welt empört haben***). Ihre Accidenzien bringen in Paris fünf Millionen ein†). Ihre Raubgier ist eine der Ursachen, die sie noch bei den Handwerkern und Bauern unbeliebt macht. Man versuche, die Völker der Lombardei, der römischen Staaten und von Frankreich ihren eigenen Eingebungen zu überlassen; man lasse ab, sie mit Hülfe furchtbarer Heere zu unterdrücken, und man wird bald sehen, wie lange sie ihre Kardinäle, ihre Priester und Mönche behalten††). Wie traurig ist aber der Zu-

*) Wenn die orientalische Kirche von den nämlichen Mißbräuchen nicht frei ist, so gewährt sie doch wenigstens den Laien einen gehörigen Antheil Einfluß in den kirchlichen Dingen. Man vergleiche den Katholiken Borda-Demoulin, Des pouvoirs constitutifs de l'Eglise.

**) Ἐποιήσατε αὐτὸν σπήλαιον ληστῶν. Marc. 11, 18.

***) S. Naef, Hist. de la réformation. — Hottinger, Hubrecht Zwingli. — Merle d'Aubigné, La réformation.

†) Genau 5,080,000 Franken. S. Garnier et Guillaumin, Annuaire de l'économie politique pour 1851.

††) Wenn man sagen wollte, daß dieser Versuch im J. 1848 in Frankreich gemacht worden ist, so könnte man leicht darauf antworten,

stand einer geistlichen Macht, deren einzige Stütze in den Bajonnetten liegt, deren einziges Recht die brutale Gewalt ist!

Wenn die römische Kirche die Gläubigen, die ihre Gewalt anerkennen, in so empörender Weise ausbeutet, zeigt sie sich nicht mütterlicher gegen die niedrige Geistlichkeit*). Wer daran zweifelt, möge eine von einem Pariser Geistlichen redigirte, geistreiche Sammlung nachlesen, welche den Titel „Biographie der heutigen Geistlichkeit“ führt. Es besteht in der katholischen Hierarchie eine Klasse Heloten, welchen die reichen Pfründenträger**), die sie beherrschen, Unwissenheit, Abgeschiedenheit und Abhängigkeit auferlegen.

In der Urkirche bestand keine wesentliche Verschiedenheit zwischen den Priestern und den Bischöfen. Hieronymus bezeugt es auf das Bestimmteste***), und beruft sich auf die Heilige Schrift. Er schreibt die Verschiedenheit ihres Zustandes dem Herkommen und nicht der göttlichen Verordnung zu. Weit entfernt, aristokratisch zu sein, stammte das Episkopat der ersten Zeiten unmittelbar von dem christlichen Volke her. Cyprianus und viele Andere sagen es ausdrücklich†). — Die Verhältnisse

daß die Geistlichkeit sich gerettet hat, indem sie eine eifrig republikanische Gesinnung heuchelte. E. E. de Pressensé, Du catholicisme en France.

*) Man findet die interessantesten Mittheilungen hierüber in der Lebensbeschreibung der Brüder Alignei.

**) Wenn man ihre Hülfquellen beurtheilen will, lese man E. de Pressensé, Du catholicisme. — Forces que le catholicisme tire du budget.

***) *Idem est presbyter qui episcopus*, et antequam diaboli instinctu studia in religione fierent — — communi presbyterorum concilio Ecclesiae gubernabantur. Indifferenter de episcopo quasi de presbytero est locutus Paulus.

†) In einem Brief an einen römischen Bischof verlangt Cyprianus drei Dinge, damit die Gewalt eines Bischofs gesetzlich sei: Divinum judicium, populi suffragium, et co-episcoporum consensus. (Epist. 85.)

haben sich sehr geändert! Das Uebergewicht der Bischöfe über die andern Geistlichen ist in der katholischen Kirche so übermäßig geworden, daß die niedere Geistlichkeit, deren Aufgabe es ist, die katholische Religion zu lehren und zu vertheidigen, nur eine sehr beschränkte Anzahl Bücher lesen darf, und daß es ihr unmöglich ist, die Einwürfe der Gegner ihres Glaubens zu studiren. Diese gewiß auffallende Thatsache ist die nothwendige Folge der zu wenig bekannten Vorschriften des Index. Diese Vorschriften, welche eines der merkwürdigsten Denkmäler der Frechheit des geistlichen Despotismus sind, betrachten die einfachen Priester als Laien. Man verbietet den Dorfpfarrern die „Geschichte der französischen Kirche“ des Abbé Guettée, eines Priesters des Pariser Sprengels, oder das „Handbuch des Canonischen Rechts“ des Abbé Lequeur, Generalvikars dieses Sprengels*), sonst würden sie excommunicirt werden**)! Man begreift leicht den Zweck dieser Zucht, die der schönsten Tage des Brahmanismus würdig ist***). Wenn die niedere Geistlichkeit den „Ursprung der römischen Kirche“ von Archinard, die „Geschichte der Civilisation“ von Guizot, die „Geschichten von Frankreich“ von Michelet und J. Martin, die „Geschichte der Maria Stuart“ von Mignet, die „Geschichte des Tridentinischen Conciliums“ und „Rom in Paris“ von Bunsener, die „Geschichte der Reformation“ von Merle d'Aubigné, die „Eroberung von England“ von Augustin Thierry, die „katholischen und protestantischen Völker“

*) Die „Presse“ hat merkwürdige Mittheilungen über das Verbot dieser Werke gegeben, welche von Katholiken geschrieben wurden, die die Unklugheit hatten, einige Uebertreibungen des päpstlichen Despotismus zu tadeln. In unserer Zeit gehörte von Seiten römischer Geistlichen allerdings ein besonderer Muth dazu.

**) Man s. das höchst merkwürdige Buch „Index librorum prohibitorum“.

***) S. Benjamin Constant, De la religion.

von Roussel, und unter den älteren die Schriften von Erasmus, Lefebvre d'Etaples, Calvin, Zwingli, Luther lesen könnte, würde ihre Bewunderung der Bischöfe von Arras und Poitiers*) und der Herren Nicolas, Nicolardot, Potot, Beuillot und Loriguet sehr abnehmen. Sie könnte, wie so viele ausgezeichnete Priester des 16. Jahrhunderts, sehen, wie wenig haltbar die theologische Grundlage des Katholicismus ist. Die römische Kirche kann sich eben so wenig als der Mahomedanismus der Oeffentlichkeit und der Prüfung unterwerfen. Das Papstthum begreift dies mit dem politischen Scharfsinn, der es charakterisirt, ganz wohl. Daher arbeitet es mit aller Anstrengung dahin, durch Androhung geistlicher Strafen und auch weltlicher**), wenn es ohne Gefahr geschehen kann — die ihm Unterworfenen von dem gründlichen Studium der religiösen Fragen abzulenken. Daher zeigen seine Vertheidiger — bei allen Gelegenheiten, wo die Klugheit und der Erhaltungstrieb es erlauben — einen tiefen Abscheu gegen die freie Prüfung, welche nach ihrer Ansicht nothwendig zum Theismus, zum Naturalismus, zum Pantheismus, zum Atheismus, zum Socialismus, zum Kommunismus u. s. w., u. s. w. führt***). In der That hat die freie Prüfung, deren Väter die Reformatoren sind, in folgerechter Nothwendigkeit die Feuerbach, Louis Blanc und Proudhon erzeugt. Wenn sie aber auch so viele Nachtheile hat, so führt dagegen der Mangel an Prüfung zum stumpfsinnigen Leben der neapolitanischen Lazzaroni und der spanischen Mönche, zum Fetischismus der spanisch-amerikanischen Republiken und zur verdummenden und blutigen Theokratie des römischen Staats.

*) Diese Prälaten sind in den Debats (erste Monate von 1856) oft erwähnt worden.

**) Man s. am Ende des „Protestantisme“ von Lererf eine wahrhaft gräßliche Verordnung Ludwigs XV. Der König des Strickparls war ein furchtbarer Beschützer der Kirche!

***) G. Nicolas, Du protestantisme und zur Beurtheilung dieses Buchs Lererf a. a. O.

Wahrlich, die Katholiken können nicht stolz darauf sein, die Wissenschaft geächtet zu haben! Dies ist so wahr, daß die Männer unter ihnen, welche einiges Gefühl der menschlichen Würde bewahrt haben, über ihre Freunde erröthen. Es genügt, das so bekannte Beispiel des berebten Ozanam, Professors an der Sorbonne*), und des Abbé Rosmini-Serbati, des berühmten Stifter des Ordens der christlichen Liebe, Verfassers der „Fünf Wunder der Kirche“, anzuführen. Ich will nur von denen sprechen, deren Namen und Werke der Nachwelt angehören.

Die Stimme der ausgezeichneten Schriftsteller, von denen ich so eben gesprochen habe, ist jedoch unterdrückt worden. Die „Fünf Wunder der Kirche“ sind verboten worden, wie die „Rede über die Todten von Vienne“**), wie das Wort des Dr. Fischer***) über das Cölibat der Geistlichen, wie das „Avenir“ von Mantalembert, Lamennais, Lacordaire, de Salinis†), de Cour, Combalot††). Die politischen Gewalten haben einen Erhaltungstrieb, der sie belehrt, was ihren Interessen wirklich angemessen ist. Nun würde die Freiheit der Prüfung und die politische Freiheit nothwendig den Sturz des päpstlichen Absolutismus herbeiführen. Man betrachte, was in Frankreich seit 1789 geschehen ist. Wie viele aufgeklärte Männer sind in diesem großen Reich den Glauben und den Uebungen des Papstthums treu geblieben? Man läßt sich von der Geistlichkeit taufen, verheirathen und begraben. Nicolas geräth dar-

*) S. die Sammlung „l'Ère nouvelle“, deren Hauptredactor er war.

**) Vom berühmten Venture de Maulica, ehemaligem General der regulirten Chorherrn.

***) Berühmter Professor der Theologie in Tübingen.

†) Der jetzt ein sehr liberaler Erzbischof ist, wenn man nach den in den Zeitungen mitgetheilten Auszügen aus seinen Hirtenbriefen urtheilt. O über die menschliche Klugheit!

††) Ein berühmter Kanzelredner und jetzt eifriger Anhänger des Absolutismus. O Weisheit!

über in Verzweiflung*), und er gesteht offenherzig, daß alle diejenigen, welchen die französische Literatur ihren größten Ruhm verdankt, Lamartine, Quinet, Victor Hugo, Cousin, Mignet, Thiers, Michelet, Guizot, Beranger, G. Sand u. A. vom Katholicismus weit entfernt sind.

Die Unwissenheit ist nicht das einzige Mittel, dessen man sich bedient, um die Geistlichkeit in der Knechtschaft zu erhalten. Man sondert sie durch das Cölibat von Allem ab, was ihr gegen den Despotismus ihrer Herren zur Unterstützung dienen könnte. Ich will mich nicht über die moralischen Nachtheile des Cölibats verbreiten. Nach dem, was Courier**), Michelet***) und de Sanctis†) darüber gesagt haben, ist die Frage entschieden; daher will ich hier von demselben nur als von einem Regierungsmittel sprechen. Das Cölibat läßt die Glieder der niedern Hierarchie in einer solchen Absonderung, daß sie gezwungen werden, die biegsamen Werkzeuge der absoluten Gewalt zu werden. Der Dorfpfarrer steht, wenn er, wie in unserer Kirche Familienvater ist, mit den Bevölkerungen, denen er das Evangelium verkündigt, durch die engsten und heiligsten Bande in Verbindung. Ein eifriger Vaterlandsfreund, würde er die Unabhängigkeit und die Größe seines Geburtslandes niemals theologischen Subtilitäten aufopfern.

Ein Priesterthum mit solchen Gesinnungen würde sich für die Absichten des Ultramontanismus nicht leicht gebrauchen lassen. Man ist so sehr davon überzeugt, daß man im Abendlande die Weltgeistlichkeit unserer Kirche durch allerlei Mittel verhaßt zu machen suchte. Eine aufmerksame Prüfung der Verhältnisse würde hinreichen, um sich nicht durch diese unredliche

*) Nicolas, Du Protestantisme.

**) P. L. Courier, Réponses aux lettres d'un anonyme.

***) Michelet, Du prêtre, de la femme et de la famille.

†) De Sanctis, Du célibat des prêtres. — De Sanctis war früher Mitglied der Geistlichkeit in Rom.

Lattit täuschen zu lassen. Elias Regnault, der wenig geneigt ist, die Dinge von ihrer guten Seite anzusehen, versichert mit Recht, daß die Priester in Rumänien dem Vaterland aufrichtig ergeben sind*). Kann man eben soviel von der französischen Geistlichkeit sagen, welche unter der Republik, wie in den Jahren 1814 und 1815 die Fremden offen genug herbeirief, oder von jenen italienischen Priestern, den getreuen Helfershelfern der österreichischen Tyrannei?

Um zu erkennen, wie sehr die geistliche Aristokratie Rom's die niedere Geistlichkeit ausbeutet, muß man die Lage eines Bischofs mit der eines einfachen Priesters vergleichen. In Frankreich, wo das Episkopat weniger reich ist, als in andern katholischen Ländern, erhalten die Bischöfe eine doppelt so große Besoldung als die Mitglieder des schweizerischen Bundesraths, welche sie noch durch einen geschickten Handel mit den heiligen Dingen, z. B. mit den Dispensen, vermehren. Ein Dorfpfarrer hat nur 800 Franken**). So ist er denn gezwungen, sein Dasein in der Dunkelheit hinzuschleppen, wenn er aus der Leichtgläubigkeit der Bauern keinen Vortheil zu ziehen versteht. Aber muß es ihn nicht genug freuen, wenn er die Nachfolger der armen Schiffer von Galiläa unter Purpur und kostbaren Spitzen***) sich brüsten sieht? Wie müssen diese stolzen Prälaten lachen, wenn sie die Worte des Nicäischen Conciliums wiederholen: „Ich glaube an die apostolische Kirche.“

So ist ungefähr die Organisation des Katholicismus. Ich habe geglaubt, ihn in den glaubwürdigsten Quellen studiren zu müssen, um jenen 76 Millionen orientalischer Christen, die

*) E. Regnault, Histoire des provinces danubiennes.

**) G. des „Siècle“ v. Februar 1857.

***) G. in F. de Lamennais, Affaires de Rome interessante Mittheilungen über den Schmutz des Cardinals von Rohan, Erzbischofs von Besançon. — Man s. auch Biographie du clergé contemporain, par un solitaire.

er schon als eine sichere Beute ansieht, und die er mit unermüdlicher Beharrlichkeit zu verführen sich anstrengt, indem er ihnen die glänzendsten Gemälde der römischen Kircheneinrichtungen vorlegt, von demselben einen, wenn auch nicht vollständigen, doch wenigstens genauen Begriff zu geben*). Möchten sie sich doch nicht durch eine solche Taktik betrügen lassen. Nichts ist, in der Nähe gesehen, weniger ideal als das römische System. Man könnte es mit den Worten bezeichnen: „Die Ausbeutung der Menschen durch den Menschen.“ Von allen christlichen Gemeinden entfernt sich die Kirche, welche sich den Namen der katholischen anmaßt, am meisten vom Evangelium. Es ist eine rein politische Kirche. Wie oft hat man nicht die Verachtung der Gesetze des Gewissens und der Moral bis zu den äußersten Grenzen getrieben? Man hat z. B. unter den Päpsten Johannes XXIII. und Alexander VI. diese Kirche, welche sich für die unbefleckte Braut Christi ausgibt, Ungeheuer, welche das kaiserliche Rom schamroth gemacht hätten, „Eure Heiligkeit“ und „Statthalter des Erlösers“ nennen sehen. Aber die menschliche Thorheit ist grenzenlos. Gibt es nicht in Asien Millionen Menschen, welche den Groß-Lama wie einen menschgewordenen Gott behandeln und sich um die Abfälle seiner Nägel streiten?

O vanas hominum curas, et pectora coeca!

*) Eine deutsche ultramontane Zeitung: „Der Katholik“, behauptete im vorigen Jahre (1856), daß die österreichisch-römische Propaganda in der Moldau und Walachei die größten Anstrengungen mache, und daß dieselben mit großem Erfolg gekrönt seien. Der Papst hat einen französischen Mönch, Eugen Boré, hingeschickt, der die orientalischen Sprachen und Ansichten gründlich studirt hat. Was die Pläne des römischen Hofes in Bezug auf Rußland und was die Hoffnungen betrifft, die ihm dieses große Reich gibt, man findet sie in der merkwürdigen Schrift eines russischen Fürsten, der Jesuit geworden ist, mit großer Naivetät ausgesprochen. L. P. Gasparin, *La Russie sera-t-elle catholique?* Paris 1856.

LXIX.

Und es war finster auf der Tiefe.

1 Mos 1, 2.

Da die römische Kirche eine politische Kirche ist, muß sie durch Mittel wirken, welche ihrem Wesen und ihrer Tendenz gemäß sind. Ihr Skeptizismus in Sachen des Rechts gibt ihr eine große Gleichgültigkeit in Bezug auf Prinzipienfragen. Wenn sie ihren Neigungen folgen kann, verbindet sie sich, wie in den katholischen Monarchien, auf das Innigste mit der absolutistischen und rückschreitenden Partei. In der Republik ist sie die festeste Stütze der aristokratischen Ideen. Da in der Schweiz jeder Kanton eine verschiedene Verfassung hat, ist sie genöthigt, sich in die Verhältnisse zu fügen; findet sie eine bürgerliche Aristokratie, wie in Freiburg, Luzern, Locarno, Solothurn, so nimmt sie bei allen Gelegenheiten Partei für deren Interesse gegen das Volk. Wo nur eine ungebildete Bauerndemokratie besteht, hält sie es mit den Bauern. So in den Waldstätten. In Genf sind die Landgemeinden, welche früher zu Savoyen und Frankreich gehörten, und in denen große Unwissenheit herrscht, eifrige Bundesgenossen der römischen Geistlichkeit gegen die aufgeklärte Bürgerschaft der Stadt. In Preußen, wo der König und der Adel protestantisch sind, stimmten die Anhänger Roms in der zweiten Kammer mit der Linken. Diese Widersprüche sind nicht neu. Im 16. Jahrhundert organisirten die Katholiken, welche in den Staaten Philipps II. so ganz absolutistisch gesinnt waren, die ultrademokratischen und blutdürstigen Verbindungen der Liga. Was muß man aus diesen Thatfachen schließen? Daß Rom seine Prinzipien verläugnet, wenn es sich um den Vortheil der Geistlichkeit handelt. Eine französische Zeitung, das „Univers“, repräsentirt diesen Geist vollständig, und verdient den Namen einer ausschließlich römischen Zeitung, einen Namen, auf welchen

es übrigens selbst Anspruch macht. Es war nach und nach constitutionell, republikanisch, legitimistisch und bonapartistisch*), da ihm „das Interesse der Religion“ diese schnellen Umänderungen zu erheischen schien**). Die Bischöfe haben sich eben so benommen. Die naiven Katholiken, welche zwar bei der römischen Kirche verblieben, zugleich aber versuchten, ihrer Fahne treu zu sein, waren in merkwürdiger Verlegenheit. So ist es für die Legitimisten z. B. außerordentlich schwer, die politische Biegsamkeit ihrer geistlichen Hirten zu begreifen, da sie die entschiedenste Unbeweglichkeit repräsentiren. Die armen Leute sind nicht am Ende ihrer Drangsale.

Die große politische Anstalt, die man katholische Kirche nennt, benutzt ihren Einfluß mit einer seltenen Geschicklichkeit, um ihren Zweck zu erreichen, welcher mit der Heiligung der Seelen wenig zu schaffen hat. So wird die Beichte in ihren Händen eine mächtige Waffe gegen ihre Gegner. Angenommen, daß in Piemont eine Zeitung die Freiheit des Gewissens und der Prüfung vertheidigt, so begnügt man sich nicht, sie auf der Kanzel und in den bischöflichen Hirtenbriefen anzuklagen; man wird auch im Beichtstuhl dahin arbeiten, die Gläubigen zu verhindern, sich auf dieselbe zu abonniren und sie zu lesen. Diese Mittel gelingen gut genug in Gegenden, wo die Priesterherrschaft nicht erschüttert ist; anderswo haben sie nur ein unvollständiges Resultat. So hat die Geistlichkeit in Frankreich und Belgien umsonst versucht, das „Journal des Debats“, den „Siccle“, den „Semeur“, die „Presse“, die „Revue des deux Mondes“, die „Revue de Paris“, die „Illustration“, die „Libre Recherche“, die „Indépendance belge“, den „Observateur“ u. a. m.

*) S. die bekannte Schrift des Abbé Cognat, *L'Univers jugé par lui-même*.

**) S. E. de Pressensé, *Du catholicisme, — Quatrième signe le décadence: Rôle du catholicisme dans les crises de ces dernières années*.

zu Grunde zu richten. Die Redakteure dieser Zeitungen und Revuen haben trotz der Bannflüche und der Umtriebe der Reichträter fortgefahren, den geistlichen Absolutismus kräftig anzugreifen, und die Völker über die beharrlichen Intriguen der Mönche und Priester aufzuklären. In der Schweiz findet der geistliche Einfluß noch mehr Schwierigkeit, die Stimme der Presse zu unterdrücken, so sehr dieselbe ihrer Herrschaft schadet. Angenommen, daß es gelinge, den Hirten in Schwyz, Uri, Unterwalden und Zug, deren Herzen einsältig und deren Leben durchaus ländlich ist, zu überzeugen, daß den unabhängigen Zeitungen der Eingang in ihr Land untersagt werden müsse; wie wäre es möglich, die Verbreitung der in Genf, Neuenburg und Bern gedruckten Zeitungen und Revuen in den andern Kantonen aufzuhalten? Es wäre schwierig, die Bürger von Solothurn, Luzern, Freiburg und Lugano zu verhindern, den „Bund“ zu lesen.

Die Beichte ist für die Geistlichkeit nicht allein von ungeheuerem Vortheil, wenn es sich darum handelt, die unabhängigen Staatsmänner und Zeitungen zu bekämpfen*). Durch dieses Mittel leitet sie auch im Geheimen jene Vereine**), welche die Welt wie ein großes Netz bedecken, dessen zerrissene Maschen sie stets wider knüpft. Keine Körperschaft hat die Macht der Association in so hohem Grade verstanden, als die römische Geistlichkeit. Diese Idee ist es, welche die Macht der religiösen

*) Die Zeitungen dieses Monats (Februar 1857) theilen uns mit, daß die Geistlichkeit von Annecy den Gläubigen unter Strafe, ihnen die Absolution zu verweigern, verboten hat, dem bekannten Eugen Sue Milch zu bringen, sein Holz zu spalten, seine Hemden zu nähen u. s. w. Diese Herren können den „Ewigen Juden“ nicht vergessen.

**) Diese Vereine scheinen oft wohlthätige Zwecke zu haben. Der „Siecle“ (Febr. 1857) hat die Pläne und Hülfsmittel des „Vereins des heiligen Vinzenz von Paula“ aufgedeckt, eines Vereins, der das ganze Abendland umschlingt und die Absichten der Geistlichkeit auf das Thätigste unterstützt.

Orden bildet. Diese mit so viel Recht gefürchteten Körperschaften arbeiten mit einer beispiellosen Beharrlichkeit dahin, Europa zu den mittelalterlichen Zuständen zurückzuführen. Sie bemühen sich, nicht bloß ihr offizielles Dasein auszubreiten, sondern auch unter dem Namen „Congregation“ eine zahlreiche Schutzgenossenschaft zu schaffen, die ihre Thätigkeit unterstützen und erweitern muß. Umsonst hat man versucht, die Wachsamkeit der liberalen Regierungen einzuschläfern, und die Einzelnen zu beruhigen, indem man das Dasein dieser Vereine läugnete. Man würde tausend Beweise selbst in den Werken finden, welche von dem Mönchsthum anerkannt worden sind. So finde ich in dem »Dictionnaire universel« von Bouillet, zehnte Auflage, welche von der heiligen Congregation des Index und von dem römischen Bischof gebilligt worden ist, in dem Artikel „Congregation“ Folgendes: „Man bezeichnet unter diesem Name gewisse Vereine von Gläubigen, welche sich unlängst unter dem Schutze der Jesuiten gebildet haben.“ Der Sonderbund hat hinlänglich bewiesen, daß das Wort unlängst wegen der Schwierigkeit und des „schlechten Geistes“ der Zeiten aus Klugheit beigelegt worden. Aber diese Klugheit kann nur leichtgläubige Menschen täuschen. Man weiß, daß die Jesuiten nicht also auf ihre Ueberlieferungen verzichten. Bouillet gibt es in einer andern Stelle, in dem Artikel „Jesuiten“ selbst zu. „Die Gesellschaft,“ sagt er, „wurde im Jahr 1773 von Clemens XIV. aufgehoben. Man hatte, um sie zu retten, vergeblich versucht, sie zur Ordnung ihrer Statuten zu bewegen.“

LXX.

Und thaten übel vor dem Herrn, und vergaßen
des Herrn, ihres Gottes, und dienten Baalim
und den Hainen.

Richter 3, 7.

Mit der Hülfe der Vereine wirbt der Katholizismus die Massen zu seinem Dienste an; mit dem religiösen Gepränge weiß er dieselben zu bezaubern und sie für die Sache der Vergangenheit zu gewinnen. Das Volk ist für Ceremonien leidenschaftlich eingenommen, und die römische Kirche beutet dieses Bedürfnis mit einer seltenen Geschicklichkeit aus. Dieß ist einer der merkwürdigsten Züge dieser schlaunen Politik, welche das südliche Europa und Amerika beherrscht.

Unter den zahllosen Beispielen, welche man von der Art und Weise anführen könnte, wie die Geistlichkeit die Festlichkeiten benutzt, beschränke ich mich darauf, die officiellen Angaben des Festprogramms eines Jubiläums mitzutheilen, welches in der Druckerei des Erzbischofs von Mecheln erschien.

Die Vorrede berichtet uns, daß dieses Jubiläum zum Andenken der Wunder des Bildes unserer lieben Frau von Hanswyk gefeiert ward. Den Haupttheil des Festes bildete ein Aufzug, der die Stadt Mecheln viermal durchzogen hat. Er bestand aus acht allegorischen Wägen. Dem ersten zogen vier Göttinnen des Fuß zu Pferde und sechsunddreißig ebenfalls berittene Mädchen voraus, welche die Litaneien der heiligen Jungfrau repräsentirten, und die in den Händen die Attribute trugen, welche die verschiedenen Namen der Mutter Gottes charakterisiren. Im ersten Wagen befand sich die Königin der Engel, von Cherubinen, Seraphinen u. s. w. umgeben; im zweiten die Königin der Patriarchen, von Patriarchen umgeben und unter einer Krone sitzend, die von vier Obstzweigen getragen wurde; im dritten die Königin der Propheten und die

Propheten in der Tracht ihrer Zeit; Jesus Christus, der Hauptgegenstand der Prophezeiungen, war von Eugen Hazaerts vorgestellt; im vierten die Königin der Märtyrer; im fünften die Königin der Apostel; im sechsten die Königin der Bekenner; im siebenten die Königin der Jungfrauen; im achten die Königin aller Heiligen. Dieß war die erste Abtheilung des Aufzugs. — Die zweite bildete die philharmonische Gesellschaft, welcher ihre Tambours und die Jungfrau von Mecheln voranzog, die durch Mimi Van-Riel zu Pferd vorgestellt wurde; ihr folgten alle Tugenden als Attribute der Stadt. — Die dritte Abtheilung bestand aus dem Hause des Königs, Ihren Majestäten dem König und der Königin der Belgier und den jungen Prinzen, welche von der Vorsehung geführt waren, und denen die Gerechtigkeit, die Religion u. s. w. folgten. — Die letzte Abtheilung bestand 1) aus dem Dreimaster „das Wohl des Vaterlands“, auf welchem die heilige Katharina sich befand; 2) aus dem Pferd Bayard mit den vier Haimonskindern; 3) aus dem Aufzug der Riesen, dem Großvater, der Großmutter und den vier kleinen Riesen; 4) aus dem Glücksrad; 5) aus zwei Kameelen, von denen jedes einen Liebesgott trug und 6) aus einer Abtheilung Jäger zu Pferd.

Ehe wir fortfahren, fühlen wir das Bedürfniß zu versichern, daß es sich hier nicht um einen Maskenzug handelt, sondern um eine papistische Festlichkeit, von der im Jahr 1838 hunderttausend Personen im getreuen Belgien Zeugen gewesen sind.

Das Jubiläum hat 12 Tage gedauert. Im Jubiläumsaufzug hat Seine Gnaden der Cardinal-Erzbischof die Messe gelesen. Die Kirchenvorsteher haben in Uebereinstimmung mit dem Bürgermeister und den Schöffen ausgemirkt, daß die Kaffeehäuser und die öffentlichen Erholungsorter während des ganzen Festes, zwei Sonntage inbegriffen, die ganze Nacht offen blieben. Während dieser Zeit fanden Armbrustschießen, Lanzenstechen zu Pferd und Feuerwerke Statt, worzwischen Messen gelesen und Predigten gehalten wurden; das Ganze wurde mit einem feier-

lichen Hochamt geschlossen. Dieß ist ein kurzer, aber getreuer Bericht über das Jubiläum zu Mecheln*).

In der Schweiz bedient sich der Katholizismus wie überall der sinnlichen Pracht, um zur Einbildungskraft der rauhen Alpenhirten zu sprechen. Einsiedeln ist für die Schweiz, was Loretto für Italien.

Die Gründung von Einsiedeln läßt sich bis auf die Zeiten Karls des Großen zurückführen. Um diese Zeit errichtete Meinrad, Graf von Sulgen, wie die Chronik berichtet, eine Kapelle, zuerst auf dem Ezel, dann an dem Ort, wo jetzt das Kloster steht. Er stellte darin ein wunderthätiges Bild der heiligen Jungfrau auf, welches ihm von Hildegard, Abtissin des Großmünsters in Zürich, gegeben worden war. Er wurde im Jahr 863 ermordet, und seine Mörder wurden durch Raben entdeckt, welche der Einsiedler genährt hatte. Sie wurden festgenommen, vor Gericht gezogen und in Zürich auf dem Platz hingerichtet, wo jetzt das Hotel Bellevue steht. Nach Meinrads Tod wurde der Ruf seiner Frömmigkeit so groß, daß man an der Stelle, wo seine Zelle stand, eine Benediktinerabtei gründete**). Die Klosterlegende, welche durch eine päpstliche Bulle bestätigt worden ist, versichert, daß am Vorabend des Tags, wo der Bischof von Constanz die Kirche einweihen sollte, d. h. am 13. September 938, dieser in der Nacht von einer himmlischen Musik geweckt wurde, und daß ihm am folgenden Tag eine Stimme vom Himmel zurief, daß Christus selbst unter Beistand der Engel und Heiligen, die Weihe des Tempels vorgenommen habe.

**) Europe protestante 1839—1840.

**) Die Geschichte von Einsiedeln ist vom katholischen, d. h. legendenmäßigen Standpunkt von Jos. Regnier geschrieben worden. — Sein Werk ist unter dem Titel: „Chronique d'Einsiedeln“ im Jahre 1837 zu Paris erschienen. — Man hat mehrere Schriften in deutscher Sprache über Einsiedeln von Hartmann, Bertsche, Eschudi, Landolt.

Wegen dieses Wunders ertheilte der Papst den Pilgrimen vollkommenen Ablass, wie es die Inschrift am Portal der Kirche bezeugt:

Hic
EST PLENA REMISSIO PECCATORUM
A CULPA ET A POENA *).

Später wurde Zwingli Pfarrer von Einsiedeln, und er predigte daselbst schon 1517 gegen das Verderbniß der römischen Kirche. Das Kloster sollte noch ganz andere Drangsale erfahren. Am 4. Mai des Jahres 1798 überschritten die Franzosen den Engel **), plünderten das Kloster und den Flecken zweimal. Man glaubte auch, das verehrte Bild wegzunehmen, das Meinrad seinen Nachfahren hinterlassen hatte, und zu welchem Millionen Pilgrime seit Jahrhunderten gewallfahret waren ***). Aber die Mönche ließen sich durch das Unglück nicht aus der Fassung bringen. Sie stellten im Jahr 1802 ein zweites Bild auf, welches dem ersten ähnlich und ebenso mit der Kraft begabt war, Wunder zu wirken. Auch wird der Wallfahrtsort stärker besucht als je. „Von 1820 bis 1834“, sagt Regnier, „beläuft sich die Gesamtsumme der Pilger auf 2,164,090; für das einzige Jahr 1835 beträgt die Anzahl 180,000. Außer dieser Masse einzelner Pilger sind noch ungefähr siebenzig Gemeinden der katholischen Kantone, welche jährlich feierliche Gesandtschaften nach Einsiedeln schicken, welche man inögemein Processionen nennt“ †). Welche Beredsamkeit und welcher Styl!

*) Hier ist vollkommener Ablass der Sünden von Schuld und Strafe.

**) „Ein Heer, (ach! ein französisches Heer) stürzt sich auf das heilige Haus.“ L. Veuillot, Pèlerinages de Suisse, Notre-Dame des — Ermites.

***) L. Veuillot, a. a. O.

†) J. Régnier, Chronique d'Einsiedeln.

Die Pilger sind im allgemeinen Bauern *) aus der Schweiz, Frankreich, Deutschland und Italien. Die Menge der Weibbilder, welche sie hingebracht haben oder noch bringen, ist unzählbar. Wenn es an Platz fehlt, nimmt man die ältesten hinweg. Die gläubigen Katholiken, welche Einsiedeln besuchen, kaufen Andenken an ihre Wallfahrt auf dem großen Platze, der zwischen dem Flecken und dem Kloster liegt. Dort verkauft man Rosenkränze, heilige Jungfrauen, Bilder, Gebetbüchlein, Brod, Regenschirme u. s. w. Mitten auf diesem Platz steht ein Brunnen aus schwarzem Marmor, der hoch verehrt ist. Das Wasser fließt aus vierzehn Röhren in ebenso viele Becken. Nach der Ueberlieferung soll der Heiland aus einer dieser Röhren getrunken haben; da man aber nicht weiß, an welcher, gehen die Pilger von der einen zur andern, um ihrer Sache gewiß zu sein **).

Der Anblick solcher Mummereien, die sich unaufhörlich wiederholen, sind nicht sehr geeignet, die Einwohner des Fleckens Einsiedeln mit großer Hochachtung für ihr Kloster zu erfüllen. L. Deuillot wundert sich darüber und ist entrüstet. „Die Zukunft“, sagt er, „ist mit Verfolgungen schwanger. Was das Kloster von seinem Vermögen behalten hat (diese bescheidenen Ueberreste werden auf zwölf Millionen geschätzt!), erregt große Lüsternheit. Am Fuß der Abtei erhebt sich ein Flecken. — Dort, und in dem ganzen unfruchtbaren Bezirk, der von dem christlichen und getreuen Kanton Schwyz sehr verschieden ist, zu welchem es jedoch gehört, haben die Mönche ihre erbittertsten Feinde (natürlich, weil man sie dort am besten kennt!). Die Zürcher Luft ist über den See gedrungen, und hat sogar an

*) Bäderer sagt in der „Schweiz“, daß es meistens Leute sind, die von reichen Sündern bezahlt werden, welche den Vortheil der Pilgerschaft genießen wollen, ohne sich die Mühe zu geben, selbst hinzugehen.

**) Es versteht sich von selbst, daß Deuillot von diesen Thorheiten Nichts sagt. Diese Taktik macht seiner Klugheit Ehre.

diesem Ort die Herzen verdorben und die Geister erniedrigt.“ — Die Zürcher Luft hat doch, scheint es, die Einwohner dieser intelligenten und männlichen Stadt nicht verbummt: aber wenn sie über den See bringt, bekommt sie merkwürdige Eigenschaften! Uebrigens gesteht L. Beuillot offen, daß der Widerwillen, den die Mönche einflößen, nicht eine lokale Erscheinung ist. „In der Schweiz, wie in vielen andern Ländern, werden die Bevölkerungen von Intriganten, die man nicht so leicht eines Bessern überzeugen kann, gegen die Religion und besonders gegen die Mönche aufgereizt. Diese Intriganten sind die Gastwirthe, die Aerzte, die Professoren, die Rechtsgelehrten, die Schriftsteller, die Possenreißer. Die Mönche fügen in der That diesen Leuten, unter welchen man nur wenige Christen (d. h. Ultramontane) findet, einen beträchtlichen Schaden zu. Denn indem sie die Prozesse unterdrücken, werden die Advokaten überflüssig. Und doch als Racine seine „Prozeßsüchtigen“ schrieb, fehlte es in Frankreich nicht an Mönchen! — Aber warum wollten wir solche Possen ernstlich nehmen? — Wer weiß nicht, daß Südamerika, wo der Boden mit Klöstern bedeckt ist, das klassische Land der Streitigkeiten und Zwiste ist? „Was die Einsiedler Mönche betrifft, so leben sie auf solche Weise, daß die düstre oder glückliche Zukunft sie nicht beunruhigen kann.“ — Man sagt in der That, daß sie sich ernstlich damit beschäftigen, nach den Vereinigten Staaten einen beträchtlichen Theil des ungeheuern Vermögens zu bringen, welches ihnen die Eidgenossenschaft so gutmüthig gelassen hat, nachdem der Sonderbundskrieg die Gefahren gezeigt hatte, mit welcher das Mönchsthum die Schweiz bedroht. Dies erklärt „die sanfte Heiterkeit dieser guten Väter.“ Wie könnte man sich übrigens „wegen dieses gesegneten Stückchen Landes beunruhigen lassen, wo der allmächtige Herr durch die Fürbitte Marias Wunder säen soll?“ — Hierüber sagt L. Beuillot nach Karl Borromäus, „daß nach dem Haus von Loretto, **welches von Engels-** **händen aus Palästina unter einen andern Him-**

mel gebracht wurde*), es keinen Ort gibt, wo die Seele mehr von frommer Gluth entzündt werde, als in Einsiedeln.“ — Wie viele wunderbare Entzündungen! Trotz aller dieser Entzündungen findet der Verfasser der „Ehrbaren Frau“ Gelegenheit, „die dicken Franssen der Freiburgerinnen zu bemerken, so wie das mit silbernen Ketten gezierte Nieder und die schwarze Flügelhaube der Bernerinnen, die weißen Häuben der Schwyzerinnen, den sammetnen Halsring der Schaffhauserinnen, die kleine Mütze der Walliserinnen“ und selbst „die Bänder, die Shawls und die elegante Haltung der französischen Frauen“ zu bemerken. Ohne Zweifel, um in dem Herzen aller dieser Christinnen besser lesen zu können!“

Der Redakteur des „Univers“ macht uns übrigens kein Hehl von dem, was er „in dem Herzen der Pilgerinnen“ liest. Es sind Gebete, die, vom katholischen Standpunkt betrachtet, durchaus rechtgläubig sind. Ich theile einige von den bedeutendsten Sätzen daraus mit.

Der Priester: Heilige Jungfrau, bewahre mich vor allen Fehlern — gib meiner Stimme den Ton, der da tröstet.

Der junge Christ — Süße und fromme Maria, stehe mir bei, erhöere meine Gebete!

Die Mutter: O heilige Jungfrau, Retterin der Kranken und der Leidenden! das schöne Kind, das du mir gegeben hast, schmachtet in seiner Wiege, — rette mein Kind!

Der Vater: Gute heilige Mutter, heilige mich!

Der Arme: Trösterin der Betrübten, segne meine Wohlthäter, erhalte ihnen den Reichthum, an dem der Arme Theil nimmt.

*) G. L. Veuillot, Rome et Lorette. — Terwecoren, Lorette ou la translation de la Casa santa. — Caillaud, Histoire de Lorette. — Unter den Schweizern führe ich Leopardi, La Casa santa di Loretto. Lugano 1841 an. — Ueber diesen Gegenstand gibt es eine Masse Schriften, welche diejenigen Katholiken durchblättern mögen, welche sich über den orientalischen Aberglauben entsetzen.

Der Reiche: Heilige Jungfrau, bewahre mich vor Hochmuth und Härte.

Der Künstler: Höchste Schönheit, heiliges Urbild, Quelle des himmlischen Lichtes, Garbe, die du in allen Wundern und allen Tugenden erglänzeist, Meisterwerk der Meisterwerke Gottes, die du die Heiligen und die Propheten begeistert hast!

Glaubt man nicht den heidnischen Dichter zu hören;

— — hominum divumque aeterna potestas,
Alma Venus. *)

Das Heidenthum athmet in allen diesen Ergießungen die höchste Schönheit. „Gott ist im Mittelalter zum Weib geworden,“ sagt Michelet ebenso wahr als kräftig. Das merkwürdige Buch Beuillots zeigt hinlänglich, daß die Vertheidiger der Vergangenheit deren ganzes Erbtheil annehmen. Dieß ist es ohne Zweifel, was sie „Treue gegen den Glauben der Väter“ nennen. Aber diese Treue führt nicht bloß zu einem des Evangeliums unwürdigen Aberglauben, sie ruft auch in katholischen Ländern selbst von Seiten konstitutioneller Minister Verordnungen wie die folgende hervor:

„Es ist zur Kenntniß der Königin gelangt, daß man in einem gewissen Ort der Halbinsel**) versucht hat, Lehren zu predigen und zu verbreiten, welche den allerheiligsten Dogmen unseres wahren Glaubens und dem widersprechen, was die heilige katholisch-apostolisch-römische Kirche bekennt und lehrt. Die Regierung Ihrer Majestät ist fest entschlossen, die größte Strenge gegen die Spanier und die Fremden zu entsalten, welche unter irgend einem Vorwand die religiöse Einheit zu zerstören oder zu beunruhigen versuchen sollten, welcher nach dem Willen der göttlichen Vorsehung Spanien **seinen Wohlstand verdankt**, und auf welcher, wie es auch nicht

*) Lucretius, De natura Deorum.

**) Es handelt sich um die Gegenwart eines protestantischen Geistlichen in Barcelona.

anders sein konnte*), der zweite Grundpfeiler der Konstitution beruht, nach welcher die Monarchie regiert werden soll. Deshalb werden Sie Sich, Herr Präsident, mit den politischen, administrativen und kirchlichen Behörden in's Einvernehmen setzen, um ein so ungeheures Uergerniß und ein solches Verbrechen um jeden Preis zu verhindern. Ermahnen Sie allen Ernstes den öffentlichen Ankläger, daß er von Amtswegen gegen die Schuldigen einschreite, sobald er gegen eine der religiösen Grundlage entgegenstehende Handlung Verdacht schöpft. Es versteht sich von selbst, daß, sowie die Frömmigkeit der Königin die von den Richtern bei solchen Gelegenheiten erwiesenen Dienste würdig belohnen wird, eine exemplarische Strafe die erteilen würde, welche sich gleichgültig zeigen oder eine strafbare Toleranz an den Tag legen würden**).

So ist die Toleranz der Anbeter Marias beschaffen. Es ist beinahe weniger traurig, von ihrem Aberglauben zu sprechen.

In einem abgelegenen Winkel des Kantons Unterwalden ist ein anderes der Jungfrau geweihtes Heiligthum. Es ist weder durch seinen Reichthum noch durch die Menge der Pilger, die es besuchen, so berühmt als Einsiedeln; aber sein Ursprung gibt einen Begriff von der entsetzlichen Leichtgläubigkeit der Anhänger Roms.

„Die Ueberlieferung,“ sagt L. Beuillot, „berichtet, daß ehemals (es ist lange her) dieser düstere Ort der Teufels gang hieß. Die Dämonen standen daselbst Wache, und wer

*) Unter dem Vorwand der Einheit könnten auch England, Rußland, Holland, das nördliche Deutschland gegen die Katholiken „die größte Strenge entfalten.“

**) Debats vom 15. März 1856. — Die Debats fügen hinzu: „Unter der Regierung Isabellas II. bekennt sich das Haupt der richterlichen Behörden zu Ansichten, welche der Regierung Philipps II. entspringen scheinen, und welche die Wiederherstellung der Inquisition zur logischen Folge haben müßten.“

vorüberging, Reisende, Jäger, Hirten, Alles gehörte ihnen*). Bald riß ein gräßlicher Schwindel die Unglücklichen in die Abgründe, in denen die hundert Fuß hohen Fichten wie Grasshalme am Rand noch tieferer Abgründe schienen, und wo sie selbst die Geier nicht zu suchen wagten; bald durchstach sie der Blitz wie ein feuriges Schwert, bald bewirkte das Zirpen einer Grille, bald der Flügel eines Vogels, bald die Arbeit einer Ameise den Sturz eines Felsstückes und die Vorübergehenden blieben unter diesen ungeheuern Blöcken wie unter dem Steine eines Grabmals begraben. Kurz, der Weg war verflucht. — Nachdem man nach Mitteln gesucht hatte, ihn sicherer zu machen, kam man auf den Gedanken, eine Kapelle zu bauen, und ein heiliges Bild hineinzuthun, damit Niemand, wie groß auch der Schrecken oder die Gefahr sei, den Namen des lieben Gottes auszusprechen und das Zeichen des Kreuzes zu machen vergesse. Aber wo sollte man Maurer finden, die so kühn gewesen wären, dort zu arbeiten? Es fanden sich jedoch mehrere, welche sich an den schrecklichen Ort begaben, nachdem sie die Messe angehört hatten. Und die Mutter Gottes hielt, um diesen frommen Männern ihre Macht und ihre Gnade zu bezeugen, so lange die Arbeit dauerte, die wankenden Felsen mit Marienfäden fest, welche an die Grasshalme und an die Zweige der Sträucher angebunden waren. — Seit dieser Zeit ist der Weg sicher, es begegnet kein Unglück mehr, weder am Tage noch in der Nacht. Unsere Liebe Frau ist so gut, daß sie alle Vorübergehenden beschützt und bewahrt, und selbst diejenigen, die sie nicht sehen, oder sie nicht verehren wollen**).

*) Diese Züge sind keineswegs, wie man glauben könnte, katholische Poesie. Die Lehre von den verherrten Orten bildet einen Theil des katholischen Dogmas. — Man sehe das mit Recht berühmte Buch des Marquis Eudes de Mirville: *Des esprits et de leurs manifestations fluidiques*, — und seine Abhandlung über die Beherrschung des Pfarrhauses zu Gibaville.

***) L. Veuillot, *Pèlerinages de Suisse*, livre III, *Notre Dame-du-Passant*.

Wenn die Eidgenossenschaft nicht von Gottlosen regiert würde, sondern von den Häuptern des ehemaligen Sonderbunds, z. B. von „Sr. Gnaden dem Bischof Marillen, Fürsten des heiligen römischen Reichs,“ besäße sie ein herrliches Mittel gegen die Lawinen. Wenden die Katholiken nicht schon die Gloden gegen den Bliß an*)? Sie bezeugen eine tiefe Verachtung gegen die Physik. Wenn man wie sie alle Plagen mit Madonnen und Agnus Dei beschwören kann, bedarf man keiner Chemiker und Physiker. Die römische Kirche, welche einen Roger Baco und Galiläi in Fesseln gelegt hat, wird immer Mittel finden, die Gelehrten entbehren zu können.

Maria-Stein ist berühmter als Engelberg. Es ist ein Wallfahrtsort wie Einsiedeln, doch weniger berühmt als der, auf welchen der Kanton Schwyz so stolz ist. Diese Abtei liegt an der Grenze der Schweiz, zwei Stunden von Basel.

Nach der heiligen Jungfrau ist Nikolaus von der Flüe derjenige, dessen Heiligthum in Sachsen (Kanton Unterwalden) am häufigsten besucht wird. Der heilige Nikolaus hat eine so wichtige Rolle in der Geschichte der Eidgenossenschaft gespielt, daß sein Andenken mit Recht verehrt wird.

Bruder Nikolaus (Klaus) wurde am 21. März 1417 zu Sachsen geboren. Er war nacheinander Soldat, Beamter, Familienvater, und zeigte sich in allen diesen Lagen von einer aufrichtigen Frömmigkeit besetzt, die jedoch nicht ohne Schwärmerei war. Als er seine Pflichten gegen die Seinigen und sein Vaterland erfüllt zu haben glaubte, zog er sich im fünfzigsten Jahre seines Alters in eine Einöde, welche Ranft heißt und eine Stunde von Sarnen liegt, zurück, indem er nur seinen Rosenkranz, seinen Stab und ein einziges Kleid mitnahm.

Nikolaus — denn wir legen Werth darauf, einen katholischen Schriftsteller wörtlich anzuführen**) — blieb zwanzig Jahre dort,

*) Man sehe in den katholischen Liturgien die Einsegnungen der Gloden.

**) L. Veuillot, Pélerinages en Suisse, den wir hier an-

auf der harten Erde schlafend — und keine andere Nahrung zu sich nehmend, als das heilige Abendmahl. Das Wunder dieser beständigen Enthalttsamkeit war für den demüthigen Einsiedler zuerst eine Quelle von Beleidigungen und Verläumdungen. Trotz der vorwurfslosen Bescheidenheit seines vergangenen Lebens sagte man, daß er das Volk blenden wolle, und daß ihm Speisen heimlich zugetragen würden. Nikolaus duldete diese beleidigenden Gerüchte, aber die Kirche wurde durch dieselben beunruhigt. Der Bischof von Konstanz ließ eine feierliche Untersuchung anstellen. Er selbst suchte den Bruder Klaus auf und befahl ihm Kraft des heiligen Gehorsams vor ihm zu essen und zu trinken. Der Einsiedler gehorchte mit einigem Widerstreben. Aber kaum hatte er einen Bissen Brod und einige Schlucke Wasser zu sich genommen, als er in heftige Krämpfe fiel und Alles wieder von sich gab. Noch nicht damit zufrieden, ließ man seine Wohnung einen ganzen Monat lang von Soldaten umzingeln, und man überzeugte sich endlich, daß er wirklich fastete.

„Nach dieser Untersuchung schrieb man Folgendes in dem Urkundenbuch von Sachslen ein:

„Wir thun allen Christen kund, daß Nikolaus von der Glue im Jahr 1418 zu Sachslen geboren wurde; daß, nachdem er in der nämlichen Gemeinde erzogen worden war, er seinen Vater, seinen Bruder, sein Weib und seine Kinder verließ, um sich in eine Einöde Namens Ranst zurückzuziehen; daß er dort mit Hülfe Gottes und ohne irgend eine Speise zu sich zu nehmen, seit achtzehn Jahren geblieben ist, indem er in dem Augenblick, als dieses geschrieben wird, alle seine geistigen und leiblichen Fähigkeiten besitzt und ein sehr heiliges Leben führt. Dieß haben wir selbst gesehen und bekräftigen es in aller Wahrheit. So laßt uns denn den Herrn inbrünstig bitten, daß

führen, stimmt vollständig mit Guido Görres „Leben des Seligen Nikolaus von der Glue“ überein.

er ihm das ewige Leben gebe, wenn er ihn dereinst aus dieser Welt beruft*)."

Wenn zu keiner Zeit Zeugen gefehlt haben, um für den größten Unsinn Zeugniß abzulegen, kann es nicht auffallen, daß eine solche Fabel in einem abergläubischen Jahrhundert wie das fünfzehnte habe Glauben finden können. Haben sich nicht zur Zeit eines Descartes, Leibniz, Spinoza, Bayle und Moliere Leute gefunden, die mit voller Ueberzeugung durch ihr Zeugniß bekräftigt haben, daß die Ursulinerinnen von Loudun vom Teufel besessen waren? Wenn man eine so merkwürdige Thatsache bezweifelt, so möge man die „Geschichte der Besessenen in Loudun“ **) und die „Austreibung der sieben Teufel aus den Ursulinerinnen von Loudun“ ***) nachlesen. Ist im 19. Jahrhundert die Verhergung des Pfarrhauses von Cideville nicht auch von Augenzeugen bestätigt worden, unter denen selbst der Geschichtschreiber dieses fürchterlichen Betrugs erscheint†)?

Aber verlassen wir den phantastischen Theil im Leben des Bruders Klaus, um von der denkwürdigen Begebenheit zu sprechen, die seinen Namen unsterblich gemacht hat.

Gegen das Ende des 15. Jahrhunderts hatten mehrere Mißhelligkeiten die Schweiz gespalten. Die Theilung der den Burgundern entrissenen Beute hatte Eifersucht erregt, und es brach die Unzufriedenheit aus, als Solothurn und Freiburg im Jahre 1481 in den Bund einzutreten verlangten. Mehrere

*) L. Veuillot, a. a. O. liv. III. Sachsen.

**) *La démonomanie de Loudun, qui montre la véritable possession des religieuses ursulines, et autre séculières* — wurde 1643 gedruckt, in dem nämlichen Jahre, in welchem Urban Grandier hingerichtet wurde.

***) Im Jahre 1643 erschienen. Vgl. Aubin, *Histoire des Diables de Loudun*.

†) Le marquis Eudes de Mirville, *Des esprits et de leurs manifestations fluidiques*. — Die Widerlegung kann man in des Grafen A. de Gasparin, *Les tables tournantes* nachlesen.

Kantone waren dagegen. Da nach einigen Tagssatzungen der Geist der Zwietracht immer mehr zunahm, versammelten sich die Eidgenossen zu Stanz. Aber dort artete die Besprechung in Streit aus und Alles schien einen Bürgerkrieg anzukünden.

Der Pfarrer von Stanz, ImGrund, ein ächter Vaterlandsfreund und aufrichtiger Christ, erschrad über die Gefahren, die sein Vaterland bedrohten. Obgleich vom Alter gebeugt, suchte er den Nikolaus in dessen fünf Stunden entfernter Abgeschiedenheit auf. Der Einfluß dieses Einsiedlers war ungeheuer groß. Alle Bewohner der Gegend kamen zu ihm, um sich bei ihm Rath zu holen, und verehrten ihn wie einen Heiligen. ImGrund forderte den Einsiedler auf, ihm zu folgen, und nachdem er seine Zusicherung erhalten hatte, beeilte er sich, nach Stanz zurückzukehren, wo sich die Gesandten schon zur Abreise rüsteten. Der Pfarrer überredete sie mit Thränen in den Augen, bis zur Ankunft des Bruders Klaus in den Sitzungssaal zurückzukehren. Kaum hatten sie ihre Sitze eingenommen, als der Einsiedler erschien. Die Eidgenossen, welche ihrer Führung nicht widerstehen konnten, standen alle auf, um ihn zu empfangen:

„Meine lieben Herren,“ sagte er zu ihnen, „ich komme aus meiner Einsiedelei. Kunst und Wissenschaft habe ich nicht, was ich aber habe, habe ich von Gott. Ihr von den Städten, löst die bestandenen Bündnisse auf, die nur Zwietracht herbeiführen können*); und ihr von den Ländern, denkt an die Dienste, die Euch Freiburg und Solothurn erwiesen haben, nehmt sie in den Bund auf; eines Tages werdet Ihr Euch Glück wünschen, meinen Rath befolgt zu haben. Zudem habe ich mit Schmerzen gehört, daß Ihr Euch, statt Gott wegen Eurer Siege zu danken, fortwährend über die Theilung der Beute herumzankt. Lieben Freunde, theilt in der Folge die eroberten Länder nach der Zahl

*) Was halten die Anstifter des Sonderbunds von dieser Bemerkung?

der Kantone und die übrige Beute nach der Zahl der Leute. Ein gemeinschaftliches Band der Liebe, der Ordnung und der Treue einige Euch. Und nun, liebe Herren, habe ich Euch Nichts mehr zu sagen. Ich kehre in meine Einsamkeit zurück. Der liebe Gott sei mit Euch" *).

Bruder Nikolaus kehrte am nämlichen Tage, von dem Segen der ganzen Schweiz begleitet, in seine Einsiedelei zurück. Jeder Kanton schickte ihm Dankbriefe mit Geschenken für seine kleine Kapelle. Er starb, 70 Jahre alt; sechs Jahre nachdem er seinem Vaterland diesen außerordentlichen Dienst erwiesen hatte.

Nach seinem Tode wurde er selig gesprochen**). Sein Andenken lebt noch unter dem Volke, und mit Recht. Man muß wirklich bedauern, daß diese rührende Geschichte durch die größten Ausschmückungen des Legendengeistes und selbst durch die besondere Verehrung verunstaltet worden ist, welche man dem frommen Einsiedler in dem schönen Dorfe Sachslen erweist, wo seine Gebeine aufbewahrt werden. Das Skelett, welches aufrecht steht und mit kostbaren Kleidern, mit Gold und Edelsteinen geschmückt ist, befindet sich in einem verschlossenen, altarähnlichen Schrank, welcher vor dem Hochaltar steht. Um 50 Centimes kann man die Ueberreste des Bruders Nikolaus sowie seine Kleider sehen. Seine Nachkommen haben mehrere Ludwigskreuze, die sie in französischen Diensten erworben haben, in die Hände des Skeletts niedergelegt. Es ist eine eigene Weise, den vaterländisch gesinnten Einsiedler zu ehren. L. Beuillot, der Alles in Wunder „des religiösen Gefühls“ verwandelt, ist über seine Kleidung nicht ganz erbaut. „Eine mehr auf-

*) Die Rede des Bruders Klaus wird auf verschiedene Weise berichtet.

**) Es gibt in der Hierarchie der Heiligen der römischen Kirche Hochwürdige, Selige und Heilige, wie es in ihrer irdischen Hierarchie niedere Geistliche, Priester und Bischöfe gibt. So hat die Erde dem Himmel zum Muster gedient.

richtige und lebendige, als zartfühlende Frömmigkeit“, sagt er, hat Gefallen daran gefunden, seine irdischen Gebeine mit allem weltlichen Schmuck zu zieren, den der raube Einsiedler während seines Lebens verschmäht hatte. Das Skelett ist mit Gold und Diamanten tätowirt“.

Ist der Katholicismus und die Macht, über welche er in der Schweiz verfügt, eine Macht, die um die Bisthümer Freiburg*), Solothurn**), St. Gallen, Chur***), und Sitten†), und vorzüglich um den Nuntius††) gruppirt ist, geeignet, die demokratische Verfassung und die liberalen Ideen zu bedrohen? Der Professor Cherbuliez scheint es in seinem gelehrten Werke über die Demokratie in der Schweiz zu glauben. Aber dieses Buch ist zu einer Zeit geschrieben worden, wo das Mönchsthum über beträchtliche materielle Hülfsmittel verfügte, die es im Sonderbundskrieg, jenem frechen Versuch, der die Vertreibung der Jesuiten und ihrer Affilirten nothwendig gemacht hat, so unkluger Weise auf das Spiel setzte. Cherbuliez glaubt, daß die Beweglichkeit der demokratischen Verfassungen der starken Hierarchie und der beharrlichen Politik Rom's eine mächtige Gelegenheit darbietet, bis in das Herz der Eidgenossenschaft zu bringen. — Aber wenn es sich so verhält, warum erfüllen sie die Anhänger des Papstthums, zu welcher Richtung sie auch gehören, mit solchem Abscheu? einen Montalembert wie einen Crétineau-Joly, einen Amadeus Hennequin wie den Bischof von Lausanne und Genf? — Ein solcher Widerwille täuscht selten.

*) Es besteht aus zwei frühern Bisthümern, und sein Oberhaupt hat den Titel Bischof von Lausanne und Genf.

**) Dieses ist an die Stelle des ehemaligen Bisthums Basel getreten, dessen Namen es noch trägt.

***) Das ganze Tessin ist in geistlicher Hinsicht den Prälaten von Mailand und Como unterworfen.

†) Dieses besteht aus dem Kanton Wallis.

††) G. Vulliemin, *L'Eglise romaine en Suisse*, in der Bibliothèque universelle de Genève.

Wenn das aristokratische Princip, wie es in den Kantonen von 1830 herrscht, eine so starke Schranke gegen die mönchischen Intriguen war, würden es die Klöster und die römische Geistlichkeit nicht so sehr zurückwünschen. In Genf allein ist ihnen der Sieg der Abbitalen günstig gewesen; aber dies hängt mit den besondern Verhältnissen zusammen, in welche der Staat durch die Verträge von 1815 gerathen ist. In allen übrigen Kantonen verliert der Katholicismus täglich mehr an Boden. Hat der Sonderbund nicht bei der italienischen Bevölkerung des Kantons Tessin einen tiefen Widerwillen erzeugt? — Der Katholicismus kann die freie Prüfung nicht ertragen. Wenn sie ihm seit 1789 in den Ländern französischer Zunge so verderblich gewesen ist, wird sie ihm in Zürich, Bern, Basel und Luzern keine bessern Früchte bringen. Sein einziges Rettungsmittel ist, den Sieg der absoluten Monarchie von den Ufern der Renna bis an die der Seine herbeizuwünschen. Und noch bedeutet dies wenig, so lange das Sternenpanzer in New-York und die Fahne des heiligen Georg auf dem Tower zu London flattert.

LXXI.

Das Loos ist mir gefallen aufs lieblichste; mir ist ein schönes Erbtheil geworden.

Psalm 16, 6.

Die Prüfung der beiden Confessionen, die sich in die Schweiz theilen, erinnerte mich stets wieder an unsere religiöse Verfassung, und zeigte mir, je länger, je mehr, daß sie die Verachtung nicht verdient, welche ihr die römischen Schriftsteller beweisen.

Die orientalische Kirche darf man nicht in Rußland kennen lernen wollen. Seit Peter dem Großen hat sie in diesem Lande solche Umgestaltungen erfahren, daß ihre wesentlichen Charakterzüge beinahe verschwunden sind. Ein Werkzeug der bürgerlichen Gewalt, gehorcht sie einem äußern Antrieb, einer Macht, die ihr ihre Beschlüsse vorschreibt und ihr ihren Willen aufzwingt. Aber überall, wo sie sich frei bewegt, erscheint uns die orientalische Kirche als eine Anstalt, welche von der Zeit und den Menschen entstellt worden ist, die aber der Bervollkommnung im höchsten Grade fähig geblieben ist. Sie hat sich vor den Gewaltthaten und den Freveln zu bewahren gewußt, welche Rom zu einem Gegenstand des Widerwillens für alle diejenigen machen, denen am Fortschritt der Menschheit gelegen ist. — Sie ist dem Grundsatz des Heilandes: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“ *) treu verblieben. Sie hat den Scepter der Könige und das Schwert der Henter nicht in ihre heiligen Hände genommen. Es ist für sie ein seltsames Schauspiel, den sogenannten Statthalter des Erlösers, der da erklärt hat, daß, wer sich des Schwertes bediene, durch dasselbe umkomme**), im Vatikan thronen und durch die Waffen der „Söhne Voltaire's“ vertheidigt zu sehen. Während dieses Rom im Mittelalter, im 16. und selbst im 17. Jahrhundert das Blut der Christen, welche seine Gewalt nicht anerkannten, in Strömen vergießen ließ, lebte das Morgenland ruhig unter dem Stabe seiner Hirten, indem es jene verruchte Inquisition, welche Europa mit Scheiterhaufen bedeckt und die Gefängnisse mit Tausenden von Opfern angefüllt hat, nicht einmal dem Namen nach kannte. Das Kleid seiner Bischöfe ist nicht, wie das der römischen Priester, mit den Blutgerüsten roth gefärbt worden, es hat seine

*) *Ἡ βασιλεία ἡ ἐμὴ οὐκ ἐστὶν ἐκ τοῦ κόσμου τούτου.* Joh. 18, 36.

**) *Εἴ τις ἐν μαχαίρᾳ ἀποκτενεῖ, δεῖ αὐτὸν ἐν μαχαίρᾳ ἀποκτανθῆναι.* Offenb. 13, 10.

Mönche nicht in Folterknechte und Henter verwandelt, und niemals haben Alexandrien, Athen, Bucharest oder Belgrad die verabscheute Flamme der Auto-da-fe leuchten sehen. Dies ist ohne Zweifel ein Verdienst, das in den Augen der Geschichte viele Fehler in Vergessenheit bringen kann! Wenn selbst die orientalische Kirche nicht mit Recht stolz darauf wäre, die größten Geister des Christenthums hervorgebracht zu haben, Justinus, Clemens von Alexandrien, Irenäus, Athenagoras, Origenes, Cyrillus von Alexandrien, Athanasius, Basilus, Chrysostomus, Gregorius von Nazanz, Cyrillus von Jerusalem, gebührte ihr wenigstens der Ruhm, daß sie keinen Dominikus, Torquemada, oder Pius V. erzeugt hat.

Ich kann nicht von den großen Schriftstellern unserer Kirche sprechen, ohne zu erwähnen, daß der Fürst Gagarin, der sie verlassen hat, von diesen herrlichen Männern gerade so spricht wie ich. „Der Orient hat uns vielleicht (vielleicht!) das Schauspiel der herrlichsten Erfüllung der katholischen Wahrheit gegeben, welche mit so viel Glanz von jenem Heere Gelehrter und Vätern vertheidigt worden ist, deren sich die griechische Kirche rühmt“. — Nachdem der Fürst von der Begeisterung gesprochen, mit welcher die Gallikanische Kirche die Franzosen erfüllt hat, fügt er hinzu: „Noch leichter begreift man eine Begeisterung der nämlichen Art bei den Söhnen der Kirche, die einen Athanasius, Cyrillus, Chrysostomus, Basilus und so viele Andere hervorgebracht hat, welche die Zierde der katholischen Kirche sind“ *). Aber in der traurigen Stellung, die der Verfasser eingenommen hat, hütet er sich wohl, hinzuzufügen, daß man in der orientalischen Kirche auch keine von jenen inquisitorischen und tyrannischen Anstalten findet, mit deren Hülfe Rom seit vielen Jahren dem Gewissen ein unerträgliches Joch auferlegt. Niemals haben wir diese unsinnigen Statuten des Index gekannt,

**) Gagarin, *La Russie sera-t-elle catholique?* liv. II. l'Eglise et l'Etat.

noch diese Verbote, selbst sehr religiöser Schriften, welche das einzige Unrecht haben, daß sie die Anmaßungen des geistlichen Despotismus bekämpfen. Jeder Christ kann bei uns selbst über die Wahrheit der Lehren urtheilen, die den Gegenstand seines Glaubens ausmachen. Man verlangt von ihm nur einen vernünftigen Glauben und nicht eine abergläubische Ehrfurcht gegen eine anmaßliche Gewalt. — Während Rom unter Strafe des Bannes verbietet, die „Provinzialbriefe“ und die „Vertheidigung der Erklärung von 1682“ zu lesen, ist man im Orient den Grundsätzen treu geblieben, welche einer unserer trefflichsten Kirchenlehrer, der heilige Basilius, in seiner herrlichen Rede „Von dem Nutzen der heidnischen Schriftsteller“ aufgestellt hat. Wird man sagen, daß diese Methode die Seelen dem Unglauben aussetze? daß man den Glauben der Christen mit allen Mitteln gegen die Versuche des Scepticismus beschützen müsse? Aber es scheint mir, daß man in Athen oder in Bucharest nicht weniger ungläubig ist, als in Rom oder in Paris. Nie haben sich bei uns aufgeregte Volksmassen gegen die Priester erhoben; niemals sind unsere Städte mit ihrem Blute überschwemmt worden; niemals sind sie genöthigt gewesen, ihren Stand zu verläugnen oder ihr Amt im Geheimen auszuüben. — Allerdings streben sie nicht wie die Jesuiten und deren Affilirte im Abendlande nach der Beherrschung der Familien und des Staats; sie drängen ihre Meinung nicht Allen wie heilige Glaubensartikel auf; sie benutzen die Beichte und die Leitung der Seelen nicht, um eine verabscheuungswerthe Inquisition zu organisiren und überall Unruhe und Verwirrung zu verbreiten.

Die römische Geistlichkeit will Alles regeln und Alles leiten. — Sobald eine Zeitung ihren Interessen zuwider ist, bewegt sie Himmel und Erde, um deren Lectüre zu untersagen; sobald ein Beamter ihr nicht günstig ist, bemüht sie sich, ihn in üblen Ruf zu bringen; sobald eine Regierung ihren Anmaßungen im Wege steht, wie die Regierung Ludwig Philipps in Frankreich,

Wilhelms I. in den Niederlanden, Victor Emanuels in Piemont, bietet sie alle Kräfte auf, ihr Hindernisse in den Weg zu legen, wenn es ihr nicht gelingt, sie zu stürzen. — Die Geistlichkeit der orientalischen Kirche bleibt dagegen viel lieber im Kreise ihres geistlichen Amtes. Sie läßt den Familienvätern eine vollkommene Unabhängigkeit in der Leitung der häuslichen Angelegenheiten. Eben so wenig denkt sie daran, mit der Hand, die den Hirtenstab trägt, den Scepter der weltlichen Fürsten zu ergreifen. Auch werden die Priester niemals Zeitungsschreiber und betreten niemals den aufgeregten Kampfplatz der Politik und der Parteien. In den Augen der Mitglieder unserer Kirche erscheint die Religion fortwährend als ein Gedanke, der über den irdischen Interessen erhaben ist, als ein neutraler Boden, auf welchem sich die Besiegten von Gestern und die Sieger von Morgen ohne Bitterkeit begegnen können; als eine Friedensstadt, in der das Klirren der Schwerter niemals erschallen darf; als eine sichere Zuflucht für die Schmerzen und Täuschungen der bekümmerten Menschheit.

Daher bietet die Geschichte des Christenthums im Orient niemals das Schauspiel jenes für uns durchaus unbegreiflichen Kampfes zwischen der weltlichen Macht und dem Priesterthum. Wir können uns nicht an den Gedanken gewöhnen, daß sich Jahrhunderte lang christliche Bischöfe angemacht haben, die Könige abzusetzen und ihre Unterthanen von dem Eid der Treue zu entbinden*). Wie haben sie die Lehren Christi und der Apostel und die herrlichen Beispiele der Urkirche so sehr vergessen können? Heinrich IV., der barfuß auf dem gefrorenen Schnee die Ermächtigung Gregors VII. erwartete, um die Regierung des Reichs wieder ergreifen zu dürfen, erscheint uns nicht als eine Begebenheit aus der Geschichte des Christenthums, sondern als ein Bruchstück der Annalen Egyptens und Indiens, als eine Erinnerung an jene Zeiten, wo die Priesterlasten des

**) G. Lecerf, Du protestantisme.

Heidenthums alle diejenigen, welche ihre Anmaßungen zu bekämpfen wagten, unter den Rädern ihres Triumphwagens zermalmten. Wir erstaunen nicht weniger, wenn man uns erzählt, wie ein Alexander III. und ein Innocenz III., die man uns als die größten Hohenpriester des Abendlandes bezeichnet, im südlichen Frankreich Fürsten entthronten, die nicht zur römischen Kirche gehörten, wie sie die Vernichtung der Unterthanen derselben organisirten, und in der einzigen Stadt Beziers 60,000 Menschen ermorden lassen*)! Wie sehr fällt es uns auf, wenn wir einen römischen Bischof mit satanischem Hochmuth erklären hören: „es sei jedes Geschöpf dem Papst unterworfen“ **). Wir gestehen es gern, es wird uns niemals gelingen, die unsinnigen Anmaßungen Bonifacius VIII. mit den Lehren der Väter und der Gelehrten unserer Kirche zu versöhnen. Die römischen Katholiken scheinen über solche Schwierigkeiten nicht in Verlegenheit zu gerathen. Sie haben übrigens einen Ausweg, der uns gänzlich fehlt. Wir haben keinen unfehlbaren Papst, der die Lehre des Evangeliums nach seiner Willkür modelt, der sich selbst alle Vorrechte zuschreibt, die seinem Hochmuth und seinem Ehrgeiz schmeicheln. Unsere Priester, unsere Bischöfe, ja selbst unsere Patriarchen betrachten sich als einfache Träger der göttlichen Lehre; sie glauben nicht, das Recht zu haben, sie für ihre Größe und ihre Interessen zu benutzen. Wir wundern uns nicht mehr über die Verachtung der römischen Theologen gegen Menschen, welche so wenig Geschicklichkeit besitzen, daß sie nicht einmal verstanden haben, wie dieselben sich ausdrücken, ihre Kirche auf fester Grundlage zu organisiren, noch ihr die Gewalt zu geben, derer sie nach ihrer Ansicht zur Vertheidigung des Christenthums bedarf.

Man muß vermuthlich diesem Mangel an Organisation die Sorgfalt zuschreiben, mit welcher die orientalische Kirche den

*) G. Bouillet, Art. Albigeois.

**) Definimus omnem creaturam romano pontifici subiacere.

Gläubigen die Wahl der Bischöfe bewahrt. Im Abendlande hat man durch eine Reihe beklagenswerther Neuerungen dem christlichen Volke die ausgedehnten Rechte entzogen, die es in den ersten Jahrhunderten des Christenthums besaß. Was geschieht z. B. in Belgien oder in Irland? Wenn ein Bischofsstuhl erledigt ist, so ernennt der Papst nicht den Mann, der durch seine Gewohnheiten und seine Ansichten den durchaus liberalen Geist und das bescheidene Leben der Apostel ins Gedächtniß zurückrufen könnte, sondern den, der durch seinen Eifer für die Unfehlbarkeit des römischen Hohenpriesters, für die Aufrechthaltung des Index, für die Ausbreitung des Jesuitenordens*) sich ausgezeichnet hat; mit Einem Worte, den Mann, der in der Bekämpfung jeder fortschreitenden Idee, jeder Reform, welche den päpstlichen Absolutismus beschränken könnte, die größte Leidenschaftlichkeit an den Tag gelegt hat. An andern Orten sind es die Fürsten, diese gebornen Anhänger der absoluten Gewalt, welche unter Vorbehalt der päpstlichen Genehmigung die Bischöfe wählen. In diesem wie in jenem Falle sind es niemals der versöhnliche Charakter, die evangelische Liebe, gründliche Studien, die aufrichtige Liebe zur Freiheit und Gerechtigkeit, welche Ansprüche auf die Bischofswürde geben, sondern niedrige Intriguen, verdächtige Begünstigungen, ein erprobter Slavensinn. Man fordert vor Allem von den abendländischen Priestern, die man zu Bischöfen machen will, daß sie ihrer Geistlichkeit den Despotismus in geistlichen wie in weltlichen Dingen lehren.

Man wird sagen, daß die Wahlen bei uns den Umtrieben der Bewerber Gelegenheit geben. Findet sich dieser Nachtheil nicht in viel gefährlicherer Weise bei den Unterthanen Roms? Laßt uns hören, wie ein Katholik von dem berichtet, was nach dem Konkordat zwischen Franz I. und Leo X. vorging: „Der Rö-

*) Ueber die Tendenzen dieses Ordens muß man das große Werk Zheiners, „Geschichte Clemens XIV.“ nachlesen.

ntig," sagte der Gesandte von Venedig, „fang an, die Bisthümer nach den Bitten der Damen am Hof zu vertheilen, seinen Soldaten Abteien zu geben, so daß man am französischen Hof mit Bisthümern und Abteien handelte, wie in Venedig mit Pfeffer und Zimmet*)." Kann man glauben, daß ungläubige Kardinäle wie Richelieu, Mazarin, Dubois in der Wahl der obersten Hirten gewissenhafter gewesen seien? Der römische Nuntius in Paris, Monsignore Fornari, der seitdem zum Kardinal ernannt wurde, sagte zu Jedem, der es hören wollte: „Wenn man wüßte, auf welche Weise die meisten französischen Bischöfe zu ihrer Würde gekommen sind, würde man ihnen in's Gesicht speien." Es wird immer so sein, wenn eine treulose Kirche dem christlichen Volke die Rechte entreißt, die es von Christus erhalten hat, um sie in die Hände der weltlichen Gewalt zu legen. Es liegt den Christen daran, Hirten zu haben, die keine Miethlinge sind, die ihr Vertrauen und ihre Liebe besitzen; — die Regierungen haben nur slavische Werkzeuge nöthig.

Die von der öffentlichen Meinung geforderten Reformen können in unserer Kirche ohne Erschütterung und Revolution bewerkstelligt werden; denn da die Stimmen sich auf diejenigen Priester vereinigen werden, welche am fähigsten sind, deren aufgeklärte Werkzeuge zu werden, so werden sie in den Bischöfen einen heilsamen Geist des Lebens und des Fortschritts hervorrufen. Die orientalische Kirche wird durch die freie Wahl der verderblichen Unbeweglichkeit des Römerthums entgehen. In der That ist die Zeit nicht mehr fern, wo Rom nur noch eine Priesterkaste sein wird, die, den Völkern fremd, ihren einzigen Stützpunkt in der Gewalt der Fürsten haben wird. Dies muß das Schicksal jeder Kirche sein, die sich von den Gläubigen trennt. Der berühmte italienische Philosoph Rosmini-Serbati fühlte es wohl, als er vor einigen Jahren die Wiederherstellung

*) Raumer, Geschichte Europas I., 270.

der Wahlen der Bischöfe verlangte*). Es versteht sich von selbst, daß der Papst sein Buch verdammt hat. Aber dieser ausgezeichnete Mann, der scharfsichtiger war, als seine Vorgesetzten, erschrad mit Recht über die Leere, welche die römische Geistlichkeit von Tag zu Tag mehr umgibt. In Frankreich, in Belgien, im nördlichen Italien, ja selbst in Spanien lebt Alles, was einen thätigen Antheil an der geistigen und socialen Bewegung nimmt, vollständig außerhalb des priesterlichen Einflusses. Mehrere französische Provinzen bieten in dieser Beziehung eine Erscheinung dar, welche den Fremden außerordentlich auffallen muß: es ist der beinahe gänzliche Mangel an einem äußeren Gottesdienst. Selbst in den Dörfern erscheinen die Bauern nicht mehr in der Kirche. Diejenigen, welche die Departemente Seine und Oise, Oise, Seine und Marne, Eure u. s. w. an Sonntagen bereist haben, bezeugen es einstimmig. Dort ist der Katholicismus nur noch ein Wort**). Die Geistlichkeit hat sich vom Volk getrennt; jetzt entfernt sich das Volk von der Geistlichkeit. Es findet sich nichts Aehnliches in unserer Kirche. Die Wahl gründet zwischen den Gläubigen und der Geistlichkeit bleibende und unzertrennliche Bande.

Wir haben zu zeigen versucht, wie das Episkopat mit dem Volk verbunden ist. Die niedere Geistlichkeit steht mit ihm in einer nicht weniger engen Gemeinschaft; sie steht mit demselben durch die Familie und gewöhnlich auch durch die Arbeit in der nächsten Verbindung. Unsere Kirche hat gewollt, daß der Priester alle Wünsche und alle Prüfungen des Volkes aus eigener Erfahrung sollte kennen lernen. Rom hat ihn mit Absicht abgesondert, um ihn vollständiger zu beherrschen. Es hat ihm mit der Unabhängigkeit die Tröstungen des häuslichen Heerdes entzogen. — Der Priester sollte, wie Rom versichert, von den irdischen

*) *G. Le cinque piaghe della Chiesa.* Lugano.

**) Dies bezeugt der Abbé Boyes in seiner Schrift: „*Du carbonarisme.*“

Dingen mehr getrennt, und zur evangelischen Vollkommenheit mehr geneigt sein. — Wer die reinkatholischen Länder, die römischen Staaten, das Königreich Neapel, Spanien, Portugal, die spanisch-amerikanischen Republiken u. s. w. bereist hat, hat sich mit eigenen Augen überzeugen können, welche Tugenden die Geistlichkeit dort ausübt! Mit Lastern, welche die natürliche Folge unvernünftigen Zwanges sind, verbindet sie einen vollständigen Mangel an vaterländischer Gesinnung. Unsere Priester sind dagegen aufrichtige Patrioten und haben es bei denkwürdigen Gelegenheiten bewiesen.

Ich wünschte, daß ich von unsern Mönchen das Nämliche sagen könnte, allein ich kann mich in dieser Hinsicht keiner Täuschung hingeben. Das Mönchsthum ist das Geschwür unserer Kirche. Dieses arbeitet darauf hin, sie im Aberglauben und in der Unbeweglichkeit zu erhalten. — Doch sind die orientalischen Klöster für die Civilisation lange nicht so gefährlich als die des Abendlandes. Zudem hat bei uns kein Mönchsorden die furchtbare Organisation, welche man bei einigen abendländischen Körperschaften findet. — Es genügt, die Jesuiten anzuführen, welche die Welt mit ihren Affilirten und ihren Spionen bedecken*); welche eine so sehr gefürchtete Polizei eingerichtet haben, daß mehrere Staaten des Abendlands, die Schweiz z. B., gezwungen gewesen sind, ihr Gebiet von ihnen zu befreien. Alle Regierungen, welche nicht die nämliche Klugheit gehabt haben, haben sich endlosen Umtrieben und Unruhen ausgesetzt. So groß ist die verderbliche Thätigkeit der Söhne Loyola's**).

Wenn sich die orientalische Kirche vor den Freveln und dem Mißbrauch der Gewalt bewahrt hat, welche die aufgeklärten Männer aller Konfessionen der römischen Kirche vorwerfen, so hat sie auf gleiche Weise die excentrischen Theorien zu vermei-

*) S. die zwei „Mémoires à consulter“ von de Montlosier, einem katholischen, konservativen Schriftsteller.

***) S. Quinet et Michelet, Des Jésuites.

den gewußt, welche im Gebiet der Theologie im Abendland so häufig vorkommen. Ihr ist die sophistische und oft unreine Casuistik eines Escobar*) stets unbekannt geblieben, welche der lateinischen Geistlichkeit so wenig Ehre macht, und die keineswegs das ausschließliche Eigenthum der Jesuiten ist, wie man es gesagt hat. Eben so wenig hat sie, wie Augustinus und Calvin die verderbliche Lehre der absoluten Prädestination verkündigt.

Aber wenn es sich um Glaubenssätze handelt, muß man den Glauben der heutigen Morgenländer nicht mit den unserer ältesten Kirchenlehrer verwechseln. Cyrillus Lucas, der zuerst Patriarch von Alexandrien und später von Constantinopel war, gelangte, nachdem er die ursprünglichen Lehren dieser zwei berühmten Kirchen, so wie die Schriften der dem apostolischen Zeitalter am nächsten stehenden Väter studirt hatte, zur Ueberzeugung, daß die Erklärung der Sacramente, wie sie von den Reformatoren des 16. Jahrhunderts gegeben worden, allein den Ansichten des christlichen Alterthums gemäß sei. Man verkennt in der That den Geist des Orients vollständig, wenn man den symbolischen Charakter des Abendmahls nicht einsieht, der im sechsten Kapitel des Evangeliums Johannes klar bezeichnet, und der von den erleuchtetsten Theologen unserer Kirche, namentlich von Johannes „Goldmund“ vollkommen verstanden worden ist. So blieb dieser berühmte Redner der Lehre der alten Kirchenväter aus der palästinischen und alexandrinischen Schule treu, welche von dem heiligen Justin und dem heiligen Pantenus gegründet worden war. Die Alexandrinische Schule hat mehr Gewicht und Bedeutung als alle übrigen, weil sie aus den hervorragendsten Denkern der Urkirche bestand und die reinsten Ueberlieferungen bewahrte. So große Ehrfurcht man bei uns auch gegen das Alterthum an den Tag legt, so hat man die ehrwürdigen Lehren dieser tiefen und heiligen Erklärer der Schrift doch zu sehr vergessen, und ihnen eine beschränkte und

*) S. die unsterblichen „Briefe aus der Provinz“ von Pascal.

verhältnißmäßig neue Dogmatik vorgezogen, welche das Werk des entarteten Byzanz war. Man muß die wirklichen Glaubensansichten der orientalischen Kirche nicht in den Legenden des Groß-Vogotheten und Protosekretarius des Kaisers Leo, des berühmten Simon Metaphrastes, suchen. Die offiziellen Theologen des Hofes zu Constantinopel waren nicht fähig, das Christenthum der ersten Jahrhunderte zu begreifen. Ist es zu verwundern, daß sie an die Stelle der erhabenen Ideen desselben kleinliche Einfälle gesetzt haben, welche das Evangelium eben so sehr verwirft als die Vernunft?

Der Cultus der orientalischen Kirche gibt weniger Anlaß zu Tadel als ihre gegenwärtigen theologischen Grundsätze. Sie hat sich von der edlen Einfachheit der ersten Zeiten des Christenthums weit weniger entfernt als Rom. Man findet bei uns jene überspannten oder weibischen Kirchengebräuche nicht, das heilige Herz Jesu, das heilige Herz Mariä, die Marienmonate, die unbefleckte Empfängniß der Mutter Gottes, die ewigen Anbetungen und die gemeinen Erfindungen, welche dem Geist der römischen Katholiken so wenig Ehre machen. Auf der andern Seite hat unsere Liturgie nicht jene Armuth, welche den reformirten Kirchen mit Recht vorgeworfen wird, und was die unpartheiischen Männer, die im Schooße der Reformation so zahlreich sind, unbedenklich zugestehen. „Ich erkenne sehr gern an,“ sagt ein protestantischer Geistlicher, „daß der Begriff des Kultus bei uns entstellt worden ist. Der Protestantismus hat in Beziehung auf den Kultus eine übermäßige Reaktion gegen die römische Kirche geübt. Dem Uebermaß des stummen Ritus und des Symbols haben wir eine eben so übertriebene Reaktion der Prüfung, der Untersuchung entgegengesetzt*).“

„Anglikaner und Presbyterianer,“ sagt Näs, „Lutheraner und Calvinisten, Alle beschäftigten sich vorzüglich damit, der Kirche ihren ursprünglichen Kultus zurückzugeben. Es gelang

*) Durand, *Le Réveil religieux*, 83.

ihnen, rüchftlich des Glaubens das Geräfte von Irrthümern und abergläubifchen Meinungen umzuftoßen, unter welchem das chriftliche Dogma gleichfam vergraben war. Ohne ſich beredet zu haben, kamen ſie in bewundersmwürdiger Weiſe bald überein, als es ſich darum handelte, die Grundlagen des wahren Chriſtenthums wiederherzuſtellen, nämlich die Bereinigung des Menſchen mit Gott vermittelt des Glaubens. Aber als es darum zu thun war, den Kultus und die Kirchenzucht wieder aufzubauen, ließen ſich mehrere von den Reformatoren, weil ſie die Vergangenheit der Kirche nicht gründlich ſtudirt hatten; hinreißen, ihre eigenen Anſichten an die Stellen alter und ehrwürdiger Einrichtungen zu ſetzen. Daß gilt ganz beſonders von der Calviniſtiſchen Kirche. Ihr biß zur Kälte ſtrenger Ritus ſpricht nicht genug zum Gemüth; er gibt nicht einmal einen genauen Abglanz von dem Kultus der erſten Chriſten. Er iſt zu abſtrakt, zu verſtändig geworden, und daher kommt es, daß die proteſtantiſche Kirche in gewöhnlichen Zeiten zu wenig Macht über diejenigen zu haben ſcheint, welche von ihrer Geburt an ihren äußern Formen untergeben ſind *).

Der reformirte Kultus, der den Bedürfniffen der Menge nicht immer entſpricht, würde es im Orient noch weniger als irgendwo ſonſt. Die orientaliſchen Völker haben unabweiſliche Triebe, denen man nothwendig Rechnung tragen muß. Moſes, der den abergläubifchen Gebräuchen Egyptens ſo abgeneigt iſt, führte in der Jehovareligion eine große Zahl Ceremonien ein, die den Hebräern alſobald theuer wurden. Wenn ſich ein Bewohner von Edimburg oder Amſterdam nöthigenfalls mit dem Abſingen der Pſalmen oder mit einer Predigt in einer kalten und nackten Kirche begnügen kann, ſo wird dagegen der Grieche in Athen oder der Rumane an den Ufern der Dimbariza eine ſolche Art, den Ewigen zu verehren, niemals begreifen können. Er wird immer Weihrauchwolken als Symbole des gegen Him-

*) Naef, La Réformation.

mel steigenden Gebets*), er wird immer von Licht strahlende Altäre, welche an den Glanz des himmlischen Jerusalems erinnern, er wird Gefänge haben müssen, in welchen sich die heilige Begeisterung unter Formen offenbaren kann, die ihm die Freuden der ewigen Gastmähler vergegenwärtigen. So lassen wir ihm denn diese feierlichen Ceremonien, diese durchaus göttliche Poesie, die ihn zu Gott erhebt; aber laßt uns voll Eifer dahin arbeiten, ihn mit aufrichtigem Christenthum zu durchdringen, mit jener Religion im Geist und der Wahrheit, ohne welche man den himmlischen Vater nicht auf eine seiner erhabenen Majestät und der Größe unserer Bestimmung würdige Weise anbeten kann.

Ich weiß wohl, daß diese Ansichten allen denen mißfallen werden, welche der orientalischen Kirche den Mißbrauch der Bilder und der Symbole vorwerfen. Freilich wird kein vernünftiger Christ es versuchen, die Uebertreibungen zu rechtfertigen, in die sie sich mit der Zeit hat hinreißen lassen. Aber wenigstens findet man bei uns nicht wie in Rom jenen sonderbaren Eifer, der dahin drängt, unaufhörlich Symbole zu erfinden, welche dem Geist des Urchristenthums immer mehr widerstreben, wie jenes heilige Herz Jesu, von dem ich schon gesprochen habe, jene offene Brust, die an die Eingeweide der Opfer des Heidenthums erinnert, jenen schauerlichen Anblick, der die abgehärtetste Phantasie mit Edel erfüllen muß. Man mag uns noch so oft sagen, daß dieser Kultus das Ergebniß einer Offenbarung ist, welche der Schwester Maria Macoque zu Theil geworden ist. Ist es nicht seltsam, daß die Gesichte einer armen Schwärmerin die christliche Symbolik auf solche Weise hat verändern können? Man betrachte übrigens die Folgen dieser abenteuerlichen Theologie! Bald darauf erscheint die wunderthätige Medaille,

*) Κατευθυνθήτω ἡ προσευχή μου ὡς θυμίαμα ἐνώπιόν σου· ἔπαρσις τῶν χειρῶν μου θυσία ἐσπεριῇ εἰσακουσόν με. Κίριε.

welche ein gewisser Ratisbonne in seiner Verzüchtung gesehen hat, dieses würdige Gegenstück zu den Träumereien der Schwester Alacoque; dann kommt die Jungfrau von la Salette, welche auf die Berge des Grenobler Sprengels herabsteigt, um stumpfsinnige Kinder anzureden; dann die Madonna von Rimini, welche die Augen verdreht*) und so viele mehr oder weniger außerordentliche Erfindungen, welche die große Idee des Christenthums immer mehr in sinnlicher Weise herabwürdigen. — Man muß gestehen, daß die Unbeweglichkeit unserer Kirche, von der Rom so viel gesprochen hat**), einer Thätigkeit dieser Art weit vorzuziehen ist! Die römische Kirche rühmt sich, vor Allem eine lebensvolle und fortwährend thätige Anstalt zu sein. Leider führt diese Thätigkeit, über die sie so stolz ist, nur zu neuen Verhöhnungen der Vernunft und des Evangeliums. Allerdings hat Gregor XVI. die katholische Lehre entwickelt, aber indem er die Gewissensfreiheit, die Freiheit der Untersuchung und Association verdammt hat. Pius IX. hat auch nach seiner Weise zur Bervollkommenung des Katholicismus beigetragen, aber durch die Verkündigung des Dogmas der unbefleckten Empfängniß, welches die Lehre von der Erbsünde einfach vernichtet. Gott möge die orientalische Kirche vor solchen Fortschritten bewahren. Die Religion und die Freiheit verlieren immer dabei. Die Erstarrung, deren man sie anklagt, läßt wenigstens ihre Kräfte unverfehrt, und an dem Tag, an welchem sie an die Spitze der zahllosen Völker treten wird***), welche von den Ufern der Donau bis zu den Wüsten des alten Egyptens

*) S. La Madone de Rimini. Bruxelles 1850. — Relation de l'événement miraculeux de la madone de Rimini, extraite du procès authentique dressé par l'autorité ecclésiastique, trad. de l'Italien. Par. 1852.

**) S. Gagarin, La Russie sera-t-elle catholique? „Der Orient war damals noch nicht in die Unbeweglichkeit verfallen, in die er seitdem gerathen ist“ u. s. w. S. 26.

***) Siebenzig Millionen Seelen.

und von dem Strand der Ostsee bis zu den Ufern des schwarzen Meeres, ihre Gesetze anerkennen, wird sie ihre Kraft nicht in unfruchtbaren Kämpfen gegen die Vernunft und das menschliche Bewußtsein verschwenden haben. Die Völker, deren Brüdungen und Schmerzen sie muthig getheilt hat, werden in ihr das Bollwerk erkennen, welches sie vor den Thorheiten und dem Despotismus Roms bewahrt hat.

Die Unbeweglichkeit der orientalischen Kirche ist eine vorübergehende Thatfache, welche aus einigen durchaus unüberwindlichen Umständen herrührt, deren Einfluß keine Kirche sich jemals hätte entziehen können. Sie war nicht, wie die lateinische Kirche vom Joch der Kaiser befreit. Während die Nachfolger Constantins des Großen Rom und Italien ihren Bischöfen Preis gaben, ließen unsere Kaiser die Kirche, deren herrliche Entwicklung sie aufhielten, ihre eiserne Hand fühlen*). Oder hatte Athanasius in Alexandrien die Freiheit, sich mit seinen tiefen Betrachtungen zu beschäftigen, da er von vier Kaisern verbannt wurde? Ward nicht Gregor von Nazanz gezwungen, den Patriarchenstuhl von Constantinopel zu verlassen, und Gregor, Basilus Bruder, den von Nyssa. Ließ etwa Valens Basilus den Großen in seiner Kirche zu Cäsarea in Ruhe? Und Chrysostomus, der herrlichste von allen unsern Kirchenlehrern, starb er nicht in der Verbannung? Immer legten die theologischen Kaiser den Bischöfen ein unerträgliches Joch auf. Auf ihre Tyrannei folgte die der Türken. Wer den geringsten Begriff von unserer wallachischen Geschichte hat, weiß, was ehemals ihre Toleranz war.

*) Der Fürst Gagarin gibt es zu: „Die Belehrung Constantins und die Gründung von Constantinopel beginnen eine neue Zeit, und bald werden Angriffe gegen die Unabhängigkeit der Kirche gemacht. — Die Rechtsgelehrten in Constantinopel, welche durch die Grundsätze einer heidnischen Gesetzgebung irre geführt waren, konnten die Grenzen der beiden Gewalten nicht genau genug bestimmen. (Gagarin, La Russie sera-t-elle catholique? p. 25 und 28.

Wenn unsere Kirche Diener gehabt hätte, wie Karl der Große, wenn sie Kaiser und Könige zu ihren Füßen gesehen hätte, dann hätte sie an der Entwicklung der Intelligenz und am Glück der Völker arbeiten können, besser als die, welche ihr ihre Unbeweglichkeit vorwerfen. Wenn sie mit dem Licht der Wissenschaft und der Civilisation umgeben gewesen wäre, hätte sie es nicht benutzt, um die Fenster der St. Bartholomäusnacht zu segnen, um Roger Baco, Campanella und Galiläi zu ächten, um alle Fortschritte des menschlichen Geistes zu verfluchen. Was sie in den drei ersten Jahrhunderten des Christenthums unternommen hat, da sie noch ihre volle Freiheit besaß, zeigt hinlänglich, was sie thun könnte, sobald sie die Vortheile besäße, deren sich die lateinische Kirche ohne Unterbrechung erfreut hat. Möge die glückliche Zeit kommen, wo sie ihre Unabhängigkeit wieder findet! Sie wird sie nicht anwenden, wie Rom, um einen wahnsinnigen Kampf gegen die Vernunft und die Rechte der Völker zu beginnen; sie wird zur gelehrten und frommen Ueberlieferung eines Pontinus, Clemens von Alexandrien, Justinus und Athenagoras zurückkehren.

Die Duldsamkeit der orientalischen Kirche ist eine der schönsten Perlen in ihrer göttlichen Krone*). Seit dem 16. Jahrhundert findet sich keine einzige Kirche im Abendland, die nicht die Rechte der weltlichen Gewalt an sich gerissen hätte, um die empörendsten Gewaltthatigkeiten zu begehen. Ich rede nicht vom Katholicismus; die ganze europäische Geschichte lehrt, daß er, sobald er nur kann, Feuer und Schwert gebraucht, um seine Gegner auszurotten. Aber auffallender ist, daß die re-

*) Diese Duldsamkeit ist so thatsächlich, daß selbst in Rußland, wo die Gewalt des Czars unbeschränkt ist, Alexander II. seinen katholischen Unterthanen die freie Ausübung ihrer Religion gewährt, ihre Kirchen unterhält, und ihre Geistlichkeit bezahlt, während in Madrid, in Florenz, in Rom u. s. w. jedem Mitgliede der orientalischen Kirche untersagt ist, in einem Tempel seines Ritus zu beten. Diese Vergleichung ist belehrend!

formirte Kirche, das Alte und Neue Testament verwechselnd, gräßliche Strafen gegen die, welche sie Ketzer nannte, anwenden zu müssen glaubte. So hat man in Genf einen Servet und Antoine, Kraft der von Rom entlehnten Gesetze, hinrichten sehen. Mehr als einmal hat man, selbst wenn es sich nicht um Ketzerei handelte, mehr oder weniger öffentliche Sünder in den See geworfen*). Wenn man im Orient etwas Ähnliches findet, so ist es nur bei den Mahomedanern; dieses scheußliche System wird von den Christen mit Abscheu verworfen. So hat denn keine andere Kirche die evangelische Dulbung besser geübt als die unsrige. Die zum Segnen bestimmten Hände haben die Werkzeuge der Tortur nicht gehandhabt. Die durch das Wort des Lebens geheiligten Lippen sind nicht durch blutdürstige Beschlüsse entweiht worden. Welchen Revolutionen der Orient daher auch ausgesetzt sein mag, so wird die orientalische Kirche nimmer den wilden Haß erregen, den man überall in den Ländern findet, die dem geistlichen Despotismus des Papstthums unterworfen sind. Der römische Bischof und seine Vertheidiger werden früher oder später die furchtbaren Wirkungen des Wortes unseres göttlichen Meisters nothwendig erfahren müssen: „Wer das Schwert ergreift, wird durch das Schwert umkommen.“

LXXII.

Pflüget ein Neues und säet nicht unter die Dornen.

Jeremias 4, 3.

Was ist denn diese Tugend, Naranda, von der du allein sprichst? Was man gewöhnlich mit diesem Wort bezeichnet, er:

*) S. Gaborel, Histoire de l'Eglise de Genève.

regt deine Verachtung in so hohem Grade, daß ich mich frage, ich, der oft über die Tugend gespottet habe, weil sie unserer Natur unmöglich zu sein scheint, ob du irgend eine neue Eigenschaft des Herzens oder des Geistes entdeckt habest, die eine den gewöhnlichen Menschen unbekannte Heiligkeit erzeugt. Wenn du die vollständige Vernichtung des Menschen verlangst unter dem Vorwand, daß er schon in diesem Leben in Gott aufgehen müsse, so kenne ich deinen Text schon im Voraus. Es ist der ausgesuchte Egoismus der meisten Setten. Aber wenn dein Scharfsinn noch unbekannte Quellen in uns entdeckt hat, welche von andern Sitten, von andern Grundsätzen ans Licht gebracht werden können, so rede und sei gesegnet! Du wirst viele Unruhe stillen, viel Elend heilen; du wirst viele Seelen aus ihrem Stumpfsinn ziehen, welche ihre Kraft nicht kennen und die du der Verzweiflung und dem Ueberdruße entreißen wirst.

LXXIII.

Denn die Gnade wird sein wie eine Thau-
wolke des Morgens.

Josca, 6, 4.

Die Vernichtung des Menschen! Weißt du, Emanuel, was sie vor Allem verursachen kann? Einen sinnreichen Egoismus, der uns treibt, in uns selbst zurückzugehen; eine falsche Frömmigkeit, die uns in Täuschungen reißt; eine beklagenswerthe Engherzigkeit, die uns von unsern Gleichen entfernt; eine hochmüthige Kälte, die man nur zu gerne pflegt, und welche die Seele gegen Alles, was sie lieben sollte, mit Gleichgültigkeit erfüllt, und sie an das Unbekannte, oder, besser gesagt, in das Leere wirft. Ich weiß wohl, daß man dieser Trägheit, die jeder herzlichen Mittheilung widerstrebt, den großen Namen Religion

und christliche Frömmigkeit gibt! Traurige Schwäche, welche einen Zustand der Absonderung und der Einsamkeit, der für alle unsere Seelenkräfte verderblich ist, um jeden Preis idealisiren will! Diese kraftlosen Seelen sind eben so wenig mit Gott als mit den Menschen; sie lieben den Himmel nicht mehr als die Erde; sie gleichen jenen ehrwürdigen Hindus, welche das Gelübde abgelegt haben, lange Zeit auf einem Fuß in einer seligen Beschaulichkeit stehen zu bleiben.

Dagegen ist das Herz, welches fähig ist, die unendliche Liebe eines Gottes zu begreifen, auf alle erlaubten Neigungen, auf die größte Hingebung vorbereitet. Eine Seele, die Gefühl genug hat, um die Tiefe der religiösen Empfindung zu begreifen, ist nothwendig edel, groß, barmherzig. Sie leidet, wenn sie das Böse verdammen, oder wenn sie auch nur daran glauben soll. Ein Geist, der so umfassend ist, daß er sich über diese Erde erheben kann, dem das Weltall kaum genügt, dem selbst die Wissenschaft und die Herrlichkeiten der Schöpfung enge Schranken und Enttäuschungen zu haben scheinen, schließt sich nicht in eine unfruchtbare Frömmigkeit ein, die mit der Zeit seine lebendigsten Kräfte erschöpfen würde. Ein wirklich überlegener Verstand will Alles ergründen, was ist, um die unvergleichliche Idee des vollkommenen Wesens über Alles zu setzen, um ihn auf eine Weise zu verehren, die seiner um so würdiger ist, als sie das Ergebnis einer Ueberzeugung ist, die sich auf Nachdenken und auf das höchste menschliche Wissen gründet. Was aber das Herz betrifft, so soll man nicht dahin arbeiten, seinen reizbaren Nerven immer das nämliche Gepräge aufzudrücken. Es muß jedem Hauch des Himmels offen stehen, denn es ist eine weite Welt, welche ihre Geschichte voll Freuden und Thränen haben muß. Der Duft einer theilnehmenden Seele wird sich nach allen Seiten ausbreiten, weit entfernt, daß er sich in sich zusammenzieht. Es kann nicht die Bestimmung des Menschen sein, Geist und Herz gewaltthätig einzuschnüren, sie in der unfruchtbaren Betrachtung eines einzigen Gegenstandes zu ver-

nichten, selbst wenn es Gott wäre. Nein! Gott, der die Seele und das Herz gebildet, Gott, der das Weltall und dessen Wunder erschaffen hat, Gott, der jedem Geschöpf eine Gefährtin und eine irdische Stütze gegeben hat, Gott hat die Thätigkeit des Denkens eben so wenig als die Glut eines liebenden Wesens in uns vernichten wollen. Er hat sicherlich alle Neigungen in uns beherrschen wollen, aber ohne sie zu unterdrücken. Das ist die Heiligkeit im Sinne des Evangeliums und des gefunden Menschenverstandes.

Man überlasse die Setten und die Mönche ihrer selbstfüchtigen Gleichgültigkeit; man überlasse sie der Gottheit — um uns eines Ausdrucks zu bedienen, den sie so sehr lieben — aber die Menschheit lasse ihrem thörichtem Hochmuth Gerechtigkeit widerfahren; sie höre auf, diesen schädlichen Trugbildern stumpfsinnigen Weibrauch zu opfern; der Zukunft entgegen gehend, vergesse sie dieselben in der Finsterniß, in welche sie sich verschanzt haben. Sie werden, so abgesondert und der Berührung beraubt, eine Zeitlang darin verharren, bis sie endlich, müde, auf das Wunder ihrer Vergötterung vergeblich zu warten, bei der strahlenden Sonne der Wahrheit und der christlichen Liebe, welche über die durch die Vernunft wiedergeborene Erde leuchten wird, ihre Augen öffnen. Dann wird man die wahre Tugend unter dem väterlichen Blick des allmächtigen Gottes unter den Menschen erglänzen sehen. Die Söhne Adams werden hienieden für ihres Gleichen leben. Ihre Bestrebungen werden vermittelt der Arbeit nach der Vollkommenheit, nach der Heiligkeit gerichtet sein, die man im Kampfe gegen den Irrthum und die Selbstsucht erwirbt. Sie werden alsdann triumphirend in den Himmel eingehen, denn das Leiden ist die mächtige Schwinge, welche die verwundete Seele zu den Füßen des ewigen Trösters emporträgt. Man wird den für wahrhaft tugendhaft halten, der, dem Erlöser gleich, weder Tadel noch Haß fürchtet, um ein nützlichcs Werk zu vollbringen, um die Thränen des Sünders zu trocknen, um das Verderbniß zu be-

siegen, um den Fanatismus in Ketten zu schlagen. Dieses edle, von der heiligen Liebe zum Vaterland und zur Menschheit durchdrungene Herz wird unaufhörlich thätig sein, um seinen Brüdern die Freiheit zu verschaffen, um ihre sittliche Erziehung weiter zu führen, ohne jemals die bequeme Haltung eines unfruchtbaren Mysticismus anzunehmen, der nur zu oft keinen andern Zweck hat, als die Bewunderung der Menge zu erobern, ohne sie zu verdienen. Es wird alle Fähigkeiten und alle Kraft, die Gott in es gelegt hat, fruchtbar zu machen wissen. Es wird vom Lächeln der Unglücklichen leben; es wird im Stillen über die Undankbarkeit und die Ungerechtigkeit weinen; es wird weder die Unwissenheit noch selbst die Verdorbenheit verachten, und statt sie zu verachten, wird es sich bemühen, sie aufzuklären und sie zu bessern. Es wird niemals die Hoffnung verlieren; denn es weiß, daß der Geist Gottes über die eingewurzeltesten Laster siegen, und daß, was er geschaffen, zur Reinheit und Wahrheit zurückführen kann.

I n h a l t.

	Seite.
XXIX. Bodmer oder die literarische Reform	1
XXX. Zwei Gesellschaften	4
XXXI. Die verurtheilte Gesellschaft.	6
XXXII. Lavater oder der evangelische Pfarrer	24
XXXIII. Lavaters Jugend.	26
XXXIV. Seine Schriften und sein apostolisches Leben	33
XXXV. Lavaters Verbannung und Tod	47
XXXVI. Pestalozzi oder der Volksunterricht	56
XXXVII. Pestalozzi's erstes Auftreten.	61
XXXVIII. Sieg seiner Methode	72
XXXIX. Escher von der Linth oder der Patriotismus	76
XL. Doctor Strauß in Zürich	82
XLI. Ulrich von Hutten auf der Insel Ufnau	109
XLII. Zug	114
XLIII. Innere Kämpfe der letzten Jahrhunderte	116
XLIV. Bauern und Städte	120
XLV. Ultramontane und Reformirte	126
XLVI. Aristokraten und Demokraten	136
XLVII. Der Rigi	162
XLVIII. Tells Kapelle und die Befreier	171
XLIX. Der Vierwaldstättersee	200
L. Luzern — Legende vom Feigling	204
LI. Der Löwe in Luzern und der Söldnerdienst	209

LII. Ursprung des Sonderbunds	214
LIII. Die letzte Freiheitschlacht	238
LIV. Bern	256
LV. Bisius oder der populäre Romanendichter	257
LVI. Doctor Dorbach oder Geschichte der Klubs	266
LVII. Fellenberg oder der landwirthschaftliche Unterricht	282
LVIII. Politische Organisation der Schweiz	289
LIX. Die Religionen. — Das Judenthum	296
LX. Moses oder das Gesetz	302
LXI. Die Propheten	306
LXII. Jesus Christus und seine Gegner	313
LXIII. Die reformirte Kirche	326
LXIV. Die protestantische Toleranz	330
LXV. Die fatalistischen und mönchischen Richtungen	352
LXVI. Die römische Kirche	365
LXVII. Ihre Werkzeuge: Die Nuntien und die Mönche	369
LXVIII. Ihre Unterthanen und Heloten	372
LXIX. Ihre Mittel: Die Beichte und die Vereine	381
LXX. Ihr Kultus: Einsiedeln und Sackeln	385
LXXI. Vergleichung der abendländischen und der orientalischen Kirche vom dreifachen Standpunkte der Toleranz, des Dogmas und des Kultus	401
LXXII. Die verfeinerte Selbstsucht	418
LXXIII. Der Mysticismus und die evangelische Frömmigkeit	419

Die deutsche Schweiz.

Die
deutsche Schweiz
und
die Befreiung des Mönchs
von der
Gräfin Dora d'Istria.

Verbesserte und vermehrte deutsche Original-Ausgabe.

Dritter Band.

Mit dem Bildniß der Verfasserin.

Zürich,
Verlag von Meyer und Zeller.
1858.

Vor bemerkung.

Es wird vielleicht auffallen, daß ich von mehreren Kantonen der östlichen Schweiz, in denen die deutsche Sprache gesprochen wird, Nichts gesagt habe, da sie doch in so vieler Rücksicht die Aufmerksamkeit des Reisenden und des Geschichtsschreibers verdienen. Ich habe die Absicht, diese allerdings sehr bedeutende Lücke in der Einleitung zur „Italienischen Schweiz“ auszufüllen. In der That habe ich, ehe ich die schönen Ufer des Lago Maggiore und des Comersees besuchte, die Kantone Thurgau, St. Gallen, Appenzell und die Thäler in Graubünden bereist, welche den Uebergang von der deutschen Schweiz zur italienischen bilden, und in welchen man nebst dem Idiom der alten Etrusker die Sprache der Deutschen und der Italiener findet.

Wie könnte ich so merkwürdige Thäler mit Stillschweigen übergehen? Gibt es zum Beispiel in der Geschichte des Mittelalters dramatischere Episoden, als den großherzigen Widerstand der Graubündner gegen die Tyrannei ihrer Herren? Ist der Name Adam von Camogast nicht würdig, neben den der Helden des Grütli zu stehen? Die grünenden Wiesen des Engadin, aus welchem sich der Inn brausend stürzt, um sich mit unserer vielgeliebten Donau zu vereinigen, haben das Andenken des kühnen Bauern bewahrt, der dem Kastellan von Guardavall zu widerstehen mußte, welcher eben so grausam war, als die Landvögte der kleinen Kantone. Das fruchtbare und liebliche Schamsenthal hat die Kämpfe des tapfern Johann Chalbar gegen die Freiherrn von Fardun und Bärenburg nicht vergessen. Der „graue Bund“, der unter dem Ahorn von Trunz „im Namen der allerheiligsten Dreieinigkeit“ beschworen wurde, erinnert an den Helden Schwur der Männer im Grütli. Der kräftige Kampf, den die Graubündner im 17. Jahrhundert gegen die Oesterreicher

und deren General Balbiron, diesen „zweiten Holofernes“ fochten, erinnert an Morgarten und Sempach. Glüdlicher als die Millionen Rumanen, welche Siebenbürgen, die Bukowina und das Banat von Temeswar bewohnen, hat die kleine Republik Graubünden den furchtbaren Umarmungen des „apostolischen Ablers“ zu entgehen gewußt, der noch über den Quellen des Sereth und des Maros und über der Mündung des Temes schwebt.

Auch die Appenzeller hatten ihre ruhmvollen Tage, als sie ihre Unabhängigkeit gegen die St. Galler Mönche und das Haus Habsburg vertheidigten. In einem fünfzehnjährigen erbitterten Krieg siegten sie in berühmten Schlachten, waren ihren Feinden furchtbar an den Ufern des Bodensees, der Thur und des Inn, so daß die Lehensherren, deren Joch damals für die armen Bauern so schwer war, vor ihnen erzitterten.

Ich habe diese Gegenden, deren Annalen mit der Geschichte der europäischen Freiheit in so nahem Zusammenhang stehen, nicht ohne Rührung bereist. Ich habe große Reiche durchzogen, ohne eine einzige Erinnerung zu finden, die fähig gewesen wäre, ein schönes Gefühl zu erregen. Man findet dort keine anderen Siegeszeichen, als die, welche die Siege der geistlichen Tyrannei oder des weltlichen Despotismus über den gesunden Menschenverstand und die Gerechtigkeit auf die Nachwelt bringen sollen. Ihr fruchtbaren Ebenen des Thurgau, friedliche Thäler von St. Gallen, ruhmvolle Berge von Appenzell, wilde Schluchten von Graubünden, wie ganz andere Erinnerungen habt ihr in meiner Seele hervorgerufen! Das muthige Volk, das euch bewohnt, hebt eine unabhängige Stirne zum Himmel, während die größten Nationen des europäischen Festlandes ihr gedemüthigtes Haupt unter das Joch beugen; und das Banner, auf dem das eidgenössische Kreuz erglänzt, kann mit gerechtem Stolz neben den Leoparden des freien Englands und des Sternpanners des unüberwindlichen Amerika wehen.

Lugano, 16. Juli 1856.

Dora d'Istria.

LXXIV.

Dann werden Könige
Neben Haller vergessen sein.

Dunster.

Ich ging mitten unter der Menge weiter, wie wenn ich allein gewesen wäre. Für alle, die mich umgaben, fremd, erfreute ich mich einer, so zu sagen, vollständigen Einsamkeit, welche mir erlaubte, mich meinen eigenen Eingebungen zu überlassen, ohne den Einfluß irgend eines fremden Gedankens zu fühlen. Diese Augenblicke von Einsamkeit mitten unter der Menge (man findet sie nur auf der Reise) haben einen wirklichen Zauber. Sie erlauben, den Geist zu sammeln, ohne das Studium der Sitten und der praktischen Seelenkunde zu verhindern, das uns besser unterrichtet, als die Bücher. Während ich mich dem Reiz dieser innern Betrachtungen überließ, gelangte ich zur Bildsäule Berchtholds von Zähringen, des Gründers der Stadt Bern, welche unter den dichtbelaubten Kastanienbäumen der Plattform steht, die sich unmittelbar über der Aare erhebt. Einem silbernen Gürtel gleich windet sich der Fluß in einer Tiefe von achthundert Fuß um die untere Stadt. In der Ferne verschwanden die weißen Gipfel des Wetterhorns und der Jungfrau beinahe in den unbestimmten Abendnebeln. Aber der Gurten und der Belpberg traten hervor und leuchteten in den glänzendsten Farben. Auf ihrem dunkeln Grün funkelten die Scheiben der Sennhütten von den letzten Strahlen der Sonne.

Ich ging längs der Esplanade hin, die jetzt so belebt ist und ehemals ein stiller Kirchhof war.

An den schlanken Säulen einer der Rotunden angelehnt, welche die zwei Winkel der Terrasse bilden, blätterte ein Mann nachdenklich in einem Buch, welches er oft wieder schloß, um seinen gedankenvollen Blick auf den purpurrothen Alpen herum-
schweifen zu lassen.

In diesem Land vereinigt sich der Zauber der Wissenschaft mit der Größe einer wunderbaren Natur. Wie viel berühmte Namen liefert die Schweiz der Geschichte! Sind Konrad Gessner und Haller nicht die vollständigsten Vorbilder, welche das menschliche Wissen der Bewunderung der Menschen darbieten kann?

„Die allgemeine Geschichte,“ sagt Troxler, „führt nur einen einzigen Aristoteles und einen einzigen Plinius an; aber die Schweiz hat einen Konrad Gessner und einen Haller erzeugt.“

Ich habe schon einige Worte über Konrad Gessner gesagt. Aber der Charakter dieses großen Mannes ist zu merkwürdig, als daß ich mich nicht bei ihm aufhalten sollte, ehe ich von seinem Nachfolger, dem großen Haller, spreche.

Als man Gessner den „deutschen Plinius“ nannte, hat man mit dieser Vergleichung nur eine sehr unvollständige Idee seiner Arbeiten gegeben. Allerdings bearbeitete er die Naturgeschichte mit großem Erfolg, und Cuvier sagte von ihm, daß „er in seiner Geschichte der Thiere den Grund zur neuen Zoologie gelegt hat“ *). Doch ist diese große Arbeit nur ein kleiner Theil seiner unermesslichen Studien. Er versuchte, in die von den Botanikern gesammelten Materialien Ordnung zu bringen, indem er eine systematische Klassifikation erfand. Eben so leistete er der Mineralogie und der Pharmazie die größten Dienste. Als Philolog verdankt man ihm die vergleichende Methode der Sprachen, welche jetzt von allen Gelehrten angenommen wird, die sich mit der Sprachenkunde beschäftigen. Seine „Allgemeine Bibliothek“ ist das erste wichtige bibliographische Werk, das seit der Wiederherstellung der Wissenschaften bekannt

*) Cuvier in der Biographie universelle, art. C. Gessner

gemacht worden ist. Und was die Medizin betrifft, so kann man ihn als einen der Schöpfer dieser heilsamen Wissenschaft ansehen, über welche die Lustspielbichter mit so großem Unrecht gespottet haben.

Man erschrickt über diese riesigen Arbeiten, besonders wenn man daran denkt, daß Gesner in seinem 49. Jahre gestorben ist, daß sein Dasein mit Schwierigkeiten jeglicher Art erfüllt war, daß er gezwungen war, gegen die Armuth zu kämpfen, ohne daß er jemals Unzufriedenheit gezeigt, eine einzige Klage ausgestoßen hätte! Sein religiöser Glaube, der sehr aufrichtig war, erfüllte ihn mit glühender Vaterlandsliebe und einer grenzenlosen Selbstverläugnung. Er setzte sich an das Bett der von Allen verlassenen Pestkranken, und dort fand er im Jahr 1565 einen Tod, der glorreicher ist, als der auf dem Schlachtfeld.

Ich habe an den Ufern der Limmat umsonst nach einer würdigen Erinnerung an diesen großen Mann gesucht*). Wie! Den unbekannten Generälen, die oft kein anderes Verdienst haben, als daß sie die Freiheiten und die gesetzmäßigsten Rechte der Nationen bekämpfen, erheben sich überhaupt prächtige Denkmäler, welche die schwachen Seelen reizen, ihre Gewaltthatigkeiten nachzuahmen; und das Andenken an die Wohlthäter der Menschheit, derer, welche den Ruhm des Evangeliums und der modernen Civilisation sind, soll in einer ungerechten Vergessenheit bleiben**).

Jakob Scheuchzer, geboren im Jahr 1672, setzte in Zürich den ehrenvollen Vorgang C. Gesners fort. Ohne dessen universelles Wissen zu besitzen, erwarb sich Scheuchzer einen so großen

*) In Zürich findet sich in der That nur eine bronzene Büste desselben im botanischen Garten.

**) Das Leben Gesners ist von zwei Schweizern beschrieben worden. C. Simler, *Vita clarissimi philosophi et medici excellentissimi C. Gessner*. — Panhart, *Conrad Gesner*.

Auf in den medizinischen Wissenschaften, daß Leonhard Meister von ihm sagen konnte: „Sein Name wird unter uns unsterblich sein.“ Ein Philosoph wie Gessner, brachte er die Jesuiten seiner Zeit zum Stillschweigen. „Die Herrn Jesuiten,“ sagte er, „haben weder Schnabel noch Hörner; denn wenn sie solche hätten, wäre Niemand vor ihnen sicher*)."

Johann Gessner, der im Jahr 1709 zu Zürich geboren wurde, zeigte sich als ein würdiger Erbe des Namens und des großen Conrad Gessner**). Ein vertrauter Freund Hallers, trug er durch die Nachweisungen, die er ihm mit großer Bescheidenheit lieferte, zum Erfolg seiner Schriften über die Botanik wesentlich bei***).

Die nämliche Freundschaft herrschte zwischen zwei berühmten Ärzten der Schweiz, welche beide ausgezeichnete Schriftsteller waren: Zimmermann von Brugg und Hirzel von Zürich. Hirzel erwarb sich die Bewunderung der Schweiz eben so sehr durch seine Tugenden als durch seine Talente. Einer seiner Zeitgenossen sprach sich über ihn folgendermaßen aus: „Wenn man ihn als Mensch, als Bürger, als Arzt, als Mitglied der Regierung betrachtet, hat man Mühe zu begreifen, wie er in seinen Mußestunden so bündereiche Werke hat verfassen können. Er hat nicht als Stubengelehrter, sondern als Bürger oder als Menschenfreund geschrieben. So thaten die Alten; deshalb finden wir auch in seinen Schriften das Gepräge der Vaterlandsliebe und der Weisheit eines Sokrates†)." .

Hirzel, ein Dichter und Gelehrter wie Haller, ist vorzüglich durch seinen „Klein Jogg" ††) bekannt, der in alle europäischen Sprachen übersetzt worden ist.

*) S. sein Leben in L. Meister, Berühmte Männer der Schweiz.

**) L. Meister a. a. O.

***) S. dessen Leben in L. Meister.

†) Meister, Leben Hirzels a. a. O.

††) Wirthschaft eines philosophischen Bauern.

Zürich hatte nicht allein das Vorrecht, dem Europa des 18. Jahrhunderts ausgezeichnete Aerzte zu geben. Die Schweiz war damals mit Recht stolz auf die Talente eines Herrenschiwand, Langhans, B. Usteri, Fodéré, Odier, Tronchin, Benel, des Erfinders der Orthopädie und des berühmten Tissot.

Wie viel Namen müßte ich nicht anführen, wenn ich das Gebiet der Medizin verließ, um von den andern positiven Wissenschaften zu sprechen! Hat nicht die Basler Schule allein den großen Euler und die Bernouilli hervorgebracht? Die Bernouilli gaben uns Gelegenheit zu bemerken, daß, Dank der Achtung, welche Jedermann gegen die gründlichen Wissenschaften hegt, und die gegen die lächerliche Verachtung derselben in den absolutistischen Ländern so sehr absticht, das Wissen und die Talente in gewissen Familien erblich scheinen. Sie bilden auf diese Weise die höchste und rechtmäßigste Aristokratie. Diese Erscheinung fällt namentlich in vier Städten der Schweiz auf: Basel, Zürich, Genf und Bern. So hat Zürich die Hottinger, Breitinger, Drelli, Füssli, Schinz, Rahn, Gessner, Usteri hervorgebracht; Basel die Plater, Buxtorf, Bernouilli, Zwinger, Euler, Iselin; Genf die Pictet, Diodati, Tronchin, Mallet, Tremblay; Bern die Sinner und Haller.

Der Name Haller überstrahlt alle andern. Er allein hat unter den Gelehrten der neuern Zeit den Beinamen des **Großen** verdient, der nicht unrechtmäßig scheinen wird, wenn man versucht, sich über die Wichtigkeit und die Unermeßlichkeit seiner Arbeiten Rechenschaft zu geben. Er erscheint uns wie ein Riese, der mit seinen kräftigen Armen das ganze Gebiet der Schöpfung umfaßt. Göttliche und menschliche Wissenschaften, Wissenschaften des Geistes und der Natur, Nichts ist seinem Adlerblick entgangen. Universell wie Voltaire, war er tief wie Descartes und Leibniz. Aber er glaubte nicht, trotz des Zugs seiner Zeit, daß die Höhe seines Geistes ihm erlaube, das Evangelium zu verachten, von dem die französischen Encyclopädisten damals so wegwerfend sprachen. Seine „Briefe über die

Offenbarung“ und „über den Unglauben“ beweisen, daß er die Lehren Christi als die Grundlage des Staates, als den Ausgangspunkt aller Fortschritte des Menschengeschlechts und als das beste Mittel betrachtete, die patriotische Hingebung zu erhalten. Die Liebe zum Geburtsland war in seinen Augen eine christliche Tugend. Die Inschrift, welche er für das Weinhaus in Murten verfaßt hat, zeigt, wie sehr er die großen Erinnerungen verehrte, über welche die Eidgenossenschaft mit Recht stolz ist:

„Steh still, Helvetier! Hier liegt das kühne Heer,
Vor welchem Rüttli fiel und Frankreichs Thron erbebt,
Nicht unserer Ahnen Zahl, nicht künstliches Gewehr,
Die Eintracht schlug den Feind, die ihren Arm belebte;
Seht, Brüder, eure Macht, sie liegt in eurer Treu,
O würde sie noch jetzt bei jedem Leser neu!“

Hallers Begeisterung lag nicht bloß in seiner dichterischen Phantasie. Er legte sich bedeutende Opfer auf, um sich ganz der Schweiz zu widmen. Vergeblich machten ihm Preußen, England und Rußland die glänzendsten Anträge. Haller, den ein Kaiser*) in seiner bescheidenen Wohnung besuchte, begnügte sich, ein Berner Bürger zu bleiben, ob ihm gleich seine Mitbürger die seinem Talente gebührenden Ehrenbezeugungen nie erwiesen, da er umsonst versuchte, Mitglied des Kleinen Raths zu werden. Die Bewunderung der Welt entschädigte ihn wegen der Ungerechtigkeit der hochmüthigen Bernerischen Aristokratie. Der berühmte Verfasser der „Alpenreise“ hat über seinen Landsmann einige sehr merkwürdige Seiten geschrieben; sie zeigen, wie weit die Bewunderung für Haller ging, und sie enthalten zudem ein Bild, das der sehr gewandte Stylist nach der Natur gezeichnet hat.

„Als ich ihn im Jahre 1764 besuchte, war ich 24 Jahre alt und ich hatte damals noch keinen Mann von diesem Schlag

*) Joseph II.

gesehen, wie ich auch seitdem keinen mehr gesehen habe. Es ist unmöglich, die Bewunderung, die Ehrfurcht, ich möchte beinahe sagen, das Gefühl der Anbetung auszudrücken, welches mir dieser große Mann einflößte. Welche Wahrheit, welche Mannigfaltigkeit, welcher Reichthum, welche Tiefe, welche Klarheit in den Ideen! — Seine Unterhaltung war belebt, nicht von jenem künstlerischen Feuer, welches zu gleicher Zeit blendet und ermüdet, sondern von jener sanften und tiefen Wärme, welche den Menschen durchdringt, ihn belebt und ihn auf die Höhe dessen zu erheben scheint, mit dem er spricht. Wenn er seine Ueberlegenheit fühlte (und wie hätte sie ihm unbekannt bleiben können?), so verlegte er doch niemals die Eigenliebe; er hörte die Einwürfe mit der größten Geduld an, löste die Zweifel und sprach niemals mit schneidendem und entschiedenem Ton, außer wenn es sich um Dinge handelte, welche die Sitten und die Religion beleidigen konnten. Diese acht Tage haben in meiner Seele unauslöschliche Spuren hinterlassen; seine Unterhaltung entflammte mich mit Liebe zum Studium und zu Allem, was gut und schön ist. Ich brachte Nächte damit zu, das, was er mir in diesen Tagen gesagt hatte, zu überlegen und niederzuschreiben. Ich trennte mich nur mit dem lebendigsten Bedauern von ihm, und unsere Verbindung hörte nur mit seinem allzukurzen Leben auf“ *).

Bonstetten, der große Reigung hatte, satyrische Gemälde zu entwerfen, spricht von Haller in eben so schmeichelhaften Ausdrücken. „Nichts Schöneres als sein Blick“, sagte er, „der zugleich durchdringend und gefühlvoll war. Das Genie leuchtete in seinen schönen Augen. Von allen Menschen, die ich gekannt habe, war er der geistreichste und liebenswürdigste; sein unermessliches Wissen hatte die Anmuth einer improvisirten Rede“.

Ich habe nicht die Absicht, im Einzelnen aufzuzählen, was die Wissenschaft dem großen Haller verdankt. Nach der mit

*) B. de Saussure, Voyage dans les Alpes, 4, 378.

Recht bewunderten Arbeit, welche Cuvier in der Biographie universelle mitgetheilt hat, läßt sich nur noch Wenig über diesen Gegenstand sagen. Hallers Leben ist von einem deutschen Dichter besungen *) und von mehreren seiner Landsleute **) erzählt worden, von J. G. Zimmermann ***), J. von Balthasar †), Tscharner ††), Senebier †††). Dem Fräulein Henriette Chavannes, welche das Leben des großen Mannes zuletzt beschrieben hat*), ist es gelungen, selbst diejenigen Leser mit Theilnahme für die Arbeiten dieses überlegenen Geistes zu erfüllen, denen die wissenschaftlichen Fragen noch so entfernt liegen.

Wenn die wissenschaftlichen Schriften Hallers Vielen wenigstens oberflächlich bekannt sind, so ist es mit seinen Poesien und seinen Romanen nicht eben so der Fall. L. Meister, einer der Biographen Hallers, sagte ziemlich naiv: „Seine politischen Romane zeigen, welche tiefe Ansichten er über die Gesetzgebung hatte. Es scheint auffallend, daß die größten Geister, wie Haller, Fenelon, Rousseau, Montesquieu, die Lehren der Weisheit und der Tugend, welche sie den Menschen geben, immer in Romane gekleidet haben“ **). Meister hätte sich daran erinnern sollen, daß die Menschen die erhabenen Grundsätze der Philosophie und Moral nur dann gern aufnehmen, wenn sie mit vielen Erdichtungen vermischt sind.

„Für die Wahrheit ist der Mensch von Eis,
Und voll Feuer für die Lüge.“

*) Albrecht von Haller, ein Gedicht in 3 Gesängen von Stäublin.

**) Ich lasse die Biographien unerwähnt, welche von Deutschen geschrieben worden sind.

***) Zimmermann, Leben des Herrn v. Haller.

†) Balthasar, Lobrede auf Herrn von Haller.

††) Tscharner, Lobrede auf Herrn von Haller.

†††) Senebier, Éloge historique de M. A. de Haller.

*) Mlle. Henr. Chavannes, Biographie de A. de Haller. Par. 1846.

**) Meister, Berühmte Männer der Schweiz. — A. von Haller.

Die wissenschaftliche Bedeutsamkeit Hallers hat seine poetischen Talente, welche sich mit sehr verschiedenen Zweigen beschäftigten, allzusehr zurückgedrängt. Bei aller Mannigfaltigkeit der Gegenstände, welche dieser große Geist umfaßte, wird er von einem Gedanken beständig geleitet: dem Widerstand gegen die französischen Ansichten.

Als Haller seine ersten Gedichte bekannt machte, riß die Gottschedische Schule den deutschen Geist nach einer sehr verderblichen Richtung. Vor Allem für die Korrektheit der französischen Schriftsteller eingenommen, bemühte sie sich, dem freien Gang der deutschen Poesie einen Zwang aufzulegen, der ihr alle Anmuth und alle Originalität raubte. Die Reaktion gegen die sächsische Schule ging, wie wir schon gezeigt haben, von der Schweiz aus. Haller, Breitinger und Bodmer begannen den Kampf, der den Deutschen ihre geistige Unabhängigkeit wieder geben sollte. Hallers erste Dichtungen fallen in die Zeit, da Gottsched noch unbestritten die deutsche Literatur beherrschte*). Diese Sammlung erhielt einen ungeheuren Beifall, und es erschienen noch bei Lebzeiten des Verfassers elf Auflagen. Das Gedicht „Die Alpen“, aus dem Jahre 1729, ist das bekannteste in dieser Sammlung, welche zuerst nur beschreibende und didaktische Studien von weit geringerem Umfang enthielt. Diese verschiedenen Dichtungen haben dem großen Haller den Namen des „Wiederherstellers der deutschen Poesie“ erworben. Man findet in der That in denselben alle Tendenzen, welche seitdem in Deutschland geherrscht haben, mehr oder weniger scharf ausgesprochen. Wenn man die Ode „Ueber die Ewigkeit“ liest, glaubt man da nicht eine Art Vorspiel zum „Messias“ zu hören?“

Furchtbares Meer der ernststen Ewigkeit;
Uralter Duell von Welten und von Zeiten!

*) 1732. Zwei Jahre vorher hatte Gottsched seine „Kritische Dichtkunst“ herausgegeben.

Unendliches Grab von Welten und von Zeit!
 Beständiges Reich der Gegenwartigkeit!
 Die Asche der Vergangenheit
 Ist Dir ein Keim von Künftigkeiten.

Unendlichkeit! wer misst dich?
 Bei dir sind Welten Tag', und Menschen Augenblicke.
 Vielleicht die tausendste der Sonnen wälzt jetzt sich,
 Und tausend bleiben noch zurücke.
 Wie eine Uhr, beseelt durch ein Gewicht,
 Gilt eine Sonn', aus Gottes Kraft bewegt:
 Ihrtrieb läuft ab, und eine zweite schlägt,
 Du aber bleibst, und zählst sie nicht.
 Der Sterne stille Majestät,
 Die uns zum Ziel befestigt steht,
 Gilt von dir weg, wie Gras an schwülen Sommertagen.
 Wie Rosen, die am Mittag jung,
 Und welk sind vor der Dämmerung,
 Ist gegen dich der Angelstern und Wagen.

Das höchste Interesse in Hallers Poesien liegt aber vorzüglich in den wahrhaft menschlichen Empfindungen, die darin ausgesprochen sind: die Verehrung des Vaterlandes, die Liebe zur Heimat, die Idee der Familie bilden den Kern seiner Dichtungen, während diese Ideen in der damaligen französischen Literatur, die wesentlich kosmopolitisch und weltlich gesinnt war, kaum berührt werden. Mit welchem Reiz spricht Haller in einem Jugendwerke: „Sehnsucht nach dem Vaterlande“, von seiner theuren Schweiz.

Ja, ja die Zeit trägt auf geschwinden Flügeln
 Mein Unglück weg und meine Ruh heran;
 Beliebte Lust auf väterlichen Hügeln,
 Wer weiß, ob ich dich einst nicht schöpfen kann.
 Ach daß ich dich schon jetzt besuchen könnte,
 Beliebter Wald und angenehmes Feld!
 Ach daß das Glück die stille Lust mir gönnte,
 Die sich bei euch in öder Ruh erhält:

Doch endlich kommt, und kommt vielleicht geschwinde,
 Auf Sturm die Sonn' und nach den Sorgen Ruh!
 Ihr aber grünt indessen, holde Gründe!
 Bis ich zu euch die letzte Reise thu.

Niemand vor Haller hatte die Pracht der Alpen mit so viel Glück und einer so aufrichtigen patriotischen Begeisterung beschrieben. Er wendet sich an die Alpenschweiz, diese Wiege der europäischen Freiheit und der Eidgenossenschaft:

Zwar die Natur bedeckt dein hartes Land mit Steinen;
 Allein dein Pflug geht durch, und deine Saat errinnet;
 Sie warf die Alpen auf, dich von der Welt zu zäunen,
 Weil sich die Menschen selbst die größten Plagen find;
 Dein Trank ist reine Flut, und Milch die meisten Speisen,
 Doch Lust und Hunger legt auch Eichen Würze zu;
 Der Berge tiefer Schacht gibt nur schwirrend Eisen,
 Wie sehr wünscht Peru nicht, so arm zu sein als du!
 Dann, wo die Freiheit herrscht, wird alle Mühe minder,
 Die Felsen selbst beblümt, und Boreas gelinder.

Wann dort der Sonne Licht durch flücht'ge Nebel strahlet,
 Und von dem nassen Land der Wolken Thränen wischt,
 Wird aller Wesen Glanz mit einem Licht gemallet,
 Das auf den Blättern schwebt und die Natur erfrischt:
 Die Luft erfüllet sich mit lauen Ambradämpfen,
 Die Florens bunt Geschlecht gelinden Westen zollt,
 Der Blumen scheidigt Heer scheint um den Rang zu kämpfen.
 Ein liches Himmelblau beschämt ein nahes Gold:
 Ein ganz Gebirge scheint, gestirnt von dem Regen,
 Ein grünender Tapet, gestickt mit Regenbögen.

Dort ragt das hohe Haupt am edlen Enziane
 Weit übern niedern Chor der Böbelkräuter hin:
 Ein ganzes Blumenvolk dient unter seiner Fahne,
 Sein blauer Bruder selbst, bückt sich und ehret ihn.
 Der Blumen helles Gold, in Strahlen umgebogen,
 Thürmt sich am Stengel auf, und krönt sein grau Gewand;
 Der Blätter glattes Weiß, mit tiefem Grün durchzogen,
 Strahlt mit dem bunten Blitz von feuchtem Diamant:

Gerechtestes Gesetz! daß Kraft sich Hier vermähle,
In einem schönen Leib wohnt eine schöne Seele.

Allein wohin auch nie die milde Sonne blicket,
Wo ungestörter Frost das öde Thal entlaubt,
Wird hohler Felsen Gruft mit einer Pracht geschmüdet,
Die keine Zeit verschert und nie der Winter raubt.
Im nie erhellten Grund von unterird'schen Pfühlen,
Wölbt sich der feuchte Thon mit funkelndem Krystall,
Ein Fels von Edelstein, wo tausend Farben spielen,
Blickt durch die düstre Luft und strahlet überall.
O Reichthum der Natur! verkriecht euch, welsche Zwerge,
Europens Diamant blüht hier und wächst zum Berge.

Es ist vorzüglich die alte Schweiz, welche Haller liebt und
besingt. Damals

„War ein Vaterland, ein Gott, ein freies Herz.“ —
„Der Mauren engen Raum bewohnten große Seelen,
Sie waren ohne Land, doch fähig zum Befehlen.“

Obgleich konservativ gesinnt, trauerte er über den Verfall
der Schweiz, welche die aristokratische Herrschaft damals aller
ihrer Kraft beraubt hatte:

„Jetzt sinken wir dahin, von langer Ruh erweicht,
Wo Rom und jeder Staat, wenn er sein Ziel erreicht!
Das Herz der Bürgerschaft, das einen Staat beseelt,
Das Mark des Vaterlands ist mürb und ausgehöhlt;
Und einmal wird die Welt in den Geschichten lesen,
Wie nach dem Sittenfall der Fall des Staats gewesen!“

In dieser kräftigen Weise spricht er sich als Bürger aus.
Aber Hallers Wesen war eben so zart als männlich. Den
besten Beweis gibt die rührende „Trauer-Ode beim Ab-
sterben seiner geliebten Mariane“ *).

Ach! herzlich hab ich dich geliebet,
Weit mehr als ich dir kund gemacht,

*) Seine erste Gattin.

Mehr als die Welt mir Glauben giebet,
 Mehr als ich selbst vorhin gedacht.
 Wie oft, wann ich dich innigst küßte,
 Erzitterte mein Herz und sprach:
 Wie! wann ich Sie verlassen müßte!
 Und heimlich folgten Thränen nach.

Ja, mein Betrübniß soll noch währen,
 Wann schon die Zeit die Thränen hemmt:
 Das Herz kennt andre Arten Sähen,
 Als die die Wangen überschweimt.
 Die erste Liebe meiner Jugend,
 Ein innig Denkmal deiner Schuld,
 Und die Verehrung deiner Tugend,
 Sind meines Herzens stäte Schuld.
 Im dicksten Wald, bei finstern Buchen,
 Wo Niemand meine Klagen hört,
 Will ich dein holdes Bildniß suchen,
 Wo Niemand mein Gedächtniß stört.
 Ich will dich sehen, wie du giengest
 Wie traurig, wann ich Abschied nahm;
 Wie zärtlich, wann du mich umfingest;
 Wie freudig, wann ich wieder kam.

Auch in des Himmels tiefer Ferne,
 Will ich im Dunkeln nach dir sehn,
 Und forschen, weiter als die Sterne,
 Die unter deinen Füßen drehn.
 Dort wird jezt Deine Unschuld glänzen
 Vom Licht verklärter Wissenschaft:
 Dort schwingt sich aus den alten Gränzen,
 Der Seele neu entschwundne Kraft.

Dort lernst du Gottes Licht gewöhnen,
 Sein Roth wird Seligkeit für dich;
 Du mischest mit der Engel Tönen,
 Dein Lied, und ein Gebet für mich.
 Du lernst den Nutzen meines Leidens,
 Gott schlägt des Schicksals Buch dir auf;

Dort steht die Absicht unseres Schetbens,
Und mein bestimmter Lebenslauf.

Vollkommenste! die ich auf Erden
So stark und doch nicht genug geliebt;
Wie lebenswürdig wirst du werden!
Nun dich ein himmlisch Licht umgibt,
Mich überfüllt ein brünstig Hoffen,
O! sprich zu meinem Wunsch nicht nein!
O! halt die Arme für mich offen!
Ich eile, ewig dein zu sein.

Hallers Dichtungen sind weit mehr gefannt als seine Romane, und doch hat er in diesen Schriften seine politischen Ideen am vollständigsten entwickelt und den Widerwillen an den Tag gelegt, den ihm die Kühnheit einiger Schriftsteller und namentlich J. J. Rousseau, einflößten. Merkwürdig ist, daß der berühmte Gelehrte jeder einzelnen Regierungsform, dem Despotismus, der beschränkten Monarchie und der Republik einen Roman gewidmet hat.

„Usong“ ist die Geschichte eines jungen mongolischen Fürsten, der nach vielen Reisen und Abenteuern Persien erobert und seine Unterthanen glücklich macht, indem er die absolute Gewalt mit Mäßigung anwendet und seine Begierden und Launen zügelt. Haller wollte den Despoten die Ueberzeugung beibringen, daß sie nur bei einer strengen Ueberwachung aller ihrer Leidenschaften einiges Gute hervorbringen könnten. Aber hier eben offenbaren sich alle schwachen Seiten des Despotismus. Um zu den Regierungsformen gezählt werden zu können, welche die Vernunft annimmt, müßten die Despoten Engel sein. Unglücklicherweise beweisen die Geschichte und die Philosophie gleichmäßig, daß eine unbeschränkte Gewalt die Seelen notwendig verdirbt, und daß, wenn auch einige gut geartete Naturen ihren Verführungen entgehen, die Meisten auf dem Thron einen wilden Stumpfsinn oder eine unwürdige Verdorbenheit zeigen. Fürsten wie Heinrich IV. und Trajan sind selten, während man

Herrschern wie Commodus und Ludwig XV. in den Annalen der absoluten Monarchie jeden Augenblick begegnet*). Selbst das Christenthum bietet dann den Völkern keine Zuflucht mehr denn die Schmeichler der Tyrannei verstehen es gar gut, es in ein Werkzeug der Unterdrückung zu verwandeln**). Jedermann weiß, daß das Evangelium in den Händen der Jesuiten ein *ofustis ac cadavera* geworden ist.

Im „Alfred“ schildert Haller das gemäßigte Königthum, die englische Monarchie. Vom spekulativen Standpunkt gibt dieses System der Kritik manche Gelegenheit zu Einwürfen; allein wenn es sich um Politik handelt, ist die Praxis weit wichtiger als die Theorie. Nun läßt sich aber nicht bestreiten, daß, wenn man die republikanische Verfassung der Schweiz ausnimmt, die konstitutionelle Staatsform die einzige ist, welche bis jetzt den Völkern Europas Ordnung und Freiheit gewährt hat. England, Holland, Schweden, Norwegen, Dänemark, Sardinien, Belgien u. s. w. haben bis zu diesem Augenblick in dieser Staatsform mehr Freiheit und Wohlstand gefunden, als die katholischen Republiken von Südamerika jemals haben werden, die fortwährend zwischen Anarchie und Despotismus schweben***). Damit ein Volk eine wahrhaft demokratische Verfassung haben könne, muß es durch eine lange geistige und moralische Erziehung darauf vorbereitet worden sein, so wie durch

*) E. F. de Champagny, Les Césars.

**) Ich will keinen andern Beweis anführen, als das so merkwürdige Werk von Bossuet, „Politique tirée de l'Écriture sainte“ und die zahlreichen Artikel des „Univers“, dieses offiziellen Blattes des europäischen Katholizismus.

***) Das ist aber nicht eine Wirkung der republikanischen Verfassung, sondern vielmehr, wie die erlauchte Verfasserin früher sehr gründlich bewiesen hat, und in den nächsten Zeilen wiederum andeutet, die Folge des verderblichen Einflusses, den das Papstthum auf diese Völker ausübt, da überall, wo dieses vorherrscht, Volksbildung eine Unmöglichkeit ist.

(Anm. d. Ueb.)

eine sittliche Kraft der Einzelnen*), die sich niemals bei den Völkern findet, die von der römischen Kirche erzogen worden sind**).

Haller's wichtigster politischer Roman ist ohne Zweifel „Fabius und Cato“. Wenn der berühmte Berner in seinen theologischen Schriften vorzüglich die Ideen Voltaire's im Auge hat, so greift er hier J. J. Rousseau an, dessen politische Ansichten seine aristokratischen Tendenzen höchst unangenehm berührten. Der Verfasser des „Emil“ war damals der berühmteste Schriftsteller der romanischen Schweiz, wie Haller der ausgezeichnetste Denker der deutschen Schweiz war. Sie gehörten nicht allein zwei verschiedenen Theilen der Schweiz an, zwischen welchen nicht immer eine vollkommene Uebereinstimmung geherrscht hat, sondern sie repräsentirten auch zwei Prinzipie, welche sich damals schon mit einer gewissen Festigkeit in dem doppelten Gebiet der Religion und des Staates bekämpften. In religiöser wie in politischer Beziehung konservativ gesinnt, billigte der Verfasser des „Fabius und Cato“ den „Emil“ und die „Briefe vom Berge“ eben so wenig wie den „Gesellschaftsvertrag“. Diese zwei großen Geister hatten keinen einzigen Berührungspunkt. Daher darf man sich nicht wundern, daß Haller den großen Rousseau so streng behandelt und ihn in seinem Roman unter dem widrigen Charakter des

*) In Frankreich kann von hundert Menschen nur Einer lesen. Debats v. 17. Jan. 1856.

**) Nachdem der Graf von Montalembert in seiner Schrift: Situation de l'Angleterre die unermessliche Ueberlegenheit dieses Landes über die katholischen Monarchien nachgewiesen hat, fügt er hinzu, daß dieses nicht daher rührt, weil England protestantisch, sondern weil es frei ist. — Man hat diese natve Lösung sehr bewundert. — Aber warum sind denn die katholischen Monarchien trotz so vieler Revolutionen niemals frei, während England, Holland, die Schweiz, die Vereinigten Staaten u. s. w. es nothwendig sind? Es wäre interessant, die Antwort der ultramontanen Schriftsteller zu hören.

Sophisten Carneades zeichnet. In einem Werke, welches den Kampf des Patriziats und des Volks schildern sollte, nimmt der aristokratische Haller, wie es sich von selbst versteht, immer die Partei der römischen Patrizier, welche in seinem Buche — wie ja alle Aristokraten behaupten — die Ideen der Ordnung, der Religion, der Moral und der Erhaltung repräsentiren*). Er greift übrigens die historischen Ansichten des Gesellschaftsvertrags mit einem gewissen Glück an: „Die vorgebliche ursprüngliche Gewalt des Volks“, sagt er, „wird nicht allein von der Geschichte widerlegt, sie widerstrebt auch der Vernunft“. Haller zeigt mit leichter Mühe, daß alle Völker mit einer mehr oder weniger patriarchalischen Monarchie beginnen. Hier befindet er sich auf festem Boden. Seine Entwicklung läßt sich leichter bestreiten, wenn er die demokratische Form unbedingt verwirft. Athen, welches am meisten große Männer und Meisterwerke hervorgebracht hat, war eine reine Demokratie. Standen die italienischen Republiken des Mittelalters nicht unendlich höher, als die Regierung des Papstes und der kleinen unbeschränkten Fürsten**), deren Tyrannei und Frevelhaftigkeit in unsern Tagen alles Maaß überschreitet***)? Stehen die Vereinigten Staaten etwa tiefer als Oesterreich? Oder kann die schweizerische Eidgenossenschaft eine Vergleichung mit dem von Ferdinand II. regierten Sicilien nicht aushalten?

Wenn übrigens Haller in der Hitze der Polemik eine übermäßige Abneigung gegen die Demokratie an den Tag legt, so muß man doch gestehen, daß er weit entfernt war, ein solcher Aristokrat zu sein, wie es damals Ihre Excellenzen von Bern

*) Man vergleiche über diese Frage die treffliche Flugschrift von P. L. Courier über die Dotation des Herzogs von Bordeaux und über Chambord.

**) G. Sismondi, Hist. des république italiennes.

***) Man s. die mit Recht berühmten Briefe von Gladstone, einem toristifchen Schriftsteller, über die Mönchsregierung in Neapel.

waren. In ihren Augen mußte er sogar für einen Neuerer gelten, und ich wundere mich nicht, daß sie ihn niemals in den Kleinen Rath aufgenommen haben. Um die Bernische Aristokratie ihrer Absonderung zu entreißen, hatte er gewünscht, daß man alle Stadtbürger als Patrizier ansehe, daß man Bürger der Landstädte und Landbedelleute in den Großen Rath von 300 Mitgliedern aufnehme. Und so bahnte er der Demokratie den Weg, welche er so sehr zu hassen schien. Sein hoher Verstand war mächtiger, als seine politischen Vorurtheile. — Hallers theologische Schriften sind weit berühmter, als seine Romane. Er kämpfte sein ganzes Leben hindurch gegen den französischen Sceptizismus. In Göttingen maß er sich mit La Mettrie, der die Ehre, einen solchen Gegner zu haben, wenig verdiente. In seinen „Briefen über den Unglauben“ scheute er sich nicht, Voltaire und dessen Schule anzugreifen. Endlich hatte er die Absicht, als er seine „Briefe über die wichtigsten Wahrheiten der Offenbarung“ schrieb, ein populäres Werk zu verfassen, welches die Fortschritte des Sceptizismus aufhalten könne. Dieses Buch steht unendlich höher als die sogenannten Vertheidigungen des Christenthums, welche in der neuesten Zeit von Rosally, Gourset, Nicolaß, Riambourg, Combalot und tutti quanti herausgegeben worden sind, deren ultramontane Propaganda Europa überschwemmt hat. Wie Kant in seinem Buch „Von der Religion innerhalb den Grenzen der Vernunft“ und wie Rousseau im „Emil“, geht Haller von der Untersuchung der menschlichen Natur aus. Aber diese Untersuchung führt ihn auf Ergebnisse, die von denen des Königsberger und Genfer Philosophen sehr verschieden sind. Nachdem Haller das Dasein des Uebels dargethan hat, sucht er dessen Heilmittel auf. Dieses ist aber die Erlösung, welche die christliche Offenbarung der Welt gelehrt hat, und deren Göttlichkeit Haller durch die Lehre und die Heiligkeit Christi, durch seine Auferstehung, durch seine und seiner Apostel Wunder nachzuweisen sucht.

Ein Kritiker*), der Hallers Schriften mit viel Scharfsinn studirt hat, ertheilt diesem Werk das größte Lob.

„Wir tragen kein Bedenken“, sagt er, „diese Briefe Hallers eine der trefflichsten Apologien des Christenthums zu nennen. Es ist ein Buch für Alle, wenigstens für diejenigen, welche einige Bildung besitzen. Zugleich ist es ein Buch, das zum Nachdenken anregt. Obgleich die Ideen an sich nicht durchaus neu sein können, so ist deren Darstellung originell, lebendig und tief. Was die Form betrifft, so hat Haller niemals besser geschrieben. Eine Mischung von Größe und Vertraulichkeit, von Kürze, Kraft und Empfindung charakterisirt den Styl dieser Briefe.“

Man begreift den gerechten Stolz, mit welchem Bern das Andenken Hallers bewahrt. Doch sollte man die Bildsäule desjenigen, welchem die Nachwelt den Beinamen des **Großen** ertheilt hat, welchen sie weder seinem Galiläi, noch Descartes, noch Leibniz, noch Pascal, noch Newton**) gegeben, neben denen der zwei mit Recht berühmten Edelleute sehen, von denen der Eine Bern gegründet, der Andere es gegen die Verschwörungen des Lehensadels vertheidigt hat. Uebrigens schmücken seine edlen und schönen Züge, in Marmor gebildet, den botanischen Garten, der in der Nähe der Bibliothek liegt. Vielleicht wird später ein seiner würdiges Denkmal die Ufer der Aare zieren. Dann werden die Gelehrten, die Dichter, die berühmten Aerzte, die Philosophen und die Theologen, ihre Eifersucht vergessend, dem den Kranz der Unsterblichkeit winden, der in Folge eines seltenen Vorrechts zu gleicher Zeit die Geheimnisse der Erde und des Himmels erforschte, und seiner Lyra bald prächtige,

*) Aimé Steinlen.

**) Es ist bemerkenswerth, daß alle diese großen Männer entweder von dem Papstthume getrennt waren, oder sich mit ihm verfeindeten haben. Wagt man jetzt noch gegen das vorgebliche Schisma des Orients zu deklamiren?

halb rührende Töne entlockte. Das Bild des Sängers der Alpen stünde schön jenen erhabenen Bergen gegenüber, die er auf so würdige Weise besungen hat. Die gelehrten Professoren der Berner Universität würden glücklich sein, ein so vollkommenes Vorbild vor Augen zu haben. Selbst die Frauen würden sich erinnern, daß er ein eben so gefühlvolles Herz als einen erhabenen Geist hatte, und sie würden die empfindungsvollen Strophen wiederholen, die er dem Andenken seiner „Mariane“ gewidmet hatte.

LXXV.

Der Weisen Junge macht die Lehre lieblich.

Sprüche Salomons 15, 2.

Unter den Schülern und den Freunden des großen Haller ist keiner bekannter als der Verfasser des Versuches „Ueber die Einsamkeit“, der zugleich als Arzt, als Schriftsteller, als Philosoph, als scharfsinniger Beobachter der Menschen berühmt ist. Zimmermann ist ein Sohn des schönen Aargau.

Nicht weit vom Zusammenfluß der Aare, der Reuß und der Limmat erhebt sich die kleine Stadt Brugg. Diese kleine Stadt hatte früher monumentale Thore, die sich an mächtige Thürme lehnten. Auf der einen Seite strömt die schäumende Aar in einer tiefen Schlucht. Grüne Wiesen und wellenförmige Hügel umgeben Brugg. Als ich diese reiche Landschaft betrachtete, welche gegen die düstern Stadtmauern merkwürdig absticht, habe ich die Begeisterung Zimmermanns für die Natur und die Leidenschaftlichkeit begriffen, mit welcher er in diesen Gefilden stets neue Regungen aufsuchte. Auf diese Weise gelang es ihm, das eintönige Leben zu ertragen, das man im 18. Jahrhundert in Brugg führte. Zu dieser Zeit hatte das schweizerische Volk un-

ter der aristokratischen Herrschaft beinahe seine ganze frühere Thatkraft verloren.

J. G. Zimmermann ist der berühmteste unter den zahlreichen Schriftstellern dieses Namens. Aber wenn er sich von seinen Namensverwandten durch ein überlegenes Talent unterscheidet, entgeht er dem excentrischen Wesen nicht, das sie alle unterscheidet. In Sachsen, Ungarn und Württemberg, in Toskana, in der Pfalz und in Zürich findet man Männer dieses Namens. Ihr Leben oder ihre Lehre entfernt sich immer von den gewöhnlichen Gewohnheiten und Ideen. Der, von welchem wir sprechen wollen, J. G. Zimmermann, wurde im J. 1728 geboren. Er gehörte zu einer jener patrizischen Familien, welchen es durch ihre Beharrlichkeit gelungen war, der Schweiz ein sehr schweres Joch aufzulegen, und die im Dünkel und Unwissenheit mit den übrigen Aristokratien Europas wetteiferten. — Es versteht sich von selbst, daß ich hier nicht von der englischen Aristokratie spreche, die unter allen die intelligenteste und thätigste ist. Wenn sie nicht ohne Fehler ist, so führt sie doch wenigstens keinen unsinnigen Krieg gegen die liberalen Ideen. — Zwei schweizerische Schriftsteller, die beide aus einem übermüthigen Patriziat hervorgegangen sind, Bonstetten und Zimmermann, haben uns vortreffliche Gemälde desselben hinterlassen. Ehe wir den Sohn des Brugger Rathsherrn hören, wollen wir den Landvogt von Gessenay sprechen lassen:

„Der Schultheiß von G** (Erlach), der, wenn ich nicht irre, im J. 1696 geboren wurde und 1784 starb, war eine durchaus merkwürdige Persönlichkeit. Ich habe ihn nur in seinem Alter gekannt. Er hatte das schönste Haus in Bern bauen lassen und lebte darin wie ein König in seinem Palast. Ein aristokratischer König ist eine merkwürdige Erscheinung. Seine Wohnung war sehr schön möblirt. Man mußte durch mehrere Zimmer gehen, ehe man in das Heiligthum, in das Cabinet gelangte, wo Seine Excellenz sich aufhielt. Als sich die Thüre zum erstenmal vor mir öffnete, sah ich einen sehr kleinen Mann

von großartigem Anstand uns entgegen kommen, der mit der ganzen Anmuth eines großen Herrn von Versailles gepuzt war. Obgleich siebenzigjährig, blieb er immer stehen und ging in seinem Cabinet auf und ab. Er hatte sich daran gewöhnt, nur von fremden Ideen zu leben, und es war Nichts komischer als zu sehen, wie ihm die alten Landvögte den Hof machten. Er mußte Jedem Etwas zu sagen, das ihn besonders anzog, und er begleitete Jeden je nach seinem Einfluß im Rath. Raum war aber die Thür geschlossen, als er den Abwesenden mit Sarkasmen überschüttete, welche für den Zurückgebliebenen schmeichelhaft waren. Er kannte die zweihundert Mitglieder des souveränen Rathes so gut, daß ihn nie Einer verließ, ohne über sich selbst und über Seine Excellenz entzückt zu sein. Als Haupt der Republik und Präsident des Großen Rathes übte er einen bedeutenden Einfluß aus. Wenn es kein Mittel mehr gab, sich aus dem Labyrinth der vorgetragenen Meinungen zu ziehen, so schwieg plötzlich die ganze Versammlung, um den Herrn Schultheiß zu hören, wenn er sich wie ein Gott von seinem Thron erhob, um uns Allen mitzutheilen, was eigentlich seine Meinung sei.

„Ich kam eben von Genf, wo ich den Tacitus und Voltaire, Montesquieu und Macchiavelli studirt hatte. Ich trat in die Regierung von der tiefsten Ehrfurcht gegen meinen Vetter, den Schultheiß, durchdrungen. Bald nach meiner Ernennung zum Mitglied des Großen Rathes wurde ich Unterlandvogt von Gessenay. So war ich denn berufen, einen kleinen Bezirk zu regieren, wo für mich Alles neu war. Ich dachte alles Ernstes über meine Aufgabe nach, als ein Kammerdiener des Herrn Schultheiß mich einlud, um vier Uhr Nachmittags zu seinem Herrn zu kommen. — Das ist der Mann, der mir den besten Rath über meine Verwaltung geben kann, dachte ich, er hat Geist und Erfahrung; wie viel wird er mir sagen! Ich wiederholte in meinem Gedächtniß den Tacitus und Montesquieu. Um vier Uhr war ich dort; ich traf Seine Excellenz allein. —

Guten Tag, Better; jetzt seid Ihr also Landvogt? Setzt Euch her. Lieber Better, ich weiß nicht, ob Ihr wißt, was ein Landvogt zu thun hat. Man wird Euch die Notizen zuschicken. Man gibt jährlich so und so viel Käse einem jeden Rathsherrn, und lieber Better, merkt es wohl, so und so viel dem Schultheiß. Guer Vorgänger war ein Dummkopf; er schickte mir kleine Käse, die nicht so gut sind, als die großen. Adieu, lieber Better, ich wünsche Euch eine glückliche Reise. — Ist die Cousine gesund? frug er mich noch an der Thürschwelle, und so war ich entlassen. — Ich hätte den Tacitus und Montesquieu nicht so eifrig zu studiren gebraucht, sagte ich mir, um solchen Instruktionen Ehre zu machen“ *).

Wenn es in einer Stadt wie Bern also zuing, wo die Aristokratie in fortwährenden Beziehungen zu den ausgezeichnetsten Männern Europas stand, und wo sie sich der Aristokratie der andern Kantone stets überlegen zeigte, kann man sich denken, was die Träger der Gewalt in den kleinen aargauischen Städten waren. Der Aargau war damals nicht, wie später zur Zeit Ischolfes, ein Mittelpunkt wissenschaftlicher und industrieller Thätigkeit. Ueberall lastete eine kraft- und talentlose Kaste auf den Geistern und machte jeden Fortschritt unmöglich. Die Schweiz hatte unter dieser Herrschaft mit seiner Freiheit auch allmählig den edlen Geist verloren, in welchem früher die Größe der Eidgenossenschaft lag. Brugg war dieser traurigen Stumpfheit nicht entgangen. Wir wollen hören, denn es gibt nichts Merkwürdigeres — wie Zimmermann von der Lebensweise berichtet, die man dort führte. Doch wollen wir ihn zuerst von den aristokratischen Zirkeln des 18. Jahrhunderts reden lassen; wir können auf diese Weise sowohl den Schriftsteller als die Zeit, in der er lebte, am besten würdigen.

„In jedem Lande hält man die sogenannte große Welt für die einzige gute Gesellschaft. Aber leider ist die vornehme Welt.

*) Mémoire de Bonstetten.

nicht immer die beste Welt, so schlecht und elend es auch in den niedrigen Klassen aussehen mag. Hast du sechszehn Quartiere, so ist dein Werth ausgemacht und entschieden in Deutschland, wenn du auch sonst übrigens ein sehr armer Tropf bist. Alle Höfe und alle Tafeln der Fürsten stehen dir offen, und beinahe allenthalben, wo es auf Verdienst nicht ankommt, verdrängst du jeden Mann von Verdienst. — Ahnenprobe sondert indessen in Deutschland fast überall den Adel von allen übrigen aufgeklärten, klugen, guten, würdigen und edlen Menschen ab, wie den Kern von der Spreu. Menschen, denen nichts in der Welt Ansehen, Rang und Gewicht gibt, als ihre oft so elenden Ahnen; die kein Verdienst sich erwerben, weil ihre Geburt das einzige Verdienst ist, das sie haben und bedürfen; solche Menschen stehen überall vornen an. Es ist wahr, daß sie dann oft auch wissen, was Geschmack in Kleidern, Mode aus der ersten Hand, sogenannter guter Ton, Sitte des Tages, und überall in Deutschland Etikette ist; daß sie alle Hülfsmittel der Wollust und alle Bedürfnisse der Sinnlichkeit besitzen, und oft sich einbilden, sie seien dazu mit bessern Nerven, Organen und Gefühlen begabt.

Langeweile hat man indessen auch unter den Menschen, die alle von Familie sind, wo ächtes, altes, deutsches Blut keinen Unadel zuläßt, oder wo ihm doch gewiß die Dame des Hauses, wenn auch ihre ewige Seligkeit darüber verloren ginge, keine Karte bietet. Unerklärlich scheint zwar solche Langeweile; aber eine ächtadeliche und vortreffliche deutsche Dame erklärte mir das Räthsel so. Auf unsern Assembleen, sagte sie, versammeln sich doch nicht immer Menschen von einerlei Geschmack und einerlei Gefühl, und hauptsächlich nicht immer Damen, die sich lieben. Es sei so ziemlich allgemein das Loos der Vornehmen, sagte sie, geboren zu sein, um viel zu besitzen, mehr zu verlangen und nichts zu genießen. Sie suchen sich darum in Assembleen auf, ohne sich im Grunde gut zu sein, sehen sich, ohne sich zu gefallen und verlieren sich unter der Menge, ohne sich zu ver-

müssen. Was vereinigt sie denn? fragte ich. Der Rang und dann die Gewohnheit, die Langeweile, das ewiggefühlte Bedürfnis, beständig sich zu betäuben, das immer unserm Range anhängt, sagte die Dame."

Wir finden in dieser geistreichen Mittheilung die Erinnerung an den Eindruck, welchen die große Welt in Deutschland auf Zimmermann gemacht hatte, zu der Zeit, wo seine Stellung ihn an den hannöverschen Hof knüpfte. Vor dieser Zeit hatte er schon in seiner eigenen Vaterstadt die ganze Kleinliche Eitelkeit der Aristokratie kennen lernen, die er später in einem größeren Kreise wieder fand. Als er die treffliche Stelle schrieb, die wir sogleich anführen wollen, dachte er gewiß an Brugg. Es handelt sich um den Adel:

"Die kleinen Städte haben einen wirklichen Vortheil vor den großen, man kann dort freier mit sich selbst leben, und kann, wenn man will, mehr Muße und Ruhe finden. Freilich ist in den kleinen Städten eine große geistige Leere und Unfruchtbarkeit. — Es ist namentlich traurig, die Langeweile der Landedelleute zu sehen, welche die Gesellschaft der einfachen Bürger ihres Adels unwürdig halten, und sich daher lieber zurückziehen, und ihre thörichte Absonderung ertragen, als mit vernünftigen Leuten zu leben, die keine aristokratischen Diplome haben. Sie sollten sich ganz anders benehmen und die Menschen lieben, um auch wieder von ihnen geliebt zu werden. Wenn ein einfacher Bürger einen einzigen guten Gedanken anregt, so sollte das dem Edelmann, der gar keine Gedanken hat und vor Langeweile stirbt, hinreichen, um ihn aufzusuchen. Die Leute, welche nicht wissen, wie sie ihre Zeit zubringen sollen, sollten Niemand verschmähen. Der Adelige und der Bürger sollten sich — wenigstens in den kleinen Städten — die Hand reichen und jene thörichten Ansichten vom Unterschied der Stände, welche die Bevölkerung der großen Städte spalten, von sich entfernt halten."

Nach diesem Blicke auf den Adel spricht Zimmermann von

dem ersten Beamten der Stadt, gegen welchen der Schultheiß von Erlach ein Muster von Vernunft und Bescheidenheit ist.

„Der Beamte, welcher eine dieser republikanischen Städte regiert (es ist von der Schweiz die Rede) betrachtet dieselbe wie eine ganze Welt. Von seinen Lippen strömen, wie von einer unverfiegbaren Quelle, alle Entscheidungen über die öffentlichen Angelegenheiten, seine Seele beschäftigt sich nur damit, seine Allgewalt über die öffentliche Meinung aufrecht zu erhalten, seine Mitbürger mit Familienanekdoten, mit läppischen Erzählungen, mit dem Preis des Getreides, mit dem Betrag der Steuern, mit der Erndte und dem nächsten Jahrmarkt zu beschäftigen. Nach Gott ist er in seiner kleinen Stadt der größte Mann der Welt; seine Worte machen das Herz schlagen und das Gesicht erbleichen; mancher ehrliche Bürger erscheint nur zitternd vor einer solchen Majestät, weil er weiß, in welche Gefahr sie ihn bei dem ersten Rechtshandel stürzen kann. Der Zorn eines Beamten in einer kleinen Stadt ist schrecklicher als der Donner des Himmels; dieser geht vorüber, aber jener Zorn niemals. Wenn man vor einem dieser Regenten oder vor seinem Sohn von der englischen Constitution spricht, so antworten sie, daß der Rath ihrer kleinen Stadt vollkommen das nämliche ist. Die Frauen dieser hohen Herren nehmen eine stolze Miene an, regieren, befehlen, verurtheilen; ihre Gnade oder Ungnade bringt Ehre, Schande, Ansehen oder Verderben. Wenn ein armer Mensch sich einzubilden wagt, daß die Glieder des Raths sich geirrt haben, sagt er ganz leise zu seinen vertrautesten Freunden, „daß die Großen der Erde“ sich getäuscht haben.“

Dem Bilde des ersten Beamten folgte das seiner Untergebenen, das vom literarischen und historischen Standpunkt nicht weniger merkwürdig ist. Zimmermann ist in der That einer der besten Maler jener Zeit.

„Die Einwohner dieser Städte haben meistens die größte Leidenschaft für Prozesse: jeder Advokat ist in ihren Augen ein Genie; umsonst spricht die Vernunft zu ihnen, sie glauben nur

an das, was gerichtlich entschieden ist; sie haben nicht die geringste Achtung für den, der ihr Rathhaus nicht mit tiefer Ehrfurcht betrachtet, und sie können sich keine größere Ehre auf der Erde denken, als in ihrem Rath zu sitzen. Sie sind nicht immer einig; Nachbarn und Nachbarinnen sind bald befreundet und bald in offenem Zwist. Auf die theologischen Dinge verstehen sie sich ganz besonders; sie sehen die Heuchelei als einen Pfeiler der Kirche Gottes an, und einige auf dem Todtbette hergemurmelte Sätze genügen in ihren Augen, um das Verger-niß eines ganzen, von schlechten Handlungen besudelten Lebens auszulöschen. Wenn sich Jemand von ihren Versammlungen entfernt hält und sich in seine Wohnung zurückzieht, um ungestört zu arbeiten und zu denken, bilden sie sich ein, daß er sich auf den Tod langweilt; sie können nicht begreifen, daß man studire, wenn man nicht Pfarrer oder Professor ist, und es gibt in ihrer Sprache keine Worte, die kräftig genug sind, um die Verachtung auszudrücken, welche ihnen ein Bücherschreiber einflößt. Es ist ihnen unbekannt, daß sich gesunde Vernunft und Aberglauben nicht vereinigen lassen; in ihren Augen hat man keine Religion, wenn man sich zu lachen erfrecht, daß sie irgend ein großes Unglück erwarten, sobald ein schwarzer Hahn bei ihrer Thüre stehen geblieben oder ein Rabe über ihr Dach geflogen, oder eine Maus über das Zimmer gelaufen ist. Sie wissen nicht, daß man noch kein Freigeist ist, wenn man nur leise daran zweifelt, daß Flecken in der reinen Wäsche den Tod eines nahen Verwandten ankündigen, und wenn man an manche von Geschlecht zu Geschlecht überlieferte Volkserzählung nicht glaubt. Sie wissen nicht, daß man noch auf dieser Welt nützlich sein kann, obgleich man nicht in ihrem Zirkel spricht, und daß man in der Achtung wahrhaft bedeutender Menschen ziemlich hoch stehen kann, obgleich man den großen Herren in ihrer Stadt mißfällt. Sie wissen nicht, daß es stolze Seelen gibt, welche niemals kriechen und daß sie allein fähig sind, sich vor der Obrigkeit ihrer Republik in jene knechtische Unterwür-

figkeit zu fügen, wofür sie sich entschädigen, indem sie ihre armen Mitbürger mit den Ansprüchen ihres Hochmuths erdrücken; sie wissen nicht, daß ein gerader und gerechter Mann sich nur vor Gott, dem Gesetz, den Talenten, dem Verdienst, der Tugend beugt, und das Lachen nicht halten kann, wenn ihn ein Landvogt mit hochmüthiger Miene und den Hut auf dem Kopf empfängt; sie wissen nicht, daß das Lästern, das in den kleinen Städten mit solcher Grausamkeit ausgeübt wird, nur für die leeren und beschränkten Geister ein Bedürfniß ist, welche sich Mühe geben, Alles, was in dem Haus ihres Nachbars vorgeht, auszuspioniren, und die aus Allem, was sich in dessen Haushaltung, in seiner Küche, in seinem Hühnerhof ereignet, eine wichtige Angelegenheit machen; sie wissen nicht, daß man keine Freude daran findet, die interessanten Schwägereien der kleinen Städte anzuhören, das Betragen des Einen oder des Andern auszuspähen, wenn man die Vortheile der Einsamkeit kennt, die Wissenschaft eifrig betreibt und mit Verachtung der elenden Pfeile des Neides seinen Weg mit Kraft und Beharrlichkeit fortsetzt" *).

Der Mann, der die Langeweile in den kleinen Schweizerstädten während des 18. Jahrhunderts mit solcher Lebendigkeit schilderte, hatte jedoch das Schicksal, vierzehn Jahre seines Lebens und zwar die leidenschaftlichsten in Brugg zuzubringen. Nachdem er in Göttingen Hallers Vorlesungen besucht hatte, für den er eine Verehrung empfand, deren Ausdruck sich oft in dem Buch „über die Einsamkeit“ wiederfindet, verließ er die Universität im J. 1751 mit der Würde eines Doktors der Medizin. Nachdem einige Reisen seinen schönen Geist noch mehr entwickelt hatten, begann er seine literarische Laufbahn in Bern mit Aufsätzen in der „Helvetischen Zeitung“ unter den Augen Hallers, der dahin zurückgekehrt und der ihm aufrichtig zugethan war. Er nahm endlich die erledigte Stelle

*) Zimmermann, Von der Einsamkeit.

eines Stadtarztes in Brugg an. Dort sollte für den künftigen Verfasser der „Einsamkeit“ ein langes und schmerzliches Märtyrertum beginnen. Die Stellen, die wir angeführt haben, geben davon einen hinlänglichen Begriff. Der Schüler des großen Haller, der Zögling der berühmten Göttinger Hochschule, der Mann, der die geistige Bewegung in Frankreich, Deutschland und England mit so viel Interesse verfolgt hatte, fand sich in den düstern Mauern von Brugg gewiß mehr vereinsamt, als wenn er mitten in den Wüsten Asiens gewesen wäre. Selbst seine Ueberlegenheit machte ihn verdächtig. Die unbedeutenden Bürger, mit denen er stets in Berührung war, überwachten voll Unruhe den Denker, der ihnen mehr Mißtrauen als Bewunderung einflößte.

Die Wissenschaft erscheint dem gemeinen Haufen als eine Art Schwarzkunst. Es glaubt, nie vorsichtig genug gegen deren Repräsentanten sein zu können. Was ist ein Verschwender, ein Lasterer, ein Verläumder im Vergleich mit einem solchen? Das sind gemeine Laster, deren Folgen er täglich zu sehen gewöhnt ist, und deren ganze Tragweite er kennt. Aber ein Gelehrter, ein Philosoph, ein Mann der nachdenkt, der schreiben kann, was hat man von einem solchen nicht zu fürchten? Da man in ihm einen besondern Scharfsinn bemerkt, hat man tausend Gründe zu fürchten, daß er im tiefsten Herzen die Leidenschaften lese, die es zernagen. Ist er nicht im Stande, durch unvorhergesehene Combinationen die Berechnungen der Selbstsucht, der Feigheit, der Heuchelei zu vereiteln? So ärgerten sich ja auch die Athener, den Aristides „den Gerechten“ nennen zu hören. Wird man nicht eben so schnell des Ruhms eines Mitbürgers überdrüssig, dessen Namen bis zum Ende der Welt fliegt, während man selbst in der Dunkelheit vegetirt? Der gemeine Haufen scheint einen instinktmäßigen Abscheu gegen Alles zu haben, was über ihm steht. Das Bild Tarquins, der die Mohnköpfe abschlägt, erfreut seine Seele. In einer kleinen Stadt hat Jeder den Tyrannenstab in der Hand, und weiß

ihn mit einer königlichen Rücksichtslosigkeit zu gebrauchen! — Du beschäftigst Dich mit Physik? — wozu dient die Physik? — Unsere Väter haben ohne Gewitterableiter auch gelebt. — Bist Du ein Freund der Philosophie? — welche Albernheit! — Du hast unkluger Weise Descartes und Kant gelobt? — wozu diese Metaphysik, die nur Revolutionen und Revolutionäre erzeugt hat? Die schöne Literatur ist weniger verderblich. Alles was vom Nachdenken zeugt, ist an sich verdächtig, wie das Griechische es den Mönchen im Jahrhundert des Erasmus war*). und wer weiß? vielleicht noch — Gott verzeihe es mir — denen unserer Zeit ist:

„Der Aff bleibt immer Aff, der Wolf bleibt immer Wolf.“

Jedoch, wenn man, wie Zimmermann, Sinn für die Poesie hat, findet man das Geheimniß, sich den unfruchtbaren Aufregungen einer kleinen Stadt zu entziehen. Man vergißt das Geschwätz der zänkischen alten Weiber, die Betrachtungen der ernstesten und praktischen Männer, um in jenes unverletzliche Heiligthum zu flüchten, wo der Geist den Angriffen der Dummheit und der Gemeinheit siegreich widersteht. Zimmermann wußte wohl, wie man sich gewisser Verfolgungen entziehen könne. „Die Einsamkeit“, sagte er, „ist das einzige Rettungsmittel, das man in solchen Städten finden kann“. Die Einsamkeit war für ihn nicht jener wilde und unfruchtbare Müßiggang, in welchen sich der hochmüthige Menschenfeind flüchtet; es war der genaue Umgang mit den Genies aller Jahrhunderte, deren Erhabenheit er noch mehr bewunderte, wenn er ihre Gedanken mit jenen albernen Gesprächen verglich, die seine Seele ebenso sehr ermüdeten als sein Ohr. Er liebte es auch, in einer frommen Beschauung der Natur seinen Geist mit der Macht und Größe des Unendlichen zu durchdringen. In den schönsten Stellen seines Werkes „über die Einsamkeit“

*) „Griechisch Treiben ist Reperei.“

schildert er lebhaft das Vergnügen, das ihm seine Spaziergänge in den Umgebungen von Brugg bereiteten.

„Alles wird durch Imagination rührend und lieblich, wenn nur Alles umher ruhig ist und frei. Ach, wie leicht entsagt man rauschender Freude und glänzender Geselligkeit, wenn uns däucht, in jedem Lüftchen wehe philosophische Melancholie. Ehrfurchtsvolle Schauer und süßes Entzücken werden wechselsweise erregt durch das schwarze Gehölze, durch das furchterlich abhängende Felsengebirge, und durch jede prachtvollen und erhabenen Erscheinungen, vereinigt mit kleinen Ausichten in eine lachende Landschaft. Alle Wehmuth ist vorüber bei solcher ernsthafter und doch freundlicher Nührung, und alles löset sich auf in lieblich träumender Ruhe“ *).

Wenn die Natur so tiefe Wirkung auf Zimmermann machte, so sprach der Anblick der herrlichen Landschaften seines Vaterlandes vorzüglich zu seiner Einbildungskraft:

„Zu welchem Genuße ladet dann auch die Schweiz ein auf ihren romantischen Hügeln, in so manchem lieblichen Thale, an den Ufern von so manchem spiegelhellen See; und wie liegt da jede Schönheit Schweizerischer Natur dem Auge näher und erscheint in ihrer ganzen liebenswürdigen Blüthe. Behagt dir der Anblick der Eiche oder der Ulme oder irgend eines der hochstämmigen Bäume der Wälder nicht; findest du diese Bäume nicht schön, sondern ehrwürdig und majestätisch: o so bleibt dir doch die zarte Myrthe, der Mandelbaum, der Jasmin, der Granatbaum und der Traubenberg! Bedenke, daß in keinem Lande der Welt die Schönheiten der Natur reicher an Mannigfaltigkeiten sind, als in der Schweiz“ **).

Das Buch „über die Einsamkeit“ ist deswegen interessant, weil man darin nicht bloß einen Gelehrten, sondern einen Menschen findet. Das ganze innere Wesen Zimmermanns

*) Zimmermann, a. a. O.

**) Zimmermann, a. a. O.

offenbart sich darin Jedem, der es zu suchen versteht. Welches Studium ist interessanter, als das Leben eines seltenen Geistes, das er selbst, und zwar beinahe ohne sein Wissen geschrieben hat! Man wagt es kaum, wenn man einer so glücklichen Erscheinung begegnet, seine Eindrücke denen des Schriftstellers zu substituiren, von dem man spricht. So wollen wir denn bei Zimmermann thun, was wir bei Müller und andern bedeutenden Gestalten der Schweiz gethan haben: wir wollen ihn selbst reden lassen.

Nachdem der gelehrte Brugger Arzt von den Schönheiten der Natur gesprochen, die er mit Begeisterung bewunderte, macht er uns mit Einzelheiten über seine Person bekannt, die ein wirkliches Interesse darbieten.

„Bei allem Gewirre von Leidenschaft und Thränen, bei allem Unglücke, kannte ich nie seligere Stunden, als die, da ich die Welt, und die Welt mich vergaß. Diese Stunden der Ruhe fand ich in jeder einsamen Gegend. Alles was mich in Städten drückte, alles was mich mit Willen oder Ekel, Aerger und Zwang, in den allgemeinen Wirbel hineinriß, lag mir da fernweg. Ich bewunderte und genoß die stille Natur, und empfand nichts als leises Vergnügen. Oft blickte ich im Gefühle dieser sanften Wollust, im Frühling in das herrliche Thal hinab, wo die Trümmer des Wohnsitzes Rudolfs von Habsburg allein auf dem Rücken eines waldigen Berges unter allem möglichen Grün sich erheben. Ich sah da, wie die Aar bald unter hohen Ufern in einem weiten Bette herabströmt, bald durch enge Felsen sich stürzt, und dann wieder ruhig und langsam durch die schönen Auen sich schlängelt, indem ihr von einer andern Seite die Reuß, und weiter unten die Limmat zufließen, und friedsam sich mit ihr vereinigen. In dem schönen blumigten Vorgrunde sah ich die königliche Einsamkeit, wo die Gebeine Kaiser Albrechts I. und so vieler fürstlichen Personen des Hauses Oesterreich, und so vieler von den Schweizern erschlagenen deutschen Fürsten, Grafen, Ritter und Edlen, in klösterlicher

Stille ruhen. Weit umher lag vor mir das lange Thal, wo die große Stadt Bindoniffa stand, und die Ruinen, auf denen ich so oft, in stiller Betrachtung über die Vergänglichkeit menschlicher Größe, saß. Im fernsten Gesichtskreise, hinter dieser herrlichen Gegend, erheben sich über anmuthige Hügel, alte Schlösser und Gebirge die Alpen in aller ihrer Pracht; und mitten unter allen diesen großen Scenen fielen dann meine Augen vom hohen Walde, wo ich stand, über die Weinberge hinab, tief zu meinen Füßen auf meine kleine reinliche Vaterstadt, auf jedes Haus und auf jedes Fenster in meinem Hause. — — Dann stieg ich immer vergnügt und friedsam von meinem Berge hinab, machte den Regenten meiner Vaterstadt tiefe Reverenzen, gab jedem meiner geringern Mitbürger Freundeshand, und behielt diese selige Stimmung der Seele, bis ich wieder die schönen Berge und das lachende Thal und die fried samen Vögel unter den Menschen vergaß" *).

Alle politischen Gemüther fühlen in dem Leben der Städte das Gefühl des Unbehagens, welches Zimmermann hier der Ruhe entgegensetzt, mit welchem die Beschauung der Natur erfüllt.

„Die ganze Zeit, die ich in Paris zubrachte“, sagt Rousseau, „war nur darauf verwendet, Mittel zu suchen, um fern von dieser Stadt leben zu können.“

Zimmermann mußte Aehnliches fühlen, als er sich in Hannover niederließ, wohin er als Leibarzt des Königs von England berufen worden war. Er befand sich dort jedoch nicht glücklicher als in Brugg; er wünschte sogar die düstere, stille Einsamkeit zurück, deren Mißbehagen er geschildert hatte. Der Verlust seiner ersten Frau und seiner Tochter, eine heftige Polemik, die er gegen die Illuminaten*) führte, erhöhten seinen angeborenen Trübsinn. Ein eifriger Anhänger der Grundsätze

*) Zimmermann, a. a. D.

**) Eine geheime Gesellschaft, deren Gründer Spartakus Weishaupt war. — Er hat die Verfassung der Gesellschaft Jesu nachgeahmt.

von 1789, hatten die Frevler der französischen Revolution seine Seele mit dem größten Schmerz erfüllt. Es ist so traurig, die Ideen, die wir unser ganzes Leben geliebt haben, kompromittirt zu sehen. Die Mäßigung war nicht die hervorragendste Eigenschaft in Zimmermanns Charakter. Er griff die Ansichten, welche damals einen großen Einfluß auf Europa ausübten, mit einer Festigkeit an, die ihm viele Gegner und selbst Feinde zuzog. Seine Traurigkeit nahm in Folge dessen noch zu. Er glaubte sich von häßlichen Gespenstern umgeben; er wurde jeden Augenblick von eingebildeter Angst ergriffen. Eine ihm angerathene Reise nach Holstein heilte ihn nicht von seinem Menschenhaß. Er starb, indem er jene wohlthätige Ruhe suchte, deren Glück er so oft gezeigt hatte. Ein trauriges Beispiel von der Macht der Einbildungskraft selbst bei den Menschen, welche die Wissenschaft und das Nachdenken am besten vor den Täuschungen zu bewahren scheint, denen der gemeine Haufen unterworfen ist. „Was für ein armes Thier ist der Mensch,“ sagte Robier, „was für ein armer Mann ist der große Mann*)!“

Die Abhandlung „Ueber den Nationalstolz“ ist mit dem Buch „Ueber die Einsamkeit“ das schönste literarische und philosophische Verdienst Zimmermanns. Die falsche Richtung, die er angreift, kann die Wirkung eines schwärmerischen Patriotismus sein. Sie rührt jedoch häufig von jener eingebornen Eigenliebe her, welche sich in jedem Lebensalter offenbart und sich in allen Verhältnissen wieder findet. Zimmermann führt mit Recht die Chinesen als den vollständigsten Typus

*) Das Leben Zimmermanns ist von einem seiner Mitbürger beschrieben worden: L. A. Tissot, Vie de Zimmermann, conseiller d'État, premier médecin du roi d'Angleterre et de Hanovre. Lausanne, 1797. Zwei Deutsche haben ebenfalls Lebensbeschreibungen desselben herausgegeben. S. Marcard, Beitrag zur Biographie des Ritters von Zimmermann. — Wichmann, Zimmermanns Krankheitsgeschichte.

des Nationalstolzes an. Für die Landsleute der Yao-tseu, Meng-tseu und Confucius, für den glücklichen Bewohner des „Reichs der Mitte“ existirt, um so zu sagen, Nichts außerhalb der Staaten des „Sohnes des Himmels“. Es wäre schwer, in Europa so schneidende Uebertreibungen zu finden. Aber der beschränkte Geist, der die Chinesen dahin bringt, die übrigen Menschen wie Barbaren zu betrachten, offenbart sich selbst auf unserm Continent in sonderbaren Ueberspanntheiten. In Folge der häufigen Beziehungen, welche die Schnelligkeit der Kommunikationen jetzt zwischen den verschiedenen Völkern herbeiführt, nehmen die Nationalvorurtheile glücklicher Weise ab. Die gebildeten Menschen erkennen die Vorzüge gern an, welche jedes Volk charakterisiren. Man fängt sogar an, eine Tendenz zu bemerken, deren Entwicklung zum Glück und zur Freiheit der Völker keineswegs beitragen würde. Die Idee des Vaterlands verschwindet bisweilen in einem allgemeinen Humanismus (man verzeihe mir dieses barbarische Wort), ein ganz unbestimmtes Gefühl, dessen augenscheinliches Ergebniß sein würde, von dem Patriotismus und den Opfern zu entbinden, die dieser auferlegt. Ohne Zweifel ist die Idee der Humanität groß und fruchtbar:

„Humanität! o herrsche, deine Zeit ist da,
Es läugnet sie umsonst des alten Echos Stimme!“

Es ist jedoch nicht nöthig, sie in einen Gözen zu verwandeln, um die heiligen Bande, die uns an das Geburtsland knüpfen, zu ihren Füßen zu zerreißen. Sie darf uns nicht die schönsten Erinnerungen der Kindheit, und die dreimal heilige Hingebung vergessen machen, die wir in den Helden des Alterthums bewundern. Wir können das Exklusive in dem Patriotismus derselben vermeiden; die christlichen Ideen genügen, um sie zu veredeln. Denn zeigen sie uns nicht in allen Menschen Brüder, die wir lieben und denen wir beistehen sollen? Aber niemals soll der Christ und der Philosoph den Bürger zurückdrängen. — — —

Als ich die Plattform verließ, näherte ich mich dem gothischen Münster, indem ich an das wesentlich religiöse Genie Hallers dachte. Die Glockenthürmchen, die Strebepfeiler, die gezackten Gallerien traten aus dem dunkler gewordenen Blau des Himmels kräftig hervor. Dieser Thurm, welcher bereit schien, den Himmel zu erstürmen, aber dessen unvollendeter Bau plötzlich unterbrochen wurde, scheint ein Bild des kühnen Geistes, dessen Aufschwung von einer mächtigen Hand aufgehalten wird. Das große Portal ist mit Bildhauereien bedeckt, welche das jüngste Gericht nebst den thörichten und klugen Jungfrauen darstellen, die selbst von Anspielungen auf die Laster der Geistlichkeit umgeben sind. — Ich ruhte einen Augenblick in dem einsamen Tempel aus, der kaum von einem schwachen Strahl erleuchtet war, welcher durch die seltsam bemalten Fensterscheiben drang. Die Schnitzereien der Eise aus geschwärztem Holze, an welche ich mich lehnte, gewährten in dieser Dunkelheit und Stille einen phantastischen Anblick. Ich verließ bald die melancholische Kirche, neben den schwarzen Marmorplatten hinwandelnd, auf welchen die Namen der im Jahre 1798 für die Unabhängigkeit der Eidgenossenschaft gefallenen Helden eingegraben sind.

Ich sah das Grab des unerschrockenen Schultheiß Friedrich von Steiger, welcher im Gefecht im Grauholz sein ergrautes Haupt den Kugeln der Feinde aussetzte. Der berühmte Sprössling eines erlauchten Stammes unterlag ruhmvoll zu derselben Zeit bei der Vertheidigung seines Geburtslandes gegen den Einfall der Franzosen. Wenn er weniger glücklich war, als die Besieger der mittelalterlichen Barone, so mußte er wenigstens, wie sie sein Leben für eine edle Sache aufzuopfern. Nachdem Karl Ludwig von Erlach aus dem Munde des großen Geschichtschreibers der Schweiz die unsterblichen Thaten seiner Väter gehört hatte, glühte er, sie nachzuahmen, und wie sie ein unvergängliches Andenken zu hinterlassen. „Adel verpflichtet“! Dies war der rühmliche Wahlspruch des Abkömmlings Ulrichs

und Rudolfs. Er blieb ihm unter Verhältnissen getreu, wo der kräftigste Muth wankte, und wie Alons Meding, der großherzige Führer der kleinen Kantone, vertheidigte er das Banner von Donnerbühl und von Laupen bis zum letzten Athemzug.

LXXVI.

„Habt mich einen Mann geheißen — zeigen will ich, daß ichs bin!

J. F. Reithart.

Ich gelangte auf dem Münsterplatz zur Bildsäule Rudolfs von Erlach. Vor dem Bilde des Helden, in dessen Hand das siegreiche Banner weht, erging sich meine Phantasie in der Erinnerung an jene Zeiten der Kämpfe und Siege, da die Schweiz ihre Unabhängigkeit von den hohen Bergen herab verkündete, während das übrige Europa noch die Fesseln der Sklaverei mit sich schlepte. Damals fielen die Tyrannen haufenweise unter den Streichen der Schweiz, dieser Mutter der Freiheit, dieser Heldin mit männlichem Herzen, die ihre Kinder gegen die ewigen Feinde des Menschengeschlechts zu vertheidigen wußte. So versenkte ich mich, mein Emanuel, in meine Lieblingsträumerei, indem ich an die außerordentlichen Thaten dachte, welche ein kleines Volk mit That- und Willenskraft, selbst in jenen barbarischen Zeiten, ausführen kann, wo die Menschen unter der Geißel der Lehensbarone lebten. Und wenn ich dann die edlen Züge des Edelmannes betrachte, daß, wie seine Standesgenossen, 'ein Tyrann hätte sein können, und der doch seinen Arm den Unterdrückten geliehen hatte, indem er die Vorurtheile seiner Rasse mit Füßen trat, bewunderte ich die Tugend, die muthig genug war, die Selbstsucht zu besiegen, und die edlen

Triebe zu bewahren, mit denen uns der Schöpfer Alle begabt hat.

Eine geschmackvoll gekleidete fremde Dame trat zu mir, als ich mich diesen Betrachtungen überließ. Sie kam eben aus jenen duftenden Salons der großen Welt, den stolzen Stätten, in denen der zügellose Hochmuth unbeschränkt herrscht. Dort singt man diesem Gotte prächtige Hymnen, und die Bosheit, welche unaufhörlich neue Opfer verlangt, überhäuft alle die mit ihrem unbarmherzigen Spott, welche unabhängig genug sind, um sich zu weigern, den Nacken vor dem Gözen zu beugen, welchem Niemand seinen Weihrauch zu verweigern wagt. Wer einmal diese unreine Luft eingeathmet hat, trägt das Verderbniß mit sich davon, wie der Wurm das Gift bewahrt, das er aus den schädlichen Pflanzen saugt. Diese blondlockige Fremde war jung und heiter. Sie blieb bei mir stehen, betrachtete die Bildsäule einen Augenblick und sagte mir lachend: „Wer ist denn dieser Herr, dem man ein solches Denkmal gesetzt hat? Ist es eine der Berühmtheiten dieses Landes?“ — „Es ist Rudolf von Erlach“, antwortete ich, indem ich ihr die vergoldete Inschrift auf dem Piedestal zeigte. — „Rudolf von Erlach?“ versetzte sie, indem sie sich gegen das Münster wendete, und einen zerstreuten Blick auf die gothischen Bildhauereien des altehrwürdigen Tempels warf, „es ist ohne Zweifel, wie ich es sagte, irgend ein ehrlicher Mann, der eine Seite in den Geschichtsbüchern dieses Kantons verdient hat.“ Und nun zog sie mich nach der Kirche, deren unvollendeten Thurm sie mir im Vorübergehen zeigte; hierauf verschwand sie, gedankenlos und muthwillig, indem sie mich fragte, ob in der Stadt noch Etwas zu sehen sei, ganz vergnügt, mit so edler Verachtung vom Helden von Laupen gesprochen zu haben!

Ich kehrte zu Rudolf von Erlach zurück. Der Abend Schatten verschleierte zum Theil die harten Umrisse des Erzes. Ich setzte mich auf die Steinplatten zu seinen Füßen. Es kam mir bisweilen vor, als ob er lebe, als ob sein mächtiges Wort in der

Dunkelheit ertönen sollte. Es freute mich, mir vorzustellen, daß sein Geist auf meinem Haupte ruhe, und mir die hochherzigen Gefinnungen eingebe, die ihn geleitet hatten. In ihm sah ich die wahre Aristokratie, diejenige, welche nach dem ursprünglichen Sinne dieses Wortes**) aus den besten Seelen der schwachen Menschheit bestehen sollte, und nicht aus entnervten Wesen, wie das, welches eben vor meinen Ohren mit der betäubenden Frivolität der großen Welt.

Wenige Systeme haben in der Welt einen bedeutenderen Einfluß ausgeübt, als die Idee der Aristokratie, deren Uebertreibungen so viel Blut vergossen und der Menschheit so viele unheilbare Uebel zugefügt hat. Da die Naturreligionen schon im Anbeginn die Menschheit in zwei wesentlich verschiedene Theile getrennt hatten, bekämpfte Moses diese Theorie mit der rauen Energie, die ihn charakterisirte. Der begeisterte Gesetzgeber nahm nicht die geringste Rücksicht auf die eingewurzeltesten Vorurtheile seiner Zeit, auf die Gebräuche, die das Heidenthum schon so sehr befestigt hatte. Es wird in den Augen der Nachwelt dem muthigen Propheten der Hebräer zum unsterblichen Ruhm gereichen, daß er fünfzehn Jahrhunderte vor Christus die Gleichheit der Menschen verkündigt hat. Auf dieser festen Basis gründete er die Republik Israel, welche gegen die Verfassungen von ganz Asien, gegen den Despotismus in China, gegen die Kasten des Brahmanismus, gegen die Theokratie, welche auf Egypten lastete, einen so auffallenden Gegensatz bildete.

Als Christus auf diese Welt kam, um das Evangelium zu verkündigen, bewahrte er in der neuen Religion die Idee der Gleichheit, welche das Wesen der mosaischen bildete. Er gab sogar dieser Idee eine Vollkommenheit, welche sie niemals gehabt hatte, indem er sie durch die Hinzufügung des Dogmas der Brüderlichkeit entwickelte. Indem er Gott nicht bloß als

*) "Αριστος und Κράτος.

den Schöpfer, sondern als den Vater unseres Geschlechts darstellte, gewöhnte er die Jünger des neuen Gesetzes daran, alle Menschen wie Brüder, wie Glieder des großen menschlichen Leibes zu betrachten. Von diesem erhabenen Standpunkt steht kein denkendes Wesen auf dieser Welt vereinsamt da. Es kann höhere Stellungen, es kann aber keine verschiedenen Naturen geben. Mit andern Worten, das Evangelium läßt die bürgerliche Hierarchie zu, nicht aber den Begriff der Kasten, welche im Ursprung der Menschen Ungleichheiten voraussetzen, die nur von der Einbildungskraft erzeugt worden sind.

Der Einfall der Barbaren verhinderte das Christenthum, diese edlen und heilsamen Ideen in den Staat einzuführen. Die Eroberung bildete in der christlichen Welt zwei Gesellschaften, davon die eine alle Vorrechte besaß, während die andere alle Lasten trug. Jahrhunderte hindurch lastete das scharfe Schwert der Barone auf Europa und vertheidigte die Herrschaft der Kasten mit unbarmherziger Strenge. — Im Orient war es anders, da die Sieger nicht in barbarischen, sondern in einer Religion aufgewachsen waren, welche die dem Pentateuch und dem Evangelium entlehnte Gleichheit anerkannt hatte. Der Mahometanismus hat dem Einfluß der christlichen Lehre viel mehr gehuldigt, als man es gemeiniglich glaubt; daher ist er auch eine Religion, die wesentlich auf Gleichheit beruht. In den Ländern, die er an sich riß, haben sich die Eroberer, wenn sie auch die Besiegten einer erdrückenden Herrschaft unterwarfen, ihren Unterthanen keineswegs als eine Aristokratie aufgedrängt. Die seltsamen Grundsätze, welche die Eitelkeit der Barone in die europäischen Staaten eingeführt haben, würden nicht allein den Christen in Athen und Antiochia, sondern auch den Anhängern des Islam ein verächtliches Lächeln entlocken.

Unglücklicher Weise gestalteten sich in Europa nach dem Einfall der Barbaren die Dinge ganz anders. Statt kräftig zu kämpfen, um den obersten Glaubenssatz der menschlichen Gleichheit zu beschützen, verschmolz sich die Kirche vollständig mit der

Lebensherrschaft. Während bei uns die Bischöfe und die Priester Väter und Hirten blieben, welche ihrer Herde verkündigten, daß in Christus „kein Jude noch Grieche, kein Knecht noch Freier, kein Mann noch Weib“ sei, bemühten sich die Bischöfe im Abendlande, die Herden von Leibeigenen, welche ihrer Rechte gewaltthätig beraubt worden waren, an der Scholle gebunden zu erhalten. Alle die, welche es versuchten, die Geistlichkeit an ihre heiligsten Pflichten zu erinnern, ihr den wahren Sinn der evangelischen Lehre zum Bewußtsein zu bringen, wurden, wie Johannes Huß, Hieronymus von Prag und Savonarola, dem Scheiterhaufen überliefert. Dies war das letzte Beweismittel der Kirche. Sie wendete es mit Vorliebe gegen die edlen Männer an, welche verlangten, daß man zu den Lehren des ursprünglichen Christenthums zurückkehre.

Doch, wenn das Evangelium verhüllt war, so war es doch keineswegs vernichtet. Wie ein köstlicher, in die Erde gelegter Same sollte es eines Tages wieder ausblühen. So finden wir mitten in der Ungleichheit des Mittelalters begeisterte Seelen, welche die Gerechtigkeit und Wahrheit den Vortheilen der Kasten, den Eingebungen der Selbstsucht vorziehen. Solche Männer waren Ulrich und Rudolf von Erlach am Donnerbühl und bei Laupen und Rudolf von Werdenberg am Stoß. Der Ruhm dieser Helden ist unsterblich, wie ihre Werke. — Möchte ihr Schatten denen vernehmbar werden, auf welchen noch die schweren Fesseln der Vorurtheile des Jahrhunderts lasten! — Die Männer, von denen ich eben gesprochen habe, mein Emanuel, sind die Vorläufer einer neuen Ordnung; sie haben Euch die Bahn vorgezeichnet, die Ihr betreten müßt, wenn Ihr, die Erben berühmter Namen, nicht in der unermesslichen Menschheit nutzlos oder verachtet verschwinden wollt. Sie haben Euch gezeigt, wie man unter den Augen Gottes die Aufgabe erfüllen muß, welche den von den Gesandten des Ewigen verkündigten Grundsätzen im Staatsleben allmählig den Sieg bereiten soll.

So tretet dann an die Spitze dieser Massen. Organisirt

die Demokratie, deren Sieg unvermeidlich ist. Hört auf, Eure Kräfte in unfruchtbaren Kämpfen zu verschwenden, die sie nicht um Eine Linie zurückdrängen. Das menschliche Geschlecht wird von einer Hand nach seinem Ziele geleitet, die mächtiger ist als die Eure. — Diese Hand verfügt über die Geschicke der Welt! Seht Ihr denn nicht, was das Schicksal der Einzelnen und der Rassen gewesen ist, welche der unüberwindlichen Gewalt des Fortschrittes einen erbitterten Widerstand geleistet haben? Selbst ihr Name ist verhaßt. Mit Ausnahme einiger Sophisten spricht ihn Niemand ohne Widerwillen aus. Ein ähnliches Loos erwartet ihre ungeschickten Nachahmer. — Schmücket Euch mit den schönsten Namen, nennt Euch: „Konservative, Vertheidiger der Ordnung, Bewacher der Geseze, Beschützer der Religion“; es werden alle diese hochtrabenden Bezeichnungen die Selbstsucht nicht bemänteln, welcher die Nachwelt stets hat Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die Zukunft gehört nur der Wahrheit und der Freiheit an. Alle Siege über dieselben werden nicht dauerhafter sein, als der vom Wind verwehte Rauch!

Geist des großen Erlach*), gib meinen Worten Kraft, damit der Freund, dessen Einsamkeit sie trüben werden, ihren Eindruck in sein überzeugtes Herz aufnehme! Lasse sie in seiner neubelebten Seele ausblühen, wie eine schöne Blume aus einem Keim entsproßt, der vom Sturm auf ein fruchtbares Erdreich geworfen wurde! Ach! bewirke auch, daß sie die theilnehmenden Gefinnungen erwecken, aus denen sie hervorgegangen sind! Möge man, wenn man sie hört, wie aus einem schweren Schlaf erwachen, um den köstlichen Namen der Freiheit auszusprechen!

*) R. von Erlach ist von R. Kocher, dem Verfasser der „Vermischten Gedichte“ gefeiert worden: „Rudolf von Erlach, ein Schauspiel in 3 Aufzügen.“ Zürich 1851. — Man vergl. „R. von Erlach und die Schlacht bei Laupen im Jahr 1339“ von Ritter. Bern 1849.

LXXVII.

Aus des Lebens Mühen und ewiger Qual
Möcht' ich fliehen in dieses glückselige Thal.

Schiller.

Erst seit einem Augenblick glänzte der Tag in seiner ganzen Pracht. Die Sonne erschien, um der Schöpfung das Leben zurückzugeben, das in der Ruhe der Nacht eingeschlummert war. Die Aare bedeckte die geschwärzten Räder der untern Stadt mit silbernem Schaum. Von der Höhe des Muristalben bewunderte ich in einem offenen Wagen die majestätische Hauptstadt der Schweiz. — Indessen kam ich durch ein prächtig angebautes Land von entzückender Schönheit. Auf der einen Seite erheben sich Gebirge, die im ewigen Weiß erglänzen, und zu ihren Füßen zeigen sich in dem Thal Häuser mit doppeltem Altan, die mit Reblaub und Geißblatt überzogen, von kleinen Gärten umgeben sind, in welchen Flieder, Rosen und Akazien, deren rothe und weiße Trauben über lebendige Hecken und leichte Zäune anmuthig herabhängen, in Fülle blühen. Dort erheben sich schwarze Felsen, von denen herab frische Quellen durch das glänzende und kurze Gras rinnen; bisweilen stürzen sich wilde Gießbäche in die Richten der Wälder, welche die Höhen bedecken. Die eintönige und ernste Stimme des Ruckucks mischt sich in den lauten Ruf der Meise und des Schneehuhns, während die leichten Schwalben in der Luft einen Reigen bilden.

In diesen ersten Tagesstunden lebt der Mensch mit der ganzen Natur auf.

„Alles scheint zu neuem Leben,
Alles scheint zum Glück aufzuwachen.“

Das erschöpfte Herz findet die Kraft wieder, die es verließ,
die von Thränen erschöpften Augen erheben sich bezaubert zum

Himmel, von dem ein sanftes Licht herabströmt. Sie suchen das ewige Wesen, jene unerschöpfliche Quelle der Ruhe und des Friedens, welches der Erde die wohlthätige Macht und die Ruhe des Grabes allen denen gegeben hat, die von den Kämpfen dieser Welt ermüdet sind; welches den Glanz des Tages über die vorzüglichen Freuden des Daseins ausgegossen und der glühenden Sehnsucht unserer Seele die Unsterblichkeit zugesichert hat.

Die Druidentempel, deren Spuren noch auf dem Hühnli sichtbar sind, scheinen meiner Phantasie mit weißgekleideten Priestern des Teutates erfüllt, die mit Eisenkraut bekränzt sind und die goldene Sichel und die heilige Mistel in ihren verehrten Händen halten. Dieser Ort ist für das Gebet geschaffen; die Seele konnte an nichts Anderes denken als an den Ewigen, obgleich der unwissende Mund der heidnischen Priester an diesem Ort Gottheiten angerufen hat, die der Anbetung der Sterblichen unwürdig sind. Die von den Täuschungen der Kindheit verblendete Menschheit stammelte nur mit Mühe den dreimal heiligen Namen dessen, der sie auf ihrer Reise nach dem Ziele leiten soll, welches ihr in den göttlichen Geboten vorgezeichnet ist.

Ich komme endlich in die Straßen des alterthümlichen Thun. Die Aare rollt ihr blaues Gewässer durch die Stadt mit engen Häusern und breiten gepflasterten Terrassen, welche sich wie eine Straße ausdehnen, die über der zwischen einer doppelten Reihe Läden gezogenen Hauptstraße herabhängt. Ich gehe auf das Gerathewohl vorwärts, vom Gebrause des reißenden Stromes entzückt, von den Gipfeln der Hochalpen bezaubert, welche den Horizont einschließen, und ver falle bald in Träumereien, wie es immer in der Einsamkeit geschieht. Ich steige zahlreiche steinerne Stufen hinauf, welche sich mir zeigten und ich finde auf der Höhe einen Kirchhof, auf welchem tiefe Stille herrscht. Ueberall blühen die schönsten Blumen und anmuthige Gesträuche, und frischer Wassen bedeckt den schwarzen Staub der Gräber. Die Lage dieses Aufenthalts der Todten entzückt meinen Blick. Ein alterthümliches Schloß und eine Kirche erheben sich stolz über

die Stadt, wie im Mittelalter, da der Priester und der Baron die Gesellschaft beherrschten. Thun hat die Physiognomie dieser merkwürdigen Zeit bewahrt. Alles hat dort einen Anschein von Zwang, der die Seele mit schmerzlichem Druck berührt. Diese biden Mauern, diese bastillenähnlichen Häuser, diese engen Gassen, diese Fenster ohne Licht erinnern unwillkürlich an eine Zeit, wo der von der allmächtigen Hand der Kirche und der Lehensherrschaft mehr erstickte als beschützte Geist Dunkelheit und Stille aufsuchte, um sich weit von den Henkern und Inquisitoren in sich selbst zu versenken. Der Mensch, der damals durch die unübersteiglichen Schranken der Kaste, durch das Mißtrauen einer argwöhnischen Orthodoxie, durch Vorurtheile jeglicher Art von seinem Nebenmenschen getrennt war, sah in seines Gleichen nur einen Gegner und sogar einen Feind.

Findet sich dieses unverlöschliche Gepräge nicht vollständig in dem Buch „von der Nachahmung Christi“? Das ist vollkommen der leidenschaftliche Ruf einer verzweifelnden Seele. Der leeren Subtilitäten der Theologen müde, taucht sie sich mit ungestümer Glut in Verzückung. In dieser sucht sie jenes unendliche Wissen, nach welchem der Mensch instinktmäßig strebt. Da sie überall nur die Herrschaft der Gewalt und die Selbstsucht der Macht findet, verflucht sie die Staatsgesellschaft, die Natur und das Leben; sie unterhält in sich die bittere Verachtung der reinsten Neigungen des Herzens und des kräftigen Aufschwungs des Geistes. In ihrer Traurigkeit und Abgeschlossenheit preist sie der Menschheit den Tod des Klosters an, der ihr das einzige Mittel gegen die ewig wieder auflebenden Schmerzen zu sein scheint. So ist denn dieses Buch der Ausdruck einer tiefen Verzweiflung. Aber soll sich diese Verzweiflung in ein unbedingtes Gesetz für unser ganzes Leben verwandeln? Wie hat man dieses Buch, welches eine heftige Protestation gegen die Familie, gegen den Staat enthält, weil beide, wie sie damals bestanden, dem Verfasser Mittel zu sein schienen, mit deren Hülfe man der Seele die unerträglichste Gewalt an-

that, wie hat man, sage ich, dieses Buch den unschlbaren Lehren des göttlichen Erlösers an die Seite stellen können?

Wenn die Unterdrückung überall herrscht, sind solche Reaktionen natürlich. Sie sind für Jeden unwiderstehlich, der nicht genug Thatkraft besitzt, um sich über das Elend der Gegenwart zu erheben und seine Blicke nach der Zukunft zu richten. Die Entschlossenheit des Mannes zur Zeit der Urkirche ist also eine ganz außerordentliche Erscheinung, die unsere ganze Bewunderung verdient. Statt an der Wiedergeburt des Menschengeschlechts zu verzweifeln, statt die trefflichen Bestrebungen nach dem Idealen zu verfluchen und sie als Träumereien zu verhöhnen, haben sie muthvoll den Vorurtheilen und den Verirrungen ihrer Zeit entsagt, um die thätigen Geister auf die Bahn des Fortschritts zu ziehen. Deshalb findet man auch in ihren Schriften die entmuthigte Ueberspanntheit der „Nachahmung“ nicht.

Eine wunderbare Heiterkeit verleiht allen ihren Lehren einen besondern Reiz. Es ist, als ob sich der reine palästinische Himmel in ihren Seelen abspiegelt, als ob sie den Zauber der prächtigen Ufer des Sees Genezareth beständig empfinden. Ihre Blicke sind nach dem Horizont gewendet, den sie schon im Schimmer der ersten Sonnenstrahlen zeigen. Sie sind Verkünder des Vertrauens und nicht Propheten der Verzweiflung. Sie sind hierin die würdigen Erben Israels, welches das Volk der Hoffnung war. Von den Fürsten und Völkern mit Füßen getreten, hat es ohne Bedenken an die Erfüllung der Verheißungen des Ewigen geglaubt. Dieser wesentliche Charakter des Alten Testaments ist im Evangelium noch kräftiger ausgesprochen. Die Propheten ahnen die Wiederherstellung der Einheit in den zerrissenen Eingeweiden des Menschengeschlechts; das Evangelium stellt sie als gewiß dar. Es ermahnt die Menschen mit Kraft, Vertrauen auf sich selbst zu fassen, sich zu lieben, sich zu vereinigen, ein einziges Herz und eine einzige Seele zu werden. Wie himmelweit verschieden ist diese liebevolle und heilige Moral

von den Sarkasmen des unmännlichen Mönchs, der die „Nachahmung“ geschrieben hat! Statt an die brüderlichen Lehren Christi zu erinnern, fordert er den Freund auf, dem Freund zu mißtrauen, den Bruder, sich gegen die Selbstsucht des Bruders in Acht zu nehmen, den Denker, nicht an die heilige Begeisterung zu glauben, die ihn hinreißt. Er stellt das Leben als eine Täuschung dar, die der Mühe nicht lohnt, daß man darin verweile; die Thätigkeit des Geistes und des Wissens als eine eitle und gefährliche Verführung. Das ist die Philosophie des Nichts, das ist der Buddhismus und nicht das Evangelium.

Wir sind alle, mein Freund, zuweilen für eine traurige Ruhe und einen frühzeitigen Tod begeistert. Ich selbst empfinde, wenn ich zwischen diesen Gräbern wandle, wie das traurige Gefühl der Entmuthigung sich meiner niedergeschlagenen Seele bemächtigt. Unwillkürlich rufe ich aus: „Glücklich, sehr glücklich ist der, der in seinem Geist den Sturm der unruhigen Gedanken, in seinem Herzen die Neigungen, die es zerrissen, in seinem Busen alle jene Sympathien besiegen kann, die ihn an die Erde knüpfen!“ — Wenn es mir nicht vergönnt ist, hier mein Grab zu wählen und mich zur ewigen Ruhe niederzulegen, ach! möchte ich wenigstens Alles vergessen und innerlich sterben, ehe die Erde meinen kalten Staub bedeckt! Ich will mich in Betrachtungen vertiefen, wie in einen grundlosen Abgrund, und auf jene unfruchtbaren Erschütterungen verzichten, welche das Menschengeschlecht nicht hindern, sich täglich tiefer in Aberglauben, in Fanatismus und Verwilderung zu verhärten. Wozu so viele erfolglose Kämpfe gegen Irrthümer und Uebel, welche die unvermeidliche Folge der menschlichen Natur sind? Der allein ist wahrhaft vernünftig und wahrhaft glücklich, der durch Nachdenken dieser Welt voll Schmerzen, Unterdrückung und Schmach entflieht; der sich auf dem Gipfel dieser erhabenen Gebirge unter dem Himmel seinen Träumereien überläßt, mit seinem Blicke der Schwalbe folgt, welche das Gewässer mit schneller Schwinge streift, der der Stimme des allgemeinen Lebens sein Ohr leiht

und sich so durch den Schlaf der Seele vor den niederdrückenden Beschwerden des Daseins bewahrt.

Und ist das Träumen übrigens nicht die erhabenste Uebung des Geistes? Die Träumerei umfaßt Alles, sie schwingt sich selbst in den Schooß des Unendlichen! Sie wird von den Schranken nicht aufgehalten, die der gemeinen Wissenschaft auferlegt sind, der Wissenschaft, die nur an ihre dürstige Erfahrung glaubt, die jeder höhere Schwung mit Schrecken erfüllt, die in ihrem beschränkten Hochmuth geneigt ist, alles, was sie nicht begreift, für leere Träume zu halten. Und wer sind wohl die wahren Philosophen? Sind es nicht jene indischen Denker, jene brahmanischen und buddhistischen Weisen, jene Schüler des Pythagoras und Plato, jene christlichen Mönche, welche das Verfahren der dürren und unfruchtbaren Scholastik verschmähen, deren Schulen allzu hochmüthig sind, und die sich durch einen unwiderstehlichen Trieb bis zum Glanz des unerreichbaren Lichts aufgeschwungen haben, um die Geheimnisse des Weltalls zu ergründen? Was hält uns denn in dieser traurigen Welt zurück? Laßt uns auf den Gipfel der Alpen steigen, deren blendende Gletscher man von hier sieht, um uns fern dem Hang zu überlassen, der uns nach den Geheimnissen des beschaulichen Lebens reißt! Dahin gelangt der Lärm der Erde nicht mehr! Die scharfe und durchdringende Luft, die man dort athmet, ist nicht die verdorbene Luft jener unreinen Pfüze, welche die Menschen Civilisation nennen! Civilisation, Fortschritt, Freiheit, Brüderlichkeit, das sind sinnlose Worte, mit denen die Menschen dieses Jahrhunderts ihr Unrecht und ihre Selbstsucht schmücken! Hochtrabende Worte, welche vor den Lasten der Vergangenheit nicht sicher stellen! Nichts, was uns hienieden stürmisch bewegt, ist einer Viertelstunde Mühe werth. Die Dinge dieser Welt drehen sich in einem verhängnißvollen Kreis, wie Vico und Herder es gesagt haben. Jeder Fortschritt einer wahrhaft liberalen Idee ruft eine wilde Reaction gegen sie hervor. Die Kinder Adams sind geboren, um das Joch der Herren zu er-

dulden, die ihnen der Zufall gibt, und um in feiger Unterwürfigkeit die Füße der Despoten zu küssen, die ihnen das Haupt zertreten. Hier in diesen erhabenen Gebirgen ist die wahre Wissenschaft der Freiheit, die kein Arm zu fesseln vermag, die stolze Unabhängigkeit, die selbst den Schatten der Knechtschaft fürchtet; hier findet man die Verachtung alles dessen, was frivol und erkünstelt ist, das tiefe und lebendige Gefühl eines natur- und wahrheitsgemäßen Daseins.

Durch diese Betrachtungen in eine aufrichtige Begeisterung versenkt, stoße ich mit den Füßen an einen weißen Marmor, auf welchem ich einen Namen und eine Jahrzahl unter dem Epheu und den Violett lese, die sie dem Blick verbergen. Da werde ich an eine prächtige Inschrift erinnert, welche auf dem Grab eines Christen der Urkirche entdeckt wurde: „Beweine den Todten, weil er sich zur Ruhe gelegt hat!“ Aber enthält denn diese in den Katakomben vergrabene Inschrift nicht die entschiedenste Verdamnung der Empfindungen, denen ich mich überlasse, wie die Aare ihrer Strömung? Dieser unbekannte Christ betrachtete also die Ruhe — selbst die Ruhe des Himmels — als ein Unglück! Er bedauerte, nicht mehr für das unterdrückte Recht kämpfen, der Tyrannei widerstehen, mit den Leidenden weinen, diejenigen nicht mehr ermutigen zu können, welche in der „Schlacht des Lebens“, in dem Kampfe gegen die unverzöhnlichen Gegner der Wahrheit wankend werden! Sind diese männlichen Empfindungen nicht unendlich größer, als die ganz weltliche, d. h. ganz selbstsüchtige Poesie, die mich verführt, als dieser Durst nach feiger Ruhe, als diese zwecklosen Betrachtungen, welcher die Faulheit — die tausenderlei Gestalten zu nehmen weiß — den erhabenen Namen „Vereinigung mit Gott“ zu geben wagt? Um mit Gott Eins zu werden, muß man sich, wie er, denen ganz widmen, die unsere Brüder und seine Kinder sind. — Ist seine beseligende Thätigkeit jemals müde geworden? Mögen die Menschen noch so undankbar und lasterhaft sein, geizt er darum mehr mit seinen Wundern und Lehren?

Hört er jemals auf, ihnen im großartigen Schauspiel einer nie unterbrochenen Schöpfung seine Größe und seine Güte vorzutragen? Sendet er ihnen nicht fortwährend trotz ihrer verbrecherischen Gleichgültigkeit edle Gedanken und heilige Eingebungen zu?

Uebrigens steht im heiligen Buch geschrieben, daß wir „vollkommen werden sollen, wie unser Vater im Himmel.“ Weil wir Christen sind, müssen wir die Lehren und die Beispiele des Evangeliums beachten. Wenn aber Christus auf den Berg geht, thut er es, um sich in endlose Verzüchtungen zu versenken? Nein! sondern um das Volk zu belehren und ihm zu sagen: „Selig sind die Armen am Geist! — Selig sind die Friedfertigen!“ *) Wenn er einige Augenblicke in die Einsamkeit geht, um zu beten, kann er nicht lang dort bleiben, denn er weiß, daß er gegen die Heuchelei der Priester, gegen die Berechnungen der Großen, gegen die gleißnerische Wissenschaft der falschen Lehrer kämpfen, daß er den Armen und Geringen das Himmelreich und das ewige Leben verkündigen muß. Umsonst überhäuft man ihn mit Schmähungen und Mißhandlungen. Die Menschen werden verstoßt, und verachten sein Wort: sie ziehen ihm die Heuchler und die Prediger der Lüge vor; aber er verzweifelt nie an der Sache der Tugend und der Wahrheit. Und doch verfloß sein Leben, ohne daß seine Lehren die Früchte getragen hätten, die er erwarten durfte! Weit entfernt, davon berührt zu werden, schien die Welt, sich noch tiefer in ihre Irrthümer zu versenken. Nichts ließ voraussehen, daß die Welt sich am Vorabend einer Revolution befand, die Alles umgestalten sollte! Welche Lehre hat uns Christus gegeben, als er wollte, daß sein Wort also dem Scheine nach unfruchtbar bleibe! Welch ein göttliches Heilmittel gegen unsere Entmuthigung und unsere Feigheit! Wie! weil das ganze Volk nicht unsern ersten Anstrengungen nachgibt, flüchten wir uns mit beleidigtem Stolz

*) Μακάριοι οἱ πτωχοὶ τῷ πνεύματι — μακάριοι οἱ εἰρηνοποιοί. (Matth. 9, 3. 9.)

in hochmüthiger Selbstsucht, in Betrachtungen, die wir so gern und so leicht für erhaben halten!

Ich habe das Wort Selbstsucht ausgesprochen; das ist nicht zu hart. Es gibt in der That mehrere Arten Selbstsucht. Die Eine, gemein und roh, stürzt mit Eifer auf alle sinnlichen Vergnügungen. Diese finden wir in den Schriften Rabelais trefflich geschildert, dessen traurige Muse sie übrigens selber war. Die andere, fein und gesucht, liebt ehrgeizige Formen und findet, um sich zu entschuldigen, selbst manchen geistreichen und sogar poetischen Vorwand. Das ist die Selbstsucht des René*) und seines Gleichen. Man stellt sich freilich nicht, als ob man Alles auf sich beziehe; man zeigt sich weder begierig nach Reichthum, den der Pöbel wünscht, noch nach den leeren Zerstreuungen, die er liebt; aber man weigert sich hochmüthig, sich in den Haufen der Arbeiter zu mischen, seinen Theil an der Arbeit der Menschen zu nehmen, die geringste Theilnahme für ihre Prüfungen und ihre Schmerzen zu zeigen. Ihr sagt, daß das Menschengeschlecht kein wahres Interesse verdiene, daß es gemein und kriechend sei; aber wenn es seit so vielen Jahrhunderten nicht mehr Fortschritte gemacht hat, liegt die Schuld nicht an den hochmüthigen Philosophen, die mit Plato erklären, daß die Wahrheit nicht für die gewöhnlichen Menschen sei, oder die sich, wie der beredte Verfasser der „Nachahmung“, in eine Abgeschlossenheit verschließen, in welche der Lärm der Menge und die Erschütterungen des Lebens niemals gelangen können? Stimmen die spekulativen Philosophen, die gleichgültigen Mönche, die herzlosen Politiker, nicht alle überein, das große Gesetz des Christenthums zu läugnen: „Welcher unter euch will der Vornehmste werden, der soll Aller Knechte sein?“ **) Aber, wird

*) Bekanntlich ein kleiner Roman von Chateaubriand.

Ann. d. Uebers.

**) Ὅς ἐὰν θέλη γενέσθαι μέγας ἐν ὑμῖν, ἔσται διάκονος ὑμῶν. (Marcus 10, 43.)

man sagen, wozu sollte die Hingebung an die Sache des großen Haufens nützen? Ist es nicht eine Träumerei, an den Fortschritt zu glauben, und läßt sich überhaupt diese Idee mit der Gebrechlichkeit der menschlichen Natur vereinigen?

Es ist den Menschen erlaubt, so zu denken, welche sich gern in der Gegenwart abschließen, welche mit großer Begierde Alles sammeln, was ihnen einen traurigen Begriff von ihren Zeitgenossen geben kann. Aber solche Ansichten können unmöglich von denen behauptet werden, welche einen Blick auf die Vergangenheit werfen. Hat etwa das Christenthum die Menschheit nicht gefördert, als es die Gleichheit der Menschen verkündigte, die verderbliche Herrschaft der Kasten in ihrem Grundwesen angriff, die Liebe und Brüderlichkeit in die Welt einführte, die schwachvollen oder blutigen Götzen niederwarf? Hat sich der Zustand der Völker im Abendland nicht verbessert, seit die Reformation der Lehensherrschaft und der Tyrannei des Papstthums so harte Streiche versetzt hat? Sind die kräftigen Bauern der Schweiz, in Frankreich, in England, Holland und Belgien nicht glücklicher, als die verzweifelnden, thierähnlichen Leibeigenen, die im Mittelalter unter der Zuchttruthe der Herrn und dem Krummstab der Bischöfe ein elendes Leben führten? Sind die Abschaffung der Tortur, die Beseitigung der Gerichtshöfe, der verpesteten Gefängnisse, die willkürlichen Verhaftungen, der Bedrückungen jeglicher Art, worauf die abendländischen Völker mit Recht stolz sind; ich frage, sind dies nicht unermessliche, gegen die Barbarei gewonnene Siege? Man bemerke wohl, daß ich von den Eroberungen der Wissenschaften, von den Fortschritten des Aderbaues nichts sage, welche doch zur Verbesserung des physischen und moralischen Zustandes der Massen mächtig beigetragen haben *).

*) Umsonst spricht man von der Sittlichkeit der guten alten Zeit. Der tugendhafte Marschall von Catinat sagt im 17. Jahrhundert, dem goldenen Zeitalter der französischen Monarchie: „Frankreich ist vom Kopf

Allerdings bleibt noch viel zu thun übrig. Die Völker sind noch weit entfernt, ein vollständig entwickeltes Gefühl von dem, was recht und wahr ist, zu besitzen; in mehreren Ländern sind sie noch die Sklaven eines verdummenden Aberglaubens und beugen sich unter das Joch eines skeptischen Priesterthums und blödsinniger Regierungen. Ist dies aber ein Grund, in die Macht des Evangeliums und in die Verheißungen Christi Mißtrauen zu setzen? Ist es ein Grund, sich wie jener Heide zu sagen, der hoffnungslos stirbt: „Tugend, du bist nur ein leeres Wort!“ O möchte uns der Anblick des Elends und der Leiden der Menschen vielmehr mit jenem edlen Eifer erfüllen, der die Apostel des Herrn durchdrang, der sie bis an das Ende der Welt fortriß, um den im Schatten des Todes sitzenden Völkern die „glückliche Botschaft“ zu verkündigen. Sind wir eines solchen Heldensinns unfähig? So laßt uns wenigstens versuchen, an einer Sache nicht zu verzweifeln, die nicht unterliegen kann, weil die Wahrheit und die Gerechtigkeit nicht untergehen können — wenn sie auch zuweilen furchtbare Niederlagen erleiden!

Als ich die Stufen herabstieg, welche zur unteren Stadt führen, begegnete ich einem Offizier, der das weiße eidgenössische Kreuz auf rothem Band am Arm trug. Dieser Umstand machte einen großen Eindruck auf mich, er bestärkte alle meine Entschlüsse. Vor kaum achtzehn Jahrhunderten war dieses Kreuz das Sinnbild der höchsten Schmach. Es repräsentirte zu gleicher Zeit den Sieg der Gewalt über jene Masse Sklaven, welche damals den größten Theil der Menschheit bildeten. Heute ist es ein Ehrenzeichen, das auf der Brust der Tapfern und an

bis zu den Füßen verfault.“ Wer an der Genauigkeit dieser Behauptung zweifelt, kann das äußerst naive Werk des berühmten Gléquier, Bischofs von Nîmes, nachlesen: „Mémoires sur les grands jours d'Auvergne“ und sie mit den Memoiren des Herzogs von Saint-Simon so wie mit Lemontey, Essai sur l'établissement monarchique de Louis XIV vergleichen.

der Stirne der Könige glänzt. Heute ist es der Ausdruck des Sieges der verlassenen Ohnmacht über die brutale Gewalt, des waffenlosen Rechts gegen alle Mächte der Erde. Der Arm Gottes, der so viele Wunder gethan hat, ist nicht schwächer geworden. So laßt uns auf ihn vertrauen. Alles ist möglich für den, der da zu hoffen und zu leiden weiß.

LXXVIII. *)

Alle für Einen.

Wahlspruch der Eidgenossenschaft.

Der Offizier, dem ich so eben begegnet war, ging nach der Kaserne, in welche die Milizen einquartirt waren. In Thun ist nämlich eine eidgenössische Militärschule, und die Schweizerischen Truppen üben sich alle Jahre auf der Thuner Allmend. Es gibt wohl keinen Einwohner der kleinen bernerischen Stadt, der sich nicht erinnert, Napoleon III. unter den Soldaten der Eidgenossenschaft gesehen zu haben.

Der Aufenthalt des Prinzen Ludwig Napoleon Bonaparte in der Schweiz ist eine der interessantesten Episoden in der neuesten Geschichte der Eidgenossenschaft. Ich habe tausendmal sagen hören, daß die alte Vaterlandsliebe der Schweizer von den materiellen Bestrebungen vollständig vernichtet sei; daß wir nicht mehr in den Tagen von Morgarten und Sempach lebten; daß wenn die Schweiz von den großen Mächten ernstlich bedroht würde, sie sich mit der Bescheidenheit benehmen würde, die einem so kleinen Volke geziemt, d. h. daß sie

*) Dieses Kapitel, welches sich im französischen Original nicht findet, ist von der Verfasserin für die deutsche Uebersetzung abgefaßt worden.

ihre Würde ihrem Wohlstand und ihrer Sicherheit aufopfern würde. Auch die Times, dieses mächtige Organ der englischen Oeffentlichkeit, sprach sich auf diese Weise aus, als der König von Preußen in Folge der letzten royalistischen Verschwörung sich einfallen ließ, das Fürstenthum Neuenburg und Valendis zurückzufordern.

Im Allgemeinen lege ich auf jene Prahlerei gegen die „kleinen Nationen“ wenig Werth. Die Bedeutsamkeit eines Volks hängt keineswegs von dem Umfang seines Gebiets ab. Welche Völker des europäischen Festlands zeigen heut zu Tage die größte Thatkraft und Männlichkeit? Sind es nicht die Sardinier, die Holländer, die Belgier, die Schweizer, die Schweden, die Dänen u. s. w.? Doch nehmen diese Staaten auf der Karte von Europa weit weniger Raum ein, als die Länder, welche dem Scepter Sr. apostolischen Majestät unterworfen sind. Und doch stehen sie ungeachtet ihres mäßigen Umfangs durch ihre Aufklärung, ihre Energie, ihre industrielle und landwirthschaftliche Thätigkeit an der Spitze der europäischen Civilisation. Sie allein haben die Ordnung mit der Freiheit zu versöhnen verstanden, während Frankreich, Spanien, Oesterreich u. s. w. die Lösung dieser Aufgabe als den hohlsten Traum zu betrachten scheinen.

Wir wollen jetzt untersuchen, ob die Schweiz das Recht hat, sich zu jenen edlen Völkern zu zählen, welche ihre Ruhe und ihre materiellen Interessen auf das Spiel zu setzen wissen, um ihre Unabhängigkeit zu bewahren. Wir wollen alle Hypothesen bei Seite lassen, und uns auf die unpartheiische Betrachtung der Thatfachen beschränken.

Jedermann erinnert sich daran, wie Frankreich das Opfer der unsinnigen Hirngespinnste Napoleons I., dieses Wiederherstellers des abendländischen Kaiserthums, wurde, und sein Gebiet sowie seine Nationalität gefährdet sah. In Folge einer jener Reaktionen, die Nichts aufzuhalten vermag, stürzten die Glieder der kaiserlichen Familie mit ihrem Haupte von dem

Gipfel der Größe in einen Abgrund von Elend. Die Königin Hortensia, die Mutter des gegenwärtigen Kaisers, war genöthigt, den Schutz einer Neuenburgerin, der Frau von Bourtales, gegen die Freiburger Landjäger, und zwar vergeblich anzurufen. Ihr Sohn sah sich, wie sie selbst, allen Wechselfällen der Verbannung ausgesetzt. Nach und nach wohnte er in Belgien, in der Schweiz und Italien. Im Jahre 1831 kämpfte er, von edler jugendlicher Begeisterung hingerissen, in der Romagna gegen den Despotismus des Papstthums*), und sah seinen älteren Bruder bei Forlì fallen. Von Oesterreich geächtet, suchte der Prinz in die französische Armee einzutreten. Ein Geschichtsschreiber wundert sich, daß Ludwig Philipp es nicht erlaubt habe, und benützt diese Gelegenheit, um gegen den liberalsten Fürsten zu eifern, der jemals auf dem französischen Throne saß**). Gibt es an den Ufern der Seine noch Leute, die dem Wahlspruch des Brennus treu geblieben sind? Ich aber, die auch niemals in den Ruf: „Weh den Besiegten!“ einstimmen werde, würde es nicht wagen, dem König der Franzosen eine Maßregel vorzuwerfen, welche, wie die Folge es hinlänglich bewiesen hat, von der gewöhnlichsten Klugheit vorgeschrieben war.

Nachdem Ludwig Napoleon sich einige Zeit in England aufgehalten hatte, ging er wieder in die Schweiz, wo er sich im Kanton Thurgau niederließ. Thurgau liegt am Ufer des Bodensees und ist ein liebliches Land, welches nach und nach im Besiz der Grafen von Zähringen, Kyburg und Habsburg, dann des Hauses Oesterreich war. Hierauf von sieben Schweizerkantonen erobert, wurde es von den Landvögten mit der größten Willkür regiert, welche die Kantone bis zur französischen

*) Feuillet de Couches, der jetzt am kaiserlichen Hof angestellt ist, theilt merkwürdige Notizen über die Rolle Napoleons III bei diesem Aufstand mit. Man s. sein Werk über Leopold Robert.

***) S. Élisée Lecomte, La Suisse, L. N. Bonaparte et le roi Louis Philippe.

Revolution hinschickten. Von dieser Zeit an gewann der Thurgau seine Freiheit. In dem Theile des Kantons, der an dem Ufer des Bodensees liegt, befindet sich das Schloß Arenenberg. Es ist dieses Schloß die Wohnung des Nachfolgers Ludwig Philipp's gewesen, der selbst im Schloß Reichenau im Kanton Graubünden Professor gewesen war. Aber der Prinz Ludwig Napoleon hat sich in der Schweiz weit länger aufgehalten, als der letzte französische König, und hat dieses Land, dessen liberale Verfassungen er bei jeder Gelegenheit rühmte, auf das Genaueste kennen gelernt. Die gutmüthigen Einwohner der Gemeinde Salenstein boten ihm, von seinem Wohlwollen zu ihrem Vaterlande gerührt, das Bürgerrecht an. Der Große Rath von Thurgau bestätigte dieses Geschenk, „von dem Wunsche befeelt, zu beweisen, wie sehr er die Hochherzigkeit seiner Familie ehre“ und wie sehr er „seine Anhänglichkeit an den Kanton“ würdige; er erklärte, „daß Seine Hoheit der Prinz Ludwig Napoleon als Bürger des Kantons Thurgau anerkannt sei“. Der Prinz antwortete in würdiger Weise auf dieses Zeichen der Theilnahme, und er schrieb an Herrn von Anderwert, Präsidenten des Kleinen Rathes:

„Herr Präsident,

Mit großem Vergnügen habe ich das Bürgerrecht erhalten, welches mir der Kanton ertheilt hat. Ich fühle mich glücklich, daß neue Bande mich an ein Land fesseln, welches mir seit sechszehn Jahren eine so wohlwollende Gastfreundschaft bewiesen.

Meine Lage als Verbannter*) läßt mich diesen Beweis Ihrer freundlichen Theilnahme noch lebendiger fühlen! Seien Sie überzeugt, daß ich unter allen Verhältnissen als Franzose und als Bonaparte stolz sein werde, Bürger eines freien Staates zu sein. Meine Mutter trägt mir

**) Wie viele Franzosen haben seit der Gründung des Kaiserreichs das Recht, sich „Verbannte“ zu nennen! Victor Hugo, Changanter, Pascal Duprat, Lamoriciere, Edgar Quinet, Bedau u. so viele andere!

auf, Ihnen auszudrücken, wie sehr sie über die Theilnahme gerührt ist, die Sie mir beweisen.

Ich bitte Sie, Herr Präsident, den Rath meiner vollkommensten Hochachtung zu versichern.

Empfangen Sie die Versicherung meiner größten Ergebenheit.

Ludwig Napoleon **Bonaparte.***)

Im Juli 1833 gab der Prinz „Politische und militärische Betrachtungen über die Schweiz“ heraus. Nicht zufrieden, sich als Schriftsteller mit dem Lande zu beschäftigen, das ihm ein Asyl gewährte, wollte er auch an den militärischen Uebungen Theil nehmen, zu welchen alle Bürger dieser Republik berufen werden. Den Schweizern ist die Plage der stehenden Heere unbekannt, deren Unterhaltung die besten Kräfte eines Landes verschlingt, und die früher oder später eine militärische Diktatur erzeugen, und alle Freiheiten gefährden. Jeder Schweizer ist Soldat, und muß sich jedes Jahr einige Zeit lang in der Waffe üben, zu der er gehört. Jeder Mann bringt hierauf seine Uniform und sein Gewehr nach Hause, und bei einem feindlichen Einfall sind Alle auf das erste Zeichen bereit, den gefürchteten Stutzer, den sie mit so viel Geschicklichkeit zu handhaben wissen, für das Vaterland zu ergreifen **).

Das eidgenössische Heer, das aus den von den Kantonen gelieferten Kontingenten besteht, theilt sich in drei Klassen:

1) der Elite, in die jeder Bürger mit 20 Jahren eintritt, und die 69,569 Mann beträgt;

*) Dieser Brief ist vom Jahr 1832.

**) Der verstorbene Regierungsrath Schaufelbühl aus dem Aargau sagte im J. 1841, da sein Kanton in wenig Stunden gegen 6000 Mann zusammengezogen hatte: „Glücklich ist das Land, wo jedes Dorf eine Kaserne, jede Hütte ein Zeughaus ist!“

2) der Reserve, welche aus den Soldaten gebildet ist, die im 28. Jahre aus der Elite treten; sie beträgt 35,785 Mann.

3) der zweiten Reserve oder Landwehr, welche aus den Soldaten gebildet ist, die aus der Reserve treten und nicht über 44 Jahre alt sind.

Wenn das Schweizervolk, das nur 2,392,740 Seelen zählt, diese drei Klassen unter die Fahnen ruft, kann es **dreihundert Tausend Mann** aufstellen.

Jährlich wird in Thun ein Lager gebildet, das für den Unterricht der Artillerie und Genieoffiziere bestimmt ist. Der Prinz L. Napoleon nahm an diesen Uebungen mit aller Begeisterung seines Alters Theil, und ward im Jahre 1834 zum Artilleriehauptmann befördert. Als er diese neue Gunstbezeugung erfuhr, schrieb er an Herrn von Tavel, Präsidenten der Berner Regierung:

„Herr Präsident!

Ich erhalte so eben das Patent, mit welchem mich der Kleine Rath der Republik Bern zum Artilleriehauptmann ernennt. Ich beileide mich, Ihnen meinen Dank auszusprechen, denn Sie haben meinen schönsten Wunsch erfüllt.

Mein Vaterland, oder vielmehr die französische Regierung*), verstoßt mich, weil ich der Nefse eines großen Mannes bin: Sie sind gerechter gegen mich.

Ich bin stolz, zu den Vertheidigern eines Staates zu gehören, in welchem die Souveränität des Volks als Grundlage der Verfassung anerkannt wird und wo jeder Bürger bereit ist, sich für die Freiheit und die Unabhängigkeit seines Vaterlandes aufzuopfern.

*) Dies ist ungenau. Das Journal des Débats sagte nach der Straßburger Verschwörung: „Unsere Gesetzgebung in Betreff dieser kaiserlichen Familie, welche ihre ehemalige Größe vom französischen Gebiet ausschließt, u. s. w.“

Empfangen Sie, Herr Präsident, die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

Ludwig Napoleon Bonaparte."

Wir haben uns hier nicht mit der Straßburger Militärverschwörung zu beschäftigen. Da sie vollständig gescheitert war, ließ die französische Regierung den Prinzen nach Amerika bringen. Die Republik der Vereinigten Staaten, welche jetzt selbst in Frankreich so heftig angegriffen wird, gewann seine Zuneigung in nicht geringerem Grade, als die Schweiz. Es freut mich, sein Urtheil über dieselbe den Artikeln gewisser bonapartistischer Zeitungen entgegen setzen zu können:

„New-York, 16. Juli 1837.

Herr Präsident!

Ich will die Vereinigten Staaten nicht verlassen, ohne Em. Excellenz auszudrücken, wie sehr ich bedaure, abreisen zu müssen, ohne nach Washington gegangen zu sein, um Sie kennen zu lernen. Ob mich gleich ein unglückliches Schicksal nach Amerika geführt hat, so hoffte ich doch, diese neue Verbannung benutzen zu können, um die ausgezeichneten Männer kennen zu lernen, deren sich dieses Land rühmt. Ich wollte die Sitten und die politischen Einrichtungen eines Volkes studiren, welches durch seinen Handel und seine Industrie mehr dauerhafte Eroberungen gemacht hat, als wir in Europa mit unsern Waffen.

Ich hoffte ein Land, das meine ganze Theilnahme erregt, unter dem Schutz Ihrer trefflichen Gesetze bereisen zu können, — aber eine gebieterische Pflicht ruft mich in die alte Welt zurück. Meine Mutter ist gefährlich erkrankt, und da mich keine politische Rücksicht hier zurückhält, so reise ich nach England, und von dort werde ich suchen, mich in die Schweiz zu begeben — —"

Die Thurgauer sahen den Prinzen gern in ihren Kanton zurückkommen. Er benutzte alle Gelegenheiten, um seine Liebe zu einem Lande zu beweisen, welches der Moniteur im Jahre

1857 als den „demagogischen Einflüssen“ Preis gegeben darzustellen sollte.

„Seit der Prinz in unserm Lande ist,“ schrieb ein Bürger von Frauenfeld, „hat er jede Gelegenheit ergriffen, uns nützlich zu sein. Ohne Stolz und Hochmuth nimmt er an unsern ländlichen Vergnügungen, wie an unsern militärischen Uebungen Theil. — Er hat in allen Parteien Freunde, und in seinem Schlosse wird der Berner Patrizier und der Thurgauische Demokrat mit dem nämlichen Wohlwollen aufgenommen. — Sobald es sich darum handelte, dem Kanton Thurgau Artillerie zu geben, hat ihm der Prinz Napoleon, um ihm diese neue Last zu erleichtern, zwei vollständig ausgerüstete Kanonen zum Geschenk gemacht. Im Dorf Salenstein hat er eine Schule gegründet, in der mehr als hundert Kinder unentgeltlich unterrichtet werden. Er hat für die Errichtung der Sekundarschule in Steckborn 1000 Gulden beigetragen: die Schule in Gottlieben und andere haben ebenso auch Geldunterstützungen erhalten“ *).

Die Königin Hortensia zeigte nicht weniger Anhänglichkeit für die Schweiz. Daher erregte der Tod dieser Fürstin allgemeine Trauer. In Anerkennung der herzlichen Gastfreundschaft, welche ihr der Kanton erwiesen hatte, vermachte die Königin der Thurgauischen Regierung eine Pendeluhr: „Ich wünsche,“ sagte sie, „daß sie im Sitzungssaal des Großen Rathes aufgestellt werde, damit dieses Andenken ihn an den edlen Muth erinnere, mit welchem er mir eine ruhige Gastfreundschaft in diesem Kanton zu sichern wußte“.

Doch war das französische Ministerium nicht geneigt, den Prinzen des Schutzes der Schweiz ruhig genießen zu lassen. Am 30. Januar 1830 begab sich der Sohn des Marschalls

*) Brief aus Frauenfeld v. 23. Aug. 1837; er ist in Elisée Lecomte, L. N. Bonaparte, La Suisse et le roi Louis Philippe angeführt.

Bannes, der Herzog von Montebello*), nach Luzern und verlangte vom Vorort die Vertreibung des Prinzen. Der Herzog berief sich auf die Wiener Verträge, welche den Mitgliedern der Familie Bonaparte den Aufenthalt in Belgien und in der Schweiz untersagt. Der Schultheiß von Luzern, Kopp, antwortete, daß die Sache durchaus kantonaler Natur sei und lediglich den Stand Thurgau angehe. Dieser Stand aber verweigerte nicht bloß die Verbannung, sondern es ernannte ihn sogar der thurgauische Bezirk Dießenhofen zum Mitglied des Großen Rathes, eine Auszeichnung, die er jedoch kluger Weise nicht annahm. Kurze Zeit nachher hielt der Prinz, der zum Präsidenten der thurgauischen Schützengesellschaft ernannt worden war, eine Rede an die Versammlung, an die wir unter den gegenwärtigen Verhältnissen gern erinnern:

„Meine Herren!

Ich ergreife das Wort, um Ihnen für den neuen Beweis von Achtung zu danken, den Sie mir durch die Ernennung zum Präsidenten Ihrer Gesellschaft gegeben haben. Aber da ich mich an einem Ort befinde, wo man mir vor einiger Zeit so viel Freundschaft erwiesen hat, ergreife ich diese Gelegenheit, um auch für eine wichtigere Wahl zu danken. Vor einigen Monaten hat man vom schweizerischen Volk verlangt, daß es einen Mann vertreiben solle, welcher dessen Mitbürger ist, und das schweizerische Volk antwortete, daß es ihn behalten würde. Ich gestehe Ihnen, ich habe niemals gefürchtet, daß es mich verlassen würde, denn ich habe immer auf das Gerechtigkeitsgefühl des Volkes gezählt, und ich habe mich nicht getäuscht, statt mich auszuweisen, haben mich meine Mitbürger zum Mitglied des Großen Rathes ernannt. —

Erlauben Sie mir daher, meine Herren, einen Toast auf die Bewohner von Dießenhofen auszubringen, welche bewiesen

*) Die „Independance belge“ sagte vor Kurzem (im Februar 1857), daß er jetzt sehr oft in den Tuilleries zu sehen ist.

aben, daß in ihren Augen das Unglück größern Reiz hat, als die Gewalt, und welche zwei der größten Eigenschaften eines freien Volkes besitzen: Muth und Unabhängigkeit."

Die Freiburger, welche die bonapartistischen Zeitungen jetzt auf jede mögliche Weise bis in die Wolken erheben, zeigten sich gegen den „Thurgauischen Bürger“ weit weniger wohlwollenb. Eine der Aristokratie und dem Jesuitismus ergebene Zeitung enthielt folgende Correspondenz aus Freiburg:

„Ohne noch im Fall zu sein, etwas Bestimmtes auszusprechen, tragen wir doch kein Bedenken, dem Prinzen Ludwig Bonaparte einen indirekten, aber sehr thätigen Antheil an den Ereignissen zuzuschreiben, welche die Schweiz in den letzten Zeiten am schwersten gefährdet haben. Die Zeit wird uns die geheimen Absichten der Männer enthüllen, welche ihm mit Hintanzetzung jeder herkömmlichen Gewohnheit einen höheren Grad im eidgenössischen Heer ertheilen ließen, und auf den Einfall kamen, einen jungen Fremdling, der kaum das Bürgerrecht im Kanton Thurgau erhalten hatte, in das Thuner Lager von 1834 zu schicken, als daß er einen andern Anspruch auf diese unerhörte Ehrenbezeugung gehabt hätte, als seinen Namen, seinen unermesslichen Reichthum und seine unheilvolle Theilnahme an dem Aufstand der römischen Staaten. Zu jener Zeit verbreitete sich das Gerücht, daß man damit umgehe, ihn zum Präsidenten einer neu zu gründenden schweizerischen Republik zu ernennen, um den auf die Schweiz ungehaltenen Mächten einen Napoleon entgegen stellen zu können. In der geheimen Absicht dieses Ehrgeizigen und einiger an seinen Wagen gespannten Männer war dieses Amt nur ein Mittel, um sich später unter der Begünstigung der Verhältnisse, welche seine Stellung ihm auszubenten erlaubt hätte, höher emporzuschwingen.“

Wir glauben, daß die Herrn von Freiburg dem Wiederhersteller des Papstthums seine edle Theilnahme am Aufstand in der Romagna verziehen haben, und daß sie heutzutage gegen einen „Ehrgeiz“ nachsichtiger sein würden, der sie damals

so sehr beunruhigte. Andere Zeiten, andere Sitten! Wie viele Leute wenden heutzutage die Ermahnung auf sich an, welche der Bischof Remy an den stolzen Sicambren richtete, der die fränkische Monarchie gründete!

Indessen hatte sich die eidgenössische Tagsatzung in Luzern zu ihrer gewöhnlichen Sitzung vereinigt. Das französische Ministerium, welches von der thurgauischen Regierung Nichts hatte erhalten können, hatte sich „an Ihre Excellenzen, die Herrn Schultheiß und Rätthe des Kantons Luzern, als eidgenössischen Staatsrath“ gewendet. Der französische Gesandte beklagte sich bitterlich, daß die Schweiz „nach dem Straßburger Ereignisse und der edelmüthigen Milde, deren sich L. N. Bonaparte zu erfreuen gehabt hatte, es gewagt habe, ihm ein Asyl zu gewähren. Als diese Note der Tagsatzung mitgetheilt wurde, bewahrte diese Versammlung die entschlossene Haltung, die den Repräsentanten eines freien Staats geziemt. Die Lage war jedoch ziemlich bedenklich. Oesterreich, welches alle Verlegenheiten der Eidgenossenschaft begierig benutzt, nahm eine drohende Stellung an und die ministeriellen Zeitungen in Paris sprachen schon von zahlreichen, im Vorarlberg zusammengezogenen Truppen, welche nur auf den Ausbruch der französischen Heere nach den Ufern des Genfersees warteten. Die Gefahr war daher im Osten eben so bedrohlich als im Westen.

Aber ein Volk, welchem seine Unabhängigkeit mehr gilt, als alle äußern Rücksichten, muß sich eher allen Gefahren aussetzen, als schmachvolle Zugeständnisse machen. Ein solches Volk kann niemals zum Sklaven herabsinken! Die Schweiz muß, wenn sie frei bleiben will, wie die angelsächsischen Länder, ein Asyl für die Geächteten bleiben. Wenn es den fremden Regierungen erlaubt wäre, unter den Flüchtlingen Kategorien aufzustellen, so würde das Asyl zur Falle werden, und was ist wohl entehrender, als Verbannten Fallen zu legen? Die Parteien vergaßen ihre Zwiste und verständigten sich, um den Anmaßungen des französischen Ministeriums Widerstand zu leisten,

welche übrigens von vielen Leuten in Frankreich gemißbilligt wurden. Viele Gesandte an der Tagssagung sprachen in beredten Worten das Nationalgefühl aus. Waadt und Genf zeichneten sich namentlich durch ihre edle Energie aus. „Die kleinen Staaten“, sagte Rigaud (Genf) „müssen mehr als Andere darüber machen, daß ihre Rechte geachtet werden, ihre hauptsächlichste Kraft ist die moralische; sie müssen wissen, daß eine Concession eine zweite hervorrufen, und daß ihr bald der Verlust der Achtung folgt“. „Der Kanton Waadt“, rief Monnard, der Fortseher J. v. Müller's, aus, „weist die Anmaßungen auf das Entschiedenste zurück, welche man gegen das Völkerrecht erhebt, und die ein Eingriff in die Unabhängigkeit und Neutralität der Schweiz sind. Er weist sie Kraft der allgemeinen Instruktionen zurück, welche die Gesandtschaft ermächtigen, selbst bis zum Krieg zu gehen, wenn die Unabhängigkeit der Schweiz bedroht würde.“

Alles schien ein solches Resultat für zwei Völker herbeizuführen, welche so lange verbündet gewesen waren. Der Graf von Molé, Präsident des Ministerraths, schickte dem Herzog von Montebello ein drohendes Ultimatum:

„Ludwig Bonaparte“, sagte der Graf Molé, „hat sicherlich bewiesen, daß er für kein Gefühl der Dankbarkeit zugänglich sei, und daß eine längere Geduld von Seiten der französischen Regierung ihn nur in seiner Verblendung bestärken und ihn zu neuen Verschwörungen ermuthigen würde.“

Sobald Ihnen diese Depesche zugekommen sein wird, haben Sie Sich zum Herrn Schultheiß Ropp zu begeben, um sie ihm vorzulesen; Sie können ihm eine Abschrift von derselben geben, wenn Sie es für zweckmäßig halten. Jedoch werden Sie den Herrn Schultheiß nicht verlassen, ohne ihn nochmals zu versichern, daß Frankreich, sich auf sein Recht und die Gerechtigkeit stützend, alle Mittel, über die es verfügt, anwenden wird, um von der Schweiz eine Genugthuung zu erhalten, auf die es nicht verzichten kann.“

Wie viele Minister des französischen Kaiserreichs würden heut zu Tage diese Worte gerne auf die Verbannten der despotisch regierten Länder anwenden, welche in der Schweiz ein wenig Ruhe und Freiheit auffuchen! Wenn ihr frommer Eifer sie zu sehr hinreißt, mögen sie das Ultimatum des Grafen Molé wieder durchlesen! Und anderseits, wenn die Schweiz sich jemals geneigt zeigen sollte, die Pflichten der Gastfreundschaft zu vergessen, möge sie sich an die wunderbar schöne Haltung der Männer erinnern, welche damals an der Spitze der Geschäfte standen.

Der Präsident der Tagsatzung antwortete auf diese Mittheilung, von der der Herzog von Montebello den größten Erfolg zu erwarten schien, kaltblütig, „daß dieß die Frage in keiner Weise ändere, welche von der Tagsatzung nächstens behandelt werden würde; daß die Eidgenossenschaft mehr als je entschlossen sei, sich auf ihr gutes Recht zu verlassen, ohne sich durch Rücksichten leiten zu lassen, welche die Würde eines freien Volkes verletzen müßten.“ „Entweder hat die Schweiz Unrecht“, sagte der Schultheiß Kopp dem preussischen und österreichischen Gesandten, die ihn wankend zu machen suchten, und in diesem Fall wird sie dem Verlangen Frankreichs Recht widerfahren lassen; oder sie hat Recht, und in diesem Fall wird **sie sich durch Nichts bewegen lassen**, von ihrem Recht abzustehen.“

So müssen die Völker antworten, welche ihre Unabhängigkeit bewahren wollen, sobald man ihnen mit der brutalen Gewalt droht.

Seinerseits erklärte der Große Rath von Thurgau, daß er niemals einwilligen würde, einen Bürger des Kantons auszuliefern. „Es war wirklich rührend,“ sagt ein bonapartistischer Schriftsteller, „zu sehen, wie der kleine Staat Thurgau sich so muthig zum Anwalt und Beschützer eines Geächteten aufwarf und zwar gegen einen König, der über ein Heer von vierhunderttausend Mann verfügte, und dem bei

dieser Gelegenheit beinahe alle gekrönten Häupter zur Seite standen*)."

Die Eidgenossen erschraden nicht über die militärische Macht ihrer Gegner und sie sprachen von derselben mit einer kräftigen Entschlossenheit. „Die französische Armee,“ sagte der Schweizerische Beobachter, „ist allerdings furchtbar; sie besteht aus 67 Linien-Infanterieregimentern, 21 Regimentern leichter Infanterie, 50 Regimentern Cavallerie und 17 Regimentern Artillerie und Genie nebst den Veteranencompagnien. — Aber wir haben ein Heer von 67,000 und eine Landwehr von 39,000 Mann; und dieß ist nicht Alles, die eingeschriebenen Milizen belaufen sich auf 170,000 Mann, worunter 9000 Schützen, die vortrefflich schießen. Die westlichen Kantone, die Frankreich am nächsten liegen, haben eine sehr bedeutende Anzahl Milizen: Bern hat 40,000 Mann, Waadt 26,000, Genf 5,500, Solothurn 2,700, Basel-Stadt und Basel-Land 4,500. Die Männer aus der östlichen Schweiz würden nicht lange auf sich warten lassen. Man kann über 450 Geschütze verfügen, und an Zeughäusern fehlt es nicht. Unsere Soldaten sind tapfer, aber das Beispiel muß ihnen von Oben kommen. Der Vorort nehme eine würdige und feste Haltung an, dann wird ihm das Volk zur Seite stehen.“

Genf, das ein Vorposten war, traf schon Vorbereitungen zum Widerstand. Der Oberst Dufour, dieser spätere Besieger des Sonderbunds, inspizirte die Festungswerke und die Zeughäuser. Im Großen Rath theilte er seinen Landsleuten die edle Vaterlandsliebe mit, die ihn befeelte. Der Oberst Milliet-Constant sprach in demselben Sinn. Nachdem er erklärt hatte, daß er von jedem Vorurtheil und jeder Vorliebe für die fragliche Person frei sei, sprach er sich freimüthig dahin aus, daß in seinen Augen „die Schweiz ein Hafen sei, in welchem die Unglücklichen ein Asyl zu finden sicher seien.“ Er erinnerte daran,

*) Élisée Lecomte, L. N. Bonaparte.

daß neun Zehntel der Genfer Familien ihr Dasein als Genfer dem Unglück der vergangenen Zeiten verdankten! „Die Empfindlichkeit der kleinen Staaten mache einen Theil ihrer Kraft aus,“ sagte er und fügte hinzu: „Die größten Genüsse der schweizerischen Republiken sind nicht materieller Art, sondern sie betreffen das Herz und die Meinung. Sie sind jenem edlen Gefühl zugänglich, das ihnen mit inniger Genugthuung zu sagen gestattet: Wir sind auch Etwas, wir sind Herrn bei uns. Sie unterziehen sich ohne Bedenken den härtesten Opfern, sobald diese nur dazu dienen, ihre ehrenwerthe unabhängige Stellung aufrecht zu erhalten.“ — „Wenn man das gute Recht auf seiner Seite hat,“ sagte der Redner zum Schluß, „muß man den Muth haben, es zu vertheidigen und man darf nicht die Wahrscheinlichkeit eines Kampfes berechnen, der wohl einige materielle Interessen gefährden kann, aber aus dem die moralischen Interessen nothwendig siegreich hervorgehen müssen.“

In dem Augenblick, da sich die Schweiz auf diesen ungleichen, aber heldenmüthigen Kampf vorbereitete, erhielt die Thurgauische Regierung folgenden Brief:

„An den Herrn Landammann Anderwert, Präsidenten des Kleinen Rathes des Kantons Thurgau.

Herr Landammann!

Als die Note des Herzogs von Montebello der Tagssatzung vorgelegt wurde, wollte ich mich den Forderungen der französischen Regierung nicht unterwerfen, denn es lag mir daran, durch meine Weigerung, mich zu entfernen, zu beweisen, daß ich in die Schweiz zurückgekehrt sei, ohne mich gegen irgend eine Verpflichtung zu verfehlen, daß ich das Recht habe, daselbst zu bleiben und daß ich bei derselben Hülfe und Schutz finden würde.

Die Schweiz hat seit einem Monat durch ihre energischen Protestationen und jetzt durch die Beschlüsse der Großen Rätthe, die sich bis heute versammelt haben, gezeigt, daß sie zu den größten Opfern bereit sei, um ihre Würde und ihr Recht zu vertheidigen. Sie hat ihre Pflicht gethan, wie es einem un-

abhängigen Volke ziemt, ich werde auch die meine zu erfüllen und der Ehre treu zu bleiben wissen. Man kann mich verfolgen; aber man wird mich niemals erniedrigen können.

Da die französische Regierung erklärt hat, daß die Weigerung der Tagsatzung, ihrer Forderung zu entsprechen, das Zeichen zu einem Kampfe sein würde, dessen Opfer die Schweiz sein könnte, bleibt mir Nichts übrig, als mich aus einem Land zu entfernen, in welchem meine Gegenwart den Grund zu so ungerechten Beschuldigungen bildet, und wo sie der Vorwand zu ebenso großem Unglück sein würde.

Ich bitte Sie daher, Herr Landammann, dem eidgenössischen Vorort mitzutheilen, daß ich abreißen werde, sobald ich von den Gesandten der verschiedenen Mächte Pässe erhalte, die ich nöthig habe, um mich an einen Ort zu begeben, wo ich ein sicheres Asyl finden werde.

Indem ich heute das einzige Land in Europa, wo ich Hülfe und Schutz gefunden hatte, freiwillig verlasse, indem ich mich von den Gegenden entferne, die mir aus so vielen Gründen theuer geworden waren, glaube ich, dem Schweizerischen Volke zu beweisen, daß ich der Zeichen der Achtung und Liebe würdig war, die es mir so oft gegeben hat. Ich werde die edle Haltung der Kantone nie vergessen, welche sich so muthig zu meinen Gunsten ausgesprochen haben, und namentlich wird der edelmüthige Schutz, den mir der Kanton Thurgau zu Theil hat werden lassen, stets tief in meinem Herzen eingegraben bleiben.

Ich hoffe, daß diese Trennung nicht ewig dauern und daß ein Tag erscheinen wird, wo ich, ohne die Interessen zweier Nationen zu gefährden, welche verbündet bleiben müssen, das Asyl werde wiederfinden können, wo ein zwanzigjähriger Aufenthalt und erworbene Rechte mir ein zweites Vaterland geschaffen hatten.

Wollen Sie, Herr Landammann, die Rätthe meines Dankgefühls versichern und seien Sie überzeugt, daß nur der Ge-

danke, der Schweiz Unruhen zu ersparen, den Schmerz, sie zu verlassen, mildern kann.

Empfangen Sie die Versicherung meiner ausgezeichnetsten Hochachtung.

Arenenberg, den 22. September 1838.

Ludwig Napoleon.

Wir überlassen diesen Brief den Betrachtungen der bonapartistischen Presse, welche so oft die Pflichten der gemeinsten Dankbarkeit vergessen und Partei gegen die Schweiz ergriffen hat, weil ihre Verfassung von der wesentlich unterschieden ist, die sie so gern anempfiehlt. Die politischen Leidenschaften müssen sehr gebieterisch sein, da sie Dienste vergessen lassen, deren Andenken nicht vergehen kann. Zudem rathen wir den Leuten, welche von der Gastfreundschaft der Schweiz mit so viel Erbitterung sprechen, die hier mitgetheilten Briefe Napoleons III. wieder durchzulesen. Diese Briefe bedürfen keines Commentars. In unserer Zeit ist Jedermann dabei interessirt, die seltenen Zufluchtsstätten zu achten, in denen die Besiegten ein wenig Ruhe und Wohlwollen finden können. Die Sieger von Heute können bald an die Stelle der Geächteten von Gestern treten. So mögen sie denn in ihrem eigenen Interesse versuchen, sich nicht allzu unbarmherzig zu zeigen. Wie sehr hat sich Ludwig Philipp am Tage nach dem 24. Februar Glück wünschen können, keine traurigen Erinnerungen nach England zu bringen, und das politische Schaffot niedergerissen zu haben. Dieser süße Trost fehlte den Bourbonen der älteren Linie und die rächenden Schatten eines Ney, Brune, Labedoyere, der Sergeanten von La Rochelle u. s. w. begleiteten sie, als sie den Boden des Vaterlands verließen*).

*) Elisée Re com te, ein bonapartistischer Schriftsteller, hat in der angeführten Schrift: L. N. Bonaparte, und A. Morin in dem Précis de l'histoire politique de la Suisse, die oben berichteten Thatsachen ungefähr auf dieselbe Weise erzählt. Die Briefe und Documente sind aus Re com te entnommen.

LXXIX.

In der Berge tiefem Kessel,
Zwischen Blüthe, Wald und Schnee,
Ein Gefangner in der Fessel,
Ruht und brütet grimm der See.

Gustav Schwab.

Blase, Nieder-Wind, leichter Morgenhauch, über die jungen Wiesen, auf denen mein Fuß bald ruhen wird. Eilet, Wogen des Sees, wie die Tage des Lebens, welche einen Augenblick glänzen und in der Stille des Grabes verlöschen. Bringt mir ungesamnte Eindrücke, ihr scharfen Düfte der Gletscher. Erzählt mir, Pfade dieser schönen Ufer, die ihr euch im Gebirg verliert, eure Geheimnisse voll Reiz und Größe. Vorwärts, immer vorwärts, Winde, Wogen und Wolken; vorwärts, wandernde Vögel, vorwärts! — denn hienieden darf man nicht stehen bleiben! Der Hafen, der uns in seinen Schutz nehmen wird, ist vielleicht noch weit entfernt! So will auch ich weiter gehen; mögen diese Schönheiten, welche die Sinne fesseln, mich nicht länger zurückhalten, als die Täuschungen des Traums. Dieser blaue Spiegel, in dem sich die mit einem Lichtschein bekrönten adelichen Thürme von Thun und Schadau abspiegeln und in welchem die alterthümlichen Mauern der Stadt sich zu verjüngen scheinen, dieser Spiegel ist euch lieb, flüchtige Schwalben, die ihr euere glänzenden Schwingen darin badet. Warum verlaßt ihr ihn denn, um euch in jene Dunstkreise zu tauchen, die sich auf der schwarzen Pyramide des Niesen entfalten? Warum sucht ihr neue Wege, warum verliert ihr euch in den traurigen Klüften des Harder? Aber fliegt nur weg! Diese unempfindlichen Felsen, diese Eisberge sind in der Natur allein zur ewigen Ruhe bestimmt; sie allein können niemals andere Wogen, andere Sterne, eine andere Sonne wünschen. Alles, was den

Strom des Lebens in sich kreisen fühlt, bewegt sich unwiderstehlich — selbst diese Schmetterlinge, welche auf den Wellen schwebend wandern, aufgeblühten Blumen gleich, welche die Wogen davon tragen. Und warum sollte man weiter ziehen? Dieser weiße Gamma, der sich an das Ufer schwingt, bedeckt mit seinem Silberstaub den Rosenstock, der sein Grabmal sein wird; der große Apollo, der von dem Licht in den glänzenden Furchen, die den See durchziehen, trunken ist, wird Morgen vielleicht Sturm und Tod dort finden; — aber sie haben einen Tag lang des Glückes zu sein genossen, ohne die bittere Reue zu kennen! Morgen habe ich nur noch die Erinnerung an den sanften Frieden, der auf diesen Gewässern herrscht, und der vergehen wird, wie ach! Alles vergeht.

Wenn ich in dieser alterthümlichen Karthause, wo die großen Buchen seufzen, eine ruhige Zufluchtsstätte zu finden versuchte, so würde ich das bleiche Gestirn der Nächte den brausenden See versilbern sehen; ich könnte in meinen langen Träumereien die weißen Erzengel betrachten, welche sich von der Erde gen Himmel schwingen, um die heißen Thränen der Sterblichen in einem diamantenen Kelch zu den Füßen des Allmächtigen zu tragen, indem sie die harmonischen Hymnen der Hoffnung seufzen! Wie gern würde ich ihre klaren Schwingen küssen, wenn sie meine niedergeworfene Stirne berührten! Und die Woge, die meine Füße bespülte, würde mir von dem süßen Frieden des Himmels sprechen. Aber ist das Leben so lang, daß man die Stunde des ewigen Friedens nicht erwarten kann, wo das Trauergeläute den Bewohnern der himmlischen Dome eine neue Eroberung verkündigt!

So wollen wir doch noch kämpfen, leiden und leben! Die zahlreichen Gießbäche, die von den Bergen stürzen, haben die Gewässer des schönen Sees nicht getrübt. Warum sollten Thränen die Heiterkeit meiner Seele trüben? Die Dörfer an diesen Ufern widerstehen den Stürmen der Gebirge mit Hülfe jener großen Steine, die auf ihren breiten Tannendächern liegen.

So bewahren kräftige und starke Empfindungen unsern beweglichen Geist vor den Stürmen des Lebens.

Schon reißt mich die eilende Woge weit von den alten Mauern der Karthause weg. Süße Ruhe, schöne Träume, himmlische Sehnsucht, könnte ich euch anderswo wiederfinden! Findet sich nicht überall auf der ganzen Erde eine Zufluchtsstätte für den verirrtten Pilgrim, wie jene Blümlisalp, die in Strömen Lichts schwimmt, und welche die wunderbaren Paläste der phantastischen Wesen in sich schloß, von denen die Legenden des Landes sprechen. Mit einer ungelannten Kraft begabt, machten sie dort wohlthätige Pläne für das Glück der Menschen. Im Schatten der Bappeln, die das anmuthige Dörfchen Scherzlingen einfassen, leiteten sie ihre Arbeiten. Dort erfreuten sie sich während der Erndte der warmen Strahlen der Sommer Sonne.

Ich aber ziehe in die Ferne, um die Last des Tags und der Hitze zu ertragen. Lebe wohl, lachende Insel, deren mit Kränzen geschmücktes Thürmchen ein poetisches Geheimniß zu verbergen scheint. Die von der Mauer herabhängenden Epheuzweige haben sich in den Wellen oder wehen im Winde. Dort verbirgt sich in den lauen Nächten die Nachtigall, welche so lieblich singt, während die Wunderblumen den Wollüsten des Abends ihre Kelche öffnen. Lebt wohl ihr baumbedeckten Ufer, ihr Dörfer, alterthümliche Thürme, verlöschte Vulkane und ihr Rußbäume mit den Silberstämmen! Bald werde ich auf den Pfaden wandeln, welche sich an den Seiten des Abendbergs und der Breitlauinen im Schatten entrollen. Ihr werdet wie ein geliebtes Andenken, wie ein Gedanke voll Ruhe und Glück in mir fortleben!

LXXX.

Selig, wer da Hütten baut,
Einsam der Natur vertraut.

Fr. Schlegel.

Auf der bürren Neuhauser Haide ging eine Frau mit mir auf dem engen Pfad, der sich im hohen Gras verlor. Wir erkannten uns bald wieder: es war die Unbekannte vom Rigi, deren Stimme das Echo beim Aufgang des Tagesgestirns geweckt hatte. Da ich allein war, schien ihr mein Anblick diesmal nicht zu mißfallen. Im Gegentheil, sie näherte sich mir und ergriff meine Hand mit einer Freundlichkeit, die an die rührende Naivetät der schönen Jahre der Jugendzeit hätte erinnern können, wenn ihr feuchter Blick nicht die Spur der Enttäuschung und einer herben Trauer bewahrt hätte, welche frühzeitig alt machen.

„Sie sind fremd, wie ich“, sagte sie, „kommen Sie, ich will Sie begleiten. Ich erspare Ihnen die Leere der Einsamkeit, wenn ich Ihre Schritte nach jenen Bergen geleite, wo die Natur so großartig ist, daß die menschliche Phantasie nichts Wunderbareres träumen kann. Ich will Ihre Leiden theilen, wenn sie solche jenen befreundeten Bächen anzuvertrauen haben, die sich durch die Wiese ziehen oder jenen Wasserfällen, die ihre donnernde Stimme mit dem Seufzen des Windes vermischen. Ich will mich über Ihre Freude freuen — aber ach! ist es mir noch erlaubt, dieses Wort zu gebrauchen, das der Sprache des Himmels entlehnt ist und welches unsere Lippen zu entweihen scheinen, wenn sie es aussprechen?“

Ich folgte dieser jungen Frau, deren Melancholie von der Trauer sehr verschieden zu sein schien, deren Zeuge ich bis dahin gewesen war. Ihre Schwärmerci zeigte mir hinlänglich, daß

diese Melancholie unheilbar sei, und daß sie, um so zu sagen, die Seele vor dem Leibe getödtet habe — wenn die Idee des Todes sich auf das anwenden läßt, was so hoch über unsern beschränkten Trieben steht.

Man hätte glauben können, daß ihr sorgloser Gang allen Bewegungen ihrer wohl lautenden Rede gehorche. Sie glich einer griechischen Statue des Parthenon. Ihre dunkeln Haarflechten, deren Widerschein in der Sonne glänzte; ihre großen schwarzen Augen, ihre antik gestaltete Nase, ihr kaum lächelnder Mund, das vollkommene Oval ihres Gesichts, ihr großer stolzer Wuchs ließ sie mir als ein Ideal erscheinen, das einen unbeschreiblichen Zauber auf mich machte.

Nachdem wir durch duftende Gärten, wo man einige Sennhütten erblickte, und durch die ersten Straßen einer alten Stadt gekommen waren, die sie Unterseen nannte, gelangten wir an die Thüre eines Hauses in der Nähe der breiten Brücke, die sich über die kleinen Gewässer der Mare zog. Wir traten in dieses stille Haus, hierauf zog sie mich an das Ufer des Flusses in eine Laube von Jungferneiben, deren schwere Zweige sich in den brausenden Wellen badeten. Ein Gehäge mit hundertblättrigen und Theerosen, deren blaße Blumenkronen sich anmuthig auf ihren Stengeln bewegen, zog sich längs der grauen Mauer ihrer Wohnung, deren oberer Stock mit einer Altane geschmückt war, die dichtes Laubwerk bedeckte.

Erzählung der Humanin Daina.

„Hier,“ sagte mir meine Begleiterin, „hier habe ich einen friedlichen und angenehmen Ruhefig gefunden. Sehen Sie diese schönen Ufer und diese düstern Berge, welche den Blick begränzen. So düster ist auch die ganze Geschichte meines Lebens. Dort unten in der Ferne sind die fürchterlichen Erinnerungen, deren Gedanke allein mich noch schauern macht. Hier ist die Annehmlichkeit des Lebens der Seele, hier sind die Verheißungen einer ewigen Ruhe und einer Glückseligkeit, die unerschöpflich

ist, wie dieser anmuthige Fluß, der seit so vielen Jahrhunderten dahin strömt, ohne je zu versiegen.

Niemand ist noch in dieser Einsamkeit aufgenommen worden, den der Schmerz allein besucht hat. Aber Sie sind eine Schwester, der mein Herz entgegengeeilt ist, wie sich die Aare in den See stürzt, wie sich der Adler an den Busen des Lichtes schwingt. Das Mitgefühl ist der süßeste und unwiderstehlichste von allen unsern Trieben. — Ich will Ihnen von den kurzen Augenblicken erzählen, die ich in der Welt zugebracht habe, so wie von meinen langen Leiden, denn man verdient eine Freundin nur durch Vertrauen. Uebrigens hat mein Leben keine Geheimnisse. Wenn ich nur den Sternen der Nacht und dem Wiederhall der Gletscher davon gesprochen habe, so ist es nur, weil es wenig Interesse darbietet. Der Schmerz ist hienieden für Niemanden neu.

Ich war zur Künstlerin geboren. Seit meiner ersten Kindheit fühlte ich den unwiderstehlichen Trieb, den Wunsch und das Bedürfniß nach Ruhm, jenes Feuer, welches verzehrt und das man doch liebt. In den Thälern der Moldau geboren, fühlte ich, wenn ich den strahlenden Himmel meines Vaterlands betrachtete, wie mich ein göttliches Licht mit einem himmlischen Nektar, der Ambrosia der Götter Homers ähnlich, trunken machte.

Ich gehörte einem jener Geschlechter an, welche dem Thron unserer Domni so viele ruhmvolle Namen gegeben. Ich war in jener herrlichen Pracht erzogen worden, deren Glanz der Orient allein kennt. Als einzige Tochter eines erlauchten Hauses, sah ich mich von allen Gunstbezeugungen des Glücks umgeben, mit denen mich meine Eltern überschütteten, deren Liebe grenzenlos war. Ehe ich Gott liebte, betete ich diese Eltern eben so sehr als den lieblichen Glanz des Tags und die strahlenden Blumen unserer Felder an.

Aber indem ich unter ihren Augen aufwuchs, begriff ich, wenn auch noch unbestimmt, daß meine Sehnsucht nach Unabhängigkeit, die glühende Liebe zur Gleichheit, die ich schon damals

fühlte, — ich scheue mich nicht, es zu sagen — mit allen Grundsätzen, allen Bestrebungen, allen Vorurtheilen einer verehrten Familie im Widerspruch standen. Ich machte es mir von nun an zur Aufgabe, ihnen zu verbergen, was ihnen einen wirklichen Kummer verursachen konnte. Es war eine schwere Aufgabe, die oft meine Kräfte überstieg! Es kostete mich Jahre lange Leiden, die nur von den zärtlichen Liebkosungen meiner Eltern gemildert wurden, deren Liebe vergeblich suchte, sich die Melancholie zu erklären, die mich zuweilen ergriff.

Warum sollte ich sie mit den langen Bekenntnissen einer Seele unterhalten, die unaufhörlich mit allen ihren Umgebungen in Kampf gerieth, einer Seele, welche unaussprechlich litt, während ihr Alles zu lächeln schien, einer Seele, die nur in ihren Unterhaltungen mit dem Gott der Gerechtigkeit Trost fand, während Jedermann mir die schönsten und süßesten Namen gab? Schon in diesen Jahren war der innige Umgang mit Gott ein unabweisliches Bedürfniß. Jede Thräne, die mein Herz verzehrte, flößte mir eine lebendige Liebe zu dem Wesen ein, das allein die Wahrheit und Güte ist.

Später, ach! — ich war noch sehr jung — meine Mutter erfreute sich meines fünfzehnten Frühlings, als ich einen Mann lieb gewann, der in meiner Seele die Stelle meiner grenzenlosen Liebe zum Schöpfer einnahm. Ich büßte bald für diese Gotteslästerung! Wenn Gott seine Wohnung in einem Herzen aufgeschlagen hat, duldet er nicht mehr, daß irgend etwas Anderes auf Erden in demselben herrsche. — Gewöhnt, meine Entzückungen, meine Seufzer, meine Wünsche zu unterdrücken, um nur die Sorglosigkeit, die so sehr gefällt, nur das Glück zu zeigen, dessen Schein zu verlangen die Andern das Recht hatten, und da ich mich noch zu jung fand, um das heilige Wort auszusprechen, dessen Wichtigkeit ihr Frauen kennen müßt, verbarg ich diese Leidenschaft, welche schon den Schlaf meiner Nächte ver-
scheuchte; eben so sorgfältig als alle Empfindungen, die mich bis dahin erfüllt hatten. — Es war ein schöner Mann, ein Prinz,

unser Nachbar und Freund. Ihm war unbekannt und mußte immer unbekannt bleiben, was er für das Herz eines Kindes war. Die Angelegenheiten seines Vaterlandes bildeten seine einzige Beschäftigung; er litt ebenfalls — sein nachdenkender Blick sagte es deutlich genug — aber er litt als Mann, als Bürger, oder vielmehr er litt als Fürst, der einen Thron verloren hat, dessen Glanz er zurückwünschte, dessen Besitz er zurückfordern kann, indem er die Rechte geltend machte, die man ihm ungerechter Weise entrißen hat.

In unsern Gegenden, Sie wissen es wohl, sind die Revolutionen häufig, denn die Intriguen der Fremden säen unaufhörlich Zwietracht aus. Der gestern herrschte, kann morgen der Unterthan eines Mannes werden, der gestern sein Sklave war. — Wir verreisten, — und in der Verbannung nährte ich zu gleicher Zeit eine dreifache unermessliche und verborgene Liebe; die zu meinem Vaterland, die zu jenem Ideal, das ich einen Augenblick gesehen hatte und das meine Phantasie je länger je mehr mit den herrlichsten Farben schmückte, und die Liebe zur Freiheit! Bei diesen verzehrenden Leidenschaften schaute ich zuerst die Welt, in die ich eintrat, mit dem Auge eines Philosophen an. Die Hoffeste, das blendende Leben in der vornehmen Welt, Alles was die Freude und das Entzücken einer von der Phantasie beherrschten Jugend macht, alles dieß beobachtete ich mehr, als daß ich Antheil daran genommen hatte. Die Auszeichnung, mit der ich allerorten überhäuft wurde, ließ mich kalt und traurig. Ich fand mich einsam und wünschte mir andere Neigungen, als die, welche sich um mich drängten, und einen andern Ruhm, als den, um welchen mich meine Gefährtinnen beneideten. Ich fühlte das Bedürfniß nach einer Bestimmung, die von der sehr verschieden war, welche in dem Kreis, in dem ich mich bewegte, allein möglich sein konnte. Alles um mich schien mir klein, und meine Wünsche waren glühend und rein, wie die der Propheten, welche die Ankunft des Heilands erwarteten.

Da vertiefte ich mich in das Studium, wie ich mich ehemals in Gott vertieft hatte. Ich suchte auf der Palette nach Farben, welche meinen Augen den schönen Himmel darstellen konnten, nach dem ich mich so unendlich sehnte. Mit Begierde folgte ich dem Unterricht, der mich mit den Genealogien der Völker, mit den Zeichen der Zeiten, mit den Revolutionen und dem fortschreitenden Gang der Menschheit bekannt machen konnte. Ich war für dieses Studium leidenschaftlich eingenommen, denn es erweckte Hoffnung in meinem Herzen. — Ich sah, daß der Mensch nicht lange in dem Wickelband der Sklaverei bleiben kann; daß eine mächtige Hand die Völker in ihrer Kindheit beschützt hat; daß, wenn die Barbarei auch einen Augenblick triumphirt hat, sie doch zuletzt besiegt worden ist. Indem ich unsere Zeit mit der unserer Väter verglich, mit jenen wilden Zeiten, wo blutdürstige Götter herrschten, ging meine Seele in Freude auf; meine Bücher waren meine Freunde und Tröster geworden.

Wie sollten wir das nicht lieben, was unsern Kummer mildert, was uns eine bessere Zukunft verheißt, wenn Alles um uns in Trauer versenkt ist; was uns unvermeidliche Umgestaltungen zeigt, wo der gewöhnliche Haufe nur Verwirrung erblickt? — Es schien mir, daß sich die Welt endlich erheben würde, um in der Fülle der Kraft und des Lebens an der Erfüllung ihrer hohen Bestimmung zu arbeiten. Ich sah die Völker von einem Ende Europa's bis zum andern in Bewegung gerathen, und hörte die helle Stimme der Freiheit, die Trompete des Erzengels gleich erschallen. Selbst an den Ufern des alten Jster zuckten die Völker in geheimnißvoller Erwartung. Es war jedoch nur ein flüchtiges Licht, jenen Blißen ähnlich, die im Sommer den brennenden Himmel durchfurchen. Aber tiefe Finsterniß folgte bald auf diesen Hoffnungsstrahl. Die eiserne Hand der Fremden drückte schwerer als jemals auf unserm Vaterland, das so kühn gewesen war, einen Augenblick gewagt zu haben, seine Stirne gen Himmel zu erheben. Aber die Welt ward eines

nutzlosen Lärms überdrüssig, der keinen Wiederhall gefunden hatte. Die Sache der Freiheit schien überall verloren.

Als ich Dante's Vaterland verließ, beugte diese alte Königin der Welt ihr edles Haupt unter das Joch ihrer ewigen Tyrannen; ich kehrte in mein unglückliches Vaterland zurück, diese jüngere Schwester Italiens, die seit so vielen Jahrhunderten ihr Leben dahin schleppt, ohne Freund, unbarmherzigen Stämmen Preis gegeben, die ihre Fenster geworden sind. Ich fühlte gegen diese gewaltthätigen Herren einen eben so großen Abscheu als gegen die Unterdrückung. Wenn ich auf dem Wege ihren in unsern geplünderten Dörfern kantonirenden Bataillonen begegnete, vergoß ich eben so heiße Thränen, als die Mütter und Töchter der Geächteten.

Aber man verstand meinen Haß nicht, so rechtmäßig er war, er erregte sogar den Unwillen der Leute. So geschieht es immer in gewissen Kreisen. Die große Welt verzeiht dem Glanz und dem guten Ton Alles. Mit Ausnahme der schon vergessenen Familien, die sich für die Nationalunabhängigkeit aufgeopfert hatten, feierte Jedermann die Fremdlinge.

Endlich glaubte ich selbst an die Parteilichkeit, deren man mich beschuldigte, wenn man mir vorwarf, ein ganzes Volk falsch zu beurtheilen, dessen Sitten und Charakter ich nicht kannte. Zudem war mir mein Vaterland eine wahre Wüste geworden. Die Seele, welche Eden belebte, hatte es verlassen. Eden blieb zwar immer noch ein lachender Garten, aber das Leben fehlte darin. Ich war dahin gekommen, daß ich mein geliebtes Vaterland zu verlassen wünschte, nach welchem ich mich überall zurücksehnen sollte. Damals begann der Glänzendste und Schönste unter den Fremdlingen, die ich verflucht hatte, mir von Glück zu sprechen; — er versprach meiner Mutter, indem er mich von ihrem Busen riß, für mich immer zu sein, was sie mir zwanzig Jahre lang gewesen war. Ich reiste ab. — Ein furchtbarer Sturm, der sich plötzlich erhob, erfüllte den Himmel mit unheil-

verkündenden Flammen; trauriges Vorzeichen bei meinem Eintritt in ein Land, welches für mich gleichsam ein Grab wurde.

Meine Phantasie hatte mich mit Widerwillen gegen dieses Volk erfüllt. In Nichts gefiel es mir, weder in seinen Gesetzen, noch in seinen Ueberlieferungen. Dort herrscht Sklaverei; die Gewalt ist unbeschränkt, der Luxus übertrieben, der Zwang allgemein. Für eine freie Seele ist das Leben schrecklich in diesem kalten Lande mit seinen ewigen Wintern, seinen dicken Nebeln, seinem Himmel ohne Blau.

Noch lebte der, der mein Herr geworden war, nur in mir und durch mich. Ich war die ganze Freude, die ganze Hoffnung seines Herzens. Sie können Sich die Größe der Kämpfe und den unermesslichen Schmerz vorstellen, die ich sogar ihm verbergen mußte, der in jedem Augenblick das Glück in meinen Augen suchte. — Ach! die Schmerzen derer, die man Märtyrer genannt hat, und deren Leib von der Flamme des Scheiterhaufens in wenigen Augenblicken verzehrt wurde, sind Nichts im Vergleich zu dem Zustande gewisser hingeopferter Seelen, für die jede Stunde eine Qual ist, ohne daß der Tod sie befreie.

Das Gefühl der Pflicht allein beherrschte jetzt mein Herz. Ich war entschlossen, ihr Alles aufzuopfern, den Kelch bis zur Hefe zu leeren. Je größer meine Abneigung gegen das Land war, in welchem ich mich befand, desto mehr strebte ich darnach, den Mann mit Liebe für dasselbe zu erfüllen, der einen der ältesten Namen führte, den Mann, der der Vater von Kindern werden konnte, die dazu bestimmt waren, ihm zu dienen. Ich flößte ihm vaterländische Begeisterung ein, und als das Opfer vollendet war, überließ ich mich voll Thränen dem unendlichen Schmerz, den das Heimweh hervorbringt.

So lebte ich lange Jahre hindurch und ich ward endlich das Gespenst, das Sie sehen und das alle menschliche Empfänglichkeit verloren hat. Um aber das Uebermaß meiner Leiden zu vollenden, so hatte ich in diesen qualvollen Jahren den schöpferischen Künstlergeist und die Begeisterung des Dichters, ja selbst

die innige Vereinigung mit Gott verloren, die mich ehemals aufrecht erhalten hatten.

Alles war in mir und um mich leer, wie das Chaos. Ich widmete mich nun den Studien mit einem entseßlichen Eifer, weil sie mir einige Augenblicke des Vergessens gewähren konnten. — Möchte jedes Weib von solchen Leiden verschont bleiben!

Aber als sich endlich alle erlöschte Kraft, alle Entschlossenheit, alle Empfindung in Gleichgültigkeit aufgelöst hatte, verließ ich das traurige Land, wo der Himmel niemals lächelt — ich verließ es mit mattem Herzen und erschöpftem Geist, wie die Israeliten das Land der Knechtschaft.

Das ist die Geschichte meiner Leiden. Sie sind jetzt zu Ende, denn ich lebe jetzt nicht mehr vom Leben der Andern. Ich lebe im Schooß der einsamen Gletscher und der Blumen, deren Duft nur einen Tag währt. — Der Mann, dem mein Leben gehört, hat das seinige beschlossen, indem er sein, von den Fremden überfallenes Land vertheidigte. — Auch ich — ich fühle es — auch ich werde in jenem himmlischen Frieden ruhen, nach dem sich mein Herz fortwährend sehnt.“

Lange blieben wir Beide noch stumm, und der balsamische Windeshauch, der über unsere Häupter zog, schien unsere schmerzvollen Gedanken mit sich fortzutragen.

LXXXI.

Mächtig ragt vor allen empor die gewaltige
Jungfrau.

Baggesen.

Die Sonne ist hinter den Bergen verschwunden; ein purpurner Streif zeigt noch ihre Spur am Horizont über dem Thuner See. Alles Geräusch verhallt im Thal. Die Stille

einer funkelnden Nacht wird kaum von einigen Freudenlauten, welche sich in langen Zwischenräumen in den benachbarten Dörfern hören lassen, oder von dem Klang der Heerdenglocken und von lieblichen Alpen gesängen unterbrochen. In den schon kräftigen Kornfeldern, die wie ein sanftbewegtes Meer hin- und herwogen, sieht man Leuchtwürmer langsam in den erfrischten Furchen hinkriechen. Der Gipfel der Nußbäume mit ihrem dunklen Laub, welche sich längs des Höhenwegs hinziehen und bis an die alten Mauern des Schlosses Interlachen erstrecken, schaukelt sich sanft in dem Hauch des Abendwindes.

Glänzend und ruhig, wie ein einsames Mädchen, das sich in der Ruhe der Nacht ihren Träumen überläßt, erhebt sich die Jungfrau, mit dem alabastrernen Schleier des ewigen Schnees bedeckt; der bleiche Schein des Mondes, der sich hinter dem Breitlauinen erhebt, beleuchtet sie schon mit schwachem Licht, das einen phantastischen Zauber um sich verbreitet. Auf ihrer königlichen Stirne glänzt ein goldner Stern; die Diademe der indischen Könige, welche von den herrlichsten Diamanten strahlen, sind nicht so prachtvoll.

Meine von diesem magischen Schauspiel ergriffene Seele verliert sich in köstliches Entzücken. Wenn man so träumt, unter diesem reinen Himmel, mitten in diesem Frieden und dieser zaubervollen Natur, muß man da nicht alle schmerzlichen Erinnerungen, alle leeren Aufregungen des Lebens vergessen? Man taucht sich in eine wohlthätige Ruhe, in der die Stürme aufhören, welche das menschliche Herz beständig durchwühlen. Man vergißt auf einen Augenblick die Wunden der Vergangenheit und den Gedanken an die Zukunft. Freilich kann man in dieser süßen Entzückung die Pflichten nicht verkennen, welche uns zum Kampf rufen. Aber muß man nicht zwischen den gestrigen und den morgenden Kämpfen einen Augenblick Geist und Herz mit der Betrachtung der Herrlichkeiten der Schöpfung wieder mit neuer Lebenskraft erfüllen?

Die vergangenen Jahrhunderte scheinen diese Gefühle, die

in unserm Leben von so großer Bedeutung sind, nicht gekannt zu haben. Wenn sie von der äußern Welt sprechen, so thun sie es nur im Vorübergehen, mit einer Art Gleichgültigkeit. Wenn Virgil sich nach den Auen seines Vaterlandes sehnt, die von gierigen Soldaten geraubt worden waren, sagt er nur ein Wort von ihrer Schönheit:

„Et qualem infelix amisit Mantua campum,
Pascentem niveos herboso flumine cynos *)!“

Der Verfasser der „Esther“ verweilt nicht bei ähnlichen Eindrücken:

„O rives du Jourdain! o champs aimés des cieux,
Monts sacrés, fertiles vallées **)!“ —

Wie wenig hat sich, von dem Dichter des „Landhaus“ bis zum Sänger der „Pädra“, das Gefühl der Bewunderung der Werke Gottes in der Menschheit entwickelt! Diese beim ersten Anblick unerklärliche Erscheinung ist im Grunde leicht zu begreifen. Die Menschen der früheren Welt waren von der That, von dem Kampf gegen eine noch nicht bezwungene Natur, von den Erschütterungen einer gesellschaftlichen Ordnung in Anspruch genommen, deren Stürme die Träumerei nicht aufkommen ließen. Wer konnte in der Mitte brennender Städte, bei dem Angstgeheul der Opfer, bei dem Schall der Hörner, unter den Schlachtgesängen und dem Gewieher der Rosse die nöthige Ruhe finden, um die Harmonie und die Schönheiten der äußern Welt zu betrachten? Raum in zwanzig Jahrhunderten fand sich ein Mann, den man „einen Gott“ nannte, der so mächtigen Geistes gewesen wäre, um einigen Hirten von Parthenope diese Muße zu geben.

*) „Und im Gefühl, als traurig die dulbende Mantua einbüßt,
Das schneefarbne Schwän im träutrigen Flusse bewirthe.“

Virgil, Georgika, 2, 198, f.

**) Ihr Ufer des Jordans, von Gott geliebte, heilige Berge, fruchtbare Thäler.

O Meliboee, Deus nobis haec otia fecit*)!

Aber nach Augustus öffneten sich die ehernen Thore des Janustempels wieder; Bellona ließ ihr wildes Geschrei ertönen, die mit dem Fell des wilden Stieres bedeckten Barbaren stürzten sich auf die blühenden Städte; das Schwert kreuzte sich mit dem Schwerte, der Drohung antwortete der feindliche Ueberfall; Alles bewaffnete sich mit Feuer und Schwert — dann sah man in dieser unglücklichen Nacht des Mittelalters um die brennenden Städte des Südens von Frankreich lange Processionen von Mönchen ziehen; die mit schweren Panzern bedeckten Barone erhoben sich zum Kreuzzug, der Boden erzitterte unter den Hufen ihrer Rosse; das Abendland stürzte sich wie eine wüthende Lawine auf das erschrockene Morgenland, während der Stod auf dem Rücken der entnervten Leibeigenen erdröhnte.

Heute scheint der Sturm weniger wild in den Ohren der Menschheit zu brausen. Nach so vielen endlosen und erbitterten Kämpfen, nach so vielem vergossenen Blut, so vielen vergessenen Eidschwüren, so vielen grausamen Täuschungen, sucht sie im Schooß der glänzenden Gebirge, am Strand der blauen Ströme, in den schattenreichen Wäldern, in den mit Moos bedeckten Grotten, am Ufer der Wasserfälle und der Gießbäche, auf den Pfaden, die sich längs der Hügel hinziehen, ein wenig Erleichterung für ihre langen Schmerzen, ein wenig Ruhe nach so vielen Wanderungen und Schlachten. Wie ein Pilgrim, der nach vielen Jahren an den väterlichen Heerd zurückkehrt, bedarf sie sanftere Eindrücke und Empfindungen, um die thöricht verschwendeten Jahrhunderte, die wahnsinnigen Barbareien und die brudermörderischen Kämpfe zu vergessen.

Daher scheint sich auch eine neue Fähigkeit im Herzen des Menschengeschlechts zu entwickeln. Dieses eiserne Herz wird

*) „O Meliboeus, ein Gott hat uns hier Ruhe gewährt.

Virgil, 1. Ecloge.

bei dem Anblick der Wunder von Nüßrung ergriffen, mit denen Gott seine Kinder überschüttet. Die wunderbare Schönheit der Blumen rührt es, die Herrlichkeit des Himmels ergreift es, die Größe der Gebirge erschüttert es.

Menschliches Herz, das so lange den Ermahnungen der Gerechtigkeit und des Erbarmens widerstrebt, wirst du dich endlich der himmlischen Stimme eröffnen, die in der Natur von der unendlichen Güte des Ewigen spricht? Wirst du endlich aufhören, in dieser Welt, die du verschönern und befruchten könntest, etwas Anderes zu sehen, als ein mit Blut und Thränen befeuchtetes Trauerfeld zu erblicken?

Ist endlich der von den erhabenen Sehern Israels verkündigte Tag angekommen, wo sich das Schwert in einen Pflug verwandeln soll, wo das Lamm die Wuth der Wölfe nicht mehr fürchten wird? Ist die Buße, ist das unermessliche Opfer, das allein den Himmel versöhnen könnte, endlich vollendet? Hat das Schwert seine Aufgabe abgeschlossen? Werden die Kasten bald aufhören, sich die blutigen Stücke des Menschengeschlechts streitig zu machen? Werden die Priesterchaften wirklich einmal an den Geist des Friedens glauben, den das Evangelium verkündigt?

O Gott, weil der Mensch endlich nach so vielen Prüfungen die Herrlichkeit des Tempels, zu dessen Priester du ihn geschaffen, die Größe des Reichs, zu dessen König du ihn gemacht hast, zu begreifen anfängt, verleihe ihm eine seiner Bestimmung würdige Seele, eine neue Seele, frei von wilden Trieben, von niedriger Begierde, von ungeregeltem Verlangen, mit Einem Wort, eine wahrhaft christliche Seele!

Indessen lauschte ich auf die geheimnißvollen Laute der Nacht. Von Zeit zu Zeit warf ein im Gebüsch verborgener Vogel einige harmonische Töne in den Wind und die Klare küßte ihre Ufer mit sanftem Brausen.

LXXXII.

Rings von Gesträuch ist die Oeffnung umblüht; zur Rechten
des Eingangs

Strömt aus der innersten Schlucht ein Bach mit melodischem
Murmeln.

Jens Baggesen.

An einem schönen Morgen treibe ich allein und schweigend auf den klaren Wellen des Thunersees. Ein blaues Tuch, das kaum vom Winde bewegt wird, schützt mich vor den glühenden Strahlen der Sonne; sie spiegelt sich in der Welle ab, in der silberfarbene Fische hin- und herziehen. Den Arm auf einen mitten im Rahne stehenden Tisch gelehnt, betrachte ich schweigend diese schönen Ufer, diese lieblichen, von Bäumen umschatteten Sennhütten, die sich zwischen den Bergen und dem Wasser erheben. Von Zeit zu Zeit entlockte ich der Guitarre melancholische Töne. — Die Barke hält bei einem Wasserfall an, der sich in den See stürzt. Ich erklimme einen engen Pfad, der von zahlreichen Schluchten durchschnitten ist und sich durch ein Gehölz mit hundertjährigen Buchen schlängelt. Hohe Fichten, Stechpalmen mit metallgleichen Blättern und schwarze Heidelbeeren bedecken die Abhänge des Beatenbergs. Auf der Alpenrose schaukeln sich blaue Schmetterlinge, der Thymian verbreitet seinen ländlichen Duft, die Seiten des Berges sind von zahlreichen Gießbächen durchfurcht.

Als ich an die Grotte gelangte, in welcher ehemals ein Einsiedler wohnte, fand ich keine andere Spur seines Aufenthalts, als Trümmer zusammengestürzter Mauern, und zwei Höhlen, die sich tief in den düstern Felsen zogen. Ihre natürlichen Gewölbe runden sich wie Portale. In der niedrigeren strömt brausend das reichliche Gewässer des Beatenbachs; es kommt aus der Tiefe der Höhle, in der ewige Nacht herrscht. Ich setzte mich an den Eingang des Portals, neben die brau-

senden Wogen des Gießbachs. Ich beschaute zu meiner Rechten den klaren Spiegel des Sees und jenseits desselben den Greberen, das Morgenbergerhorn und die unbefleckten Gletscher, die sich in den Wolken verlieren. An dieser Stelle hatte einst der erste Apostel des Evangeliums in dieser kriegerischen Gegend Helvetiens die Ruhe gesucht. Der heilige Beat nahm seinen Aufenthalt in dieser prachtvollen Natur, um den wilden Alpenbewohnern den christlichen Glauben zu verkündigen.

LXXXIII.

O Herr, es sind die Heiden in dein Erbe
gefallen.

Psalm 79, 1.

Als das Christenthum nach Helvetien drang, hatte es zwei große religiöse Systeme zu Gegnern, die man gewöhnlich vermengt, und die doch wesentlich verschieden sind. Das Wort ist ein unbestimmter Ausdruck, der alle Religionen vor Christus charakterisirt, ob sie sich gleich nach dem Ursprunge und dem Geiste der Völker unterscheiden. Obgleich die Formen des Polytheismus unendlich complicirt waren, kann man sie auf zwei Hauptformen zurückführen, welche eine Menge von untergeordneten Systemen in sich begreifen. In Indien betete die Menschheit, in so weit wir es nach den Hymnen des Rig-Veda beurtheilen können, in den frühesten Zeiten die Natur an. Die Natur hat in diesem wunderbaren Land eine Kraft und eine Fruchtbarkeit, welche die Phantasie in Erstaunen und Entzücken versetzen kann. Der Blick verliert sich bald auf dem schönen Bengalischen Meer, bald auf einer Pflanzenwelt von blendendem Reichthum. Durch die mit ewigem Schnee bedeckten Gebirge des Himalajah verbindet sich die Lieblichkeit der Landschaft

mit Ansichten von großartiger Majestät. Mitten unter so vielen Wundern fühlt der Mensch seine Kleinheit und sein Nichts; er ist geneigt, in der äußern Welt etwas Göttliches zu sehen. Der Blitz, der die Wolke zertheilt, erscheint ihm als der Blick des Ewigen, des unbegreiflichen Brahma*); der Sonnenstrahl ist ein himmlisches Lächeln; die brausenden, vom Hauch der Stürme erschütterten Wälder sind der Gott, der sein Haar schüttelt; die ewige Jugend der Schöpfung ist sein unerschöpfliches Leben. Wie könnte man den Menschen anbeten, wenn man sein schwaches und elendes Dasein mit dem Leben einer Natur vergleicht, deren Schönheit unsterblich scheint?

Wenn es Gegenden gibt, wo sie solche Eindrücke hervorbringt, finden sich andere, in denen der Mensch das erste Wunder ist, das den Blick auf sich zieht. Dort hat die sichtbare Welt nicht diese erdrückende Herrlichkeit und der Mensch erfüllt Alles mit seiner unbeugsamen Thätigkeit, mit seiner unbezwinglichen Thatkraft. Man sollte ihn für den Mittelpunkt des Weltalls halten. In Griechenland zum Beispiel hat die Natur nicht mehr die Pracht des Orients. Dort finden sich jene unermesslichen Ströme nicht mehr, welche Etwas von der Majestät des Oceans haben. Der Achelous, der Alpheus, der Paneus, der Eurotas, der Pamisus, der Cephisus, sind Bäche im Vergleich mit dem Ganges, dem Sind, dem Brahmaputra, dem Godavari, der Nerbudda, dem Kanari. Der Parnass, der Helikon, der Citheron, der Tangetus, der Hymetus sind bloße Hügel neben dem Gates, dem Nilgherri, dem Bindhyagebirge. Bei den Hellenen nimmt der Mensch die erste Stelle ein. Alle göttliche Kraft scheint auf eine Art im menschlichen Geist, in der männlichen Tapferkeit des Bürgers und des Kriegers zusammengebrängt zu sein. Jupiters Majestät strahlt auf dem Antlitz des alten Nestor, der „drei Menschenalter gelebt hat“,

*) Der sich in der Trimurti offenbart, welche aus Brahma, Wischnu und Ewa besteht.

auf der Stirne Agamemnons, „des Hirten der Völker“. Der Arm des Mars ist kaum furchtbarer als der des Diomedes und des Ajax, des Sohnes Telamons. Helena schien selbst den trojanischen Greisen beinahe eben so schön, als Venus.

Die Römer, welche, wie die Griechen, die Heroen verehrten, mißbilligten jede Religion, die sich auf andere Grundsätze stützte. Als sie sich Galliens und Helvetiens bemächtigten, fanden sie daselbst ein religiöses System, das von dem ihrigen sehr verschieden war. Die Druiden, die dessen Häupter waren, bildeten eine große und mächtige Priesterschaft, die den indischen Brahmanen, den iranischen Magiern und den ägyptischen Priestern ziemlich ähnlich war, und deren Gewalt sich von den Ufern des entfernten Britanniens bis in die Thäler Helvetiens erstreckte; die wilden Häuptlinge der Alane beugten, trotz ihrer Unabhängigkeitsliebe, das Haupt vor diesen hochverehrten Priestern. Nichts hätte dem Geiste Griechenlands und Roms mehr widerstrebt, als eine so mächtig organisirte Priesterkaste, die so ganz orientalischer Natur ist, daß man erstaunt, sie im äußersten Abendlande wieder zu finden. Noch auffallender ist es, daß die Glieder der Druidenschulen die Anbetung der Natur in derselben Weise verstehen, wie die Brahmanen der indischen Halbinsel.

Neben diesen Aehnlichkeiten bestehen jedoch auch bedeutende Verschiedenheiten. Wenn die Hindureligion ein Gottesdienst ist, welcher der mit allem ihrem Zauber geschmückten Natur erwiesen wird, so betet dagegen der Druidismus eine wilde und furchtbare Natur an. Er ist an den Ufern der düstern Meerbusen Armorikas, in den traurigen Wäldern Galliens, auf den beeisten Abhängen der Alpen groß geworden. Sobald man versucht, die Religionen von dem Alterthum des Bodens und von den Verhältnissen zu trennen, die sie erzeugt haben, begreift man ihren wahren Charakter nicht mehr. Findet der afrikanische Fetischismus nicht in der Lage der verwilderten Stämme jener unermesslichen Gegenden, in denen das Thier, der König der Wüste, überall Schrecken und Tod verbreitet, ihre Erklärung?

Der Druidismus ist nicht, wie das griechische Heidenthum, eine Religion von Künstlern. Die Griechen beteten das Schöne an, wie es sich in der Menschheit offenbart. Aber die Größe der Seele besteht nicht allein im Schönen. Es gibt sogar Ideen, die für unsere Vervollkommnung geeigneter sind. Nun haben aber dem Druidismus jene Eingebungen nicht gefehlt, welche eine starke und mächtige Religion begründen. Wenn er keinen Phidias, Praxiteles und Zeuxis hervorgebracht hat, wenn seine groben Dolmen und seine rauhen Menhir auch nicht an die Venus des Milon und an den belvederischen Apollo erinnern, so hat er muthige Seelen, welche dem Tode entgegen lächelten, und heldenmüthige Krieger erzeugt, welche sich mit nackter Brust dem unbefiegten Schwert der römischen Legionen entgegenwarfen, weil sie Panzer und Schild als ihrer Tapferkeit unwürdig verschmähten. Diese blondhaarigen und blauäugigen Barbaren, die eben so unruhig waren, als die Wellen des Meeres, deren Haut weißer war, als die der römischen Matronen, widerstanden mit einer Tapferkeit ohne Gleichen den Eroberern der Welt. Die Römer erlitten in Helvetien eine eben so schreckliche Niederlage, als die, welche ihnen Hermann im Teutoburger Wald beibrachte, und der Name Diviko wurde für sie eben so furchtbar, als der des Cheruskerhäuptlings.

Was war es aber, was die Jöglinge des Druidismus zu Helden machte? — Der unbedingte Glaube an die Unsterblichkeit, wie Rom und Griechenland ihn niemals gehabt haben. Zu der Zeit, als Cäsar im Senat über die ewige Bestimmung spöttelte*), schlossen die Kelten Kaufverträge ab, die erst in der andern Welt in Wirkung treten sollten. Wenn die Gallier einig waren, waren sie unüberwindlich. Einer ihrer Brenn**) drang bis nach Rom, eine Unternehmung, die später dem Sie-

*) S. Sallustius Catilina.

**) Name des gallischen Feldherrn, aus dem die Römer den Eigennamen Brennus bildeten.

ger am Tessin, an der Trebia, am Trasimenes und bei Cannä mißlang. Wenn Cäsar ihre Uneinigkeiten nicht so klug genährt hätte, würde er sie nicht haben besiegen können*). Es wird dem Druidismus in den Augen der Nachwelt zum ewigen Ruhm gereichen, daß er unter den seiner Herrschaft unterworfenen Völkern jene Thatkraft erzeugt und unterhalten hat, welche das beste Bollwerk der Nationalunabhängigkeit war. Die Druiden selbst, weit entfernt, wie so viele andere Priesterschaften, nach der Gunst der Fremden zu buhlen, haben ihren Unterjochungsplänen stets einen unüberwindlichen Widerstand geleistet. Nicht eine einzige Empörung hat in den Keltischen Ländern Statt gefunden, ohne daß sie die Seele derselben gewesen wären, ohne daß sie von ihnen Begeisterung und Rath erhalten hätte.

Ein anderer, nicht weniger bemerkenswerther Charakterzug dieses großen religiösen Systems ist die Achtung der Frauen, die in den heidnischen Religionen so selten ist, welche jegliche Art von Unterdrückung heiligten. Statt sie wie ein Werkzeug des Vergnügens zu betrachten, sahen die Druiden in ihnen etwas Göttliches und Prophetisches. Die berühmtesten Heldeninnen, Velleda, Jeanne d'Arc, Jeanne Hachette, sind auf druidischem Boden geboren worden. Die blondlockigen Töchter Galliens, welche ihr langes Haar im Winde Armorikas wehen ließen, fühlten in ihren Herzen eine glühende Begeisterung für das Vaterland. Ihre mit dem Brausen der Wogen vermischte Stimme verkündigte den kriegerischen Klänen Galliens den Tag der Schlacht. Die keltischen Wälder verbargen manche Deborah, bereit, den Kriegsgefang gegen die furchtbaren römischen Legionen anzustimmen. Die Frau hatte dann zugleich das Gefühl ihrer eigenen Würde und die Ueberzeugung, durch die engsten Bande dem Vaterland anzugehören, und es eben so feurig zu lieben, als die Helden, welche für dasselbe im Schlachtgetümmel starben.

*) S. Amédée Thierry, Histoire des Gaules.

LXXXIV.

Denn es war ein tiefer Schlaf vom Herrn
auf sie gefallen.

1 Samuel 26, 12.

Nach dem, was wir gesagt haben, wird man sich nicht wundern, daß das Christenthum in den druidischen Ländern so großen Anflang gefunden hat, während das griechisch-römische Heidenthum drei Jahrhunderte lang den Verkündigern des Evangeliums widerstand. Die Religion des Geistes verlegte auf das Tiefste alle künstlerischen Neigungen des griechischen Volkes, das sich nicht daran gewöhnen konnte, das blutige Kreuz, welches die Welt erlöst hatte, an die Stelle der idealen Gestalten seiner Götter zu setzen. Dieser verächtliche Galgen erfüllte die Anbeter der Schönheit mit Abscheu. Aber dieser Widerwille war bei den keltischen Völkern in keiner Weise vorhanden. Die Inselbewohner Britanniens, die Gebirgsleute Helvetiens und die rauhen Bewohner Galliens betrachteten den muthig erlittenen Tod als die Krone jedes wahrhaft männlichen Lebens. Das Kreuz war somit für sie der ergreifende Ausdruck ihrer theuersten Ueberzeugungen. An ein Leben voll Kämpfe gegen die Natur und die Feinde gewöhnt, schien ihnen das Christenthum kaum streng genug. Den sinnlichen Leidenschaften der heißen Klimate fremd, immer auf den Tod in der Schlacht vorbereitet, von dem Gefühl der Unsterblichkeit tief durchdrungen, war kein Volksstamm besser vorbereitet, die christliche Religion anzunehmen, welche alle ihre Ahnungen verwirklichte. Uebrigens hatte der neue Glaube, der von der römischen Politik verfolgt wurde, eben deshalb einen besondern Reiz für die Besiegten. Sie fühlten sich glücklich, im Heiligthum des Gewissens der römischen Herrschaft zu entgehen, und, statt ihren Weihrauch vor den Göttern des Kapitol zu verbrennen, in den unzugänglichen

Verstecken ihrer Wälder irgend einen aus entfernten Gegenden gekommenen Verkündiger Christi anzuhören.

Vergeblich wollten die Herren der Welt die keltischen Völker in Schrecken setzen. Der Muth Bothins, des mit Jahren beladenen Bischofs, der liebenswürdige Heldenmuth der Sklavin Blandina und der andern Märtyrer vermehrten die Popularität des Evangeliums in den Augen der Menschen, welche die Verachtung des Todes für die erste Tugend hielten. Man unterhielt sich mitten in Gallien und in den Alpenthälern über einen Gott, der seinen Anbetern einen unüberwindlichen Muth einflößte, und der denen, welche zu sterben mußten, ewige und unsterbliche Freuden verheiß. Diese Religion war allerdings die Religion der Tapfern. In den Heiden der Bretagne, am Ufer der Seen, in den Alpengegenden versammelte man sich trotz der Dekrete Roms, um muthige Prediger, welche den „unbekannten Gott“ *) verkündigten, den aus dem Weibe gebornen Gott, den Gott, der den Tod besiegt und die Auferstehung verheißen hatte. Auf ihre starken Lanzen gestützt, verließen die Greise ihre Hütten, um die evangelischen Boten zu betrachten, die ihnen den Himmel zeigten. Die Krieger freuten sich über den Muth, mit dem sie dem Zorn Roms tropten, dessen Gewalt immer im Grunde des Herzens verabscheut war. Die Kinder bewunderten die Sanftmuth ihrer Rede und die Frauen und Mädchen hörten mit Entzücken von Maria sprechen, die würdig erfunden gewesen war, den Heiland der Welt in ihrem Schooß zu tragen. Diese Geheimnisse, welche die höhnisch-stolze Philosophie Roms und Athens empörten, entzückten die Einfachheit der Urvölker. Sie nahmen die wunderbaren Erzählungen, die ihnen von den Leiden und Wundern des Menschensohnes berichteten, mit leidenschaftlicher Bewunderung auf.

Die druidische Religion erfüllte ihre Anhänger allerdings

*) Παῦλος ἔφη Ἄνδρες Ἀθηναῖοι — εἶρον βωμόν ἐν ᾧ ἐπετέγγραπτο Ἀγνώστῳ Θέῳ. (Apostelgesch. 17, 23.)

mit großer Thatkraft, aber — und das war ihre schwache Seite — sie that dieses, um die Schmerzen der Menschen zu trösten. Sie setzte ein Heldenvolk voraus, welches das Leiden niemals erweichen konnte. Jede Religion aber, die unsere Natur verstümmelt, geht durch die Gewalt zu Grunde, die sie ihr anthut. Die Anhänger des Druidismus mußten daher unwillkürlich eine neue Religion wünschen, welche, ohne den Menschen zu entnerven, die Wunden seines Herzens in den Schlaf wiegt. Das Christenthum hatte diesen doppelten Charakter. Es war stark, aber zugleich auch sanft. Es zeigte einen Befreier, der am Kreuz für seine Feinde betete, und zu gleicher Zeit an seine trostlose Mutter und an seine vielgeliebten Schüler dachte. — Es mußte siegen, weil es den andern Religionen an Vernunft überlegen war und das Gemüth befriedigte. Keine menschliche Macht konnte seinen Sieg bei den druidischen Völkern aufhalten. Auch erhob sich das Kreuz bald an den Felsen Schottlands bis zu den Gipfeln der Alpen*) und erglänzte wie ein strahlender Leuchthurm, der die Völker auf der Bahn der Zukunft erleuchten sollte.

Die Christen hatten nicht bloß gegen den Druidismus zu kämpfen; denn die feindlichen Einfälle, denen Helvetien nach und nach ausgesetzt war, brachten noch andere religiöse Systeme.

So suchten 600 Jahre vor Christi italienische Völkerschaften eine Zuflucht in den Thälern, oberhalb welcher der Rhein entspringt. Nach andern lokalen Ueberlieferungen hätten sich andere Auswanderer aus dem Norden, Friesen und Scandinaven, welche durch „Hungerstoth und Ueberschwemmungen“ vertrieben worden wären, an den Ufern des Vierwaldstättersees niedergelassen. Zwei Brüder, Switer und Swen, wären die Gründer von Schwyz gewesen, und die Auswanderer wären später über den Brünig gestiegen und hätten ihre letzten Kolonien in das

*) Es scheint, daß der Druidismus in den Alpen eine freiere Form hatte, als in den andern Ländern, und daß es dort keine geistliche Körperschaft gab.

Berner Oberland geführt. Aber ohne zu diesen dunkeln Ueberlieferungen zu greifen, ist es nicht schwer nachzuweisen, daß die germanischen Verfassungen und Ideen in der Geschichte des alten Helvetiens eine große Bedeutung gewonnen haben. Zur Zeit des Einfalls der Barbaren verbreiteten sich die Alemannen, dann die Burgunder, später die Gothen und zuletzt die Franken wie ein Strom über die von gallischen und italienischen Völkern bewohnten Länder. So lieferten sie auch der Schweiz ihr letztes Bildungselement, und noch jetzt unterscheidet man in der Eidgenossenschaft drei Sprachen und drei Volksstämme, welche durch eine Verbindung, die täglich inniger wird, die Eigenthümlichkeit und die Kraft des schweizerischen Volkes bilden, welches zwar klein an Zahl ist, aber groß durch die Ideen und die expansive Macht der Freiheit.

Der religiöse Glaube, den die germanischen Stämme nach Helvetien brachten, war nicht ohne Aehnlichkeit mit den keltischen Ueberlieferungen. Die Druidische Theologie erinnert in der That zugleich an die indischen Systeme und an die skandinavischen Glaubensansichten. Die drei großen Götter Galliens, Trutates, Taranis und Hesus, erinnern an die nationale Dreieinigkeit der Germanen, die ihnen auch ein unsichtbares Volk von Riesen, Feen und Zwergen unterordnen. Die Welt geht nach dem Glauben der Druiden durch eine Reihe von Schöpfungen und Vernichtungen, und die Erde wird als ein riesiges Thier dargestellt.

Die drei Hauptgötter der Germanen waren Wodan, der Odin der Scandinaven, Donar*) und Sarnat**). Als der heilige Columban und seine Gefährten an die Ufer des Bodensees zogen, fanden sie in Bregenz eine von den Barbaren entweihte Kapelle, in welcher man drei eiserne Götzen aufgestellt hatte: „Das sind unsere alten Götter,“ sagten die Heiden, „deren Schutz uns und unsere Güter bis auf diesen Tag erhalten hat.“

Leider haben wir nur sehr unbestimmte Mittheilungen über

*) Das Thor der Scandinavier.

**) Er heißt auch Zco und Tylen, und ist der Tyr der Scandinavier.

die ersten Verkündiger des Evangeliums bei den keltischen Völkern. Was Helvetien betrifft, so sind die legendenmäßigen Ueberlieferungen viel zahlreicher als die wahrhaft geschichtlichen Urkunden. Es ist jedoch außer Zweifel, daß ein Strahl des Lichtes, welches die orientalische Kirche über die Welt verbreitete, auch über den Alpen erglänzte*). Ein ausgezeichnete griechischer Schriftsteller, der Bischof Irenäus, befestigt das Werk der ersten evangelischen Arbeiter in der bedeutenden Stadt Lugdunum (Lyon). Von dort verbreiteten sich die Lehren unserer Kirche über ganz Helvetien.

Die Legende des heiligen Beat läßt im Gewebe römischer Fabeln die Spur dieser denkwürdigen Begebenheiten erkennen. Diese Legende bestätigt den orientalischen Ursprung der helvetischen Kirche. In Antiochia ward dem Britten Suetonius die Wohlthat des Glaubens zu Theil. Uebrigens haben wir schon bemerkt, daß die Britten ursprünglich in inniger Verbindung mit der orientalischen Kirche standen, und daß es der Anstrengungen einer langen und schlaunen Politik bedurfte, um sie unter das römische Joch zu beugen. Die berühmtesten Prediger Helvetiens, Justus, Gallus, Lucius, Fridolin, Magnoald, Sigisbert, waren wie Suetonius in Britannien geboren. Lona und Banger, welche nicht, wie Rom, Geschichtschreiber gefunden haben,

*) „Die christliche Kirche Helvetiens“, sagt Daguet sehr richtig, „ist hellenischen Ursprungs“. Um die Mitte des zweiten Jahrhunderts hatten zwei griechische Priester aus Aſien, Irenäus und Polihimus, berühmte Schüler der Apostel, das Christenthum nach Gallien gebracht. Von Lyon und Bienne, wo sich die zwei Missionäre niedergelassen hatten, verbreitete sich das Christenthum in den benachbarten Provinzen, in Genf unter Andern und in Augusta Rauracorum, zwei damals sehr blühenden Städten. Um die nämliche Zeit oder etwas später erhoben sich christliche Gemeinden in andern Städten Helvetiens, in Noviodunum, Aventicum, Bidentissa, Octoburum, Curia. Daguet, Etudes sur l'histoire littéraire de la Suisse, in der Revue Suisse, T. IX.

die ein Interesse hatten, sie zu preisen, hatten einen lebendigem Glauben als die Stadt der Cäsaren. Die freie Kirche der Britten und Scoten hat für die Belehrung von Mittel-Europa mehr gethan, als alle Missionäre des Papstthums. Man konnte von den evangelischen Arbeitern Britanniens sagen, was man von Columban gesagt hat: „Er fühlte in seinem Herzen das Feuer brennen, das der Herr auf die Erde gebracht hat“ *). Aber dieser unermüdlche Prediger hatte seinen Schüler Gall gelehrt, daß wenn man auch Rom ehre, man die besondern Vorrechte der Kirche von Jerusalem achten müsse **), und er scheute sich nicht, die Kirche der Hauptstadt des römischen Reichs zu ermahnen, sich vor der alten Verderbniß dieser berühmten Stadt zu bewahren. So war noch im 6. Jahrhundert die brittische Freiheit beschaffen, die sie in der Schule der Orientalen gelernt hatte.

Die Götter der germanischen Wälder fanden in dem berühmten Mönch, den wir eben genannt haben, und in seinen Schülern unermüdlche Gegner. Columban hatte in Gallien und Helvetien nicht die Gabe, den Anhängern Roms zu gefallen. Daguet bestätigt es: „Die Schottische Kirche, die sich in Folge ihres Ursprungs an das alte orientalische Christenthum, an die griechische Kirche, anlehnte, zeichnet sich durch einen gewissen Geist von Unabhängigkeit aus, welcher oft für die rechtgläubigen Bischöfe Galliens und für die sächsischen Erzbischöfe von Canterbury ein Grund des Aergernisses war. Wir, schreiben diese letztern an die Bewohner der Insel Erin***), wir Abgeordnete des heiligen apostolischen Stuhls in den Abendländern, wir haben thörichter Weise an den Ruf der Heiligkeit eurer Insel geglaubt, aber wir wissen es jetzt, ihr seid nicht besser

*) „Ignitum igne Domini desiderium.“ Mabillon, Acta p. 9.

**) „Salva loci dominicæ resurrectionis singulari praerogativa.“ Columb. Vita § X.

***) Irland.

als die Britten. Die Reise Columban's nach Gallien hat uns davon vollständig überzeugt" *).

Die Dienste, welche die Predigten Columban's dem Christenthum im fränkischen Gallien erwiesen, konnten bei den Gallischen Prälaten die Anhänglichkeit dieses berühmten Mönchs und seiner Freunde an die orientalischen Gebräuche der brittischen Kirche nicht in Vergessenheit bringen.

Der unermüdbliche Columban mußte seine Thätigkeit nach Italien und Helvetien wenden. Er gründet zuerst Bobbio in den cottischen Alpen und kommt um 610 in die Schweiz. Er bleibt nur drei Jahre dort; aber das Land der Alemannen, welches bis dahin unbebaut und beinahe götzendienerisch war, wird bei seiner Durchreise umgestaltet. Unglücklicher Weise setzte ihn sein ungestümer Eifer dem Zorn des Herzogs von Alemannen Gunzo aus. Er muß sich flüchten; jedoch soll sein Werk nicht mit ihm untergehen. Nach Columban wird Gallus der Apostel der Alemannen und der Stifter der alemannischen Kirche.

Die Constitutionen Columban's haben ohne Zweifel die wesentlichen Gebrechen aller Mönchsanstalten, die im Orient wie im Abendland immer die nämlichen sind. Doch zeigt sich in seinen Predigten, in seinem Briefwechsel bisweilen der christliche Geist und die Erinnerung an die alte orientalische Freiheit.

„Glauben wir nicht,“ sagt er, „daß es genüge, den Staub unseres Leibes mit Fasten und Wachen zu ermüden, wenn wir nicht auch unsere Sitten bessern. Das Fleisch kasteien, wenn die Seele keine Frucht davon hat, ist soviel als die Erde unaufhörlich pflügen, und ihr doch keine Ernte abgewinnen“ **).

Die irischen Christen feierten, wie die orientalischen, das Osterfest mit den Juden. Columban vertheidigt gegen den Papst Gregor I. die Gewohnheiten des Orients:

„Glaubt man, daß ich mich, nachdem ich so viele Schrift-

*) Daguet, a. a. O.

**) Guizot, Hist. de la civilisation en France, 2, 144—147.

steller gelesen habe, mit dem Spruch der Bischöfe begnügen kann: Ihr sollt Ostern nicht mit den Juden begehen? Der (römische) Bischof Victor sagte dasselbe. Aber kein einziger orientalischer Bischof hat es annehmen wollen. Und unsere hibernischen Gelehrten und Philosophen, welche sich am besten auf Berechnung und Astronomie verstehen, haben nur darüber gelacht*).

Wenn die Irländer über die Dekrete des „Statthalters Gottes“ nur lachten, so begreift man die Abneigung, welche gewisse Prälaten des Festlandes so oft gegen sie an den Tag legten. Daguet, der dem trefflichen Michelet beweisen will, „daß Columban kein Vorläufer der Reformation im 7. Jahrhundert war“, gesteht doch, daß „dieser Missionär ein heterodoxer Sohn der römischen Kirche war“ **). Schrieb er nicht an Bonifacius IV.: „Die Gewalt wird euch nur so lange bleiben, als ihr euch auf die gerade Vernunft stützt“ ***).

Gallus, Columbans Schüler, ein unermüdlicher Urbarmacher und eifriger Prediger, machte aus seiner Zelle eine Werkstatt des Ackerbaus im Südosten des schwäbischen Meeres oder des Bodensees. Mang oder Magnoald, der nach dem Tode Gallus der erste Bewohner der Zelle an der Steinach geworden war, wurde der Apostel des Vorarlbergs und von Bayern†). Leider sind in den Klöstern Eifer und Thätigkeit nicht von langer Dauer und werden schnell von gemeiner Sinnlichkeit und einem mehr oder weniger groben Quintismus verdrängt.

*) Bibliotheca Patrum 12, 32.

**) A. a. O.

***) „Tamdiu potestas apud vos erit, quamdiu recta ratio permanserit.“ Bibl. Patrum.

†) Man findet ausführlichere Mittheilungen über die irländischen Mönche in der angeführten gelehrten Abhandlung von Daguet.

LXXXV.

Siehe, ich will sie erwecken.
Joel, 3, 12.

Die Verbindung des Christenthums mit dem keltischen Geist und dem germanischen Freiheitsfinn hatten glückliche Ergebnisse. Ohne Zweifel setzte die Barbarei mit ihrem regellosen Ungeßüm dem Sieg der evangelischen Ideen viele Hindernisse entgegen; aber die gallischen und helvetischen Barbaren hatten eine Grundlage von Edelmuth, von Unabhängigkeit des Charakters, von Verachtung der Gefahr und des Lebens, der sie außerordentlich fähig machte, die Wirkung der heldenmüthigen Grundsätze des Evangeliums zu erfahren.

In allen Dingen ohne Maß, hatten sie ohne Zweifel große Laster, aber sie waren der außerordentlichsten Tugenden, der erhabensten Hingebung und einer Selbstverläugnung fähig, die vor keinem Opfer zurückbebt. Diese Anlagen brachten eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Geschichte hervor, das Ritterthum, in welchem sich christliche und barbarische Elemente vereinigt finden. Die evangelische Begeisterung konnte allein bei kriegerischen Menschen den Gedanken erzeugen, sich dem Dienst der Armen und der Unterdrückten zu widmen. Aber mit dieser Idee, deren Berechtigung vom Christenthum anerkannt wird, vereinigten sich andere, die es schwerlich billigen kann. Erinnert die Ausrottung der Ungläubigen nicht eher an den wilden Geist der druidischen und germanischen Religion, als an den friedlichen, vom barmherzigen Erlöser offenbarten Glauben? Sind jene trotzigen Kreuzfahrer, die mit dem Zeichen der Erlösung auf der Schulter in Jerusalem einzogen und sich dort in Strömen Bluts badeten, nicht die würdigen Söhne derer, welche in den Wäldern Galliens und in den Thälern Helvetiens

so viele abscheuliche Opfer begingen und den schrecklichen Reim fangen:

Aus rauchenden Schädeln trinken wir Bier:

Dem Teutates sind Schädel die lieblichste Bier. *)

Was die Verehrung der Frauen betrifft, wie das Ritterthum sie verstand, so ist sie eher eine keltische und germanische Ueberlieferung als eine evangelische Idee. Ohne Zweifel lehrt das Evangelium die Achtung der Frauen und heiligt die Rechte der Gattin und der Mutter, aber es hat der Welt niemals jene Anbetung unseres Geschlechts verkündigt, die das Ritterthum einführte, und die sich mit allen ihren unsinnigsten Ueberspanntheiten in der Verehrung offenbart, welche das Mittelalter Marien erwies **). Diese Idee hängt mit den ältesten Glaubensansichten des barbarischen Volkes zusammen. Der griechisch-römischen Bildung gänzlich unbekannt, gibt sie der Geschichte der christlichen Völker seit der Zeit des Ritterthums einen ausgeprägten phantastischen Charakter.

Um den Einfluß, welchen der keltische Geist und druidische Ueberlieferungen in Frankreich, Helvetien und Britannien ausübten, richtig zu würdigen, ist es nothwendig zu bemerken, daß da, wo diese Elemente oder andere ähnliche sich nicht vorfanden, die Wirkung des Evangeliums auf die Völker, denen es verkündigt wurde, unvollständig geblieben ist. So hat Italien z. B. von den Aposteln des christlichen Glaubens die Thatkraft nicht gelernt, welche ihm schon zur Zeit der Apostel mangelte. Dieses edle Land hätte nicht nur einen neuen Glauben, sondern auch neues Blut nöthig gehabt. Möchte es in der heiligen Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit jene männliche Kraft finden, ohne welche der Ruhm, selbst der des Genies, seinen größten

*) Mollevault.

**) G. Michelet, histoire de France. — A. Coquerel, Réponse au Dr. Strauss. — Diese letzte Schrift enthält tiefe Bemerkungen über den Ursprung und die Entwicklung der Verehrung Marias.

Glanz verliert! Möchten die glorreichen Erinnerungen an seine letzten, für seine Nationalität durchgefochtenen Kämpfe immer vor seinen Augen gegenwärtig sein, und die Lorbeern von Pastrengo, Goito, Rivoli, Somma-Campagna, Bizzighetone, Peschiera nicht vom tödtlichen Hauch der Fremden verwelken!

Die keltischen und germanischen Elemente, welche die Nationalität der Schweiz begründeten, erzeugten, als sie von der lateinischen Civilisation herangebildet wurden, kräftige und freie Seelen. Das Prinzip des helvetischen Lebens war von den ältesten Zeiten her eine aufrichtige und tiefe Liebe für die Freiheit. Daher sind auch die Jahrhunderte, welche für die andern Völker Europas nur Zeiten schmachvoller Unterdrückung waren, für die Schweiz Zeiten des Ruhms und des Kampfes gegen den Lebensadel gewesen. Die muthigen Alpenbewohner betrachteten das Evangelium nicht als ein Gesetzbuch der Knechtschaft; aber da ihre Priester andere Ansichten hatten, mußten sie ihnen eben mit derselben Festigkeit zu widerstehen, als den österreichischen Landvögten. Die Bewohner der Urkantone, die seit der Reformation die gelehrigsten Werkzeuge des Ehrgeizes der römischen Nuntien geworden sind, wiesen im Mittelalter die Anmaßungen der Priester und Mönche hundertmal mit der größten Entschiedenheit zurück. Schon im Jahr 1370 schlossen diese mit den andern Kantonen, welche damals zur Eidgenossenschaft gehörten,*) einen berühmten, unter dem Namen „Pfaffenbrief“**) bekannten Vertrag zu dem Zwecke, den Eingriffen ein Ende zu machen, welche sich die römische Geistlichkeit in ihrem Gebiete erlaubte. Im Jahr 1525 unterzeichneten die Stände Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Luzern, Freiburg und Wallis fol-

*) Es waren ihrer im Ganzen acht.

**) G. A. E. Cherbuliez, *De la démocratie en Suisse. — Des églises constituées.* — Schmauss, *Corpus juris academicum*, p. 2345. — Balthasar, *De jurib. helveticorum circa sacra*, p. 45.

gende Erklärung, welche nur ein erneuerter Ausdruck der Freiheiten der schweizerischen Kirche war?

„Da der Wolf in den Schafstall Christi gebrochen, der oberste Wächter der Kirche aber schläft, so wollen wir, die weltliche Obrigkeit, die Abhülfe selber versuchen. Zur Steuer also erstens des eingerissenen Geizes unter der Priesterschaft wird hinfort jeder Besitz von mehr als einer Pfründe, das Ertheilen der Sakramente um Geld, der Verkauf des Ablasses scharf untersagt*); weil Volksbelustigungen, Erleichterungen des Fastengebots bisher um Bezahlung bewilligt wurden, so soll es hinfür auch ohne dieselbe geschehen. Römische Buben, die mit Anspruch auf Pfründen im Lande erscheinen**), sind sogleich zu ertränken; kein Geistlicher darf in Abwesenheit der Verwandten beim Testament eines Sterbenden handeln; aller Ankauf von Gütern ohne Vorwissen der Landesobrigkeit ist ihnen und so auch den Klöstern verboten; hingegen haben die Leptern von ihrer Verwaltung den Regierungen jährlich Rechenschaft abzulegen. Mit priesterlichem Gerichtszwang wurden bisher unsre Angehörigen zur Ungebühr gedrückt: es ist ihnen untersagt, in Zukunft irgend einer Ladung vor geistlichem Gericht zu gehorchen, es treffe denn die Sakramente, die Gotteshäuser oder das Heil der Seelen; in solchen Fällen aber sollen die Verhandlungen deutsch geführt werden; auch weltliche Gerichte dürfen hinfort schwere Vergehen von Priestern an Leib und Leben strafen, unangesehen die Weihe. Allen Bögten in unsern Herrschaften befehlen wir, gegen die

*) Bemerkenswerth ist, daß mehrere von den in diesen Aktenstücken erwähnten Mißbräuchen noch heute, im Jahr 1857! in der Mehrzahl der katholischen Länder und selbst in den Kantonen bestehen, welche sie vor mehr als 3 Jahrhunderten verboten.

**) Fremde, denen Rom die Anwartschaft auf Pfründen in der Schweiz verkaufte. Ach! wenn Der wieder auf die Erde käme, der die Krämer aus dem Tempel verjagt hat, was würde er von den Menschen sagen, welche die Messe, die Dispensen u. s. w., ihr Gewissen und ihre Ehre verkaufen!

unmenschliche Härte der Klostervorsteher und Gerichtsherrn in Auflegung der Frohnen und Abgaben, die armen Leute zu schüzen, und obgleich die Geistlichkeit jeder Steuern und Lasten ledig gewesen, und manche Obrigkeit, die solche forderte, mit dem Banne erschreckt hat, so ist dieses Alles ohne Grund in den heiligen Schriften durch ihre Schlaubeit unsrer Einfalt aufgebürdet worden, solcher Mißbrauch deßhalb abzuthun, sie aber in Beschwerden oder in Vorthellen andern Christenmenschen gleich zu setzen *).

Die angeführten Thatfachen beweisen hinlänglich, daß die weltliche Geistlichkeit und die Mönche in der Schweiz den nämlichen Geist an den Tag legten, wie im übrigen Europa. Aber statt sich in die Knechtschaft zu fügen, wie es die Bauern in allen andern Ländern thaten, begannen die schweizerischen Landleute einen kräftigen Kampf gegen die Tyrannei der geistlichen Herrn und der Mönche. Während die Geschichte eines Klosters meistens nur die traurige Litanei der Plaudereien gegen Leib-eigene ist, denen man Steuern und Frohnen nach Willkür auferlegen konnte, ist sie in der Schweiz eine kriegerische Legende, welche die Kämpfe berichtet, in Folge deren es den Landleuten gelingt, das Joch abzuschütteln, das man ihnen im Namen der Religion auferlegt. Ich beschränke mich darauf, ein einziges Beispiel anzuführen, das des berühmten Klosters Interlaken.

Ein Ritter aus dem Geschlecht von Oberhofen erbaute dieses Kloster gegen 1139 für dreißig Mönche des Augustiner-Ordens. Bald nach seiner Stiftung begab sich das Kloster unter den Schutz Kaiser Lothars III., der ihm die Erlaubniß gab, den Verwalter seiner Güter selbst zu wählen. Als 1198 der Verwalter oder Kastenvogt seine Vorrechte mißbrauchte, beauftragte Heinrich VI. die Stadt Bern, die Mönche zu beschützen, ohne ihre zahlreichen Freiheiten anzutasten, die von seinen Nachfol-

*) Hottinger, J. J., Gesch. der Eidgenossen während der Zeiten der Kirchentrennung, 2, 161 f.

gern, und namentlich vom Kaiser Abolf im Jahr 1295 bestätigt und vermehrt wurden. Man sieht, daß die Unterstützung der irdischen Gewalten den Mönchen nicht fehlte.

Es scheint, daß sie dieselbe gut benutzt hatten, denn sie besaßen um diese Zeit beträchtliche Reichthümer. Sie bestanden vornämlich in Patronatsrechten und in liegenden Gründen, die man ihnen vermacht, oder die sie von dem zu Grund gerichteten Adel erworben hatten. Das Gebiet des Klosters vergrößerte sich immer mehr und seine Herrschaft am Fuß der Alpen war bald unbestritten.

Der gute Ruf, dessen sich das Kloster Anfangs erfreute, trug zu seiner Vergrößerung viel bei. Die Mönchsanstalten begannen immer mit Inbrunst, der leider gewöhnlich die Täuschung eines schwärmerischen Geistes zum Grunde liegt*). Aber wenn die Achtung, die man ihnen erweist, ihnen Macht und Reichthum verschafft hat, tritt Ehrgeiz, Habsucht und Vergnügungssucht an die Stelle der religiösen Begeisterung. In Interlaken geschah es wie in allen Klöstern. Schon im Jahr 1205 verursachte die Härte, mit der die Mönche die armen Bauern bedrängten, eine allgemeine Empörung. Die kräftigen Gebirgsbewohner schienen wenig geneigt, sich die Tyrannei der Mönche gefallen zu lassen. Vielleicht hätte ihr Muth ohne die Intervention des mächtigen Herzogs von Zähringen, Bertholds V., des Gründers von Bern, schon damals das verabscheute Joch zerbrochen. Berthold eilte mit einem mächtigen Heer herbei, schlug die Empörer im Grindelwaldthal, und zwang sie, sich der erdrückenden Herrschaft des Klosters von Neuem zu unterwerfen.

Die Mönche, welche wohl fühlten, wie wenig beliebt sie

*) Die Ordensgründer, Franz von Assisi, Dominicus, Ignaz von Loyola, Alfons von Liguori u. a. bieten selbst merkwürdige Beispiele von Sinnestäuschungen dar. Man s. Brière de Boismont, Des hallucinations.

beim Volke waren, begriffen die Nothwendigkeit, sich auf eine fremde Macht zu stützen, ohne sich zu bekümmern, ob ihre Macht es mit ihrem Vaterland gut meine. Man kennt ihren Patriotismus. In der Schweiz haben sie die Augen stets auf Oesterreich gerichtet. Die Augustiner von Interlaken zwangen ihre Vasallen zur Zeit der Schlacht von Morgarten den Oesterrichern, den Feinden ihres Vaterlandes, zur Hülfe zu eilen. Aber dieses unvaterländische Benehmen zog dem Kloster den Zorn der furchtbaren Gebirgsbewohner von Unterwalden zu, welche im Jahr 1342 sein Gebiet verheerten. Die Leibeigenen des Klosters erblickten in diesem Kampf eine Gelegenheit, ihre Freiheit wieder zu erobern. Mehrere Dörfer, Grindelwald, Bönigen, Iseltwald, Sargelen u. s. w. schlossen im Jahr 1349 einen geheimen Bund mit Unterwalden. Sich des Erfolgs sicher glaubend, erhoben sie sich und verweigerten die Steuern. Aber die Mönche wurden von der sie bedrohenden Gefahr durch die Intervention von Bern und Solothurn befreit. Der Berner Feldhauptmann verbrannte Wilderswyl und mehrere Dörfer, und die Insurgenten, welchen eine Kriegsteuer auferlegt wurde, geriethen von Neuem unter ein Joch, das um so drückender war, als die Verdorbenheit der Mönche mit ihrem Reichthum und ihrer Macht wuchs.

Die von Tag zu Tag innigere Verbindung der Herren in Bern mit dem Kloster machte den Zustand der Bewohner dieser Thäler so unerträglich, daß sie sich im Mai 1445 zu Eschi versammelten, um sich über die Mittel, das Joch abzuwerfen, zu verständigen. Die in diesem Jahre gemachten Versuche gegen die Berner Herrschaft hatten keinen Erfolg; aber das Kloster machte einige Concessionen. Es erklärte die Dörfer Grindelwald, Iseltwald, Lauterbrunnen, Gatteren und Matten zu freien Vasallen.

Nach diesem Vergleich ward es wieder ruhig, aber das Kloster Interlaken war nicht von allen Sorgen befreit. Umsonst hatte sich sein Reichthum vermehrt, es beklagte sich über Geld-

mangel. Man darf sich nicht darüber wundern, denn seine ungeheuern Einkünfte konnten den Ausschweifungen jeglicher Art nicht genügen, denen sich die Mönche überließen. Eine dünne Mauer trennte sie von dem Frauenkloster, das kurze Zeit nach dem ihrigen gegründet worden war. In einem Zeitraum von zwölf Jahren beging man solche Orgien bei den Nonnen, daß ihr Haus zweimal die Beute der Flammen wurde. Die Nonnen waren übrigens nicht weniger verschuldet als die Mönche. Die Bischöfe von Lausanne veranstalteten Untersuchungen. Die Berichte, welche die Untersuchenden darüber machten, gaben ein naives, aber wenig erbauliches Gemälde von dem Mönchsleben, welches gewisse Leute heut zu Tage idealisiren wollen. Im Jahr 1439 ordnete die Basler Kirchenversammlung ebenfalls eine Untersuchung der beiden Klöster an.

Trotz dieser Untersuchungen und Warnungen ward die finanzielle und moralische Unordnung von Tag zu Tag größer. Endlich zeigte die Berner Regierung trotz ihrer alten Freundschaft für das Kloster im Jahr 1493 dessen ärgerliches Betragen in Rom an. Dieser Schritt zog den Mönchen einen strengen Verweis des Papstes Sixtus IV. zu. Ueber diese gerechte Ermahnung erzürnt, verließen mehrere von ihnen das Kloster, dessen Kirche sie im Jahr 1474 mit bewaffneter Hand plünderten. Bei dieser merkwürdigen Unternehmung mißhandelten und verwundeten sie mehrere von ihren alten Genossen. Die Intervention Berns war nöthig, um diese mit der Augustinerkutte bekleideten Räuber zur Vernunft zu bringen.

Zehn Jahre später entschloß sich endlich Innocenz VI. das Frauenkloster aufzuheben, um den Mönchen eine Versuchung zu nehmen, der sie trotz der Ermahnung ihrer Obern nie widerstanden. Dieser Staatsstreich trug nur dazu bei, das ärgerliche Leben der Mönche allgemein bekannt zu machen. Später versuchte Bern vergeblich, ihnen einen Vogt zu geben (1527). Die Reformation sollte das Land von einer Anstalt befreien,

welche dasselbe vergiftete*) und die das Volk eine Schlammgrube von Unsittlichkeit nannte. Die Bauern bewaffneten sich und drohten, das Kloster zu zerstören**). Am 20. März 1528 benützte Bern die Umstände, um die Besitzungen des Klosters mit seinem Gebiet zu vereinigen***).

LXXXVI.

Bis dein Mund voll Lachens werde und deine Lippen
voll Jauchzens.

Hiob 8, 21.

Die Geschichte der Interlatner Mönche gibt einen sehr richtigen Begriff von dem religiösen Zustand der Schweiz im Mittelalter. Die Geistlichkeit und die Mönche machten dort die nämlichen Ansprüche wie im übrigen Europa. Aber diese Ansprüche erregten immer tiefern Widerwillen bei den rauen Alpenbewohnern und den Bauern in den schweizerischen Thälern. Nachdem die Kämpfe des Volkes gegen die Klöster in vielen Kantonen die Macht der Mönche allmählig geschwächt hatten, wurden dieselben endlich im 16. Jahrhundert vernichtet. Diese Revolution erstreckte sich nicht auf die Urkantone. Der Luxus war dort unbekannt, und da die Geistlichkeit, welche übrigens

*) Man s. die Verordnung der Berner Regierung aus jener Zeit gegen die verwilderten Eliten des Oberlands in dem Werk l'Oberland bernois, T. I. le Couvent d'Interlachen.

**) „Das Huorhuß mit den Buoben zu zerstören tröwende.“

***) Man findet die vollständige Geschichte von Interlaken mit den interessantesten, in den Quellen geschöpften Notizen in dem „Oberland bernois“ von Ober, Mitglied des Großen Rathes der Republik Bern.

sehr unwissend war, die Versuchungen nicht hatte, die sie an andern Orten fand, so hatte sie ziemlich einfache Sitten bewahrt. — Wenn die Völker auch oft über die Anmaßungen Roms und der Priester in Zorn gerathen waren, so hatten sie doch die Ehrfurcht gegen die Priesterschaft nicht verloren, die ihnen ihre demokratische Verfassung nicht geraubt hatte und kein allzu herrisches Benehmen an den Tag legte. In diesen Gebirgen bestand kein Bisthum und die Pracht der Prälaten beleidigte nicht die Augen wie in Lausanne, Basel oder Genf. In den reichen Kantonen hingegen hatte die Geistlichkeit das Beispiel der reichen Bürgerschaft und des ausschweifenden Adels befolgt. Im Jahr 1482 sehen wir die Bewohner des Berner Gebiets, welche von der Pest dahingerafft wurden, alle Weischläferinnen der Priester (Pfaffenhuoren) verjagen, um den Zorn des Himmels zu besänftigen. Das Volk betrachtete die Priester mit Recht als die Stütze der Aristokratie, und wünschte, sich von einer Gewalt zu befreien, die weder die Wissenschaft noch die Sittlichkeit für sich hatte. Zudem begriff man in diesen Kantonen, in denen sich geistige Bildung zu verbreiten anfang, sehr gut, daß die Gegner des Priesterthums sich auf Gottes Wort beriefen, um diejenigen, welche sich für die Diener des Evangeliums ausgaben, zu einem christlichen Leben zu nöthigen. So verhielt es sich aber nicht in Schwyz und in Uri. Die rauhen Bewohner dieser Länder, die sich in der That noch im Urzustande befanden, haben die Besprechungen über die Bibel von jeher als Subtilitäten angesehen, die man den Theologen überlassen müsse. Daher waren sie auch sogleich bereit, ihre Nachbarn mit Feuer und Schwert zu betriegen, die sich der Reformation geneigt zeigten und zwar um so lieber, als sie über den Einfluß eifersüchtig waren, den ihnen ihre Aufklärung und ihr Reichthum in der Eidgenossenschaft gegeben hatte. Die Deklamationen gegen Bern und Zürich sind noch lange nicht aus der Mode gekommen. Man findet sie noch in der „Geschichte des Sonderbunds“ von Crétineau-Joly.

Ohne Zweifel war es für Europa im Allgemeinen und für die Schweiz insbesondere ärgerlich, zu sehen, wie zwei nebulöser Kirchen den Boden mit Blut bedeckten. Die der römischen Kirche ergebenen Schriftsteller haben behauptet, daß man die Christenheit reformiren könne, ohne die vom Erlöser gestiftete Gesellschaft in zwei Lager zu trennen. Manche wenig gebildete Geister haben diese Behauptung als richtig angenommen, weil sie sie so oft mit dem schneidenden Ton des Dogmatismus haben wiederholen hören. Aber die oberflächlichste Prüfung der Geschichte des Mittelalters reicht hin, um ihre Nichtigkeit zu zeigen. Wie viel Versuche hatte man nicht in der Zeit vor dem 16. Jahrhundert gemacht, um die Geistlichkeit zu reformiren und das Papstthum zu bewegen, auf die willkürliche Gewalt zu verzichten, die es so schändlich mißbraucht hatte! Die Kirchenversammlungen von Constanz und Basel hatten alle Mittel erschöpft, um die römischen Bischöfe zu einem Leben und zu Ansichten zurückzuführen, die dem Evangelium und dem gesunden Menschenverstand gemäßer wären. Die Schweiz hatte an ihren Gränzen zwei Versammlungen der christlichen Welt gesehen, welche zusammen gekommen waren, um die Verwirklichung dieses schweren Werks zu versuchen. In der Constanzer Kirchenversammlung hatte Alles einen glücklichen Erfolg zu versprechen geschienen: ein Kaiser, der für den Katholizismus von so glühendem Eifer erfüllt war, daß er sogar dessen Gegner verbrennen ließ; Theologen, welche alle Gewandtheit besaßen, um die listigen Kunstgriffe des römischen Hofes aufzudecken; Redner, auf deren Ruf die Universitäten stolz waren. Aber weder Sigismund, noch Peter von Alliaco, noch Gerson konnten den „heiligen Vater“ bewegen, irgend etwas von seinen Anmaßungen und seinem Vortheil aufzugeben. Es gelang dem Papst Martin V., der von der Kirchenversammlung gewählt worden war, durch Ausbieten aller möglichen Intriguen, alle Reformationspläne zu hintertreiben.

Nach der Constanzer Kirchenversammlung, deren Austritte

sich in Basel wiederholten, war keine Täuschung mehr möglich. Es war mehr als überflüssig bewiesen, daß die Völker allein durch kräftiges Einschreiten ihre geistlichen Häupter zu Opfern zwingen konnten, gegen welche ihre Selbstsucht einen so tiefen Widerwillen zeigte. Sie hätten noch in Basel eine Revolution vermeiden können, wenn sie die Reformation angenommen hätten.

Aber statt sich in Zugeständnisse zu fügen, welche die öffentliche Meinung mit Recht forderte, vertheidigten die Päpste mit erbitterter Hartnäckigkeit alle die Mißbräuche, welche ihre Person eben so sehr verhaßt machten, als ihre Gewalt. Die beschränkten und rückschreitenden Geister kannten nur Eine Politik — den Widerstand. Aber dieser unsinnige Widerstand zwingen die Revolutionen, über das Ziel hinauszugehen, mit welchem sie sich außerdem begnügt hätten. Sind nicht die unaufhörlich wieder auftauchenden Verschwörungen der Geistlichkeit und des Adels, ihre entehrenden Bündnisse mit dem Ausland die vorzüglichste Ursache der Excesse der französischen Revolution gewesen? Ähnliche Thatsachen erschienen im 15. Jahrhundert. Hätten Martin V. und Eugen IV. in Constanz und in Basel einige wahrhaft christliche Eingebungen gehabt, so wären Luther und Zwingli nicht möglich gewesen. Man hat diese berühmten Männer oft beschuldigt, daß sie die Ursache aller Uebel der neuern Zeit seien, es ist dies das ewige Lied jener gemeinen Parteiführer, auf die der Katholizismus so stolz ist.

„Es ist die Schuld Voltaires!

Es ist die Schuld Rousseaus *).

Aber die unparteiische Geschichte bekümmert sich wenig um diese eigennützigen Deflamationen. Es fällt ihr nicht schwer zu beweisen, daß man die Vorwürfe, mit denen man die Reformatoren erdrücken will, auf ganz andere Leute beziehen muß. Ein blutschänderischer Papst wie Alexander VI., ein egoistischer und streitsüchtiger Politiker wie Julius II., ein wollüstiger

*) Béranger.

Kunstliebhaber wie Leo X. haben zur Begründung des Protestantismus mehr beigetragen, als der fromme Eifer Lesevres, der Muth Zwinglis, die Beredsamkeit Luthers und die Dialektik Calvins. Die Jahrhunderte der Unterdrückung berechtigen die Jahrhunderte des Widerstands. Als die Bourbonen die absolute Gewalt in Frankreich begründeten, glaubten sie der Monarchie einen ewigen Bestand zu sichern und der vierte Nachfolger Heinrichs IV. starb auf dem Schaffot. Eben so erging es den Stuarts. Doch habe ich mich hier nur mit dem Papstthum zu beschäftigen. Dadurch, daß Gregor VII. die Verfassung der römischen Kirche in eine despotische Monarchie verwandelte, ist er der wirkliche Vorläufer der Reform geworden. Nur über Eines muß man sich verwundern, daß christliche Völker die Tyrannei eines Bischofs so lange ertragen haben. Mit Stolz sage ich es, daß ein Versuch dieser Art im Orient nicht die geringste Aussicht auf Erfolg gehabt hätte, daher sind wir sowohl bei den Drohungen als bei den Verführungskünsten Roms gleichgültig geblieben. Die Beschimpfungen haben eben so wenig Eindruck auf uns gemacht als das Uebrige. Die Nachwelt wird kaum glauben, daß das Abendland diejenigen Schismatiker genannt hat, welche der ursprünglichen Unabhängigkeit des Christenthums treu geblieben sind.

Wenn die römische Politik bei den Orientalen scheiterte, welche die alten Ueberlieferungen kannten, und welche schon die Idee eines Bischofs mit königlicher Würde empörte, so gelang sie an andern Orten besser. Im Abendlande erwirkte man lange Zeit die Geduld der Gläubigen, indem man ihnen Reformen versprach, die man immer wieder verschob, und welche die frommsten und aufgeklärtesten Anhänger der römischen Kirche, wie Bernhard, Gerson, Peter von Alliaco vergeblich verlangten. Mit welchem Feuer spricht nicht der Abt von Clairvaux, um nur Ein Beispiel anzuführen, von jenem Schmutz der Kirchen, der die Blicke der Gläubigen auf sich zieht, sie in ihrer Andacht stört, die zu den Ceremonien der Juden zurück-

führen?*) Was die „mit Gold bedeckten Reliquien“ betrifft, so bezeugt dieser beredte Mönch, „daß sie die Augen nähren und die Geldlisten öffnen.“ Wie oft erhebt er sich nicht in seinen Predigten gegen die ganz sinnliche Religion, die er vor Augen hatte, wie oft fordert er nicht die Rechte der Religion „im Geiste und in der Wahrheit zurück?“ Welch schreckliches Bild des Mönchsthumß entwirft er nicht! Alles was später die Reformatoren von den Klöstern gesagt haben, würde man leicht in seinen Schriften wieder finden**).

Der Tag war nicht mehr entfernt, da die aufgeklärtesten und thätigsten Völker der Christenheit diese beredten Einsprachen gegen eine entartete Religion wiederholen sollten. Ihr Zorn mußte um so größer sein, als man sie nur allzulang getäuscht hatte.

Dies waren die wirklichen Ursachen der Reformation, die von den eigennützigen Vertheidigern des Ultramontanismus so oft entstellt worden sind***). Die Schriftsteller dieser Schule haben sich nicht begnügt, die Reformation als die unrechtmäßigste aller Revolutionen darzustellen, sie haben sogar versucht, eine Menge verderblicher Folgen aus ihr herzuleiten. Nach ihnen hätte der Protestantismus die Christenheit vollständig demoralisirt — die unter Alexander VI., Julius II. und Leo X. so moralisch war†) — und auf ihn muß man alle in den drei letzten Jahrhunderten begangenen Verbrechen zurückführen, unter welchen man die Aufhebung der Jesuiten durch Clemens XIV††), die Revolutionen von 1789 und 1830, den Sieg der Eidge-

*) In seiner „Apologie“ an Wilhelm von Cluny.

**) Man s. die geistreiche Arbeit von Bungenier, *Encore un réformateur avant la réforme.* — Ein Fragment aus Rome et l'histoire.

***) Wie Balmaïs, Nicolas, der Bischof von Montauban, Aubin, Döllinger u. A. m.

†) Man sehe die Geschichte von Frankreich von Michélet, J. Martin, Théophile Lavallee.

††) S. Crétineau-Joly, Clémens XIV.

nothenschaft über den Sonderbund, die Feldzüge Karl Alberts gegen die Unterdrücker der italienischen Nationalität, die Vertreibung des Papstes Pius IX. aus der ewigen Stadt in erster Linie nannte. Der Protestantismus hat außerdem die Bastarde Ludwigs XIV., dieses „allerchristlichsten Königs“, er hat die Saturnalien der Regentschaft und des Hofes Ludwigs XV., die Mezeleien zur Zeit der Schreckensherrschaft und die Orgien des Direktoriums zu verantworten**). Vor Zwingli war Europa der Aufenthalt der Engel. Ich gebe gern zu, daß Lucrezia Borgia ein wahres Muster von Tugend war, daß es unschädlich war, die Reform des Hofes der Valois zu unternehmen, und daß man Unrecht gehabt hat, über einen rechtgläubigen Fürsten wie Heinrich III., der sein Leben mit Prozessionen zubrachte, zu sagen: Caylus und Saint-Maigrin, Joneuse und d'Epéron, junge Wollüstlinge, die unter seinem Namen regierten, die politischen Verführer eines verweichlichten Fürsten, tauchten seine dumpfe Kraftlosigkeit in stets neue Wollüste**).

So war das Europa beschaffen, welches der Protestantismus verderbt hat***). Aber lassen wir die Vergangenheit, da die Gegenwart uns genug Stoff darbietet. Die Vertheidiger der römischen Kirche müssen sich gar sehr auf die Unwissenheit ihrer Leser verlassen, um ihnen sagen zu dürfen, daß in Wien, Sicilien, Italien, Spanien, Portugal, in den südamerikanischen

*) Es wäre leicht, eine Menge Werke anführen, welche mit diesen ultramontanen Gemeinplätzen angefüllt sind. Ich begnüge mich zu nennen: Donoso Cortès, marquis de Valdegamas, Du catholicisme, du libéralisme et du socialisme; — Abbé Rohrbacher; Histoire universelle de l'Eglise, und die nicht weniger bekannten Schriften des Abbé Gaume, der sich in unsern Tagen den Ruhm der Lächerlichkeit erworben hat.

***) Voltaire.

***) Man lese z. B. die Mémoires von Brantôme.

Republiken mehr Sittlichkeit zu finden ist, als in Schweden, Dänemark, Holland, England, in der Schweiz u. s. w. Man lese, wenn man sich über diese Frage erbauen will, ein sehr bekanntes Werk: „Die katholischen und protestantischen Völker,“ von Napoleon Roussel. Allerdings hat dieses Buch viele Fehler, aber es gibt allgemeine Resultate von der höchsten Wichtigkeit, und man hat nicht einmal versucht, anders darauf zu antworten, als mit Spöttereien. Obgleich weniger berühmt, läßt die Arbeit des Professors Lecerf an der juristischen Fakultät in Caen: „Der Protestantismus und die Gesellschaft,“ den phantastischen Gemälden des oft genannten Nicolas volle Gerechtigkeit widerfahren.

Ich für meinen Theil, und in der unparteiischen und unabhängigen Stellung, die mir meine Eigenschaft als Glied der orientalischen Kirche gewährt, ich gestehe, daß ich nicht begreife, wie die Vertheidiger Roms die Unflugheit haben konnten, die Frage von dieser Seite zu behandeln. Aber „ein ungeschickter Freund!“

Man sage, wenn man will, die katholischen Völker seien die heitersten, die liebenswürdigsten, die geistreichsten; ich habe Nichts dagegen; man führe sogar als Beweis den „Plato, ein Hanswurst“ vom Dr. der Theologie Martinet an, oder das Buch „Von den Geistern und von ihren flüssigen Erscheinungen“ von Mirville, „Meine Zweifel“ vom ehrwürdigen Vater Loriguet, und die Artikel des „Univers;“ ich gebe es ohne Widerwillen zu, ob ich gleich finde, daß die Franzosen, die mit Rom zerfallen sind, Molière, Voltaire, B. L. Courier, Véranger, nicht weniger geistreich sind, als Martinet, Mirville, Loriguet, Beuillot, Nicolas, Nicolardot, Pitot und ihre Vorgänger Petouillet und des Fontaines. Wenn es sich um reine literarische Urtheile handelt, muß man sich auf Absurditäten jeglicher Art gefaßt machen. Aber wenn man sieht, wie die römische Kirche sich anmaßt, die Tugend auf Erden zu repräsentiren, dann findet man, daß die Phantasie alle

Schranken überschreitet. Die Reisenden, welche einige Tage in Neapel, Palermo, Mexiko, Lima, Rom, Paris, Wien, Florenz u. s. w. zugebracht haben, müssen einigermaßen erstaunen, wenn man ihnen von dem engelreinen Leben spricht, das „die gehorsamen Kinder der heiligen römischen Kirche“ in diesen Städten führen, und wenn man ihre Tugenden den zahllosen Sünden der Bürger von Amsterdam, Gienburg, Genf, Dresden, Stockholm u. s. w. entgegenstellt, die als Ketzer und Schismatiker nothwendigerweise dem verderblichsten Einflusse Satans Preis gegeben sind. Die unterrichteten Leser werden bei solchen Pöffen nicht mehr lachen, wenn sie bedenken, daß man sich ihrer mit dem größten Erfolg bedient, um unter Millionen Christen die Wuth des Sektengeistes zu unterhalten, und daß sie das eigentliche Wesen der Polemik des bekannten Nicolas bilden, der, Dank dem merkwürdigen Stillschweigen der Geistlichkeit, jetzt der offizielle Vertheidiger Roms ist.

Dieser Theologe — denn man muß ihm wohl diesen Namen geben, weil die offiziellen Theologen stillschweigen — hat eine Entdeckung gemacht, die nicht ohne Wichtigkeit ist. Er hat zu beweisen unternommen, daß der Protestantismus der rechtmäßige Vorfahr aller socialistischen Sekten ist, und daß ohne seinen unglücklichen Einfluß es in der Welt weder Saint-Simonisten, noch Fourieristen, noch Babouvisten u. s. w. gegeben hätte. Der Communismus ist nach ihm ein nothwendiges Ergebniß der Idee des Protestantismus und er hat zum Beweise davon ein Buch geschrieben unter dem Titel: „Von dem Protestantismus und allen Ketzereien in ihren Beziehungen zum Socialismus“*), das wie „Der nagende Wurm“

*) Die „Revue de Strassbourg“ hat im Januar 1853 dieses Werk eben so gründlich als streng beurtheilt. Sie beweist, daß Nicolas Städte für Menschen und Menschen für Städte hält. Man sehe auch eine Arbeit von R. Roussel „Prüfung der Einwürfe u. s. w.“ am Ende des 2. Bandes der Nations catholiques u. s. w.

des berühmten Abbé Gaume, dieses glühenden Gegners der griechischen Klassiker und des „heidnischen Lateins“ ins Ungarische übersetzt worden ist. Unglücklicher Weise ist der Communismus eben so alt als die Welt. Man könnte vom Socialismus eben so viel sagen, wenn man darunter eine heftige Polemik gegen die Uebelstände der gesellschaftlichen Ordnung versteht. Die ältesten Kirchenväter, Hieronymus z. B., enthalten Aussprüche gegen die Reichen, welche denen von L. Blanc an die Seite gesetzt werden können. Hat der Einsiedler von Bethlehem nicht gesagt, daß jeder Besitzer „ein Dieb oder der Sohn eines Diebes“ sei?

Das Schauspiel, welches Europa hent zu Tage darbietet, bestätigt die Theorien des Nicolas und seiner Freunde nicht. Es ist im Gegentheil bemerkenswerth, daß die Socialisten und Communisten massenhaft auf katholischem Boden erstehen, während die protestantischen Länder diese Sekten kaum kennen, die daher auch in Paris, Lyon und Rom viel mehr gefürchtet sind, als in Edinburg oder Stockholm. Dort ist man einfach liberal. Cabet, Considérant, L. Blanc u. s. w. würden dort niemals mächtig werden, und Proudhon würde nicht Tausende von Stimmen als Volksrepräsentant erhalten. Der Socialismus würde dort die Menge Bewunderer nicht erwerben, die er in Rom, Florenz, Neapel und Parma gewonnen hat. So findet sich denn bei näherer Betrachtung, daß der Protestantismus seine Nachtheile nur in den Ländern offenbart, in denen er nicht besteht, und daß er auf seinem eignen Boden nur ehrliche Bürger wie Nicolas, die Redaktoren des „Univers“ und der „Assemblée nationale“ erzeugt. Man muß darin ohne Zweifel einen Kunstgriff des Teufels erkennen, der, in den redenden Tischen verborgen, katholische Glaubensbekenntnisse her sagte, um die unschuldigen Seelen des Faubourg St. Germain besser zu betrügen. Ich kann die Verantwortlichkeit dieser Thatsache nicht übernehmen, ich begnüge mich, auf das Buch des Marquis von Mirville zu

verweisen, daß die „Genfer katholischen Annalen“ als der Kirchenväter würdig gepriesen haben.

„O vanas, hominum curas et pectora caeca!“

Ich muß auch noch eine interessante Bemerkung anführen, die ich in den Schriften der Vertheidiger Roms gefunden habe. Luther hat Bayle erzeugt, Bayle den Voltaire, Voltaire den Hegel und Hegel den Feuerbach. So sind denn der Skeptizismus, der Atheismus, der Pantheismus, der Indifferentismus u. s. w. eine Frucht des Protestantismus, der, nebenbei gesagt, durchaus dogmatisch und in keiner Weise skeptisch war. Aber der Skeptizismus ist nicht mehr eine Erfindung des Protestantismus, als der Communismus und der Socialismus. Er herrschte als unbeschränkter Herr am Hofe Leo X. *) unter jenen Cardinälen, welche bei den „unsterblichen Göttern“ schwuren. Voltaire und Diderot waren, wie in unsern Tagen Heinrich Heine und Lamartine, von den Jesuiten erzogen worden. Die Männer des Nationalconvents, die sich so oft dem Dasein Gottes feindselig zeigten, waren nicht auf protestantischer Erde geboren. Es gibt in Rom mehr Atheisten, als in Amsterdam, und es ist nicht schwer, den Grund davon anzugeben. Der Katholizismus führt durch die merkwürdigen Prüfungen, denen er die menschliche Vernunft unterwirft, schreckliche Reaktionen herbei. Der Unwille, den der unvernünftige Aberglaube und die Betrügereien der Priester einflößen, stürzt die Seelen in alle Ausschweifungen des Atheismus. Die despotischen Religionen sind die besten Bundesgenossen des Skeptizismus. Allerdings führt die freie Prüfung die Seelen nicht immer zum Christenthum, aber diejenigen, welche auf diesem Wege dazu gelangen, sind wenigstens aufrichtig und überzeugt. — Welches Verdienst kann in den Augen Gottes ein Glaube haben, der von dem Despotismus auferlegt, von der Unwissenheit und von inquisitorischen

*) E. Nisard, *Études sur la renaissance*. — Leopold Ranke, *Fürsten und Völker im 16. Jahrhundert*.

Maßregeln beschützt wird. Man verbietet jedem Katholiken **unter Strafe der Excommunication** irgend ein Buch zu lesen, das dem Glauben Roms widerspricht. Selbst die Bibel — und wir berufen uns dabei auf den edlen Fenelon*) — wird ihm als ein Buch voll Schlingen und Gefahren vorgestellt. Gottes Wort ist also eine fruchtbare Quelle von Versuchungen! Jeder treue Schüler Roms muß mit derselben Sorgfalt vermeiden, die liberalen Zeitungen zu lesen, die „Revue de Paris“, die „Times“, die „Revue des deux Mondes“, die „Independance belge“, „Il Diritto“, die Genfer „Bibliothèque universelle“, den „Bund“ u. s. w. u. s. w.! — Freilich erlaubt man ihm das „Univers“, die „Civiltà Cattolica“ und die Schriften des Nicolas, Potot, Nicolardot und Beuillot. Welche Herrschaft! Mit solchen Vorichtsmaßregeln ist man sicher, seinen Katholizismus und seine Unschuld zu bewahren! Ich vergaß, daß man auch sorgfältig vermeiden muß, einen Blick auf die Schriften eines Bossuet, Nicole, Pascal, Arnauld, Descartes, Malebranche, zu werfen, denn die Einen sind Jansenisten, und die Andern stehen im Index**), es finden sich endlich republikanische darunter oder übel Beläumdete, Verdächtige und Freche. Die „Provinzialbriefe“ sollen keizerisch sein! die „Rede über die Methode“ rationalistisch! die „Geschichte von Part-royal“ ***) verläumberisch! die „Vertheidigung der gallikanischen Kirche“ — wird vom heiligen Stuhl für verwerflich erklärt!

Ich ziehe aus allen diesen Thatfachen den Schluß, daß man um jeden Preis vermeiden muß, lesen zu lernen. Ist die Buchdruckerkunst nicht eine Erfindung des Teufels?

*) S. Seine Abhandlung über das Lesen der Bibel in der Volkssprache.

**) Man sehe das Buch Index librorum prohibitorum, das Beslams würdig ist.

***) Von Racine.

Welche Länder sind dann aber in Europa katholisch geblieben? Arme irländische Bauern, welche vor Elend und Hunger sterben, bretonische Landleute, welche ihre Unkenntniß der französischen Sprache vor dem Pariser Einflusse sicher stellt, neapolitanische Lazzaroni, spanische Gebirgsbewohner, die von Schmuggel und Räuberei leben; dies ist die „Glaubensarmee!“ Wenn man diese unwissende und fanatische Masse für sich hat, so hat man wohl das Recht, gegen den protestantischen Skeptizismus zu deklamiren!

Ein anderes beliebtes Beweismittel der Vertheidiger Roms ist, daß sie die Häupter der großen religiösen Bewegung im 16. Jahrhundert als mehr oder weniger verdorbene Seelen darstellen. Man entwirft das düsterste Bild von Luther, Melancthon, Zwingli, Calvin, Knox u. s. w., und man ruft mit dem siegreichen Ton, den die Vertheidiger des Papstthums so sehr lieben: „Das sind die Thaten der neuen Apostel!“ *) Leider ist dieses Beweismittel, das kürzlich von Audin in seinen Geschichten Calvins, Luthers und Heinrich VIII. unter dem Beifallsgeschrei der katholischen Welt in sechs dicken Bänden entwickelt worden ist, und auf das man so großes Gewicht zu legen scheint, in der That ohne Werth. Gott hat, um das Menschengeschlecht zu fördern, nicht nöthig, sich tabelloser Werkzeuge zu bedienen. Die Bibel, welche die Katholiken doch als das Wort Gottes anerkennen müssen, spricht es an zahlreichen Stellen aus. Die Patriarchen der alten Welt, welche sich der göttlichen Gnade so sehr erfreuten, Abraham, Isaak, Jakob, haben große Fehler begangen. Aaron, der Priester Jehovahs, hat sich durch seine Schwäche zum Götzendienste hinreißen lassen. Obgleich vom Geiz beherrscht, hatte Bileam doch die Gabe der Prophezeiung. David selbst hat in herrlichen Psalmen seine Verbrechen beklagt. Warum hätte sich denn Gott nicht unvollkommener Menschen bedienen können, um die römische Tyrannei

*) Bossuet.

zu brechen? Wenn man behauptet, daß die Wahrheit nur von Heiligen gelehrt werden könne, so bekennet man sich zum Grundsatz Wiclefs und Johann Hufens, der von der römischen Kirche so feierlich verurtheilt worden ist.

Aber, sagt man, als der Sohn Gottes auf die Erde kam und Apostel und Jünger wählte, wollte er nicht, daß sie vorwurfslos seien? Waren die ersten Christen nicht ein vollendetes Muster evangelischer Vollkommenheit? Allerdings gab es unter ihnen Menschen von wunderbarer Tugend; aber alle Zeugnisse aus ihrer Zeit beweisen, daß man sich von Gliedern der Urkirche merkwürdig falsche Vorstellungen macht. Sie haben für den Sieg der Gerechtigkeit und der Brüderlichkeit gekämpft und gelitten: dieß möge ihnen zum ewigen Ruhm gereichen! Aber warum versucht man, ein phantastisches Bild von ihnen zu entwerfen? Warum will man sie nicht so zeigen, wie sie in Wirklichkeit waren, mit einer merkwürdigen Mischung von Größe und Schwachheiten, durch feurige Sehnsucht zum Guten hingezogen, und nur allzuoft in die Gebrechen des heidnischen Lebens zurücksinkend? Man lese in den Briefen Pauli von den Unordnungen, welche die Feier des Abendmahls begleiteten*) und man wird sehen, daß sie von dem engelreinen Leben noch weit entfernt waren. Ein Werk von außerordentlicher Wichtigkeit, das man eben entdeckt hat, die „Philosophumena“, gibt ein ergreifendes Gemälde von den Intriguen jeglicher Art, die zu der Zeit, da das Schwert der Cäsaren noch über dem Haupte der Jünger Christi schwebte, die in der Umgebung des römischen Bischofs stattfanden. Wenn wir über das innere Leben dieser Zeit eben so viele Nachrichten hätten, als über das 16. Jahrhundert, könnten wir wahrscheinlich den interessanten Kapiteln,

*) St. Paulus, 1. Epistel an die Corinthier, 2. Daher ruft er unwillig aus: *Μὴ γὰρ οἰκίας οἶκ ἔχετε εἰς τὸ ἐσθίειν καὶ πίνειν; ἢ τῆς ἐκκλησίας τοῦ Θεοῦ καταγορεύετε.* 11, 22.

welche Chateaubriand den Christen der ersten Zeiten in seinen „christlichen Studien“ gewidmet hat, Manches beifügen*). Aber wir wissen doch genug, um einzusehen, daß die rechtmäßigste und reinsten Revolution die menschliche Natur nicht vor den Schwächen bewahrte, die den Söhnen Adams angeboren sind.

Zwischen den fanatischen Vertheidigern der Reformatoren und deren eigennützigen Lasterern, bleibt noch eine Stelle für den gesunden Menschenverstand und die Unparteilichkeit. Die Häupter der Reformation haben sich ewigen Ruhm verdient, indem sie ihr Vaterland von jener römischen Tyrannei befreiten, der sich die orientalische Kirche, diese alte und verehrte Mutter der christlichen Völker, niemals hat unterwerfen wollen. Der Aberglaube des Papstthums, von dem man ein so scharfes Gemälde in den Schriften des Erasmus findet, flößten ihnen einen eben so tiefen als aufrichtigen Abscheu ein. Sie wollten unbestreitbar die Seelen zu erhabeneren und christlicheren Ideen zurückführen. Leider hatten sie die Augen nicht immer auf das Ziel gerichtet, das sie zu erreichen strebten. Sie ließen sich oft durch allzu weltliche Berechnungen hinreißen und durch Rücksichten verführen, die in ihrem Geist keinen Zutritt hätten finden sollen. Aber um gerecht zu sein, muß man sich daran erinnern, zu welcher Zeit und unter welchen Menschen sie lebten. Im 16. Jahrhundert kochten die rauhen Leidenschaften noch in den Herzen, die Charaktere waren heftig, die Phantasie glühend, die Rede leidenschaftlich. Die Gegner des Protestantismus, denen die römische Kirche den Namen „Heilig“ ertheilt hat, waren eben so wenig von Ueberspanntheit und weltlicher Politik frei, als die Reformatoren**). Wenn Luther Erscheinungen hatte,

*) Es wäre interessant, diese Gemälde mit denen zusammenzustellen, welche ein katholischer Schriftsteller, Döllinger, in seiner „Reformation“ davon gegeben hat.

**) Wenn man sich einen Begriff von den merkwürdigen Concessionen machen will, zu denen sich Rom im Interesse seiner Politik herbei-

so waren der heilige Ignaz von Loyala und der heilige Franz Xaver ebenso auch Geisterseher*). Wenn Zwingli zu großes Vertrauen in die Macht des Schwertes setzte, so rief auch der heilige Pius V. den Gott der Schlachten öfter an, als den Gott des Evangeliums**). Wenn Zwingli den Servet hat verbrennen lassen, so hat der ebengenannte Papst den weißen Priesterrod der römischen Bischöfe oft mit dem Blut der Keger roth gefärbt, er, der sich der Statthalter des „Königs des Friedens“ nannte. Wenn Melancthon dem Grundsatz der Dulbung nicht immer treu gewesen ist, so hat der heilige Franziskus von Sales bei aller seiner Saufmuth das gewaltthätige Verfahren seiner Kirche nicht verschmäht, wie es neuerdings ein gelehrter Genfer bewiesen hat***). Der göttliche Carl Borromäus†) war nicht mehr tolerant als Theodor von Beza.

Unglücklicher Weise haben die römischen Schriftsteller zwei Maaße und zwei Gewichte. In seiner „Geschichte Heinrichs VIII.“ entwirft Audin das düsterste Gemälde des sittenlosen Lebens und der Grausamkeit dieses Fürsten, der sich gegen die Herrschaft des Papstthums auflehnte. Gott bewahre mich, die Vertheidigung dieses blutdürstigen Tyrannen zu übernehmen! Aber wenn man an den Ehescheidungen des schrecklichen und wollüstigen Tudor so großes Mergerniß nimmt, warum zeigt man sich gegen den heiligen††) Karl den Großen so nachsichtig?

läßt, wenn es sich um Moral handelt, muß man ein sehr interessantes Kapitel: „Heiligkeit der Kirche“ im Werke des Pfarrers Archibard (Genf, 1852) nachlesen.

*) G. Brière de Boismont, Des hallucinations — und die Lebensgeschichte der heil. Ignaz u. Xaver vom Jesuiten Bouhours.

***) G. A. de Falloux, Saint Pie V.

***) Gaberel, Histoire de l'Eglise de Genève.

†) Divus Carolus Borromæus.

††) Er wurde vom Gegenpapst Pascal IV. unter die Heiligen versetzt, und sein Fest wird am 28. Januar gefeiert. Er ist der Schutz-

Hatte er nicht auch eine große Zahl Frauen und Beischläferinnen? Freilich hatte sie der Kaiser des Abendlands alle zu gleicher Zeit, während der englische Tyrann sich verpflichtet glaubte, ehe er eine neue nahm, ihrer Vorgängerin den Kopf abschlagen zu lassen. Wenn man mit mehreren Frauen zugleich ein Heiliger sein kann, wird man nothwendig zum Teufel, wenn man sie oft ändert? Was die Propaganda durch das Schwert betrifft, so übte sie Karl der Große gegen die Sachsen aus, wie der englische Fürst gegen die Anhänger Roms. Haben im Norden die deutschen Ritter das Evangelium nicht auch mit dem Schwert eingeführt? Man wird sagen, ich weiß es, es sei wenigstens das wahre Evangelium gewesen. Aber dies ist eben eine theologische Frage, über welche Millionen Menschen im Abendlande und die ganze orientalische Kirche anderer Meinung sind, als die Vertheidiger des Papstthums. Uebrigens haben diese Schriftsteller ihre Absicht, wenn sie Heinrich VIII. in so betonter Weise, „den Vater der Reformation in England“ nennen. Ein gelehrter Geschichtsschreiber, Merle d'Aubigné, hat sich kräftig gegen eine solche Benennung erhoben. „Nicht in den Palästen Heinrichs VIII.," sagt er, „muß man die wahren Kinder der Reformation suchen; sondern im Thurm zu London, im Lollardenthurm, im St. Pauls Thurm, im Gumbetthurm, in den andern Gefängnissen Englands, in den unterirdischen Kerkern der Bischöfe, in den Ketten und Banden, auf den Folterbänken und Blutgerüsten. Als Heinrich einen Hitton, Benet, Batmore, Petit, Bayfield, Bilney und so viele Andere in das Gefängniß oder auf den Scheiterhaufen werfen ließ, war er nicht „der Vater der englischen Reformation," wie es eine große Lüge gesagt hat; „er war deren Henter" **).

heilige der Pariser Universität. (Bouillet, Dictionnaire universel, act. Charles I.) — Niemals hat Rom gegen Pascals Dekret Verwahrung eingelegt.

**) Merle d'Aubigné, Histoire de la réformation, T. I. Dieser ganze Band ist der Entwicklung dieser Idee gewidmet.

So war denn Heinrich VIII. eine Geißel für die römische, wie für die reformirte Kirche, deren Anhänger er mit blutdürstiger Unparteilichkeit hinrichten ließ. Die Protestanten scheinen uns daher keineswegs verpflichtet, ihn gegen die Vorwürfe der Anhänger Roms zu vertheidigen. Aber sie haben das Recht, zu verlangen, daß diejenigen, welche den König von England mit solcher Entschiedenheit anklagen, nicht die Begeisterung nachahmen, mit welcher Balmès vom schändlichen Philipp II. spricht*). Die wahre historische Wissenschaft, der gesunde Menschenverstand, die Billigkeit, können eine solche Unredlichkeit nicht dulden. Alle Menschen, welche aufrichtige Christen sind, welche das Evangelium dem Vortheile und den Leidenschaften der Sekten vorziehen, müssen die Henter verfluchen, welche Farbe sie auch tragen mögen. In unsern Tagen verdienen Heinrich VIII., Philipp II., Marie Tudor, der Herzog von Alba, Pius V. in gleichem Grade den Abscheu aller derer, die ein Herz und ein Gewissen haben.

Luther ist allerdings der Vater der deutschen Reformation und kann in der Frage, die uns beschäftigt, nicht übergangen werden. Wenige Männer des 16. Jahrhunderts sind heftiger angegriffen worden. Man hat ihm die Beweglichkeit seiner Ansichten, den Ungestüm seines Charakters, die schwärmerischen Träumereien seiner Phantasie, die Unschicklichkeit seiner Sprache vorgeworfen. Diese Vorwürfe, die allerdings Grund haben, sind auf die possirlichste Weise übertrieben worden. Man wende eine solche Art der Geschichtschreibung auf den heiligen Hieronymus an, und es würde der Einsiedler von Bethlehem seinen begeistertsten Bewunderern verhaßt werden, denn sein überspannter Mysticismus hat ihn vor keiner der Verirrungen, er hat ihn vor der Heftigkeit nicht bewahrt, die man dem Wittenberger Lehrer vorwirft.

*) Balmès, Du protestantisme et du catholicisme. Balmès ist einer der vornehmsten Gelehrten in der heutigen katholischen Kirche.

Freilich hat Luther in seinen Ansichten weder die Geradheit, noch die Festigkeit Zwingli's. Bei ihm ist die Vernunft nicht so mächtig als die Einbildungskraft. Wie alle feurigen Naturen, geht er oft von einem Eindruck zu einem andern über. Aber er läßt uns der innern Gährung seiner Seele mit so viel Aufrichtigkeit bewohnen, er hat so viele Selbstthätigkeit in allen seinen Bewegungen, so viel deutsche Gutmüthigkeit in seinem Charakter, daß man sich nicht enthalten kann, die lebendigste Theilnahme für ihn zu empfinden, selbst wenn man bemerkt, daß er sich täuscht und über sein Ziel hinausgeht.

Warum duldet die katholische Geistlichkeit, welche über den Mangel an Anstand in Luthers Sprache klagt, in ihren Kirchen die mehr als naiven Darstellungen der Sünden und Laster? Ein Sachse des 16. Jahrhunderts, der Sohn eines Bergmanns, hatte eine kühne und vollsthümlische Art, sich auszudrücken, welche die aristokratischen Prälaten des 19. Jahrhunderts nothwendig verlegen muß, die in Eberdunen und Seide leben. Wenn man jedoch auf den Grund der Dinge geht, bemerkt man, daß ihr Schamgefühl nicht so leicht beleidigt wird, als man es beim ersten Blick glauben könnte. Die französischen liberalen Zeitungen haben bei Gelegenheit des Streits zwischen der Geistlichkeit und der Universität wahrhaft merkwürdige Auszüge aus gewissen Werken mitgetheilt, welche für den Unterricht in den Seminarien bestimmt sind. Ich habe die Ueberzeugung, daß man in keiner Wachtstube solche Gegenstände und in einer so bezeichnenden Sprache besprechen hört. Es scheint, daß die junge Geistlichkeit sich durch das Studium solcher Bücher auf das Cölibat vorbereitet! Man muß gestehen, daß die Mittel mit dem Zweck in argem Widerspruch stehen. Wenn Audin den Unterricht in den Seminarien gekannt hätte, würde er wahrscheinlich gegen die Schriften des deutschen Reformators nachsichtiger gewesen sein.

Man hat auch über die Erscheinungen, die seine Seele beunruhigten, und die man sogar als eine Strafe des Himmels

betrachtet hat*), großen Värm aufgeschlagen. Dieser Standpunkt ist wirklich seltsam. Die Menschen jener Zeit lebten nicht wie wir in einem Luftkreis von gesundem Menschenverstand. Ignaz von Loyola, Theresia**), Kaver u. s. w. hatten eben solche Erscheinungen wie Luther. Der Reformator glaubte, wie Antonius und so viele Mönche, gegen die höllischen Geister kämpfen zu müssen. Dies war eine traurige Erinnerung an seine mönchische Erziehung. Aber warum erregt eine psychologische Erscheinung, welche die Katholiken in dem Leben der Väter der Wüste so sehr bewundern, bei ihnen so regen Spott, wenn sie dieselbe bei Luther finden?

Die Strenge Calvins macht eine böswillige Erklärung seiner Handlungen und seines Charakters schwieriger. Daher war man genöthigt, in Volsec's Schmähschrift einige ärgerliche Erzählungen zu suchen***). Die Geschichtesten haben auf die Verfolgungen Calvins gegen seine theologischen Gegner großes Gewicht gelegt. Diese Verfolgungen können allerdings nicht streng genug gebrandmarkt werden. Aber nur die Schriftsteller, die zur reformirten Kirche gehören, können daran Aergerniß nehmen, denn der Genfer Reformator hat einfach die grausame Gesetzgebung Roms auf diejenigen angewendet, die er für Ketzer hielt; diejenigen, welche er in Genf verfolgte, wären in Rom oder in Paris verbrannt worden. Freilich ist Calvin keineswegs unschuldig, aber sind nicht diejenigen die Strafbarsten, von denen er die cannibalische Lehre gelernt hatte, die er unbarmherzig ausübte?

Selbst wenn es durch Anwendung geschichtlicher Fälschungen

*) S. was Sepp, Evangelien-Harmonie, bei Gelegenheit der Versuchung Christi in der Wüste sagt.

**) Man s. ihre Selbstbiographie. Kein Buch schildert die Zeit und ihre Täuschungen besser.

***) Sie sind von Audin wiederholt worden. Sie sind in Merle d'Aubigné, Hist. de la Réformation vortrefflich widerlegt.

gelang, die Häupter der Reformation verhaßt zu machen, so wird man doch die aufgeklärten Geister niemals verhindern, diese als einen wunderbaren Impuls zu betrachten, den sie im Abendland dem menschlichen Geist gegeben haben. Sobald die Wissenschaft die Fesseln gebrochen hatte, in welche Rom den Geist, die Geschichte, die Philosophie, die Theologie geschlagen hatte, erheben sich alle Wissenschaften aus der langen Kindheit des Mittelalters. Man konnte sich nunmehr mit Physik und Chemie beschäftigen, ohne der Hexerei angeklagt zu werden, und ohne, wie Roger Baco, den größten Theil seines Lebens in den Gefängnissen schmachten zu müssen *). Das Studium der Anatomie war nicht mehr verboten. Es war Newton erlaubt, sich mit dem Weltssystem zu beschäftigen, ohne gezwungen zu werden, in seinem 70. Jahre, wie einst Galilei **), die Kezerei der Bewegung der Erde abzuschwören ***). Es war möglich, die heiligen Schriften zu studiren und sie zu erklären, ohne den Scheiterhaufen Hussens und seines Freundes Hieronymus von Prag befürchten zu müssen. Unter der Herrschaft der von den Mönchen ausgeübten Zensur wären diese ernstesten Studien vollkommen unmöglich gewesen. Man kann aus dem Briefwechsel des Erasmus sehen, wie sie noch im 16. Jahrhundert die Forschung zu behandeln Willens waren †). Auch findet sich die Wissenschaft, die dieses Namens würdig ist, in den Gegenden nicht, in denen es dem Katholizismus gelungen ist, seinen Grundsätzen einen vollständigen Sieg zu verschaffen. Wer kann in Neapel, Parma, Rom, Florenz, Madrid, Lissabon und Lima an philosophische oder religiöse Arbeiten denken?

*) G. Bouillet, Dictionnaire universel (10te von der heiligen Congregation des Index gebilligte Ausgabe) im Artikel Roger Baco.

**) G. Libri, Hist. de la vie et des oeuvres de Galilèi.

***) Victor von Bonald behauptet in seiner Schrift: Moïse et les géologues, daß die Inquisition gegen Galilei Recht hatte.

†) G. Nisard, Etudes sur la renaissance — Erasme.

So ist denn die Reformation für das Abendland im Allgemeinen und für die Schweiz insbesondere eine nothwendige Bewegung der Emanzipation, welche zur Entwicklung der menschlichen Vernunft mächtig beitrug. Muß man daraus den Schluß ziehen, daß diese denkwürdige religiöse Revolution sich von allen Erzessen rein gehalten hat, und daß die Männer, die sie durchgeführt haben, immer Muster von Weisheit, Ruhe und Unparteilichkeit gewesen sind? So denken wir wahrlich nicht. Man muß sich allerdings über die Charakterlosigkeit und die Schwächen derer betrüben, welche Gott erwählt, um die Gesellschaft umzugestalten. Aber liegt die Charakterlosigkeit und die Schwäche nicht im Wesen unserer Natur, die sich in den größten wie in den gewöhnlichsten Geistern wiederfindet? Man muß die überlegenen Menschen nicht bloß nach ihren Fehlern und Gebrechen beurtheilen. Man muß sich vor Allem fragen, ob sie zum Fortschritt der Menschheit beigetragen, oder ob sie versucht haben, sie rückschreiten zu machen: das ist die Hauptfrage, mit der man sich gewöhnlich am wenigsten beschäftigt. Um aber Zwingli, Luther und Calvin zu würdigen, genügt es nicht, in ihrer Lebensgeschichte Anekdoten aufzusuchen, man muß sich von dem Zustand der Kirche zu der Zeit, da sie ihre Aufgabe begannen, Rechenschaft geben, und die Wichtigkeit dieser Aufgabe nach ihren Erfolgen beurtheilen. Wenn man das Leben Leo X. liest, ich sage nicht einmal das von William Roscon, sondern selbst das parteiische Werk von Aubin, so wird man die Reformatoren des 16. Jahrhunderts besser begreifen. Die Häupter der katholischen Hierarchie, die sich ausschließlich den Genüssen der Kunst und eines wollüstigen Lebens hingegeben hatten, hatten die Aufgabe des Fortschritts und der Freiheit, welche der Christenheit auferlegt ist, aus den Augen verloren. Mögen sie heute die angenehme Ruhe, die heiteren Stunden zurückwünschen, die ihnen die Reformation entrißen hat, mögen sie mit Bitterkeit von einer Revolution sprechen, die ihre politische Lage vernichtet hat, Nichts ist natürlicher! Aber wir, die von allen diesen per-

sönlichen Fragen nicht berührt werden, wir können weder ihren Kummer, noch ihre Klagen theilen.

Alle Erinnerungen an dieses große Ereigniß bieten sich in der Beatushöhle dem Geiste dar. Dort herrschte ursprünglich der symbolische Drache, der an die Mythen des Heidenthums erinnert, und in diesem Fall die barbarischen Religionen personifizirt. Der heilige Beat ist der Typus jener brittischen Kirche, die den Gebirgsbewohnern Helvetiens die Ueberlieferungen des orientalischen Christenthums verkündigte. Aber wie wenn man die ganze Religionsgeschichte dieses Landes in der Chronik dieser Grotte zusammendrängen sollte, wurde sie später wegen des Grabmahls des Einsiedlers ein Mittel, dessen sich eine habgüchtige und entartete Kirche bediente, die Leichtgläubigkeit der Massen auszubeuten. Die Interlächner Mönche reizen durch alle möglichen Kunstgriffe die Leichtgläubigkeit des Volkes an, den demüthigen brittischen Mönch mit beinahe göttlichen Ehrenbezeugungen zu überhäufen. Später liefern sich Rom und die Reformation über diesem kalten Staub eine Schlacht, deren Erinnerung noch in der Gegend lebt und deren Spur man oft findet. Bern will sich der Verehrung widersetzen, welche die dem alten Glauben treu gebliebenen Bauern dem Einsiedler erweisen wollen. Man sieht noch am Eingang der Höhle die jetzt zertrümmerte Mauer, welche die Bestimmung hatte, die Andacht der Pilger zu verhindern. Aber wenn man sich Glück wünschen muß, daß die Bewohner dieser Thäler nicht mehr von habgüchtigen Mönchen ausgebeutet werden, ist es unmöglich, nicht mit Dankbarkeit an die muthigen Männer zu denken, welche das Licht des Evangeliums in diese wilden Gegenden gebracht haben.

LXXXVI.

Bis daß dein Mund voll Lachens werde und
beine Lippen voll Sauchzens.

Job 8, 21.

Indem ich den Berg herabstieg, folgte ich dem Lauf des Gießbachs, der sich schäumend durch die Tannen stürzt und brausend unter einer steinernen Brücke dahin rauscht, ehe er sich in den kleinen See ergießt. Auf den letzten Abstufungen des Beatenbergs steht ein einsames Haus, bei welchem sich die Kastanienbäume mit prächtigem Laub bedecken, wo der Feigenbaum seine süße Frucht zweimal im Jahre hervorbringt, wo die Königskerze mit ihren silbernen Blättern neben der Sammtrose wächst. Eine verlassene Burg von alterthümlicher und massiver Gestalt, deren Epheu die Mauern bedecken, scheint einst das schnell entfliehende Glück beherbergt zu haben.

Als ich meinen Rachen wiedergefunden hatte, überließ ich mich nochmals dem Vergnügen, auf den geliebten Wellen des See's zu träumen. Ich hielt mich einen Augenblick in Sigriswyl auf. Die Häuser des Dorfs, welche sich stufenförmig erheben, bedecken den Abhang des Berges. Dort hat Ruhn mitten in seinen geistlichen Verrichtungen einfache und edle Gedanken gefunden, welche die volksthümliche Literatur der Schweiz bereichert haben.

Der Dichter, der sich in einem demokratischen Land an das Volk wendet, übt einen beträchtlichen Einfluß aus. In der Schweiz ist diese Literatur ein nothwendiges Ergebniß der Verhältnisse. Daher hat sie auch einen lebendigen und natürlichen Charakter, den man in ähnlichen monarchischen Ländern vergeblich suchen würde. Bschoffe ist das Muster eines populären Geschichtschreibers, der dem Volk die Großthaten seiner Väter

erzählt *). Es gibt in Europa keinen Romanendichter für die arbeitenden Klassen, der sich mit Bippus vergleichen ließe. Es haben auch in unsern Tagen einige populäre Dichter die Dankbarkeit der Schweiz verdient.

Es sind uns die „Alpenrosen“ zur Hand, welche von 1811 bis 1830 von Berner und Zürcher Gelehrten herausgegeben worden sind. Es war ein literarischer Almanach, der von Schweizern und für die Schweiz geschrieben war. „Unsere Tendenz“, sagten die Herausgeber in ihrer Vorrede, „muß vor allen Dingen patriotisch sein, und somit versprechen wir, daß unsere Sammlung einfach und sittlich sein wird.“ Während den zwanzig Jahren, in denen die „Alpenrosen“ erschienen, blieb diese Sammlung ihrem Wahlspruch beständig getreu. Man findet darin Novellen, deren Handlung immer in der Eidgenossenschaft vorfällt, Dichtungen in hochdeutscher Sprache, und endlich auch Gedichte in schweizerischem Dialekt, welche unbestreitbar den interessantesten Theil dieser Sammlung bilden. Die Seele der Unternehmung war der Professor Wyß von Bern, und seine bedeutendsten Mitarbeiter waren sein Bruder, der Professor Meißner, ein in Bern wohnender Deutscher, der Pfarrer Ruhn aus dem Emmenthal, Ulrich Hegner von Winterthur, J. M. Usteri von Zürich und Ruenlin von Freiburg.

Die zwei wahren Dichter in diesem „Siebengestirn“ sind Ruhn und Usteri.

Ruhn war im Jahr 1775 geboren. Sein Vater war ein einfacher und frommer Buchbinder aus dem Kanton Bern. Zum geistlichen Stand bestimmt, zeigte der Jüngling schon früh bedeutende Anlagen. Aber mit der Liebe zu den Büchern verband er ein lebendiges Gefühl für die Schönheiten der Natur und eine ausgesprochene Neigung für das Landleben. Zuerst

*) Das ist sein Hauptverdienst als Geschichtschreiber. Jedermann weiß, wie beliebt er durch seine Romane in den Ländern deutscher Zunge geworden ist.

Hauslehrer im Schloß Trachselwald im Emmenthal, unterhielt er sich gern mit den Bauern, sobald er einen Augenblick frei war.

Später kam er als Pfarrer nach Sigriswyl. Er lebte in diesem Dorf, welches am See liegt, und dessen Berge bis zu den zerrissenen Gipfeln der Ralligenstöcke emporragen. Gegenüber erhebt sich die düstere Pyramide des Niesen, um welche sich die Felsen des Stockhorn, die Weiden und Lannenwälder des Morgenbergs gruppieren, und im Hintergrund tritt der weiße Gipfel des Mtel hervor. Dieser Anblick war geeignet, die Liebe zur Dichtkunst im poetischen Gemüth des jungen Pfarrers zu wecken. Er schildert uns selbst in der Vorrede zu seinen „Volksliedern“ den Eindruck, den diese großartige Landschaft auf seine Seele machte.

„Mit reger Phantasie begabt und von Kind auf lebhafter Freund der Natur und ihrer Schönheiten, war es wohl kein Wunder, wenn ich in den herrlichen Gegenden am Thunersee, die ich eben im Augenblicke der lebendigsten Jugendkraft bewohnte, zu poetischen Versuchen geweckt wurde, und eine ideale Welt mir schuf, die mit magischem Farbenglanz die Reize der umgebenden Wirklichkeit noch unendlich erhöhte. In dieser poetischen Stimmung hörte ich einmal von einem Freunde ein von ihm verfertigtes Liedchen in unserer Volkssprache singen, das mich durch seine Naivetät und Wahrheit im Innersten ergriff. Ich hatte nicht Ruhe mehr, bis auch ich etwas dem ähnliches hervorgebracht hatte und der erste Versuch, das allbekannte: „Bueb! mir wei uf d's Bergli trybe“, gelang über meine Erwartung, sowohl im Texte als in der Musik, wie mir die Rührung des Volkes bewies, das oft mit Thränen das wehmüthige „O Je!“ am Ende jeder Strophe anhörte. Hieraus sah ich, daß durch solche Lieder in der eigenen Landessprache dem Volke wohlthätig beizukommen sei, wenn ihm nämlich, statt seiner gewöhnlichen Lieder und Sprüche, etwas Reineres und Besseres geboten würde. Nun kenne ich zwar eine Menge Lieder für's Volk, denen ich gerne größern Werth zugesteh, als

die meinigen wohl haben. Allein ich weiß, wie schwer es hält, solche Lieder wirklich unter dem Volke in Gang zu bringen, zumal sie hochdeutsch, und darum unserm Volke weniger verständlich, auch nicht immer gerade für dieses Volk geschrieben sind. Ich glaubte demnach kein unverdienstliches Werk zu thun, wenn ich, des Volksgefanges mich annehmend, versuchte, Lieder, die ganz im Tone des Volkes und für dasselbe gedichtet wären, nach und nach demselben in die Hände zu bringen, und dadurch manches abgeschmackte, elende oder gar sittenlose Lied zu verdrängen.“

Das Wesen der Berner Gebirgsbewohner spiegelt sich in Ruhn's Dichtungen getreu ab; sie sind Volkslieder in der vollsten Bedeutung des Wortes. Man würde vergeblich nach großer Sorgfalt für die Form suchen; was ihren Reiz bildet, das ist der Ausdruck eines wahren Gefühls, einer naiven Rührung. Seine Lyrik ist die des Volkes; Thaten und Natur begeistern ihn. Man begreift leicht, daß diese kleinen Dichtungen beim Lesen verlieren, die Musik trägt wesentlich zu ihrem Ausdruck bei. Ruhn hatte selbst die Weisen zu mehreren von diesen Liedern komponirt. Ausgezeichnete schweizerische Komponisten, unter denen vorzüglich Ferd. Huber anzuführen ist, faßten seine Gedanken so gut auf, daß es schwer ist, die Musik von den Worten zu trennen.

In Ruhn's Sammlung fehlt es auch nicht an Liebesliedern. Wie wäre die Volkspoesie zu verstehen, wenn ihr der Ausdruck eines Gefühls fehlte, das im Leben der Menschheit eine so große Stelle einnimmt? Ruhn hat sogar eines seiner Lieder den nächtlichen Besuchen am Samstag (Riltgang) gewidmet, einer sehr alten Sitte, der er eine edlere Richtung geben wollte, da er nicht hoffen konnte, sie auszurotten. Einige Leute begnügten sich nicht, dieses Stück zu tadeln, sie beschuldigten die ganze Haltung der Lieder, die sie für einen Pfarrer zu lustig fanden. Ruhn vertheidigte sich gegen diese strengen Kritiken mit Bitterkeit. Diese Vertheidigung war nicht nöthig. Gibt es nicht auch eine ge-

sunde und reine Lust? Ist denn alle Liebe strafbar? Man müßte von unversöhnlicher Strenge sein, um ein Lied wie das folgende zu tadeln:

Mein Blümchen.

Da a = n = em Ort es Blümeli g'seh,
 Es Blümeli roth und weiß.
 Das Blümeli g'seh' = n = i nimme meh,
 Drum thuet es mir im Herz so weh.
 O Blümeli my!
 O Blümeli my!
 I möcht geng by der sy.

Ihr kennet mir mys Blümeli nit;
 'Es git nume = n = eis es so!
 'Es ist leider Gott viel tufig Schritt
 Wo hie; i g'seh mys Blümeli nit.
 O Blümeli my!
 O Blümeli my!
 I möcht geng by der sy.

Das Blümeli blüet — ach! nit für mi,
 I darf's nit breche = n = ab.
 Es mueß e = n = andre Kerli sy!
 Das schmerzt mi drum so grüßelt.
 O Blümeli my!
 O Blümeli my!
 I möcht geng by der sy.

O lat mi by myn Blümeli sy!
 I g'schände 's wäger nit.
 Es tröpflet wohl es Thränli dry.
 Ach! i ma nimme lustig sy.
 O Blümeli my!
 O Blümeli my!
 I möcht geng by der sy.

U we = n = i etnisch g'storbe bi
 U d's Blümeli o verdirbt,

So thuet mir de mys Blümeli
 Zu mir uf d's Grab, das bitte • n • l.
 O Blümeli my!
 O Blümeli my!
 I möcht geng by der sy.

Der erste Theil der Laufbahn Ruhn's liegt ganz in seinen Dichtungen. Später widmete er sich ausschließlich seinem Pfarramt und dem Studium der schweizerischen Kirchengeschichte*). Als er Pfarrer in Rüderswyl im Emmenthal und später Delan in Burgdorf geworden war, blieb er nicht dem Geist der Parteilichkeit ganz fremd. Er verabscheute Frankreich und die Revolutionen. Die Bewegung von 1830, welche in der Schweiz Wiederklang fand, mußte ihm daher ganz verhaßt werden. Zwei politische Flugchriften, die er 1831 in Bern nach dem Sturz der alten Regierung herausgab, zeugten von der Stärke seines Unwillens. Dieser war jedoch so aufrichtig, daß, als er am 23. Juli 1839 seine Laufbahn vollendete, er ausrief: „Ach, wie glücklich bin ich doch zu sterben**).“

Anderer Dichter aus dem Kanton Bern schrieben ebenfalls im Schweizerdialekt für die „Alpenrosen“. Der Pfarrer Joh. Rudolf Wyß, Verfasser des „Schweizerischen Robinson“, von welchem Heinrich Kurz eine neue Ausgabe besorgte, machte darin mehrere Dichtungen bekannt, deren Ton natürlich gehalten ist. Der jüngere Wyß, Professor der Philosophie in Bern***), ist viel bekannter. Wir wollen uns nicht mit seinen in hochdeutscher Sprache abgefaßten Schriften beschäftigen, sondern nur von einigen im Schweizerdialekt geschriebenen Stücken sprechen. Folgendes ist das populärste.

*) Man kann als Ergebnis seiner Arbeiten „Die Berner Reformatoren im 16. Jahrhundert“ anführen.

**) S. die Notiz über Ruhn im „Evangelischen Alpenboten“ vom 16. und 30. November 1839.

***) Geb. 1781, gest. 1830.

Des Schweizers Heimweh.

Herz, mis Herz, worum so trurig?
 Und was soll das Ach und Weh?
 S'isch so schön i frömde Lande! —
 Herz, mis Herz, was fehlt Dir meh?

Was mer fehlt? — Es fehlt mer Alles!
 Bi so ganz verlassene hie! —
 Sygs au schön i frömde Lande,
 Doch es Heimet wird es nie.

Ach, is Heimet möcht i wieder,
 Aber bald, o bald, o bald!
 Möcht zum Aetti, möcht zum Muetti,
 Möcht zu Berg und Fels und Wald.

Möcht die Firste wieder g'schaue,
 Und die lutre Gletscher dra,
 Wo die stingge Gemelt springe,
 Und sei Jäger wyters cha.

Möcht die Glocke wieder g'höre,
 Wenn der Senn uf d' Alpe trybt,
 Wenn die Chüeli lustig springe,
 Und kes Lamm im Thäl blybt.

Möcht auf Flüeh und Hörner stige;
 Möcht am heitere blaue See,
 Wo der Bach am Felsen schumet,
 Eufers Dörfl wieder g'seh.

Wieder g'seh die brune Hüsi,
 Und vor alle Thüre frei
 Nachbars Lüt, die früntli grüße,
 Und es lustigs Dörfl het.

Niemer het is lieb do usse,
 Niemer git so früntli d'Hand,
 Und kes Chindli will mer lache,
 Wie daheim im Schwyzerland.

Uf und furt, jetzt gang i wieder,
 Wo's mer jung so wohl isch g'si;
 Ha lei Ruh und ha lei Friede,
 Bis ig i min Dörfl bi.

Herz, mis Herz, i Gottes Name,
 S'isch es Lyde, schick di dry!
 Will's der Herr, so chan er helpe,
 Daß mer bald im Helmet sy!

Johann Martin Usteri ist der berühmteste unter den Schriftstellern, welche an den „Alpenrosen“ Theil nahmen. David Hefß hat uns in einer Biographie, die er dessen Werken voranstellte, den Verfasser der Zürcher Idyllen näher bekannt gemacht.

Usteri wurde im Jahr 1763 zu Zürich geboren; er stammte aus einem geachteten Geschlecht. Als er das Gymnasium verließ, hatte er den Ruf eines jungen ausgezeichneten Mannes erworben. Eine längere Reise durch Deutschland, Holland und Frankreich entwickelte seine Neigung für literarische und historische Studien. Wenige Jahre nach seiner Rückkehr in die Heimat verheirathete er sich und widmete sich der Handlung wie sein Vater und seine Verwandten. Da im Jahr 1804 sein Haus von allerlei Unglücksfällen betroffen worden war, gab er das Geschäft auf, er trat in die Verwaltung und wurde 1810 Stadtsekretär und 1815 Mitglied der Regierung. Aber es nahmen ihn vorzüglich seine künstlerischen Studien und seine gründlichen Forschungen über das Mittelalter in Anspruch. Alles, was er las, nahm in seinem Geist unmittelbar eine Gestalt an, die er sich gedrängt fühlte, wiederherzustellen, sei es in Zeichnungen*), sei es in einer Dichtung oder in einem historischen Aufsatz. So floß sein dem Guten, dem Vaterland und den Künsten gewidmetes Leben sanft dahin. Als er starb,

*) Usteri hat manche Ähnlichkeit mit Töpffer; er hat, wie der Verfasser des „Herrn Jakob“ Karrikaturen hinterlassen.

geleitete ihn eine zahllose Menge an die Ruhestätte, und seit seinem Tod werden seine Schriften in der ganzen deutschen Schweiz immer wieder mit dem größten Beifall gelesen.

Usteris Schriften sind im Jahr 1831 von seinem Freund David Hess gesammelt worden. Sie bestehen aus Gedichten in hochdeutscher Sprache, aus Geschichten in der alten Sprache des 15. und 16. Jahrhunderts, aus zwei ziemlich großen Dichtungen und Liedern im Zürcher Dialekt. Wir wollen nun bei den Werken Usteris verweilen, die ein ausschließlich kantonales Gepräge haben.

Die „Zürcher Idyllen“ sind die zwei beträchtlichsten Dichtungswerke, die Usteri hinterlassen hat. Es handelt sich hier freilich nicht um die Idylle, wie Boileau sie definiert hat. Bei Usteri finden sich weder Schäfer noch Schäferinnen, sondern ganz einfach Zürcher Bauern und Bürger. Diese Werke erinnern an Bossens „Luise“ und Goethes „Hermann und Dorothea“, aber sie haben nicht den Charakter der Erdichtung, wie jene. Usteris Gestalten haben ein sehr ausgesprochenes Gepräge von Wahrheit und Humor. „Die Staffage in seiner Naturmalerei ist genreartig,“ sagt Gervinus, „so daß seine Idylle den Strich eines komischen Epos erhält.“

Das erste Gedicht heißt: „Der Bifari, ländliche Idylle in Zürcher Mundart.“ Zwei Bruchstücke aus diesem Werke können einen Begriff von der Darstellungsweise des Verfassers geben.

Es entsteht ein Prozeß zwischen dem Pfarrer und dem Fischer Joos, den jener des Diebstahls beschuldigt. Im Gericht sitzt ein Barbier, der ein großer Anhänger der von den französischen Demokraten im Jahr 1798 in die Schweiz gebrachten Ideen ist. Als ihn der Präsident um seine Meinung befragt, sagt er in hochtrabendem Ton, der auf komische Weise an die Reden der Pariser Klubs am Ende des 18. Jahrhunderts erinnert:

„President, und ihr Bürger! Es stönd mir d'Haar zue de Berge!
 'S Bätterland ist i Gefahr! Ihr Richter, i rüef i's noh lüüter:
 'S Bätterland ist i Gefahr! Drum yled! helfed! und retted!
 Gspühred er nüüd a de Hälse?“ — Die Richter gryffed erschrode
 Alle a d'Häls. — — „Ihr Ghüch! Figürli verstaht i's, figürli!
 'S Oltgarche Messer, das seht men is wider a d'Gurgle!
 Ja! er häd Recht, de Joos, es lyt die Freyheit vertrette
 Nebed dem Recht im D..., und 's chunt noh zähemal ärger!
 Säged, ich hab i's gseit, es chunt noh zähemal ärger!
 Denn wenn de Ehrummschab scho, statt d'Schäffli z'weide, druf zuehaut,
 Säged selber, was ist vom weltliche Schwert denn z'erwarte?
 O! sie sind vorby, die glückliche, herrliche Zyte,
 Wo die himmlische Freyheit und d'Menscherecht noh regiert händ,
 Alles Theil und Gmein, die Underste au emal z'oberst!
 Wo die Glychheitssunn mit irem Strahl is erwärmt häd,
 Daß de Ghüchirch zum Schultiß ist worde, de Schultiß zum Ghüchirt!
 Ach! sie sind vorby, die chöslliche, himmlische Zyte!
 Chuum ist da noh und dert e Spur dervo über, und bräut nüü
 Tägli an dere de Tod? Mir selber, ihr Bürger, mir selber
 Hoded ja da wie de Fink uf ein Zwyg. — Wer seht is, ob morn noh?
 Aber so lang mer noch sised, so wend mer is halte wie d'Helde,
 Freyheit und Glychheit verfechte, und stah wie = n = eherne Rampa!
 Kampf uf Leben und Tod mit bene verflüechte Tyranne!
 Kampf! und sieled mer all, wie d'Römer by Maranathan!
 Was dā Stryt dann bitrifft, so chömed zwee Bürger vor's forus,
 'S eint de Pfarrer der hiesige Gmeind, der ander — 'es Lümpli —
 Aber das ist glych! Der eint gilt grad, was der ander!
 Oder, ihr Bürger Richter, i brüef mi uf euri Erfahrtig.
 Chan en Lümpehund au nüü d'Wahred säge wie = n = andre?
 Aber mir chunt's uf d'Wahret nüü a! — Mys System ist das da:
 Strytet en Ryche = n = und Arme: der Rych häd alliwyl Urecht!
 Und warum? fürs erst, pro primo, wurd au en Arme
 Gege en Ryche stryete, wann er nüü zähemal Recht hätt?
 Und, pro duo, die Straf — wer chan e größeri zahle? —
 Das verfällt scho de Pfarer! — Jetzt ist noh en andere = n = Umstand:
 Wer ist de Pfarer? — En Fink von aller Freyheit und Glychheit!
 Setzt er das nüü eistert im Predige, Rede = n = und Handle?

En Tyrann! de alles us sich regiert und verordnet!
 De syner Obrigkeit — eus! eus! kein Birrestiehl nachfragt!
 De eme freye Burger in 'Sach langt, und i sy's Huus bricht!
 De den Aristokrate Verdienst und Guetthate zuehebt;
 Ja syner Gemeind de Schillig etzieht, und so zum Rasiere
 Us eine = n = andern Dorf en Schärer bschickt! dā Tyrann dā!
 Und da spricht en große Griech — i glaube de Cyrus
 Ober de Themistokles, i syne Schrifte de Sach uus:
 En Tyrann hād allwyl Urecht! En Sach zum Vergülde!
 En Tyrann hād allwyl Urecht! und also de Pfarer!
 Und ich träge druf a, me solle, zum en Exempel,
 Strafe, so viel me dörf: en tüchtige Wüscher zum Voruus;
 Denn en Reuthaler dem Joos, für's Huusdursueche = n = und's Sehe,
 Und zwölf Franke dem Gricht! — Im Protokoll wird das leer glah,
 Und i der Rechnig, da sezt me denn sechs, daß ein jedere Richter
 Und dem Schryber en Franke verblyb' für Extrabemüchtig.
 Und denn dunkt mi, der Joos chönt für syn Thaler au öppl's
 Thue, denn d'Sach ist nüd klar! dā git eme = n = jedere Richter
 Und dem Schryber en Fisch. Das sezt me = n = em aber aparti."
 Und de President versichret, es heb em de Chappi
 Us'em Herze grebt; me chönt's nüd besser ersine.

Dieses Stück hat allerdings nicht die Kraft von Satyren,
 welche Aristophanes gegen diejenigen richtete, welche zu seiner
 Zeit der Menge schmeichelten, aber es hat doch ein Gepräge
 von Fröhlichkeit und Ironie, die man in den „Zürcher
 Idyllen“ wiederfindet. Und diese Ironie schließt die wahre
 Empfindung nicht aus. Ich will als Beweis davon die Stelle
 anführen, in welcher Usteri die entstehende Liebe des Bitars zur
 Tochter des Pfarrers schildert.

„Aber mer chāmed da g'woyt vom Tert, wenn ich i zue = n = alle
 Armen und Ehranken wett führe, die euf're Bitari erquält hād,
 Denn er bsuecht allt im Dorf; doch geht er am Liebste zue bene,
 Wo = n = er's Mehest vo der Netze vernimmt — — und wahrli, die
 Jungfer

Macht's präzls au wie = n = er: doch ist der Unterscheid darin,
 Daß er, wenn me sie rühmt, us vollem Herz i das Lob stimmt,

Aber sie nu e so lys', mit „so? wahrhaftig! 's ist brav, das.“ —
 'S tönt aber denn beste lüüter im Herzen, und mengist schoh häd sie,
 Wenn me das Thema vergißt, 's dur Frage gar listig zur Sprach bracht:
 „Wo wem händ er dā Rod? dā Schope? das Büebli die Wesse?“
 Wenn sie's schoh meh als e Mal vernoh häd, das sey vom Wifari.
 Und so wtrd's Füürli im Herze — es häd's scho grad afangs de Bliß
 gweckt —

Allwyl größer und größer, denn sie nüd und er nüd händ trachtet
 Deppe z'wehren und z'lösche. Die Flamm thuet so fründtli erwärme!
 Fryt häd öppet die Frag ihn erschreckt: „warum traum i
 „Au eso himmlische Traum? und weiß doch, e gruusams Erwache
 „Gha druf aber erfolge! drum furt, eweg us dem Zauber!“
 Aber es blüehed die Aue so schön, uf denen er wandlet,
 Und es lached die Blueme so heiter und dufted so liebli!
 Und us dene Gebüschén und Laube, da flötet die Hoffnig
 Ihm eso zaubrische Tön i syß Herz! — — Wie chönt er da scheide?
 Und — wie sött er da scheide? — Er wird, das gspürt er, ja besser,
 Und kein schlechte Gdante stört ject de Friden im Innre;
 Alles Harmonie und Liebt — er wurd au de Frömdist,
 Als syn Brüeder blühande, und chönnt en Fynd ject umarme.
 Nie ist das Schön ihm so schön, das Heilig so heilig erschine —
 Warum denn furt vo dem Ort, wo sich syß Wese veredlet?
 Ret! und schwind au dā Traum, er macht ihn und au anderi glüclli;
 Muß er verschwinden, er gspürt's, es verschwindt denn mit ihm syß Lebe!
 Und die Jungfer? — Au sie durchwandlet die liebliche Matte,
 Die 'ne rosfarbs Liecht i Feegärte verwandelt;
 Ober sie schwebt im e niedliche Schifflé uf silberne Welle
 Sanft und gfahrlos dervo, und 's lached am Ufer die Blueme
 Und die süßiste Frucht, die wölbed sie über sie yne,
 Und tet tunkels Phantom schreckt sie.

Wir bedauern, das ganze Gedicht nicht durch einen ausführlichen Auszug genau bekannt machen zu können; es würde uns dieß zu weit führen. Uebrigens ist die Anlage sehr mangelhaft. Man muß das Gedicht mehr als eine Reihe von Sittengemälden betrachten, die voll Interesse für Alle sind, welche das bürgerliche Leben der Schweiz am Anfang des 19. Jahrhunderts

studiren wollen. Die Charaktere sind dagegen voll Leben und Natürlichkeit. Der Pfarrer, seine Frau, seine Tochter, der Vikar, der Barbier, sein Gegner, seine Freunde bilden eine lebensvolle Gruppe, deren Mittelpunkt er ist. Das Bild, das Usteri von ihm gibt, bestätigt das tiefe Wort, welches Viret oft wiederholte. „Wenn der Beruf des Pfarrers nicht das heldenmüthigste Leben ist, so ist es das gemeinste von allen Handwerken.“

Das zweite Gedicht von Usteri heist: „De Herr Heiri, Städtische Idylle in Zürcher Mundart.“ Es ist ein Gemälde des Bürgerstandes, voll Zauber und Wahrheit. Die Charaktere sind nicht mit weniger Glüd gezeichnet als im „Vikari.“ Die Frau „Amtmännin“ kann als Gegenstück zum alten Pfarrer betrachtet werden. Sie repräsentiren Ideen und Sitten, die in der wunderbaren Umgestaltung der Dinge in ganz Europa immer mehr verschwinden. Der „Herr Heiri“ hat in der Anlage mehr Zusammenhang und Wahrscheinlichkeit als der „Vikari“, aber man bemerkt nicht mehr die nämliche Jugendfrische und den nämlichen poetischen Hauch.

Außer den zwei erwähnten Gedichten hat Usteri eine Anzahl kleiner Lieder im Schweizerdialekt gedichtet. Sie sind voll Heiterkeit, Armuth und Empfindung. Im Allgemeinen schildert Usteri das Leben von seinen angenehmen Seiten. Zwei Balladen oder Elegien machen eine Ausnahme. Diese zwei Stücke sind eben so einfach als ergreifend. Das eine schildert die Angst eines jungen Mädchens, dessen Geliebter am Rand eines Abgrunds das Gras abmähte. Seit sie ihn in die Tiefe hat fallen hören, ist sie vor Schmerz wahnsinnig geworden, und sie erwartet ihn jeden Tag auf dem nämlichen Stein. Dieser Gedanke liegt einigermaßen der französischen Romanze zu Grunde:

C'est Marie, la folle du village!

Moi, folle, oh non! mais je l'aime toujours.“*)

*) Es ist Marie, die Wahnsinnige des Dorfs!

Ich, wahnsinnig, ach nein! aber ich liebe ihn immer!

Die andere Ballade erzählt von einem Pfarrer, der von seinen Eltern nicht die Erlaubniß erhalten kann, ein junges Bauernmädchen zu heirathen, sie vor Kummer sterben sieht und ihr in das Grab folgt.

Um die Aufzählung der Volksdichter der deutschen Schweiz um diese Zeit zu vervollständigen, muß ich noch Aloys Häffiger und Aloys Gluz anführen. Der erste war Pfarrer zu Hochdorf im Kanton Luzern, aber die Sammlung seiner Dichtungen enthält nichts Bemerkenswerthes. Gluz gehörte dem Kanton Solothurn an, und seine Gedichte, die er selbst komponirt hatte, sind in Basel erschienen*). Gluz gehört zur Schule Ruhs. Doch athmen die letzten Stücke seiner Sammlung einen peinlichen Skeptizismus. Er war blind und starb jung.

LXXXVII.

Du hast meine Seele aus dem Tode gerissen.

Psalm 116, 8.

Die Ruder setzten sich wieder in Bewegung und das Schifflein wiegte sich auf den ruhigen Wellen um den Niesen, dessen schwarzer Schatten sich über den leuchtenden See verbreitete. — Eine alte Ueberlieferung des Oberlands berichtet, daß Christus den Niesen gewählt habe, um gen Himmel zu steigen**). — Die Phantasie des Volks trägt die großen Begebenheiten der Geschichte gern auf einen ihm bekannten Boden über. So begräbt die Legende den pflichtvergessenen Richter Jesu auf dem Gipfel des Pilatus. Der Mensch empfindet das Bedürfniß

*) 1798 — 1828.

**) W y s, Reise ins Oberland, 2, 24.

Alles, was sich unmittelbar auf seinen gegenwärtigen Zustand und seine ewige Bestimmung bezieht, näher an sich zu rücken.

Dieser Gedanke an den Sieg des Erlösers über die Ungerechtigkeit und den Tod ist mir zu lieb, als daß ich sie nicht gern hier wieder fände. In den letzten Tagen seines Lebens finden sich alle menschlichen Leiden, alle physischen und moralischen Schmerzen, um so zu sagen, auf seinem Haupte vereinigt. In Gethsemane kämpft er mit dem mächtigen Lebenstrieb, der so mächtig zu dem Herzen eines jeden gefühlvollen Geschöpfes spricht. Er fährt über das düstre Gewässer des Cedron, von Allen verlassen, die er geliebt hat, ohne daß in dem Augenblick, wo man ihn mit Drohungen und Verhöhnungen überhäuft, sein Blick einem einzigen befreundeten Gesicht begegne. Vor dem Richterstuhl des Caiphas wird er genöthigt, sich gegen die Niederträchtigkeit und die Wuth der unwürdigen Priester zu vertheidigen, deren Heuchelei er enthüllt hat. Vor Pilatus sieht er sich von der Feigheit des Vollstreckers des Gesetzes der Wuth der Großen seines Landes geopfert. Im Palaste des Herodes ist er der Verachtung des Fürsten seines Volkes und dem bitteren Spott der Höflinge ausgesetzt, die in ihm nur einen Theaterkönig und einen gemeinen Thoren sehen wollen. Endlich als er sich am Kreuz von der ganzen Schöpfung verlassen sieht, wird seine Seele von unendlicher Verzweiflung erfüllt, und er erhebt zu seinem Vater die zerreißende Klage: „Warum hast du mich verlassen?“ *)

Ach! Dieß ist das Schicksal der meisten Menschen, die ihr Leben der großen Sache der Menschheit und dem Fortschritt der Vernunft gewidmet haben. Alle Mächte dieser Welt vereinigen sich, um sie ins Verderben zu stürzen; die Priester klagen sie der Vermegenheit und der Gotteslästerung an, weil sie ihre Interessen, ihre Ruhe und ihre Herrschaft gefährden, und weil sie, wie Pascal, nachweisen, daß das Priesterthum von Selbst-

*) Ἐλοὶ, Ἐλοὶ, λαμψὰ σαβαχθανί. (Matth. 26, 34.)

frucht beseelt ist, die sich unter verehrten Formen zu verbergen weiß. Man nennt sie gottlos, weil sie sich weigern, wie Sokrates, die Götter des Böbels anzubeten; man reißt sie in Stücken, weil sie sich nach dem Beispiel Zwinglis gegen den abscheulichen Handel erheben, der mit Allem getrieben wird, was auf Erden heilig ist. Ihre Freunde stellen sich, als ob sie die Männer nicht mehr kennen, die alle geachteten oder gefürchteten Gewalten gegen sich haben. In der That, wie sollten die Fürsten der Erde diejenigen nicht als Verbrecher behandeln, die ihnen von den Dienern des Himmels als Gottlose bezeichnet werden? Das Schwert, welches die römischen Cäsare gegen die Märtyrer zückten, bedroht immer noch die Brust der opferungsfähigsten Diener des Menschengeschlechts. Wenn man auch für sie die Scheiterhaufen nicht mehr anzuzünden wagt, welche Johannes Hus und Hieronymus von Prag verzehrt haben, wenn man auch auf den öffentlichen Plätzen den Galgen nicht mehr zu errichten wagt, an den man Anna du Bourg hing, hat man nicht noch die unterirdischen Kerker, wie der, in welchem Bonnivard so viele Jahre schmachtete, traurige Gefängnisse, wie die, in welche Roger Baco, Campanella und Silvio Pellico geworfen wurden? Hat es der Tyrannei jemals an knechtischen Richtern oder an Kriegsgerichten gefehlt, um sie in den carcere duro zu schicken, an ungesunden Kolonien oder Gruben, um sie darin lebendig zu begraben, an Kerkermeistern, damit ihnen das Leben gräßlicher werde als selbst der Tod? Ist das Geschlecht des Pilatus nicht unsterblich wie das des Anna und Caiphas, wie das der Nerone? Die Formen des Despotismus werden mit der Zeit milder, aber die eiserne Hand der absoluten Gewalt verliert ihre Kraft unter dem Sammt nicht; der sie verbirgt, man reißt die Bastillen nieder, aber man hat dafür die Deportation in verpestete Sümpfe oder unter einen verzehrenden Himmel.

O ihr, die ihr an der Freiheit der Welt arbeitet, die ihr sie auf die Bahn der Zukunft leiten wollt, erwartet nicht mehr

Barmherzigkeit zu finden als die Propheten in Israel oder die Jünger Christi. Man wird euch nicht steinigen wie Stephanus, man wird euch nicht lebendig verbrennen, wie den Diakonus Laurentius, man wird die Gewalt nicht durch solche Frevel noch verhaßter machen; ach nein! aber man wird denen, die eure edlen Ideen lieb gewonnen haben, durch Kunstgriffe und Willkür alle Lust, euch nachzuahmen, entreißen, jeden Wunsch, sich mit euch gegen Mißbräuche zu erheben, welche die mit frommem Sinn verehren, die ihr Dasein nicht vergiften wollen.

Wenn ihr euch jedoch um diese Gefahren nicht bekümmert, so wißt wenigstens, daß sich in euch der kräftige Widerstand des Fleisches und des Blutes erheben wird. Ihr werdet das, was die Annehmlichkeit des Lebens bildet, die Liebe, die unsere Prüfungstage verschönert, die tröstende Freundschaft, die ermutigende Theilnahme, ihr werdet dies Alles nicht umsonst aufopfern. Oft werdet ihr, wie Jesus in Gethsemane*) über die Pein erschrecken, die euch erwartet. Oft, wenn ihr euch der Stützen beraubt seht, auf die ihr euch verlassen zu können einbildetet, wenn ihr von Allen verlassen seid, deren Achtung und Liebe ihr bewahren möchtet, wenn ihr allein die schmerzliche Bahn betreten, den mit Bitterkeit angefüllten Kelch bis zur Hefe leeren müßt, wenn ihr hört, wie das Volk euch flucht

*) Λέγει αὐτοῖς· Περίλυπός ἐστιν ἡ ψυχὴ μου ἕως θανάτου· μείνατε ὧδε, καὶ γρηγορεῖτε. Καὶ προελθὼν μικρὸν, ἔπεσεν ἐπὶ τῆς γῆς, καὶ προσήνυχετο, ἵνα, εἰ δυνατόν ἐστι, παρέλθῃ ἀπ' αὐτοῦ ἡ ὥρα· καὶ ἔλεγεν· Ἀββᾶ, ὁ πατήρ, πάντα δυνατὰ σοι· παρένεγκε τὸ ποτήριον ἀπ' ἐμοῦ τοῦτο· ἀλλ' οὐκ ἐγὼ θέλω, ἀλλὰ τί συ, καὶ ἔρχεται καὶ εὐρίσκει αὐτοὺς καθευδόντας, καὶ λέγει τῷ Πέτρῳ Σίμων, καθεύδεις; οὐκ ἴσχυσας μέαν ὥραν γρηγορῆσαι; — Καὶ πάλιν ἀπέλθων προσήνυξεν, τὸν αὐτὸν λόγον εἰπὼν. (Matth 14, 34 — 40.)

oder wenigstens erkennt, wenn ihr seht, wie die Weisen euch mit Achselzucken und ironischem Lächeln betrachten — ach dann wird sich oft eurem mit Todesangst und Verzweiflung erfüllten Herzen dieser Ruf entwinden: „Mein Vater, warum hast du mich verlassen?“

Wenn ihr die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur in euch schwach werden fühlt, so wendet eure Blicke von jenem blutigen Kreuz, das eure Einbildungskraft erschreckt; verschließt die Ohren vor dem Geschrei der Menge, die die Wahrheit immer zuerst kreuzigt, bevor sie sie anbetet; dann hebt eure Augen nach dem heiligen Berg, wo das Opfer der Priester, der Großen und des Volks von Judäa in unsterblichem Glanze strahlt. Er, der Besieger der Falschheit, der Ungerechtigkeit und des Todes ermuntert euch und ruft euch zu: „Gehet hin und unterweist alle Völker.“ Wenn ihr „den Glauben habt, der da Berge versetzt“, so habt ihr weder die schraubenden Volkshaufen, noch die Umtriebe der Priester, noch die Macht der gegen die Gerechtigkeit und Wahrheit verschwornen Tyrannen zu fürchten. Der aus dem unbemerklichen Senfstorn einen Baum hervorgehen läßt, der den Vögeln des Himmels Schatten zu geben vermag*), wählt oft die unvollkommensten Werkzeuge, um die Herrschaft der Gewaltthätigkeit und des Unrechts zu stürzen. Der Mensch ist unmächtig, wenn er in seiner Absonderung und Schwäche kämpft; aber er vermag Alles in dem, der ihm Kraft gibt**). Gott, der mit Einem Wort die Welt aus dem Nichts hervorgerufen hat, kann auch eine neue Menschheit gründen, ihr edlere Triebe, einen weniger blinden Geist,

*) Ὅταν σπαρῇ, ἀναβαίνει, καὶ γίνεται πάντων τῶν λαχάνων μίσκων, καὶ ποιεῖ κλάδους μεγάλους, ὥστε δύνασθαι ὑπὸ τὴν σκίαν αὐτοῦ τὰ πετεινὰ τοῦ οὐρανοῦ κατασκηνοῦν. (Matth. 4, 32.)

**) Πάντα ἰσχύω ἐν τῷ ἐνδυναμοῦντί με Χριστῷ. (Paulus an die Philipper, 4, 13.)

ein neues Herz und eine Seele verleihen, die alles Schöne, Gerechte und Gute liebt.

Es ist mir, als ob von der Höhe dieses Berges, der von dem funkelnden Sonnenfeuer erstrahlt, diese tröstenden Worte sich vernehmen lassen, daß, hinter einer purpurnen und goldenen Wolke verborgen, der Menschensohn seine göttliche Stimme noch auf Erden hören läßt und daß die Apostel der frohen Botschaft sie in der Tiefe des Thals anhören, von Bewunderung hingerissen und mit dem Antlitz in den Staub niedergeworfen.

LXXXVIII.

Reiche mir, Führer, den Stab und waffne die Sohlen mit Zaden,
Denn erklimmen muß ich dort jenen prächtigen Eisberg.

G. F. Stänbliu.

Als ich meine Absicht verkündigte, bis auf die höchsten Gipfel der Alpen zu steigen, war die Bestürzung allgemein. Die Einen bildeten sich ein, daß es nur eine Laune sei, die sich schon mit dem Aufsehen begnügen würde, daß sie hervorbrächte. Die Andern tadelten einen Muth, der so großen Gefahren trogen wollte. Manche schienen zu glauben, daß es meine eigentliche Absicht nicht sei. Mit Einem Worte, Niemand konnte sich mit dem Gedanken eines so außerordentlichen Unternehmens versöhnen. Die Aufregung nahm zu, als man die verschiedenen telegraphischen Depeschen abgehen sah, welche die Führer aus ihren Dörfern herbeiriefen, welche man mir als die entschlossensten in der ganzen Gegend bezeichnet hatte. Man hatte doch noch eine Hoffnung, die nämlich, daß mir diese Führer selbst mein Unternehmen abrathen würden. Man forderte Peter auf, mir von den Gefahren zu erzählen, denen ich

auf den Gletschern ausgesetzt wäre. Man zeigte mir mit Fernröhren die Abgründe der Jungfrau. Alle Reisehandbücher der Schweiz lagen auf meinem Tisch. Jeder las mir die schrecklichsten Stellen daraus vor, die am geeignetsten schienen, mich einzuschüchtern. Meine Neugierde wurde dagegen durch diese ergreifenden Berichte so sehr erregt, meine Ungebuld wurde so groß, daß ich die Abreise kaum erwarten konnte. Ich dachte nur noch an diese Schneewüsten, welche den hohen Gipfel der Gebirge bekränzen.

Ich rief Peter heimlich zu mir und sprach mit ihm mit Festigkeit, um seinen Entschluß zu bestärken. Meine Worte beruhigten ihn. „Was auch begegnen möge,“ sagte er, „übernehmen Sie die Verantwortlichkeit?“ — „Ganz gewiß!“ antwortete ich und reichte ihm die Hand, indem ich ihn aufforderte, sich durch keinerlei Vorstellungen in seinem Entschluß erschüttern zu lassen, die Führer bei ihrer Ankunft zu ermuntern, ehe sie irgend Jemanden in die Hände fielen. Er versprach es mir, und sein Gesicht heiterte sich beim Anblick meines ruhigen Lächelns auf. Er entfernte sich nur, um die Vorbereitungen für die Reise zu leiten und meine Manns Kleidung in Ordnung zu bringen, die aus schwarz und weiß gestreiften Luchhosen, einem Rock, der bis an die Kniee reichte, einem runden Filzhut, wie ihn die Bergbewohner tragen, und aus einem Paar weiten und groben Stiefeln bestand. Wie langsam schienen mir die Stunden: Ich fürchtete so sehr, es möchte sich irgend Etwas ereignen, das meinen Wünschen Hindernisse entgegensetzen könnte, daß ich kaum auf die Fragen hörte, die man wegen der notwendigen Vorbereitungen an mich richtete. Alles war mir lästig, mit Ausnahme der Aussicht auf die Jungfrau und des Umgangs mit Peter, der mir als ein Freund erschien, dessen Händen ich meine theuersten Hoffnungen anvertraute. Endlich kamen die Führer von Grindelwald an; sie waren die ersten. Ich stieß einen Freudenschrei aus, als sie erschienen. Es waren Peter Bohren, ein kleiner Mann von stämmigen Gliedern und

Johann Ulmer, der groß war und kräftig schien. Beide waren Gemsjäger und wegen ihres Muthes berühmt. Sie gestanden mir mit der herzlichsten Offenheit, die diesen tapfern Gebirgsbewohnern eigenthümlich ist, daß ihre Erfahrung mir bei meinem Unternehmen kaum von Nutzen sein könne, da sie selbst noch keine solche versucht hätten. Sie kannten jedoch die Gefahren der Gletscher, denn sie setzten ja tagtäglich ihr Leben aus. Aber Böhren, der am weitesten gewesen war, war noch nicht über die Höhle des Eiger hinausgekommen.

Um einen entscheidenden Entschluß zu fassen, erwartete man Johannes Jaun von Meyringen, der den berühmten Agassiz bei seiner Besteigung der Jungfrau begleitet hatte. Er kam gegen Morgen an und kam mit Ulrich Lauener von Lauterbrunnen zu mir. — Dieser war groß wie Ulmer, aber schien weniger rüstig. Ich erfuhr später, daß er noch an den Folgen eines Falls, den er vor Kurzem auf der Jagd gethan hatte, litt. Johannes Jaun war der älteste und wenigstens kräftigste von Allen. Seine Haare begannen grau zu werden, seine Augenlider waren von einem blutrothen Streif umzogen. Doch leitete er die Versammlung. Ich hatte die Thüre verschlossen, damit Niemand unsere feierliche Sitzung störe. Die Führer schienen nachdenkend. Sie suchten in meinen Augen zu lesen, ob meine Festigkeit auch wahr sei. Endlich sagte Johannes Jaun in deutscher Sprache: „Ich glaube, daß bei dem Muth dieser Dame die Reise unternommen werden kann. Ich habe viele Männer bei solchen Gelegenheiten viel stärker zittern sehen, als sie. Da die Jahreszeit noch nicht vorgerückt ist, muß der Schnee härter und die Gletscher müssen gangbarer sein, als zu einer andern Zeit. Doch gestehe ich, daß, obwohl ich die Jungfrau schon bestiegen habe, ich den Weg, den man einschlagen muß, nicht besser kenne, als meine Kameraden. Die Gletscher verändern sich vollständig von einem Jahr ins andere. Ein Berg, den man vor kaum einigen Monaten besteigen konnte, kann heute ganz unzugänglich sein. Dort unten,“ fuhr er mit ernster Stimme fort, „kann man nicht

sagen, wo die Abgründe und die Gefahren sind. Uebrigens sind wir mit Herrn Agassiz vom Kanton Wallis ausgegangen. Daher hat auch unsere ganze Reise nur Einen Tag gedauert. Von der Grindelwalder Seite ist es jedenfalls länger und mühsamer; denn von dieser Seite ist noch keine Reise geglückt. Doch wollen wir in Gottes Namen gehen, und wollen nicht weniger muthig sein, als diese Dame. Unser Leben ist nicht mehr in Gefahr als das ihrige.“ Nach dieser obersten Entscheidung war Niemand mehr unschlüssig. Es wurde beschlossen, vier Träger mit Lebensmitteln, Leitern, Stricken und Haken mitzunehmen; ich sollte gegen Abend mit Peter Jaun von Interlaken abreisen und die andern Führer sollten mich alle in Grindelwald erwarten. Hiernach trennten wir uns, indem wir uns freundlich zuriefen: „Auf Wiedersehen!“ — und sie verließen mich.

Raum verschwand die Sonne an dem mit langen Feuerstreifen überzogenen Horizont, als ich allein in eine offene Kutsche stieg. Peter nahm den Vordersitz ein. Wir fuhren durch die Straßbaumalleen von Interlaken und durch seine lachenden Gärten. Wir folgten den Ufern der bleichen Lütchine, die durch zackige Felsen hinbraust. Wolken häuften sich am Himmel zusammen. Bald hörte man das entfernte Rollen des Donners. Wir kamen in kolossale Gebirge, deren zerrissene Gipfel sich wie unersteigliche Festungen erheben. Als ich mich umschaute, sah ich nach Interlaken zu nur noch dunkle, dem Auge undurchbringliche Dünste. Der Donner näherte sich schnell und erfüllte die Luft mit seiner brüllenden Stimme. Der Wind pfiff, die Lütchine rollte ihre seufzenden Wogen. Dieser Anblick war herrlich. Die Nacht kam von allen Seiten herbei, und ich erkannte die Nähe von Grindelwald nur an den Lichtern der auf dem Hügel zerstreuten Hütten.

Raum war ich unter das gastfreundliche Dach des Gasthofs zum Adler getreten, als der Regen stromweise wie eine Wasserhose der Sündfluth herabfiel. Ich erhob meine Seele zu Gott. In diesem Augenblick brach das Gewitter in seiner ganzen Macht

aus; die Lawinen wiederhallten in den Bergen, und das Echo wiederholte tausendfach das Brausen ihres Falls. Die Sterne erbleichten am Himmel, als ich mein Fenster öffnete. Wolken bedeckten den Horizont. Ein heftiger Wind zerriß sie und verjagte sie in die Schluchten, aus denen sich die vom Staub beschmutzten formlosen Massen des unteren Gletschers herabziehen. Von dort stürzen brausend die Wellen der Rutschine herab. Das Morgenroth erhellte kaum die riesigen Gipfel des Schredhorns, von dem der Mettenberg eine Verzweigung ist, und des Eigers, die beide das Eismeer einschließen. Ich ließ sogleich nachfragen, ob die Führer angekommen seien und ob wir abreisen könnten. Peter kündigte mir an, daß dieser Tag für verloren angesehen werden müsse, daß der Nebel uns verhindern würde, in den Gebirgen vorwärts zu kommen, und daß der Regen in der vergangenen Nacht die Besteigung der Gletscher unmöglich mache. Ich ergab mich, wenn auch ungern, darein, und unterwarf mich vollständig der Leitung meiner Führer.

Das gestrige Gewitter, die dichten Wolken, die den Alpen ein noch fürchterlicheres Ansehen gaben, die wohlwollenden Warnungen der Hirten, die dieses Thal bewohnen, Alles erzeugte jedoch in den Herzen derer, die mich führen sollten, eine Bedenklichkeit, welche bei Männern leicht zu begreifen war, die die Last einer großen Verantwortlichkeit fürchteten. Man versuchte nochmals meinen Entschluß zu erschüttern. Man zeigte mir an der Kirchenmauer auf dem Hügel eine schwarze Tafel, auf der ich folgende Worte las:

AIMÉ MEURON, MIN. DU S. EV.

CHER A L'ÉGLISE PAR SES TALENTS ET SA PIÉTÉ,

NÉ A CHARDONNE DANS LE CANTON DE VAUD,

LE III OCT. MDCCXCI.

ADMIRANT DANS CES MONTAGNES

LES OUVRAGES MAGNIFIQUES DE DIEU,

TOMBA DANS UN GOUFFRE

DE LA MER DE GLACE,

LE XXXI AOUT MDCCXXI.

ICI REPOSE SON CORPS,
RETIRÉ DE L'ÂME APRÈS XII JOURS,
PAR CH. BURGNER DE GRINDELWALD.
SES PARENTS ET SES AMIS,
PLEURANT SA MORT PRÉMATURÉE
LUI ONT ÉLEVÉ CE MONUMENT.

*Heureux dès à présent ceux qui meurent au Seigneur.
(Apoc. XIV, 13.)**

Ich sagte zu Peter, nachdem ich diese rührende Inschrift schnell überblickt hatte: „Die Seele dieses jungen Mannes ruhe friedlich im Schooße des Ewigen. Wir aber werden bald hierher zurückkehren, um Gott zu danken.“ — „Gut!“ sagte Peter. „Das heißt, daß wir uns durch Nichts abschrecken lassen.“ Er ging zu den Andern, ich aber schloß mich in meinem Zimmer ein. Die tiefe Einsamkeit, in der ich mich befand, hatte etwas Feierliches. Vor meinen Augen erhob sich das Wetterhorn mit seinen steilen Abhängen, zur Rechten der riesige Eiger, zur Linken die große Scheideck und das Faulhorn. Diese düstern Gebirge, die mich umgaben, diese Ruhe, die nur durch das Gebrause des Gießbachs im Thal und hie und da durch eine Lawine unterbrochen war, Alles dies war wahrhaft großartig, und ich glaubte mich in eine Welt versetzt, in der Nichts dem ähnlich war, was ich bis dahin gesehen hatte. Selten hatte sich

*) Aimé Meuron, Diener des göttlichen Worts, durch seine Talente und seine Frömmigkeit der Kirche theuer, geb. zu Chardonne im Kanton Waadt, am 3. Okt. 1791, fiel, als er in diesen Bergen die herrlichen Werke Gottes bewunderte, in eine Schlucht des Eismeeress am 31. August 1821. Hier ruht sein Leib, der nach zwölf Tagen von Ch. Burgner von Grindelwald aus dem Abgrund gezogen wurde. Seine Verwandten und Freunde haben ihm, seinen frühzeitigen Tod beweinend dieses Denkmal errichtet.

(Selig sind die Todten, die im Herrn sterben, von nun an.)
(Offenb. 14, 13.)

mein Geist einer so vollständigen Ruhe erfreut. Ich brachte den Tag mit Schreiben zu und ich verfaßte den „Brief an einen Dichter“, welcher mein bescheidenes Buch „das Mönchsleben in der orientalischen Kirche“ eröffnet, und einen Theil vom letzten Kapitel der „Wallfahrt nach Troïza“.

Gegen Abend hörte ich Stimmen unter meinem Fenster. Ich ging voll Neugierde hin. Da sah ich im Vordergrund Peter Bohren und Johannes Jaun, und weiterhin eine Gruppe, die aus unsern Trägern und mehreren Bauern bestand. Sie betrachteten nach einander den Gletscher, den Himmel und die Berge, deren durchsichtige Nebel von einigen goldenen Strahlen durchzogen waren. Wie groß war meine Freude, als ich gutes Wetter verkündigen hörte! In der That, man meldete mir, daß wir uns bereit machen sollten, am nächsten Morgen abzureisen.

Ich hatte nicht die Schuld, den Tag zu erwarten. Ehe er erschien, war ich schon auf den Füßen. Ich frühstückte kaum und zog meine Manneskleidung an, an die ich mich schwer gewöhnen konnte. Ich fühlte mich linksch; sie hinderte alle meine Bewegungen. Ich rief Peter und frug ihn, ob es möglich sei, mich bis in's Thal tragen zu lassen. Er verlangte zu meiner großen Zufriedenheit einen Tragsessel. Doch übte ich mich in meinem Zimmer, in meiner neuen Kleidung zu gehen, denn ich fürchtete, es möchten die Führer an mir verzweifeln, wenn sie mich bei jedem Schritt stolpern sähen. Ich war ziemlich gedemüthigt. Nur triftige Gründe konnten mich verhindern, meine Frauenkleider wieder anzuziehen. Doch fiel mir ein Auskunftsmittel ein. Ich packte meinen seidenen Rock und meine Stiefelchen ein und gab sie einem Träger, um mich ihrer zu bedienen für den Fall, daß ich von diesen verdammten Kleidern, die ich so unbequem fand, in meinen Bewegungen allzusehr gehindert würde.

Man mußte bis acht Uhr warten, ehe man sich auf den Weg begeben konnte. Da erschien die Sonne, und die Gebirge

warfen nach und nach ihren Nebelmantel ab. Nachdem ich mich in einen weiten Mantel gehüllt hatte, setzte ich mich in den Tragfessel und ich zog ab, von den vier Führern, den vier Trägern und einer Menge Bauern umgeben, unter denen ein Tyroler war. Alle meine Begleiter sangen fröhlichen Muths. Aber die Zurückbleibenden betrachteten uns mit traurigen Blicken. Es war Sonntags den 10. Juni 1855. Man zog ungeordnet und die Leute von Grindelwald hatten meine Sachen auf die Schultern geladen, um die Träger zu erleichtern. Die Bauern verließen uns, als wir auf den Pfad gelangten, der sich auf dem Mettenberg längs des Eismeers hinschlängelt. Der Tyroler allein blieb mit seinem jungen Führer bei uns. Er sagte, er sei aus Neugierde gekommen, um uns so lang als möglich zu begleiten und sich einen Begriff zu machen, wie wir uns aus der Sache ziehen würden. Er sang, wie die ganze Karavane und seine Stimme beherrschte alle Andern. Ich sah den unermesslichen Gletscher, den man das „Eismeer“ nennt, zum erstenmal. Ich betrachtete durch die grünen Vorhänge der Fichten jene aus der Luft hervorbringenden Massen, deren Grund himmelblau und deren Oberfläche hier mit Schmutz und Schneeflocken bedeckt ist. Dieser Anblick machte wenig Eindruck auf mich, sei es, weil ich vom Gedanken, bis zu den Gipfeln der Alpen hinaufzusteigen, erfüllt war, sei es, daß meine Phantasie sich einigermaßen getäuscht fand, indem sie die Wirklichkeit unter dem fand, was sie sich eingebildet hatte. Ich verließ den Tragfessel erst in dem Augenblick, als wir eine Fußspur in dem Marmorfelsen erblickten, der der „Martinsdrud“ heißt. Die gigantischen Gipfel des Schredhorns, des Eigers, des Binschhorns u. erhoben sich um uns her und schienen uns mit ihrer Größe zu erdrücken. Rechts stiegen die nackten und glatten Seiten der Mittellegi auf, eines Vorsprungs des Eigers. Plötzlich hörten die Gesänge auf, und meine Reisegefährten ließen jenes Jauchzen erschallen, das den Alpenbewohnern eigenthümlich ist; es wiederhallte von Fels zu Fels. Man hatte einen Jäger

erblickt, der wie ein phantastisches Wesen an den steilen Abhängen der Mittellegi hinschlich. Man hätte ihn mit einer im Luftraum schwebenden Schwalbe vergleichen können. Aber vergeblich verfolgte man ihn mit Geschrei und Fragen; er fuhr fort, sich stillschweigend längs der schwarzen Felsen zu bewegen.

Es donnern die Höhen, es zittert der Steg,
Nicht grauet dem Schützen auf schwindligem Weg;
Er schreitet verwegen
Auf Felbern von Eis;
Da pranget kein Frühling,
Da grünet kein Reis.

Und unter den Füßen ein nebliges Meer,
Erkennt er die Städte der Menschen nicht mehr;
Durch den Riß nur der Wolken
Erblickt er die Welt,
Tief unter den Wassern
Das grünende Feld. *)

Endlich gelangten wir auf den Gletscher. Man hatte mich meiner eigenen Kraft überlassen, vermuthlich um meine Gewandtheit beurtheilen zu können. Ich hatte mich an meine Kleider gewöhnt und ging auf dem Schnee sicheren Schrittes vorwärts, indem ich über die Spalten setzte, welche die verschiedenen Eislager trennen. Aus Zufall mehr als aus Ueberlegung suchte ich, um die Füße hinzusetzen, die Schneefleden aus. Ich erfuhr später, daß es der sicherste Weg sei und daß man dabei nie in Gefahr ist. Der Tyroler verließ uns jetzt, überzeugt, daß „ich mich aus der Sache ziehen würde“. Die Führer erhoben ihrerseits ein Freudengeschrei. Sie sagten, daß sie mir wegen meines Selbstvertrauens die Leitung des Unternehmens überlassen könnten. Der Tyroler folgte uns eine Zeit lang mit den Augen. Nachdem wir das Eismeer hinter uns gelassen hatten, begannen wir, die schroffen Abhänge des Bären-

*) Schiller, Wilhelm Tell.

berg zu erklimmen. Lange Zeit antwortete sich das tausendmal wiederholte Jauchzen von einem Ufer des Gletschers zum andern. Hierauf hörte man weder die Stimme der Menschen mehr, noch die Glocke der Grindelwalder Kirche, deren melancholische Töne uns der Wind bis dahin zugeführt hatte. Wir befanden uns mitten in einer unermesslichen Wüste, im Angesicht des Himmels und der Naturwunder. Wir erklimmten schroff abgeschnittene Steinblöcke und ließen schneebedeckte Gipfel zu unserer Linken zurück. Der Weg wurde immer mühsamer. Wir kletterten auf allen Vieren, wie Katzen rutschend, oder wie Eichhörner von einem Felsen zum andern springend. Oft war eine Handvoll Moos oder ein dünnes Gesträuch unsere einzige Stütze, wenn wir keine Spalte fanden. Einige Blutstropfen färbten oft, wie purpurne Blumen, den Rasen, den wir betraten. Wenn dieser verschwand, suchten wir uns mit den Alpenstöcken auf dem Felsen festzuhalten, indem wir so viel als möglich vermieden, uns die Hände zu reichen, aus Furcht, uns einander in den Abgrund zu reißen. Mehrere hundert Fuß unter uns erglänzten die tiefen Spalten des Gletschers, in denen die Strahlen der Sonne spielten. Der kalte Wind, der von der beeizten Höhe herabwehte, kühlte uns kaum die Stirne. Wir waren durch und durch im Schweiß, aber statt zu verschwinden, nahm die Fröhlichkeit mit der Gefahr zu. Wenn wir auf Granit stießen, verdoppelte sich die Freude, und die ersten, die die Füße darauf gesetzt hatten, riefen es den Andern zu. Dort schlüpfen wir weniger aus und wir konnten, wenn wir uns gegenseitig halfen, aufrecht stehen und schneller gehen; der jüngere Bohren, der einer der Träger und der jüngste von Allen war, hörte nicht auf zu singen. In gefährvollen Augenblicken erhob sich seine Stimme zu mächtigen Tönen. Er hielt niemals an, weder im Gehen noch im Singen, und schaute sich niemals um. Eins dieser Lieder gefiel mir namentlich sehr:

Geißreihen*).

1. Juheh! der Geißbuech bi = n = i ja!
 Mys Hörnli u my Geisle da
 Thue mir no nit verleide.
 Im Läschli ha = n = i Chäs u Brod,
 Mys Haar ist chruus, u d'Bade roth,
 U d's Herz voll Lust u Freude.

Jungt, Alti,
 Melchi, Galti,
 Großt, Chleint,
 Hübschi, G'meini,
 Führe = n = ig uf Berg u Weid.
 Holtollt ouhu! ic.

2. I stige frün uf Grat u Fluch,
 De schmale, wilde Bändre zue,
 Wo tener Chüech meh gange.
 Es gwuß! fry mänge freche Ma
 Gieng nit, wo = n = i, de Geiße na,
 Er blieb bas unte b'hange.

Ume Hübel!
 Zueche Strübel!
 Alti zuehe!
 Itz bas uehe,
 Wo di lube Gernschti gah!
 Holtollt ouhu! ic.

3. Es git gar mänge = n = arme Ma,
 Wo wäger nit e Chue verma.
 Geh nu, so het er Geiße,
 Drum nüt best' minder juchze = n = i,
 We = n = i scho nit e Chüejer bi,
 U nume Geißbuech heiße!

Nit fürbure,
 Alti Lure!

*) Sammlung von Schweizer Rührreihen und Volksliedern. Von
 J. R. Wyß. 4. Aufl. Bern, 1826. S. 47.

Dert am Schatte
 Dur dä Schratte
 Geit's dä Rung uf Bänisegg.
 Holtolt ouhu! 1c.

4. Juhch! Da bi = n = ig obe = n = uus,
 D'Flüchlaut donnert, 's ist e Gruus.
 G'hörsch, g'hörsch der Gletscher Sprache?
 So sprach u donnert's mira!
 Sie obe bi = n = i sicher ja,
 U cha daruber lache.
 Nutti, Schabe,
 Nit has abe!
 Suche Länder!
 Nit i d' Bänder!
 Blybet überobe hie!
 Holtolt ouhu! 1c.

5. U we = n = i scho le Chrüßer ha,
 U chuun e = n = eigni Geisß verma,
 So bi = n = i nit drum z'duure.
 Die Lüt, wo Geld u Güeter hei,
 Sie chlage notti allerley;
 Süst los me nume d'Buure!
 Suche Chlynt!
 Du bist mynt!
 La di melche,
 Lubi Epelche!
 Du bist ja mit z'Immis-Geisß.
 Holtolt ouhu! 1c.

6. Doch hätt' ig es par tufig Pfund,
 I gheitti f' nit i Gletscher-Schrund!
 Flugs gieng i zue mym Gissi.
 „G'schau Schöpfeli! Was ha = n = i da?
 „Ja gäll! I bi = n = e ryche Ma?“
 Es nähm mit g'wüß, das wetß i!
 We = n = i hätti,
 Ja, so wett = i!

Aber notti
 Judze wotti,
 We = n = t scho das Geld nit ha!
 Holtolt onhu! 2c.

Die Aussicht, die sich über das Thal erstreckt, war prachtvoll. Wir erblickten die Häuser von Grindelwald wie Miniaturbilder, auf grünen Teppichen zerstreut. Die Führer riefen aus: „Jetzt betrachten wir unsere Frauen vom Himmel herab!“ und wir stiegen immer weiter hinauf, hinter uns die Wolken zurücklassend, welche überall wie graue Schärpen wogten. Um eilf Uhr hielten wir bei einem Vorsprung an, wo wir uns Einer hinter dem Andern setzen konnten. Müdigkeit und Hitze hatten uns gänzlich erschöpft und Niemand rührte sich, mit Ausnahme der zwei Bohren, welche rechts weiter kletterten, um Holz zu suchen, damit man ein kleines Mahl bereiten könne. Eine kristallene Quelle, welche durch Wurzeln und den Felsen siderte, plätscherte ganz nahe bei uns. Die kräftige Vegetation war gänzlich verschwunden. Man sah nur Gräser und Moos, dazu Wachholder, Que del und Thymian, welche die Luft mit Wohlgeruch erfüllten, und ganze Felder mit purpurnem Alpenbalsam, dessen glänzende Blätter sich mit schwarzen Flechten vermischten. Hier und da traten verkümmerte Lärchenbäume aus dem ewigen Schnee hervor. Die beiden Bohren brachten Gesträucher, mit denen man ein Feuer anzündete, das bald laut knisterte. Man machte kochendes Wasser und warf zu meiner großen Bestürzung Alpenbalsam und Stücke Wachholder hinein, mit denen man den Kessel anfüllte. Meine Reisegefährten versicherten mich, daß diese Art Thee vortrefflich und sehr gesund sei. Da ich sehr durstig war, trank ich mit Begierde und der wohlriechende Trank schien mir wirklich ausgezeichnet. Man hatte mir auch einen schönen Strauß von Alpenrosen gebracht; ich machte einen Kranz, den ich um meinen Hut wand. Sie erinnerten mich an eine herrliche Ballade eines Volksdichters aus dem Oberland:

Die Entstehung der Alpenrose.*)

Es trurig's Stüchli will i zelle,
Ihr Meitlent, get ordlig Acht!
I ha's für Euch u jungi G'selle
Zur Warnig styf i Ryme bracht.
Ihr wüßet z'Eigriswyl bi = n = i
Z'erst siibe Jahr Schulmeister g'si.

Dert stelt ech, grad ob Oberhuse,
E grusam höhjt spijt Fluch;
Es wurd ech scho vom Agsch gruse,
U d'Gemscht chönne chuun derzue.
Flüchblumt gits die schönste dra,
Schad daß sie niemer g'winne cha!

Was g'scheht? Vor meh as hundert Jahre
Geit eine ame Meitscht na;
Doch das het alli Wurs für Rare,
Bal seit es nei, bal seit es ja.
'S isch einzig Ehing, hübsch, ryd derzu,
Drum ist ihm kene fürnehm gnue.

Hätt' er die Märt fry la-blybe!
Us dere gits kes fründlige Wyb.
Het eine vo = n = ech Lust zum Wybe,
So eine blyb er ja vom Lyb!
Doch er mit G'walt wot Etsi ha,
U sött er Lyb u Lebe la.

Es Mal am Aelper-Sunde z'Abt
Führt er sis Etsi o zum Wy;
U lat ihm Zucker gnue dry schabe,
U Musketnuß, u schenkt ihm y.
U stömet: „säg mer eintsch ja!
„G'wüß cha di kene lieber ha!“

Es thut as wet's darvo nüd g'höre:
„Ach! Schwyg vo dem! — Rei! La mi ga.“
Du dächt's: i will di scho verthöre,

*) Kuhn, Volkslieder, 2. Aufl. Bern 1819. S. 4.

U. sett ihm z'lest: „du mußt mi ha,
 „Wit du mir vo der späte Fluch
 „Fluchblumi vor mys Pfälster thue.“

Hans! heb du Sorg! Das chönnt dir fehle!
 Wer G'fahr suecht, dä chunnt Ilecht drinn um.
 Ja! Da hilst Rathe nüd u Schmähle,
 Er thut's doch aller Warnig z'Trumm,
 Er sett: „es Bott! du mußt sie ha,
 „We du wilt mit mer z'Chilche ga.“

E Morge früeh, daß d'Sterne schyne;
 Er uf u z'Beg, dur d'Almet uf,
 U = n = über Oberhuse = n = yne
 Dem Gerbtbach na der dāruf.
 Jetzt stett er unte = n = a der Fluch
 U faht a chlettre. — G'seht ihm zue!

G'seht wie = n = er a de glatte Wände
 Mit Angst u Roth mag use g'choh!
 Er blüetet scho a beede Hānde,
 Doch ist er no wyt, wyt dervo.
 Geng obfi! B'hüt is Gott der Herr!
 I wett nit, daß i Hansi wār.

Geng obfi! Jez isch's gly erstritte!
 Heb an di, Hans, u wehr di guet!
 Jā g'schauet — es sy kener Tritte
 So are Fluch. Wohl d'Sach chunnt guet!
 Herr Jesis Gott! Da rütscht er us,
 U fallt — u fallt! Es ist e Gruus.

Do leyt er grad ob Oberhuse,
 Grusam zerfallne, a der Fluch.
 D's Blut lauft zu Muul und Nase = n = use. —
 Jā, g'seht er! Das cha d'Liebi thue.
 Die macht ech d'Lüt so dumm und bling.
 Bhüet Gott es u = jeders Möntsche = Ching.

Get Acht! Sö öppe na zwo Stunde
 Chunnt Elsi frui vom Melche hei;
 Sy Weg fūhrt's e chly wyter unte

Der Fluch nah, 's thut e lute Schrey.
 „Herr Jesis! — Hans! B'hüet mi Gott
 „Was ha = n = i g'macht! — Da lyt er — tod!“

U fällt uf d'Chneu; es möcht gern gryne,
 U cha doch nit; es schlüct, u schlüct —
 U zittret; — 's faht ihm asa schwyne —
 Bis ihm der Schrecke d's Herz abdrückt.
 Da liege = n = allt bedt, tod,
 Uf fuchtem Gras im Morgenroth.

Me het se = n = erst am Abe funde,
 U het i d's Dorf se = n = abi tritt.
 U na zwo Tage druf, am Sunde
 Si z'Sigriswyl i Chilchhof g'lett,
 Der Pfarrer het e Predig g'ha,
 'S het Jung u = n = Alti z'Brlegge tha.

U = n = a der Fluch, wo Hans isch g'lege
 Wachst us sym Bluet e Blume = n = uf;
 D'Alprose, wie 're d'Lüt jeh säge.
 Ihr Meittleni get Achtig druf!
 Die Blumi dra sy roth wie Bluet
 U stah im dunkle Laub gar guet.

Ihr chent se = n = uf de Berge g'winne!
 Si wachse jeh a mänger Fluch.
 Doch söttet ihr darby geng sinne,
 Ihr wellet nie wie Giji thue!
 Mit treuer Liebt hett nit Spott,
 Vor Hochmuth da blwahr ech Gott!

Nachdem wir eine Stunde geruht hatten, brachen wir wieder auf. Wir sollten bald nur noch Schnee antreffen und jede Spur von Vegetation und Leben aufhören sehen. Der Abhang, den wir erklimmen, war steil, aber seit wir die nackten Felsen verlassen hatten, waren wir nicht in Gefahr zu schlüpfen. Wir suchten schnell vorwärts zu kommen, um eine geräumige Höhle zu erreichen, die nur zwei von unsern Gemsjägern kannten, und wo wir die Nacht zubringen wollten. Sie dient ihnen zum

Berstedt, wenn ihre unbezwingliche Leidenschaft für diese muthigen Unternehmungen sie verleitet, sich über die Verordnungen hinwegzusetzen. Als sich die Oeffnung der Höhle unter den dichten Schneelagern zeigte, ertönte lautes Freudengeschrei, und das Singen begann von Neuem. Die Nacht rückte heran. Wir suchten daher, vorwärts zu kommen. Seit einigen Stunden fühlte ich keine Müdigkeit mehr, und ich hätte noch lange gehen können, ohne Ruhe zu bedürfen. Aber die Führer waren ungeduldig, ein Obdach zu erreichen, wo wir den Lawinen nicht ausgesetzt wären, die auf allen Seiten donnerten.

Ein geheimnißvolles Zwielicht erleuchtete die tiefe Grotte zum Theil, dessen Hintergrund in der Finsterniß blieb. Man hörte Quellen rauschen und Wassertropfen mit eintöniger Langsamkeit herabfallen. Niemals war ich an einen Ort von so wilber Schönheit gekommen. Mitten in der Höhle, dem Eingang gegenüber, lag ein breiter Gletscher, der einem plötzlich eingefrorenen Wasserfall glich. Oberhalb dieses wunderbaren, wie Krystall leuchtenden Eisblockes ergoß sich ein Bächlein von herrlicher Frische. Als man ein großes Feuer mit Wachholderzweigen angezündet hatte, die dort von dem Jäger, der dieses Berstedt am häufigsten aufsucht, hingelegt worden waren, erglänzte das Eis in tausendfarbiger Pracht. Alles schien eine merkwürdige Gestalt und Leben anzunehmen. Die seltsam geschnittenen Wände des Felsens strahlten in wechselndem Schimmer. An den Seiten des schwarzen Granits hingen Eiszapfen, bald leicht und einzeln, bald zu phantastischen Bündeln vereinigt. In der Tiefe, wo die Feuchtigkeit und die Dunkelheit ewig sind, fand sich bläuliches Moos, eine traurige und unvollständige Offenbarung des Lebens in dieser Todes einsamkeit. Dort wurde man von Allem, was man sah, lebhaft ergriffen, während draußen in unserer Nähe die Lawinen dem Donner gleich erdröhnten, die sich über unsern Häuption ablösten oder sich in die grundlosen Schluchten stürzten.

Man legte weiße Ochsenfelle unter einen Block, der an dem

Ende der Höhle eine Vertiefung bildete. Ich hüllte mich in Decken und Shawls ein, denn die Kälte ward immer durchdringender. Doch wurde ich durch die unablässige Sorgfalt meiner trefflichen Führer vor derselben geschützt, welche alle Pelze und Mäntel, die nur vorhanden waren, auf mich breiteten. Sie setzten sich um das Feuer und machten Kaffee, von dem wir die ganze Nacht tranken. Niemand dachte an den Schlaf, oder wollte eine liebenswürdige Heiterkeit unterdrücken, die eben so voll Natur als Anstand war. Wenn der Eine sich beklagte, daß seine Glieder einschliefen, riefen die Andern alsobald, daß er so zart sei, wie eine Frau, und daß wir uns in einem Palast nicht zu beklagen hätten, der großartiger sei, als die der Könige. Man schrieb meinen Namen an der Decke ganz nahe bei dem Eingang ein. In Erwartung des Tages wiederholten wir im Chor schweizerische Lieder und vor Allem das Lied vom Gemsjäger, das bei den Oberländern so beliebt ist.

Der Gemsjäger. *)

I de Glüchne ist mys Lebe,
 U = n = im Thal ihue = n = i te Gut.
 Andri wehre mir's vergebe:
 „Gang doch nit! 's ist G'fahr um d's Lebe.“
 O ihr Itebe guete Lüt,
 Gues Säge nützt hie nüt!

Frün am Tag, we d'Sterne schyne,
 Stah = n = ig uf, u gah uf d' Jagd.
 Ru, mys Wyb, u mynt Ghlyne
 Müest nit ume = n = Aetti gryne!
 Unse Herrget ist dert o;
 D's Aetti wird scho umht cho.

Wo = n = es alle Möntsche gruset,
 Wo fei andre büre cha,
 Unter mir d's Waldwasser bruset,

*) Ruhn, Volkslieder, S. 34.

Gletscherluft dur d's Haar mir suset,
 Obe = n = unte — z'ringsum Fluch,
 Gah = n = i fräsch u fröhlich zue.

Dört, wo hinter äine Grinde
 Uese große Gletscher stelt,
 Wo die frechste Chüe erwinde,
 D'Geiße chuum der Weg no finde,
 Het der Winter ohnt End
 Geng sy Thron, syß Regiment.

Aber wä = n = er no so halte,
 U der Gletscher no so wilb
 U no drümahl ärger g'spalte,
 Alles ma mit nit abhalte.
 We = n = i dört es Genscht weiß,
 Ist mir seligs Alles eis.

Wahr ist, mänge fällt da abe,
 D'Ewigkeit erbrohlet er,
 U lyt tief im Ysch vergrabe.
 O wie luegt syß Wyb am Abe:
 „Chunnt er ächt?“ Lueg, wie de wit,
 Leitder Gott! er chunnt dir nit.

Tröst du di! Er lyt da unte
 Sanft so gut als im e Grab.
 Uese Herrgett het ne funde,
 U blwähret ne da unte
 I dem tiefe Gletscher-Schrund,
 Bis der jüngste Tag de chunnt.

We = n = a = dem Tag früy de d'Sunne
 Strahlt i = n = ihrer Herrlichkeit,
 Ist der Gletscher gly zerrunne.
 De het's Hans glatt alles g'wunne!
 Gryn du nit! Ihr werdet scho
 Dört no einisch z'fäme cho.

Zwei Führer waren vorausgegangen, um einen Weg zu bahnen und Stufen in den Schnee zu hauen, denn es mußte

schwierig sein, aus der Höhle zu kommen. Als sie zurückkamen, verkündigten sie, daß man auf einen schönen Tag zählen könne. Diese Worte wurden mit lautem Beifall aufgenommen. Nach so großen Anstrengungen war es so natürlich, daß wir einen vollständigen Erfolg wünschten! Ich war glücklich, die unermesslichen Gletscher und die Gipfel der Alpen in der Nähe zu sehen, deren Bild mir oft in meinen schönsten Träumen erschienen war. Doch beunruhigte mich einigermaßen das Unwohlsein, das ich zu fühlen begann. Ich empfand eine leichte Uebelkeit und eine Niedergeschlagenheit, die ich zu besiegen versuchte, indem ich mich schnell erhob und das Zeichen zum Ausbruch gab. Ich hatte meine Fußbekleidung wechseln müssen, denn die des vorigen Tages war in Fetzen. Gegen drei Uhr Morgens verließen wir die gastfreundliche Höhle. Nicht ohne Mühe gelang es uns, über die Abgründe zu kommen, die sich vor uns öffneten. Zum erstenmal gebrauchte man die lange Leiter. Man lehnte sie an die Wand eines Schlundes, deren entgegengesetzter Rand um mehrere hundert Fuß tiefer lag. Wir stiegen die engen und nah an einander gedrängten Sprossen rücklings herab. Es war verboten, in den Abgrund hinabzuschauen. Ich gehorchte aus Pflicht, denn ich wünschte lebhaft, den Weg genauer zu betrachten, den ich machte. Der Tag nahm schnell zu. Die Schneehaufen, die sich um uns erhoben, glichen Bergen, die auf andern Bergen aufgehäuft waren. Wir waren mitten in der unermesslichen Einöde des Eigers, der über das Geräusch unserer Schritte zu erstaunen schien. Man bediente sich jetzt der Leiter oft. Bei dem dritten Versuch hatte ich alle Freiheit der Bewegung gewonnen, und ich stieg nicht mehr rücklings hinunter, sondern als ich mit unbeschreiblichem Entzücken die gähnenden Schluchten betrachtete, die sich in der Tiefe des Gletschers verloren, der blauer war als der orientalische Himmel, da sangen wir im Chor folgendes schöne Oberländer Lied:

Früh Jauchzen. *)

Juchh! Am Morge
 Ganz ohne Sorge
 Stah = n = t fruch uf.
 I gah zum Brunne
 U grüesse d'Sunne.
 Juchh! Ihr liebe Lüt,
 I weiß vo Sorge nüd.
 Juchh! Juchh!

Los! d'Vögel singe;
 U'schau! d'Chinder springe
 U sy so froh.
 Si thue so chindlich!
 U d's Wyb ist fründlich,
 U = n = über das, ihr Lüt!
 Ist hie uf Erde nüd.
 Juchh! Juchh!

Daß d'Chinder trüege,
 So bi = n = t fruchje
 Zur Arbeit uf.
 Doch we = n = t chume
 Ist um mi ume,
 Der Herrgott fruchjer no,
 U drum bi = n = t so froh.
 Juchh! Juchh!

Bald trennte sich die Gesellschaft in zwei Haufen. Johannes Jaun, Almer und Leuener zogen als leichte Truppen voraus, um Bahn zu machen und Stufen in den Schnee zu hauen. Almer ging mit der langen Leiter auf der Schulter; Leuener trug die zusammengerollte Fahne, die wir mitgenommen hatten, um sie auf dem Gipfel, den wir ersteigen sollten, als Signal

*) R u h n, Volkslieder. S. 135.

aufzupflanzen. Wir alle hatten blaue Brillen, um uns vor dem blendenden Glanz des Schnees zu vermahren, der jeden Augenblick dichter wurde; Almer hatte sich sogar das Gesicht mit einem grünen Schleier bedeckt. Aber ich fand den meinigen unbequem und ich setzte mit muthigem Entschluß meine Haut der brennenden Hitze der Sonnenstrahlen aus, die sich auf dem glänzenden Reif abspiegelte, obgleich die Sonne hinter Wolken verborgen war. Die Spalten des Gletschers waren seltener, enger, und wir gebrauchten die Leiter nur ein- oder zweimal auf dem unermesslichen Schneefeld, das sich gegen acht Uhr vor uns ausbreitete. Dort fingen unsere wirklichen Leiden an. Die Hitze war übermäßig groß, wir konnten nur langsam und mit Mühe vorwärts kommen; denn wir sanken bei jedem Schritt bis über das Knie ein. Bisweilen fand der Fuß keinen Grund, und wenn wir ihn zurückgezogen hatten, entdeckten wir einen gähnenden blauen Spalt. Die Führer nannten diese Stellen Minen und fürchteten sie sehr. Die Luft wurde mit jedem Augenblick dünner. Mein Mund war trocken; ich litt Durst, und um ihn zu stillen, verschluckte ich Schnee und Kirschwasser, dessen Geruch mir ganz unerträglich geworden war, aber das ich auf ausdrücklichen Befehl der Führer bisweilen trinken mußte.

Seit langer Zeit schon waren wir über die Region der Quellen und Bäche hinausgekommen. Bald ließen wir sogar die hinter uns, in der die Spalten des Gletschers unter dem Schnee hervorschauten, und wir gingen nur noch auf dem ewigen und fleckenlosen Grabtuch der Eismasse. Ich konnte kaum athmen; ich wurde immer schwächer. Daher fühlte ich mich immer glücklich, wenn wir an die Haltpunkte kamen, welche von den Vor- ausgegangenen bezeichnet worden waren. Ich stürzte mich erschöpft, aber entzückt auf das Schneelager, das man mir bereitet hatte. Die Lawinen waren häufig. Bald rollten sie in unermesslichen Blöcken mit dumpfem Gebrause in die Tiefe, bald fiel der vom Wind aufgewirbelte Schnee auf uns wie

dichter Hagel herab. Zu unserem großen Schrecken stieg Nebel auf allen Seiten auf. Wir verloren oft die, welche uns den Weg bahnten, aus den Augen. Hinter der Schneeebene wurde der Abhang steil und schwierig. Raum hatten die Führer noch so viel Kraft, den Weg zu bahnen, so steil war der Aufgang, so dicht der Schnee.

Endlich hielt man um 10 Uhr auf einer Fläche an, die sich am Fuß des Mönchs ausdehnte. Der Grat dieses Berges erhob sich vor uns. Man hatte eine kleine Grotte in das Eis gehauen, wo man mich, in Tüchern eingehüllt, ausruhen ließ. Wir hatten im vollen Sinne des Wortes unsere Kräfte erschöpft. Der Athem ging uns aus und seit einigen Augenblicken warf ich Blut aus. Dennoch bereute ich weder die Anstrengung, noch den Entschluß, der mich bis dahin gebracht hatte. Ich fürchtete Nichts, als daß ich vielleicht nicht weiter gehen könnte. Selbst die Luft, die mir so wehe that, war mir wegen ihrer außerordentlichen Reinheit ein Gegenstand interessanter Beobachtungen. Einer der Führer, der aus der Höhle einige Wachholderzweige mitgebracht hatte, machte Feuer an, um Schnee zu schmelzen, den wir mit Wollust tranken. Ich bemerkte hierauf, daß man einige Schritte von mir entfernt zusammentrat, um leise zu berathschlagen. Die Wächter waren voll Besorgniß. Wir hatten von der Jungfrau, als von dem Ziel unserer Reise, gesprochen. Alle Blicke wendeten sich voll Unruhe nach diesem Berg, den man zur Linken von dichten Nebeln eingehüllt sah. Ich fürchtete, man möchte der vollständigen Verwirklichung meines Planes Hindernisse entgegenstellen. In der That sagte man mir, daß es unmöglich sei, die Jungfrau an diesem Tag zu ersteigen, daß wir noch lange zu gehen hätten, ehe wir ihre Seite erreichen könnten, die uns durch optische Täuschung so nahe schien, und daß von dort noch wenigstens drei Stunden angestrengten Steigens nöthig seien, um bis zum Gipfel zu gelangen. Es schien nicht thunlich, in dieser Höhe, wo selbst das Athmen mühsamer war, und bei einer eisigen Kälte, von der unsere

angegriffenen Glieder zu erfrieren drohten, die Nacht auf dem Schnee zuzubringen. Uebrigens sahen die Führer ein heftiges Gewitter auf den Abend voraus. „Was ist zu thun?“ sagten sie, „ohne Obdach, ohne Decken, ohne Feuer, ohne warmes Getränk (denn der Kaffeevorrath war erschöpft) und weit und breit nur Eis?“ Ich gab ihnen innerlich Recht, aber es schmerzte mich, daß ich das Ziel, das so nahe zu liegen schien, nicht erreichen sollte. Als ich mich nicht entschließen konnte, ihrer Ansicht beizutreten, erhob sich Almer, und indem er die Leiter zu meinen Füßen niederlegte, sagte er voll Entschiedenheit: „Leben Sie wohl. Ich verlasse Sie, denn mein Gewissen als rechtschaffener Mann verbietet mir, einer Gefahr die Hand zu bieten, die gewiß unvermeidlich ist.“

Ich rief ihn zurück, und indem ich ebenfalls aufstand, sagte ich: „Sind denn die Schwierigkeiten für die Besteigung des Mönchs eben so groß? Da steht er einige Schritte von uns; es bedeckt ihn kein Nebel; warum sollten wir nicht auf den Gipfel hinaufgehen?“ Bei diesen Worten war das Erstaunen allgemein. Alle wendeten sich nach dem Berg, den ich bezeichnete. Der Schnee auf demselben schien fest zu sein, und ich hielt es für unmöglich, dort größere Gefahr zu finden, als wir bis dahin überstanden hatten. Ich wunderte mich über ihr Zögern. „Aber wissen Sie“, sagten sie mir, „daß dieser Berg noch niemals erstiegen worden ist?“ — „Desto besser“, rief ich aus, „so wollen wir ihn taufen!“ und indem ich meine Müdigkeit auf einen Augenblick vergaß, begann ich festen Schritts vorwärts zu gehen. Da Peter Jaun und Peter Bohren mich so entschlossen sahen, ergriffen sie die Fahne, gingen voraus und pflanzten sie auf den höchsten Spitzen des Mönchs auf, ehe wir selbst dahin gekommen waren. Diese Fahne war weiß, gelb und blau, und der theure Name meiner Walachei war mit großen Buchstaben darauf gestickt. Wie wenn der Himmel unsern Wunsch begünstigt hätte, rollten sich die Wolken über alle umgebenden Berge und ließen nur den Gipfel des Mönchs.

unbedeckt. Obgleich die Abdachung steiler war, als die des Eigers, fanden wir doch keine viel größeren Schwierigkeiten. Der Schnee war hart, und da wir nicht so tief einsanken, war das Gehen weniger ermüdend. Wir hielten uns so, daß wir eine Kette bildeten, und wir gingen im Zickzack vorwärts, von der Ungeduld, den Gipfel zu erreichen, angetrieben. Ich sah überall nur dichte Schneelager und nirgends die Eismassen, welche Desor auf der Jungfrau gefunden hatte. Wahrscheinlich war der Mönch wegen der Jahreszeit noch unter den angehäuften Schneemassen des Winters begraben. Dieser Umstand trug zum Erfolg unserer Unternehmung wesentlich bei.

Das Bild des Unendlichen trat in seiner ganzen furchtbaren Größe vor meinen Geist. Mein beengtes Herz fühlte es, wie meine Augen die schweizerische Ebene sahen, welche sich im Nebel und in den nahen Gebirgen verlor und in vergoldeten Dünsten getaucht war. Es durchdrang mich eine so mächtige Vorstellung von Gott, daß mein Herz bis dahin nicht Raum gehabt haben konnte, sie zu fassen. Ich gehörte ihm ganz an. Von diesem Augenblick an versenkte sich meine Seele in den Gedanken an seine unbegreifliche Macht.

Doch mußte ich endlich aufbrechen und den Berg verlassen, auf dem ich so weit von den Menschen entfernt war! Ich küßte die Fahne, und wir begannen gegen drei Uhr unseren Rückweg. Nur sehr mühsam stiegen wir den Abhang des Mönchs herab. Wir mußten uns viel öfter einander zu Hülfe kommen, als beim Hinaufsteigen, und oft wären wir beinahe in die Abgründe hinabgestürzt. Aber sobald wir wieder auf den Eiger gekommen waren, gingen wir eben so schnell als die Lawine, die kein Hinderniß kennt, als der Bergstrom, der sich sein Bett aufwühlt, als der Vogel, der den Luftraum durchschneidet. Auf dem Schnee sitzend, ließen wir uns von der Höhe dieser mit so viel Mühe erklimmenen Abhänge bis zum Rand der Abgründe herabgleiten, die wir auf der Leiter überschritten, welche wir als eine Brücke darüber gelegt hatten. Mancher Schlund,

über den wir am Morgen auf dem ihn verbedenden Schnee gegangen waren, klappte uns jetzt entgegen, denn der Anblick dieser Berge wechselt mit einer wahrhaft außerordentlichen Schnelligkeit. Bald begann das Lachen und das Singen wieder, von unserer seltsamen Art zu reisen hervorgerufen. Groß war die Freude, als wir uns in dem Luftkreis wieder fanden, in welchem das Leben wieder erscheint. Wir stürzten uns alle auf die erste Quelle, deren Rauschen uns so lieblich erschien, als die Stimme eines Freundes. Als wir jedoch wieder an die von Schnee entblößten Felsen gelangt waren, wurde das Gehen wieder schwierig, ja selbst schwieriger, als beim Hinaufsteigen. Die Gefahr war oft wirklich außerordentlich groß. Ohne den braven Peter Bohren, der mich mehr trug als unterstützte, hätte ich die nackten Felsen, die längs des Gletschers emporragen, niemals herabsteigen können. Da wir das Eismeer am ersten besten Ort betreten hatten, trafen wir so viele Spalten, daß wir große Sprünge machen mußten, um über dieselben zu kommen. Wir hatten den andern Rand noch nicht erreicht, als man uns schon mit dem Tragsessel entgegeneilte. Wir kamen singend in Grindelwald an, wo man uns mit solchem Erstaunen betrachtete, daß man uns für Gespenster anzusehen schien. Ich verlangte Citronen, die ich sogleich verschlang, während ich mich umkleidete. Obwohl sehr erschöpft, reiste ich doch sogleich nach Interlaken ab, um die zu beruhigen, die mich dort erwarteten. Am Fuß des Grindelwalder Berges hielt ich bei der Hütte Peter Bohrens an; ich stieg hinauf, um seine Frau zu sehen. Sie hielt ein neugeborenes Kind in ihren Armen, das ich küßte, indem ich versprach, seine Bathin zu sein.

Auf dem halben Weg nach Interlaken brach ein Gewitter, das eben so heftig war, als dasjenige, welches mich bei meiner Abreise begleitet hatte, unter fürchterlichem Getöse, Plazregen und blendenden Blitzen aus, welche die dunkeln Wolken durchfurchten.

Als ich am andern Tag aufstand, war mein Gesicht nur Eine Wunde, und lange hatte ich furchtbare Schmerzen. Ebenso müde als ich kamen die Führer, um mich zu besuchen und mir ein herrliches Diplom auf Stempelpapier zu bringen.

LXXXIX.

Ihr habt eure Brüder nicht verlassen,

Josua 22, 3.

Einer von jenen Sommerregen mit sanftem und fortgesetztem Plätschern bedeckte mit seinen, von einigen lebhaften goldenen Strahlen unterbrochenen warmen Güssen Unterseen und Ararmühle. Das Bödeli war still und die Aare rollte traurig unter den moosbedeckten Felsen hin. Meine Freundin und ich wandelten längs diesem milden Ufer am Fuß des Abendbergs.

Wir sprachen von dem jungen, vierundzwanzigjährigen Arzt, der die Welt verlassen hatte, um sich dort niederzulassen. Seit 1841 beharrt er in seinem Unternehmen, mit der Behandlung einer der traurigsten Krankheiten beschäftigt, die das Menschengeschlecht heimsuchen. Es ist dieß der Kretinismus. Diese den Kretinen gewidmete Anstalt liegt am südlichen Abhang des Abendbergs; sie besteht aus zwei großen, zu einem einzigen Gebäude verbundenen Häusern. Der Dr. Guggenbühl ist der Stifter und die Seele dieser Anstalt. Von den darin wohnenden Personen haben die Einen die Landarbeiten, Andere das Hauswesen oder die Beauffichtigung und Pflege der kleinen Kranken zu besorgen.

Der Direktor der Abendberger Anstalt ist im Kanton Zürich geboren, der so viele ausgezeichnete Männer hervorgebracht hat. Noch sehr jung, widmete er sich dem Studium der Philosophie,

der Naturgeschichte und später der Medizin. Eines Tages begegnete er auf dem Weg nach Ziebold im Kanton Uri einem Kretinen, der, vor einem Kreuz niederkniet, ein Gebet stammelte. Sogleich fiel ihm das religiöse Gefühl auf, das sich in dessen Zügen malte. Er schöpfte daraus die Hoffnung, diese verlassenen Geschöpfe dem traurigen Zustand entreißen zu können, in welchem sie ihr Leben hinschleppten. Einige Tage später schrieb er an einen Freund: „Ein Wesen, in welchem der Gedanke an das Dasein Gottes erwachen kann, verdient alle Opfer und alle Anstrengungen. Müssen unsere entarteten Brüder, da sie zu unserem Geschlecht gehören, unsere Aufmerksamkeit nicht eher auf uns ziehen, als jene Thierrennen, mit deren Züchtung man sich beschäftigt?“

Mit diesen menschenfreundlichen Absichten erfüllt, unternahm er eine Reise in die Theile der Schweiz, wo die Kretinen am zahlreichsten sind. Das aufmerksame Studium des Zustandes dieser armen Kinder vermehrte seinen Wunsch, ihnen seine Kräfte und sein Leben zu widmen; denn er war überzeugt, daß der Himmel diesen Entschluß segnen und ihm beistehen würde. Er ließ sich in Kleinthal im Kanton Glarus nieder, und während er als praktischer Arzt wirkte, beschäftigte er sich mit der Heilung des Kretinismus. Nach zweijährigem Arbeiten und Studiren glaubte er, daß es ihm gelingen würde, diese Krankheit vollständig zu heilen, wenn er über ein angemessen gelegenes Haus verfügen könnte, in welchem man die diätetischen, medizinischen und pädagogischen Mittel vereinigen könnte. Im Jahr 1839 entwarf er den Plan zu einer solchen Anstalt in einer Abhandlung, die er der Oeffentlichkeit übergab. Er entwickelte diese Gedanken in einer zweiten, der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft vorgelegten Arbeit, unter dem Titel: „Das Christenthum und die Menschlichkeit gegenüber dem Kretinismus in der Schweiz“. Diese Gesellschaft, sowie die der deutschen Naturforscher bewies ihm Beifall und Theilnahme. Da er außerdem der Billigung mehrerer berühmten

Arzte gewiß war, durchreiste er die Alpen von Neuem, um den geeignetsten Ort für die Verwirklichung seines menschenfreundlichen Planes aufzusuchen. Er entschloß sich, den waldigen Abhang des Abendbergs zu wählen.

Die den Kretinen gewidmete Anstalt, die er 1841 dort gründete, erfreute sich bald eines solchen Zubrangs, daß mehrere schweizerische Kantone ihm einen jährlichen Beitrag zusicherten. Es bildeten sich selbst in einigen großen Städten Europa's milde Vereine, um ihm Unterstützung zufließen zu lassen. Alle diese Summen nebst den Beiträgen der reichen Reisenden, die den Abendberg besuchen, werden gewissenhaft auf die Erziehung armer Kretinen verwendet. Man zieht die Waisen vor, zumal wenn es sich darum handelt, junge Kranke in das Haus aufzunehmen.

Die Grundlage der von Dr. Guggenbühl angewendeten Behandlung besteht darin, daß die Kranken dem Einfluß der Ursachen entzogen werden, welche, wie man gewöhnlich annimmt, den Kretinismus erzeugen. Er glaubt, daß eine in feuchten und ungesunden Thälern entstandene Krankheit an einem hochgelegenen Ort, in einer reinen und stärkenden Luft und bei diätetischen Verhältnissen geheilt werden könne, welche fähig sind, die Gebrechen einer skrophulösen Constitution allmählig zu verbessern. Eine der Natur des Uebels angemessene Lebensweise wird von mehr oder weniger kräftigen Arzneimitteln unterstützt.

Man kann nicht ohne Rührung an die bewundernswürdige Umgebung denken, welche einem jungen Manne, dem sich die schönsten Aussichten eröffneten, den Gedanken hat eingeben können, seine Talente und seine Kräfte Geschöpfen zu widmen, die von dem Menschen nur den Namen haben. Das eben charakterisirt den wahrhaft evangelischen Geist, wenn man den in der Natur liegenden Widerwillen besiegt, um in dieser Welt das Werk der Selbstverläugnung fortzusetzen, deren Beispiel uns die ersten Christen durch ihr heldenmüthiges und aufopferndes Leben gegeben haben. Freilich sind die gemeinen

Seelen nicht fähig, sich in ihrem Leben nach dem jener bewundernswürdigen Vorbilder zu richten; aber die Hingebung dieser Heiligen wird stets auf die zu großen Unternehmungen bestimmten Geister einen tiefen Eindruck machen.

Wir erklären uns vollkommen unfähig, über den medizinischen Werth der von Dr. Guggenbühl für die Heilung des Kretinismus angewandten Methode zu urtheilen. Mehrere ausgezeichnete Aerzte, die Doctoren Demme, Buch, Otto Thieme, Rösch, Herckenrath, Bertold Beaupré, Twining, Biszanich, Goldstream, Ferrus, Niepce, Sella Alessandro haben in deutschen, holländischen, französischen, englischen und italienischen Schriften mehr oder weniger ausführlich über den Kretinismus und die von Dr. Guggenbühl angewendete Behandlungsweise desselben geschrieben. Mehrere andere Schriftsteller, welche sich weniger um den medizinischen Gesichtspunkt bekümmerten, haben ebenfalls von dieser interessanten Anstalt gesprochen *). Von diesen letztern kann man den Genfer Chavannes **) und die Gräfin Ida Hahn-Hahn ***) anführen.

Aber wir sehen außerhalb der wissenschaftlichen Frage in dem Versuch des Dr. Guggenbühl einen edlen und christlichen Gedanken, die der Billigung aller fühlenden Menschen wahrhaft würdig ist. Seine Bemühungen, sollten sie auch unvollständig

*) Von den Aerzten führe ich vorzüglich folgende an: Demme, „Ueber endimischen Kretinismus; Eigenthum der Rettungsanstalt für Kretinen auf dem Abendberg“; — Rösch, „Die Stiftung für Kretinen-Kinder auf dem Abendberg“; — Goldstream, „The Alpine retreat on the Abendberg“; — Herckenrath, „Het Geschiedt vor behoefte Cretinenker opergit door Dr. Guggenbühl opten Abendberg by Interlaken“; — Sella Alessandro, „Una visita all' Abendberg“. — Man findet in dieser letztern Schrift interessante biographische Notizen, die ich benützt habe.

**) Chavannes, Des crétins à l'Abendberg.

***) Gräfin Ida Hahn-Hahn, Die Kinder auf dem Abendberg.

bleiben, seine gedulbigen Forschungen, werden seinen Nachfolgern dienen, das Verfahren zu vervollständigen und zu verbessern, daß er selbst mit einer engelgleichen Geduld angewendet hat*).

Nach unserer Ansicht gehört Dr. Guggenbühl zum Geschlecht jener wahren Menschenfreunde, die man in der neuern Geschichte der Schweiz so häufig findet. Wie Fellenberg, wie Pestalozzi, wie der Vater Girard hat er, statt seine Thätigkeit dem Nachjagen eitler Auszeichnungen oder rein persönlicher Vortheile zu widmen, mit dem herrlichsten Eifer an der Vereblung des Menschengeschlechts gearbeitet, einer unendlichen ruhmvolleren Aufgabe, als die der Ehrgeizigen und Selbstsüchtigen, selbst wenn sie durch Redheit und List die Leichtgläubigkeit ihrer Zeitgenossen täuschen können. Es ist Pflicht der unparteiischen Geschichte, mit Kraft gegen die verderbliche Begeisterung und stumpfsinnige Bewunderung der Menge anzukämpfen, um ihr zu zeigen, wie sie nicht diejenigen achten solle, die sie verblenden und unterjochen, sondern die, welche die evangelische Hingebung zur Richtschnur ihres Lebens machen, welche die wahren Arbeiter für den Fortschritt und die Menschheit sind.

So gingen wir bis zum Brienzer See, indem wir über die großen Werke nachdachten, die ein Jeder von uns mit ein wenig gutem Willen und Entschlossenheit ausführen könnte. Wir gelangten endlich in das poetische Dorf Böningen. Leichte Dunstwolken erhoben sich in der Luft, oder zogen sich längs des Sytibergrs und Breitluinenbergrs, welche die zum Theil von den schweren Zweigen der Obstbäume verdeckten Hütten befränzen. Es fiel ein leichter Regen herab, und wie silberne Kugeln

*) Dr. Guggenbühl hat seine Forschungen in folgenden Schriften niedergelegt: „Europas erste Colonie für Hebung des Cretinismus;“ — „Häser's Archiv für die gesammte Medicin. Jena, 1840;“ — „Rapport sur l'Abendberg; Fribourg, 1844;“ — „Briefe über den Abendberg und die Heilanstalt für Cretinismus. Zürich, 1846;“ — „Sendeschreiben an Lord Ashley, Basel, 1851.“

glänzten die dicken Tropfen, wenn sie in den klaren Bach fielen, der durch diesen friedlichen Ort fließt.

XC.

Der Wandrer sieht erstaunt im Himmel Ströme fließen,
Die aus den Wolken fließen und sich in Wolken gießen.

A. v. Haller.

Trauriger als je war Daina nachdenkend in ihrem Garten. Es war gegen Abend, wenn die Sonne, ehe sie verschwindet, purpurne Strahlen auf das Thal sendet. Sie lächelte bei meiner Ankunft und indem sie sich ihren melancholischen Träumereien plötzlich entriß, sagte sie mir:

„Lassen Sie uns in irgend eine dieser Schluchten gehen, an irgend einen Ort, wo eine tiefe Einsamkeit herrscht und wo dennoch das Leben auf allen Seiten ausbricht, wie das unsterbliche Feuer unserer Seelen. Ich muß Luft, Raum, Bewegung haben!“

Dicht aneinandergedrängt, verließen wir den duftenden Garten. Als das schöne schwarzäugige Mädchen im Postbureau uns vorübergehen sah, grüßte sie uns theilnehmend. Man hätte sie für unsere dritte Schwester halten können, denn auch ihr Blick war voll Traurigkeit. Ihr schönes Gesicht hatte eine zarte Blässe, die den Braunen einen ganz eigenthümlichen Reiz verleiht. Trinelli folgte uns nicht; sie verläßt beinahe niemals das enge Zimmer, an das ihre Pflicht sie fesselt.

Wir gingen durch Marmühle und durch Wiesen, die mit Früchten und Blumen bedeckt waren. Wir erblickten in der Ferne die Ruinen der Burg Weissenau, die mit Epheu und einem wilden Pflanzenwuchs bedeckt waren. Die Ruinen beherrschen die Aare, die mit ihren klagenden Wellen die alter-

thümlichen, von Eulen und nächtlichen Gespenstern bewohnten Mauern bespühlt.

Wir gingen immer schneller. Der Himmel war rein wie ein sturmloses Meer und die Gletscher erglänzten in mannigfaltigen Farben. Der Sarenthalbach rollte seine brausenden Wogen in einem düstern Thale. Wir gingen über den Bach auf einem Stamm, der auf zwei Granitblöcken auflag. An der Seite ragen die furchtbaren Massen der Rothenfluh empor. Einige Gruppen von Erlen und bleichen Weiden, und düstere Fichtenwälder warfen ihre verlängerten Schatten auf die Wellen. Bei dem Dorf Zweilütschinen wendeten wir uns südwärts. Die schwarze Lüttschine kommt von einer andern Gegend her, die wilder scheint, denn sie hat das Wetterhorn mit seinen nackten Abhängen zur Grenze. Die zwei Lüttschinen vermischen hier ihre Gewässer. So umarmen sich, ohne sich zu vermengen, der Geist des Bösen und der Geist des Guten, wenn sie sich in unserer ungestümen Natur berühren.

Eine Festung, unermesslich, wie sie die Hand des Schöpfers allein aufbauen kann, erhebt ihre kolossalen Mauern beim Eingang in das Lauterbrunnenthal. Von der Hunnenfluh herab, erzählt die Sage, bekämpften die Einwohner dieser Gegend, die eben so unüberwindlich, eben so trotzig als die Hunnen waren, den eindringenden Attila. Der Sausbach braust auf der andern Seite und wälzt Felsentrümmer von der Sausalp herab. Das Thal wird mit jedem Augenblick enger.

Plötzlich erhob sich die Jungfrau vor unsern Augen wie eine phantastische Erscheinung. Der weiße Schleier, der sie bedeckt, schien wie ein Netz von Diamanten. Meine Freundin und ich stießen einen Schrei der Verwunderung aus, welchem das Geräusch der mächtigen Schwünge der Geier antwortete. Wir waren am Fuß der Bogelflüh, deren breite Gipfel mit ihren bis in die Wolken reichenden Nestern bedeckt sind. Der Kuhreihen, der sich zu gleicher Zeit hören ließ, mischte sich in das Gebrause unzähliger Wasserfälle.

Aber bald erweiterte sich das Thal; die mit Wäldern, Sennhütten und Weiden bedeckten Abhänge der Berge rundeten sich leicht ab. Die Kette des Stramengrats bildete bald einen geräumigen Kreis um uns her, als wir zwischen die zerstreuten Häuser des Dorfes Lauterbrunnen kamen. Ohne uns dort aufzuhalten, gingen wir unter den sich neigenden Erlen längs dem Bache hin, aus dem die Kiesel hindurchschimmern.

Die Nacht hatte sich auf die Berge gesenkt; bewegliche Schatten schwankten auf allen Seiten an den Felswänden und nur die sanften Strahlen des Mondes beleuchteten unsern Weg. Eine weiße Wolke, welche der Wind hin und her wiegte, ragte vom Pletschberg herab, der Lichtsäule vergleichbar, welche dem Volke Jehovahs voranging. Es war der Staubbach, der sich wie eine silberne Rauchsäule von einer Höhe von 900 Fuß herabstürzt.

„Hier zeigt ein steiler Berg die mauergleichen Spitzen,
Ein Waldstrom eilt hier durch und stürzt Fall auf Fall;
Der bläßbeschäumte Fluß bringt durch der Felsen Ritzen,
Und schleßt mit zäher Kraft weit über ihren Wall“ *).

Wie, wenn gelind anfächelt der West, vom Gipfel des Mastbaums,
Vielgeschlängelt, im wechselnden Schwung der Wimpel herabschweift,
Bald in die Länge gestreckt, bald eingeschlürft im Oeringel,
Fallend und wieder gehoben, ein Spiel des scherzenden Zephyrs;
Immer, wenn kaum er die Welle berührt mit der züngelnden Spitze,
Zuckt er zurück, flammt schillernd empor, und flattert am Himmel: —
Also schwebt in der wehenden Luft der ätherische Gießbach,
Mannigfaltig bewegt, vom Rand der ragenden Felswand
Hochabwallend, gefangen im Fall, nun hiehin, nun dorthin
Flatternd, ohne den Grund mit dem fluthigen Schweiß zu berühren.
Oben erscheint er als Strom, ein der Luft entstürzender Meerschwall,
Hoch in der Mitt' ein Gewölk, und unten ein weißlicher Nebel.
Denn in die Tiefe hinab des hundertkläftigen Fäßfalls
Löst sich die Woge verdünnt zur Well' und verdunstet als Rauchdampf, —

*) Haller, Die Alpen.

Nur hoch oben donnert er stets, und dreht, in dem Hersturz
 Alles mit reißender Fluth zu verschwemmen; allein es verwandelt
 Sanft sich in Milde die Wuth, und er nezt staubregnend das Hüglein,
 Daß auch die zartesten Kräuter des Frühlings unter ihm aufblühn. *)

Ich setzte mich auf die Wiese. Alles um uns trug das
 Gepräge eines geheimnißvollen Zaubers. Daina stand an einer
 Tanne angelehnt, die sie mit ihren Zweigen wie mit einem
 düstern Mantel umgab.

„Wie groß bist du, o mein Gott,“ rief sie aus, „und wie
 wenig lassen sich die Menschen von der grenzenlosen Güte be-
 geistern, welche sich in der Unendlichkeit deiner Schöpfung offen-
 bart! Alles darin ist Güte, Freude und Glüd. Selbst der
 giftige Wurm, der fröhlich unter dem feuchten Gras dahinfriecht,
 kennt die Größe deiner Wohlthaten!

„Aber wie! soll denn die Vernunft, unsere höchste Kraft,
 auch unser höchstes Unglüd werden?

„Warum muß denn der Schmerz allein alle unsere Fähig-
 keiten verzehren? Hat uns denn diese Vernunft, auf die wir so
 stolz sind, zu den elendesten von allen deinen Geschöpfen ge-
 macht? Erzeugt sie in der Welt den unverföhnlichen Haß, den
 zügellosen Hochmuth, die Verachtung alles dessen, was demüthig
 und gering ist? Hat sie Geseze geschaffen, die deinen Absichten
 zuwider sind, Geseze, welche überall blutige Spuren hinterlassen,
 dem Brandmal auf dem Arme des Sklaven gleich? Doch nein!
 nicht die Vernunft muß man verfluchen, sondern den Despotis-
 mus der Priester und Tyrannen.

*) Baggesen, Parthenais. — Wir haben hier die Namen zweier
 Dichter zusammengestellt, welche durch Familienbände und eine gemein-
 same Begeisterung für die herrliche Natur der Schweiz verbunden ge-
 wesen sind. Baggesen, ein dänischer Dichter, hatte die Enkelin des
 großen Haller geheirathet. In seiner Dichtung „Parthenais oder
 die Alpenreise“ wählte er einen Gegenstand, der schon vom berühm-
 ten Berner in den „Alpen“ behandelt worden war.

„Ewiger, wann wird sich deine unendliche Liebe in unsere Herzen senken, wie dieses sanfte Licht, das die Nächte erleuchtet? Du, der du diese Felsen, diese Ströme, diese Wälder aus dem Nichts hervorgerufen hast, wirst du den Leidenschaften, welche das Herz seiner Kinder zum fürchterlichsten Chaos machen, kein Ziel geben? Ach! wenn wir dich so kennten, wie du hier herrschest, wo Nichts deinen Ruhm verdunkelt, würden wir vielleicht jene Tugenden wieder in uns beleben, deren Reime unthätig und welk bleiben. Aber wenn der Mensch so bleiben muß, wie er ist, ohne nach der Zukunft fortzuschreiten, unter dem Gewicht so vieler Sklavereien erdrückt, ach, so rufe uns in deinen väterlichen Schooß, denn deine Kinder sind nicht geboren, um ewig in der Schande der Sklaverei zu schmachten.“

„Gott Israels, diese Natur scheint deine Gnade für den Menschen, diesen Benjamin deines Herzens, anzuflehen. Höre das Brausen dieser Berge, die gen Himmel steigen, die mächtige Stimme der Meere, welche die großen Reiche umgeben, höre die ganze Schöpfung, die eine neue Gnade zu erwarten scheint, sie läßt dieses einzige Gebet hören: Gib uns den Menschen wieder, den du uns zum Könige gegeben hattest; gib ihm seine fleckenlose Hülle wieder; vergib ihm auf ewig; lasse ab, sein Haupt mit dem Gewicht eines Jornes zu beladen, der ihn schon seit so vielen Jahrhunderten erdrückte.“

„Daina,“ sagte ich, indem ich ihre Hände ergriff, „komm, die Nacht ist feucht und Deine aufgeregte Phantasie erschöpft Deine Kräfte vollends. Doch glaube ich, daß Du Recht hast. Wie Du, habe ich die Ueberzeugung, daß Alles unter dem Himmel seine Vollkommenheit erwartet. Aber spricht nicht auch Alles von Hoffnung? Siehst Du nicht bei jedem Schritt Leben hervorbrechen? Findet sich von dem Grashalm, der im Frühling von Neuem aufsproßt, bis zur menschlichen Gesellschaft irgend Etwas, das nicht unzerstörbare Lebenskraft in sich enthält? Alles strebt, ich sage es ohne Bedenken, nach einer idealen Zukunft, deren Erscheinung keine menschliche Kraft hindern kann. Laß

uns hoffen, Daina! — Die Hoffnung muß endlich den Platz einnehmen, den bis jetzt der tödtliche Zweifel besetzt, der unsere lebendigsten Fähigkeiten lähmt. Die Hoffnung! Das ist das Element unseres Lebens. Sie allein kann uns diesen Glauben an uns selbst zurückgeben, der zu jeder Zeit Helden hervorgebracht hat, und der das Mittel einer vollständigen Wiedergeburt der Welt werden kann.

„Eine falsche und entnervende Rechtgläubigkeit hat die edlen Richtungen, die in unsern Herzen keimen, verläumdert, indem sie dieselben als Hochmuth und sogar als Atheismus gebrandmarkt hat. Aber dieser sogenannte Hochmuth ist die Kraft der alten Staaten gewesen. Soll das Christenthum weniger männliche Seelen erzeugen, als diejenigen waren, welche die Götter des Kapitols anbeteten? Gewiß nicht! — Indem das Evangelium den Geist von den Fesseln der Materie befreit, hat es im Gegentheil die Macht, den Menschen über sich selbst, über Alles, was lebt, zu erheben. Besitzt der Mensch, dieser Sohn des Allmächtigen, nicht einen Funken des göttlichen Geistes? — Der Christ, wie ihn der Erlöser verstanden hat, ist nicht wie der Jünger des Islam, den der Fatalismus in eine verbliche Gleichgültigkeit einhüllt. Er hat eine unermüdliche Thätigkeit, eine grenzenlose Hingebung, eine unbezwingliche Festigkeit, ein unzerstörbares Vertrauen. Er betrachtet sich wie das Werkzeug des Ewigen, und nicht als ein elendes und verächtliches Wesen, bestimmt im großen Weltall zu verkümmern. Der Mensch ist das Ebenbild Gottes, und Gott, du fühlst es, Daina, ist der große Geist, der dieses wunderbare All und diese Sterne belebt, diese unzähligen Welten, welche wie Goldstaub in den Himmel gesäet sind.“

Wir entfernten uns langsamen Schritts vom Wasserfall, wo tausend flüchtige Lichter im Schaum der Wogen spielten. Der Weg, den wir gingen, war so ruhig, daß er durch eine Wiese zu führen schien. Als wir an die Ufer der Aare gelangt waren, vergoldete die Morgenröthe die Dächer von Nar-

mühle und auf dem nackten Gipfel des Harder sah man einen silbernen Gürtel sich hinziehen.

XCI.

— — Ein enges Thal, wo kühle Schatten wohnen.

A. S. Haller.

Der Morgen war herrlich und der Strom, der wilder und blauer war als je, wälzte seine Wogen harmonisch zwischen die düstern Felsen. Der „Mönch“ erwartete mich am kleinen Landungsplatz; er war in der Nähe einer armseligen Fischerwohnung an alte Balken angebunden. Ein blaues Tuch war über Reusen ausgespannt und die kleine Flagge am Vordertheil flatterte lustig im Wind. Das Schifflein bewegte sich langsam die Aare hinauf; es war herrlich auf dem Wasser. Bald befand ich mich mitten in der riesigen Natur, wo sich der Brienzersee entfaltet. Das längliche Becken des Sees öffnete sich im Osten vor meinen Augen, während schwarze Felsen ihn im Norden und Süden mit ihren schroffen Abhängen umgaben. Von der Höhe der rauhen Gipfel der Hohenfluh, des Schwabhorn, des Faulhorn und der Breitlauinen stürzten sich Abler herab, welche einen Augenblick ihren Schatten auf den Wasserspiegel warfen, und dann mit mächtiger Schwinge in ihre unersteiglichen Wohnungen zurückkehrten. Alles ist großartig in der ernstesten Landschaft, welche den See umgibt, aus dem sich die Aare hastig stürzt, wie um lieblichere Ufer aufzusuchen, und in welchen sich die traurige Lützhine ergießt, die gleichsam müde ist, ihre melancholisch gefärbten Wogen weiter zu wälzen.

Dieser waldige Hügel, der die Ruinen des Schlosses und der Kirche von Ringgenberg trägt, und der sich über eine höl-

zerne Mühle erhebt, deren weißer Schaum aus düsterem Laubwerk hervorglänzt, gleicht einer Jungfrau in Trauerkleidung vor einem durchsichtigen Spiegel.

Weiterhin bemerkt man ein mit biegsamen Bäumchen bedecktes Inselchen, eine unbewohnte Oase, die eine einsame Seele zu erwarten scheint. Gegenüber liegt die Bucht von Iseltwald, in der breite Nußbäume stille Wohnungen verdecken. Bald hört man die donnernde Stimme eines Wasserfalls. Es ist der Gießbach, der sich vom Schwarzhorn herab durch Tannen und Gesträuch herabstürzt und vierzehn Fälle bildet, die alle die Namen schweizerischer Helden tragen. In der Nähe des letzten Falls liegt eine mit Rasen bedeckte Terrasse, auf der zwei Liebende, in der engsten Umarmung vereint, ihren berausenden Tanz bis zu dem Augenblick fortsetzten, wo sie in die Wellen hinabstürzten, welche ihre Hoffnungen und ihre Liebe wie eine duftende Pflanze verschlangen.

Schon sieht man in der Ferne einen Theil des Haslithals neben dem einsamen Gipfel des Bollenbergs. Der Fall des Mühlbachs stürzt von der Planalp mit der Hoheit einer Königin herab, deren majestätischer Gang durch Nichts aufgehalten wird. Endlich spiegeln sich die weißen Häuser von Brienz, die sich am Ufer des Sees und am Fuß des Brienzergrats hinziehen, buhlerisch in den Bogen. Man könnte sie mit einer Reihe zierlicher Schwäne vergleichen, die sich einst an diesem Ufer niedergelassen haben.

Das Schiff landete in Tracht, dessen Häuser sich an einem Hügel hinaufziehen. Von einer hohen Terrasse aus bewunderte ich den schönen See, die unfruchtbaren Gebirge, den majestätischen Wasserfall und gegen Norden die cyklopeischen Abhänge des Rothorns.

Der Wagen, der mich davontrug, fuhr über den laumischen Trachtbach. Hinter Brienz betrat ich das herrliche Haslithal. Niemals schien eine Landschaft geeigneter, der Schauplatz der Gessnerischen Idyllen zu werden. Dieses Thal, dessen Vegeta-

tion so reich und so mannigfaltig ist, diese Wasserfälle, die auf allen Seiten wie ein magisches Concert brausen, diese mit Tannen bekränzten Felsengruppen, diese düstern Granitwände, die sich in die Wolken schwingen, die Alpenweiden, diese mit Bildwerken verzierten, mit Obstbäumen, mit blöckenden Schafen, mit bunten Rügen umgebenen Häuser; diese schönen Mädchen, deren Stimme lieblicher ist als das Murmeln der Bäche, und dieser Südwind, der die Wiese erwärmt — Alles dieß ergreift und bezaubert die entzückte Phantasie.

Ich fuhr längs der Aare hin, die mit einer Guirlande von duftenden Blumen bekränzt war, die sie einem Brautkranz gleich umzog. An einigen Orten war die sumpfige Ebene mit jenen üppigen Wasserpflanzen, deren feuchte Blätter in den Strahlen der Sonne erglänzen, und mit hohem Schilf bedeckt, der sich unter dem Hauch des Windes leicht beugte. Zuweilen kam man über Bäche, die rauschend unter dem dichten Gebüsch hervor-schimmerten, während man zugleich beinahe an drohende Felsen stieß, welche von der mächtigen Hand der Riesen auf einander gelegt zu sein scheinen. Anderswo erhob sich auf einer ihrer Spitzen eine einsame Fichte, traurig wie in Heines tiefpoetischer Ballade.

Indessen verschleierten leichte Wolken die brennende Sonne und zogen schnell über das Dorf Unter der Heid. Der Kirchturm von Meyringen erhob sich auf dem rechten Ufer zwischen den zerstreuten Hütten in der weiten Ebene von Oberhasli, die von schroffen Bergen umgeben war, von denen schäumende Bäche herabstürzen, die hinter dem Dorfe prächtige Fälle bilden. Einige schneebedeckte Spitzen bekränzen in der Ferne dieses prächtige Thal, das einem ruhigen und entzückenden Eden gleicht. Nußbäume mit glänzenden Blättern, zahlreiche und prächtige Obstgärten, mit Aprikosen und Pfirsichbäumen bedeckte Spaliere umgeben die lachenden Weiler, die auf den Seiten des Haslibergs ruhen. Ueberall vermengen Ahorne, Fichten und Lärchenbäume ihre Zweige mit denen der Buchen und der

hundertjährigen Eichen, die sich über Hollundersträucher, Eschen und Ulmen erheben. An einem andern Orte bilden Birken, Erlen und Schneeballen bescheidene Gruppen mitten unter Bäumchen, die ihren Stamm beschützen.

An der Thüre einer Hütte, wo Alles das Wohlsein und den Frieden athmet, dessen sich diese glücklichen Hirten erfreuen, bestieg ich ein Pferd und folgte dem Lauf des Reichenbachs, der sich vom südlichen Abhang des Faulhorns herab wüthend zwischen die Felsen des Schingel- und Bürgorns stürzt, um als Silbertuch zu endigen, das mit Büscheln von blaugesternten Bergißmeinnicht umrahmt ist. Ich athmete voll Entzücken die balsamische Luft dieser Thäler ein, indem ich mich meinem Pferd überließ, das an diese schroffen und steinigen Pfade gewöhnt war. Ich kam durch ein Gehölz, dann durch eine schattige Wiese, auf welcher Viehheerden das mit Blumen geschmückte Gras weideten. Das Engelhorn, Wallhorn und Matterhorn ragten vor mir in ihrer ganzen Größe hervor, und nachdem ich über die Brücke gelangt war, die über den Fluß führt, konnte ich das von runden Bergen umgebene Meyringerthal bewundern. Kleine Bäche stürzten sich von allen Seiten herbei, um sich mit den Wogen des Wasserfalls zu vermischen, dessen Brausen in den tiefen Schluchten wiederhallte.

Ich ließ mein Pferd bei einer Hütte, wo eine glanzäugige Gemse die Pflanzen und Rosen gierig verzehrte, die ihr die Vorübergehenden brachten, und indem ich einen leiterförmigen Pfad verfolgte, gelangte ich zu einem Häuschen, von dem aus man den wunderschönen Fall in seiner ganzen Herrlichkeit sieht. Dort setzte ich mich stumm bewundernd hin. Ein Wogenmeer vom reinsten Krystall stürzt sich tosend über schwarze, bemoooste Felsen, von denen es mit neuer Wuth herabfällt, Schaumwolken in die Luft werfend, bis es, gleichsam ermüdet, in den Schlund sinkt, wo es hohl dahinbraust. Die auf die Wogen nieder gebeugten Lärchenbäume verbreiten einen phantastischen Schatten und die Wolken, welche sich über die Spitzen des feuch-

ten Felsen hinziehen, nehmen bisweilen die seltsamen Formen des geheimnißvollen Drachen der alten Legende an. Oft ist es auch, wenn das Licht in den Vertiefungen des Granits spielt, als ob man die freundlichen Zwerge lächeln sähe, welche einst die Bewohner des Oberlandes beschützten.

Man glaubt hier noch in der Zeit der Sagen und der Feenmärchen zu leben. Der von den Zaubern dieser Natur entzückte Geist träumt gern von den Begebenheiten, die so wunderbar sind, als das Schauspiel, das ihn mit Bewunderung erfüllt. Man sehnt sich nach dem Wunderbaren in diesen herrlichen Alpen, in denen man so oft versucht wird, das wirkliche Leben zu vergessen.

Doch verschwindet die Alpenmythologie, die einen eigenthümlichen Reiz hat, von Tag zu Tag mehr.

Die fortwährenden Beziehungen der Gebirgsbewohner zu den wenig leichtgläubigen Reisenden haben deren Glauben an die phantastischen Sagen geschwächt, welche ihre Väter von den Zwergen und Drachen erzählen. Ueberall verschwinden diese Volksagen, die nicht allein ein wahrhaft poetisches Interesse darbieten, sondern selbst helles Licht über die Geschichte und die religiöse Entwicklung der Menschheit werfen. In der That kann man zwei Hauptzweige der volksthümlichen Ueberlieferungen unterscheiden: es sind mehr oder weniger dunkle Erinnerungen an ein seit langer Zeit besiegtcs theologisches System, oder ein Versuch der Muse, die fortwährend im Herzen des Volkes dichtet, um die Schöpfungen seiner Phantasie auf seinen gegenwärtigen Glauben zu pflanzen. Die Zwergsagen gehören zum ersten Zweig; die Legende vom Pilatus, von der ich früher gesprochen habe, ist von der zweiten Art. Mit andern Worten, es finden sich unter den Alpenvölkern heidnische und christliche Legenden. Bisweilen vermischen sie sich in einer und derselben Sage, wie sich die Gewässer der schwarzen und der weißen Rütchine in Zweitütchinen vermengen, um nun einen einzigen Fluß zu bilden.

Das vorzüglichste Element der Naturreligion, das in den Alpen geblieben ist, ist der Glaube an die Zwerge. Es ist ziemlich schwierig, den Ursprung dieses Glaubens zu ermitteln. Da man ihn bei den Scandinaven findet, so hätten ihn die Auswanderer dieses Volkes dahin bringen können, welche sich nach der Sage vor Jahrhunderten in einigen schweizerischen Thälern niedergelassen haben. Aber die helvetischen Kelten mußten ihn auch haben, denn er ist in den Legenden der Bretagne sehr entwickelt*). Den Germanen war er ebenso bekannt als den Kelten**). Aber er mag nun keltischen oder germanischen Ursprungs sein, so hat er in der Schweiz ziemlich wichtige Umgestaltungen erfahren. Die bretanischen Korigans sind keineswegs wohlwollende Wesen; in den germanischen Wälbern waren sie nicht besser geartet.

„Die Zwerge,“ sagt Ozanam, „ein thätiges und bösar- tiges Volk, schlichen sich auf unbemerkbaren Pfaden in die Berge, wo sie die Goldadern erschöpften. Sie schmiedeten ver- zauberte Waffen, sie verstanden es, magische Mäntel zu weben, mit deren Hülfe sie Schätze, Frauen und schöne Kinder raubten.“

Es scheint nicht, daß sie in den skandinavischen Mythen einen bessern Charakter gehabt haben; denn „die von den Zwer- gen und bösen Geistern unterstützten Riesen kriegen beständig gegen die Asen***).“ Aber in den Naturreligionen verwandelt der Mensch seine Götter beständig nach der Laune seiner Phan- tasie und nach seinen sittlichen Anschauungen. Das treffliche Alpenvolk hat daher den Zwergen der frühern Zeit ihre ur- sprüngliche Bössartigkeit genommen und hat ihnen etwas von seiner Herzlichkeit und seinem dienstfertigen Charakter gegeben.

*) E. Souvestre, Les derniers Bretons.

**) Ozanam, Les Germains, la religion.

***) Ozanam, Les Germains, de la religion, doctrine de l'Edda. Man sehe auch über die Erschaffung der Zwerge die Edda, Volosfa, Strophe 9 und 14.

Wenn man ihnen bisweilen einige Schelmereien vorwerfen kann, muß man sie eher einer heitern Laune, als einer wirklichen Lust zu Schaden zuschreiben.

Das Leben der Zwerge ist durchaus oberländisch. Wenn die ersten Tage des „schwarzen Monats“ *) einen traurigen Schleier über die Natur verbreiten, ziehen sie sich in ihre unterirdischen Paläste zurück. Diese sind in der Tiefe der Berge ausgehauen, und sie finden darin herrliche Vorräthe und unermessliche Reichthümer. Die Phantasie des Volkes hat gegen alles Leere entschiedenen Abscheu. Sie bevölkert die Gewässer, die Wälder, die Luft mit Wesen, welche handeln und lieben können. Wenn man die Alpensagen besser kannte, würde man vermuthlich entdecken, daß die Zwerge, wie in den alten Mythen, zu einer Hierarchie gehören, welche die Bestimmung hatte, den Himmel mit der Erde zu verbinden. Aber die Mittheilungen der Bauern und selbst der Gelehrten des Landes sind so sehr unvollständig, daß man auf bloße Vermuthungen beschränkt ist.

Wie dem auch sei, so hat die Phantasie der Alpenhirten nicht glauben können, daß die riesigen Massen, die sie vor sich sahen, ohne Bewohner seien. Wie die arabischen Erzähler die Abgründe der Meere mit Kristallpalästen anfüllen, haben die Alpenhirten reiche und feste Wohnungen in die Granitkolosse gegraben, in denen ein ganzes tapferes Volk bei der knisternden Flamme der brennenden Fichte den schrecklichen Lawinen und wilden Winterstürmen trost. Wenn jedoch die sinnlichen Dichter des Orients die von ihren Träumen geschaffenen Wohnungen zum Sitz aller Wollüste machen, so verhält es sich mit den guten und einfachen Bewohnern der Alpenthäler nicht also. Die in ihre Paläste geflüchteten Zwerge leben friedlich von Käse und Milch, wie der heilige Beat in seiner tiefen Höhle. Nur hat man geglaubt, ihnen andere Heerden geben zu müssen, als die braunen Rüge, welche auf dem Berge die schwere Glocke schüt-

*) So nennen die Bretagner den November.

teln. Ihr Vieh besteht aus jenen Gemsenheerden, welche auf dem Schnee der Berge die Spur ihres flüchtigen Fußes zurücklassen. Diese behenden Thiere, welche selbst den Blick der Menschen fliehen, mußten nothwendig Herren haben, deren geheimnißvolle Stimme sie anhören, wenn sie sich mit der größten Aufmerksamkeit auf den unersteiglichen Gipfeln aufrichten.

So sehen wir in allen Sagen diese lieblichen Thiere, welche unter den Menschen so viele Feinde haben, von den übernatürlichen Wesen beschützt, die in den Alpen wohnen. Mit einem poetischen Gedanken gibt der Mensch diesen verfolgten Geschöpfen eine Art Vorsehung; so tief fühlte er für sich selbst das Bedürfniß einer höhern Macht, die ihn gegen die Tyranneien jeglicher Art, die ihn erdrückten, beschützen möchten.

Im Frühling, am Tage Mariä Verkündigung*), verließen die Zwerge ihre unterirdische Wohnung, um sich einem Leben hinzugeben, das ihrer Liebe zur Arbeit zur Ehre gereicht. Sie liebten vor Allem die Beschäftigung der Hirten und übten sie wochenlang zum Vortheil desjenigen aus, für welche sie Neigung hatten, und welche der Schnee verhinderte, ihre Heerden in den entfernten Ställen zu besorgen. Oft haben sie verirrte Schaafe oder Ochsen ihren Besitzern wieder gebracht. Sie dehnten ihren Schutz auch über den Ackerbau aus. Oft haben sie während der Nacht das Gras der Wiesen abgemäht. In diesem Fall war es eine Mahnung, daß es Zeit sei, an die Heuernte zu denken. Im Gegensatz zu den Zauberern benutzten die Zwerge ihre höhern Kenntnisse, um den Menschen Gutes zu thun. Sie gaben ferner den Hirten die heilsamen Kräuter, die sie besser kannten als wir, und die sie auf den hohen Gebirgen sammelten. Tugend und Schwäche erregten vorzüglich ihre Theilnahme. Man hat sie fleißigen Bauern stärkende Speisen und köstlichen Trank bringen sehen. Es machte ihnen Freude, auf Felsenspitzen sitzend oder sich auf Buchenzweigen schaukelnd,

*) Am 25. März.

ihren Arbeiten beizumohnen. Oft benutzten sie die Ruhe der Nacht, um Holz zu sammeln, das sie auf den Weg irgend eines armen Kindes legten, das in den Wald gehen mußte, um solches zu suchen.

Die Sagen vom Belpberger Bauern und vom verzweifelnden Bauern zeigen ihre wohlwollende Thätigkeit.

An einem Morgen fand ein Belpberger die Hälfte seines Felds geschnitten, obgleich die Aehren kaum reif waren. Der gute Mann zürnte über den geheimen Feind, der ihm diesen bösen Streich gespielt hatte. Am folgenden Tag war die Ernte beendigt und am Abend war sie so trocken, daß er sie in die Scheuer bringen konnte. Am dritten Tag brach ein furchtbarer Sturm aus, der die ganze Gegend verwüstete und die ganze Ernte vernichtete. Da erkannte der Bauer die wachsame Vorsicht seiner unsichtbaren Freunde.

Ein anderer Bauer folgte traurig seinem mit zwei Ochsen bespannten Pflug am Fuß einer hohen Felswand, wo er Korn säen wollte. Er dachte an die Gefahr, der sein Gespann in dieser schwierigen Lage ausgesetzt war, denn es war das Letzte, das er noch besaß, da ihm eine ansteckende Krankheit alle seine Schafe entrißen hatte. Indem er sich diesen traurigen Gedanken überließ, sah er eine blaue Rauchwolke aus dem Gipfel der Felsen steigen. Sein junger Sohn, der mit ihm arbeitete und der sehr hungrig war, rief aus: „Die Zwerge bereiten sich ein gutes Mahl, während ich Nichts zu essen habe. Wenn ich wenigstens Etwas von ihrem Tische haben könnte, würde ich glauben, daß unsere Arbeit vom Himmel gesegnet ist.“ Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als sie auf dem Rasen ein schneeweißes Tischtuch erblickten, auf dem ein lieblich duftender Braten und herrliches Brod lag. Die armen Leute, die an solche köstliche Speisen nicht gewöhnt waren, aßen, indem sie den guten Geistern dankten. Als sie die Mahlzeit beendigt hatten, verschwand Alles und es blieb nur das Tischtuch, um das Wunder zu bezeugen. Ob ich gleich keineswegs an dessen Dasein zweifle,

so habe ich ihn doch vergeblich in den Häusern des Grindelwaldertales und in den Hütten des Hasli gesucht. Ich erwartete wirklich, glücklicher zu sein. Denn zeigt man in Italien nicht das Haus der Jungfrau, das von den Engeln nach Loretto gebracht worden ist*)? War Franz Xaver nicht an mehreren Orten zu gleicher Zeit**)? Unterhielten sich Franz von Assisi und seine Schüler nicht mit Wölfen, Schwalben und Fischen***)? Hat der heilige Januarius nicht das Talent, jedes Jahr das Blut fließen zu lassen, das er vor Jahrhunderten vergossen hat†)? — Mancher katholische Theologe, der über die Leichtgläubigkeit der Oberländer aus der guten alten Zeit lacht, wird sehr ernstgemeinte Abhandlungen über die Predigten schreiben, die Antonius von Padua an die Fische gehalten hat††), oder über die freilich sehr irdischen Visionen der Katharina von Siena†††)

*) Da man dieß für einen Scherz ansehen könnte, so mögen unsere Leser folgende Werke nachschlagen: Bonche, *La Sainte Vierge de Lorette, ou Histoire de divers transports de la maison de la glorieuse Vierge Marie qui était à Nazareth*. Par. 1646. — Murri, *Belazione istorica delle prodigiose translazioni della santa casa di Nazareth. Loretto*, 1818. — Caillau, *Histoire de Notre Dame de Lorette*. Paris. 1843. — L. Veuillot, *Rome et Lorette*. — Terwecoren, *Lorette*. Brux. 1852, Ich würde kein Ende finden, wenn ich alle römisch-katholischen Schriftsteller anführen wollte, welche nach dem Vorgang Benedikts XIV. diese plumpe Fabel vertheidigt haben. Und das sind doch gerade die, welche über den Aberglauben der orientalischen Kirche spotten!

**) Man sehe sein Leben von Bouhours.

***) S. sein Leben von Chavin (de Malan).

†) Man s. das Werk Putignani: *De redivivo sanguine Divi Januarii*. Neap. 1723.

††) Cortono, *Vita e miracoli di S. Antonio di Padova*.

†††) S. die Lebensgeschichte der heiligen Katharina von Chavin (Paris 1846), Bleton (Lyon 1829) und Raymund von Capona (Sienna 1524).

oder einer Theresia *). Armes Menschengeschlecht! Es ist schwer, es mit etwelcher Aufmerksamkeit zu studiren, ohne unwillkürlich von traurigen Empfindungen ergriffen zu werden. Um den Anblick des Aberglaubens, der es verdummt, tragen zu können, muß man seine Blicke nach der Zukunft wenden und denken, daß das Licht des Evangeliums früher oder später die tiefe Finsterniß verscheuchen muß; in die selbst noch diejenigen getaucht sind, die an der Spitze der Menschheit zu stehen sich einbilden.

Doch wollen wir zu unsern Alpenhirten zurückkehren. Wenn ihre Sagen auch naiv sind, so dienen sie doch wenigstens dem geistlichen Despotismus nicht zum Werkzeug, der so geschickt ist, Schwächen des Menschengeschlechts auszubeuten.

Da sich die Zwerge schon aus Neigung ihres vortrefflichen Charakters dienstfertig zeigen, kann man sich wohl denken, daß sie die ihnen erwiesenen Wohlthaten nicht vergessen. Ich will keinen andern Beweis geben, als die Sagen vom gastfreundlichen Hirten und der Frau aus Gutbrunnen anführen.

Eines Abends wüthete der Föhn in den Alpen. Ein Hirt und seine Frau, die sich in ihre Hütte geflüchtet hatten, hörten voll Schrecken den Wind, der die schweren Steine erschütterte, die auf dem Dache ihres Häuschens lagen, um es gegen den Sturmwind zu schützen. Die guten Leute beklagten diejenigen, welche vom Gewitter auf abgelegenen Pfaden hätten überrascht werden können. Auf einmal sahen sie durch ihr Fenster bei dem blauen Schein der Blitze, wie ein armer Zwerg auf dem abschüssigen Weg von Strömen Regen und Roth fortgerissen wurde, den seine schwächliche Gestalt der Gefahr des Ertrinkens aussetzte. Gerne hätten sie ihm gerufen und ihm ein Obdach bei ihrem Heerd angeboten, aber der unwillkürliche Schrecken, den die Erscheinung eines übernatürlichen Wesens bewirkt, fesselte

*) Vita de Teresa de Jesus, von ihr selbst geschrieben. Bonches, Vie de sainte Thérèse. — Ribera, Vita della madre Teresa.

ihre Zungen. Während sie sich noch mit einander beriethen, klopfte es dreimal schwach an das dicke grüne Fensterglas. Der Hirte öffnete schnell dem Zwerge, der vor Kälte zitterte und dessen Mantel (ein langer Mantel ist die klassische Kleidung der Zwerge) vom Regen triefte. Die guten Leute beruhigten sich nach und nach, und obgleich immer noch ein wenig erschrocken, gewann das Gefühl der Pflicht der Gastfreundschaft die Oberhand und ihr Benehmen war freundlich. Der Zwerg, der von dem abscheulichen gelben Zwerg der Frau d'Aulnon sehr verschieden war, zeigte sich um so dankbarer über diese gute Aufnahme, als er vorher schon öfters von den gefühllosen Dorfbewohnern zurückgewiesen worden war. So schien er denn über das zuvorkommende Betragen seiner Wirthin gerührt, ob er gleich den rohen Speisen, die sie ihm auftrugen, wenig Ehre erwies. Ohne reiche Lucullus zu sein, haben die Zwerge doch eine feinere Nahrung als die Hirten. Endlich trennten sie sich mit Rührung. Der Zwerg hatte sich durch seine Herzlichkeit bald Liebe erworben, und hatte seine höhere Natur, seine geräumigen, im Herzen des Granits ausgehauenen Paläste, seine zahlreichen Gemsenheerden, seine übernatürlichen Kenntnisse und seine prophetische Wissenschaft vollständig zu vergessen geschienen. Umsonst wollte man ihn zurückhalten. Die Zwerge sind sehr beschäftigt; er habe, sagte er, im Gebirge zu thun.

Am folgenden Tag brach ein Gewitter aus, das noch fürchterlicher war, als das des vorigen Tags. Die Fichten krachten mit furchtbarem Getöse, das Echo der Alpen wiederholte das dumpfe Rollen des Donners; die entfesselten Gießbäche, welche zersplitterte Felsen mit sich wälzten, stürzten sich auf die Felser und das Dorf. Der Hirt und sein Weib hielten sich für verloren, als sie den Zwerg erblickten, der, auf einem Steinblock sitzend, auf dem Gießbach herunterfuhr, ihn vor der Hütte seiner Wirthin anhielt und als Wall gegen die Wuth des Wassers hinstellte. Die unbarmherzigen Dorfbewohner, die ihm ihre Thüren verschlossen hatten, kamen sämmtlich im Sturm um.

Man erkennt darin unter einer naiven, von der Gutmüthigkeit der Alpenvölker durchdrungenen Form eine sehr alte Idee, welche jetzt noch einen merkwürdigen Einfluß auf die Menschheit ausübt. In den heiligen Schriften Persiens und Indiens, in den Dichtungen Griechenlands, in den Schriften der alten Philosophen von Pyasa bis zu Plotin, ist Gott immer in den Schooß des unnahbaren Lichts verbannt, wo er sich in seiner eigenen Herrlichkeit gefällt, und die Regierung der Welt den Fürsten der himmlischen Hierarchie überläßt, wie wenn es seiner unwürdig wäre, den ewigen Frieden zu stören, dessen sein höchstes Wesen genießt. Diese Idee ist selbst unter dem Namen der Verehrung der Heiligen in das Christenthum eingedrungen. Alle diejenigen, welche ein wesentlich katholisches Land bereist haben, wie Palermo, Granada oder Lima, wissen, daß der Ewige dort von der heiligen Jungfrau, der heiligen Rosalie, dem heiligen Onigo von Loxola und der heiligen Rosa verdrängt worden ist. Die Welt ist unter diese vergöttlichten (Divi) Sterblichen getheilt. Dieser hat das Vorrecht, die Stürme zu beschwören, jener die Pest zu heilen, ein Anderer den jungen Mädchen Männer zu verschaffen. Der Jesuit de Rhodes erzählt, daß er einen Sturm beschwichtigte, indem er ein Haar der heiligen Jungfrau, das er an ein Seil gebunden hatte, ins Meer tauchte. „Solcher Art sind die Geschichten der neuen Apostel!“

Die Sage des dankbaren Zwergs ist nicht merkwürdiger als dieses Wunder oder die meisten von denjenigen, welche in der „Goldenen Legende“ oder in der „Christlichen Vollkommenheit“ des Jesuiten Rodriguez oder in dem zu wenig bekannten Buch des Jesuiten Surin über die Besessenheit der Ursulinerinnen von Loudun erzählt werden. Es gibt eine Theologie, welche nur ein Wiederhall der unwissenschaftlichen Anschauungen des Volks ist. Statt ihnen aber ihren ursprünglichen und naiven Charakter zu bewahren, der ihre einzige gute Seite ist, verwandelt sie dieselben in scholastische Sätze und in eine überspannte Dogmatik, welche dem menschlichen Geist zur ewigen Schande gereicht.

... Die Geschichte der Frau von Gutbrunnen verräth bei den Zwergen die Neigung zum Muthwillen, von der ich schon gesprochen habe. In den latholischen Legenden verbinden die Dämonen mit ihrer Schlechtigkeit einen Geist von merkwürdiger Bosseureißerei; so z. B. die Teufel des Vater Rodriguez, welche die Mönche bei der Nase zupfen, um sie in ihrer Andacht zu zerstreuen. Man findet in jeder Zeile der innern Geschichte des Katholizismus Tollheiten dieser Art. Aber bei den Zwergen setzt die Neigung zum Scherz niemals eine böse Absicht voraus. Wenn sie einen Ochsen oder ein Schaf verbergen, bringen sie es dem Besitzer bald gemästet zurück. Das endliche Ergebnis zeigt immer die Güte ihres Herzens wie in den Anekdoten, die wir erzählen wollen.

Zwerge wohnten vorlängst im Pfaffenloch, einer bei Gutbrunnen liegenden Höhle. Eines Tags holten zwei von ihnen die Frau, die in einer Hütte wohnte, in der sie an der Bereitung der Leinwand zu helfen liebten. Es handelte sich darum, einer der Ihrigen in den Schmerzen der Niederkunft beizustehen. Die Bäuerin eilte dahin, und als sie die Verrichtungen einer Hebamme gethan hatte, füllten ihr die Zwerge ihre Schürze mit Kohlen an. Da sie eine andere Belohnung erwartete, kehrte sie unzufrieden zurück, indem sie einen Theil ihrer Last fallen ließ, die sie gern ganz abgeworfen hätte, wenn sie nicht den Zorn der geheimnißvollen Bewohner der Höhle gefürchtet hätte. Indessen riefen ihr diese aus der Ferne zu: „Je mehr du verlierst, desto mehr wirst du es bereuen!“ Raum hatte sie, als sie in ihrer Hütte angekommen war, ihre Kohlen auf einen Tisch abgelegt, als sich dieselben in Barrn gediegenen Golds verwandelten; aber umsonst suchte sie auf dem Weg, was sie verloren hatte. Solche Streiche sind unschuldiger als die satanischen Erfindungen Behemoth's, Leviathan's und Allumettes, welche der Vater Surin mit einem Ernste erzählte, über den man lachen mußte, wenn es nicht mit Trauer erfüllte, die erhabene Religion Christi solche Umgestaltungen erleiden zu sehen. Wenn man vielleicht glaubte, sie seien aus der Mode gekommen, so

lese man in dem außerordentlich merkwürdigen Werke des Marquis Eudes von Mirville: „Von den Geistern und ihren flüssigen Offenbarungen“, die von den Teufeln dem Pfarrer von Cedeville in der Normandie und dem Erzbischof von Rouen gespielten Streiche. Sie hatten die ungeheure Redheit, das Weihwasser und die Exorcismen der Prälaten lächerlich zu machen, dessen Leichtgläubigkeit bei dieser Gelegenheit einen seltsamen Begriff von der Aufklärung der römisch-katholischen Bischöfe im 19. Jahrhundert gibt. Ich würde nicht zu Ende kommen, wenn ich alle Bosheiten der höllischen Geister erzählen wollte, von denen der Marquis von Mirville, Gougenot des Mousseaux und andere ultramontane Philosophen unserer Zeit berichten. Die Leichtgläubigkeit der alten Oberländer war im Vergleich zu der der heutigen Vertheidiger Roms sehr schwächer. Die Religionen sind in ihrem Verfall den Greisen ähnlich*). Sie wiederholen alle Träume der Kindheit. Dadurch erklärt es sich, warum das Papstthum in unsern Tagen die lächerlichen Märchen der „Goldenen Legende“ nochmals aufsticht. Manche halten diesen blinden Glauben für Jugend- und es ist ganz einfach Altersschwäche, welche allen denen im höchsten Grade auffällt, die außerhalb der römischen Kirche leben. Die Gewohnheit, sie täglich vor Augen zu haben, kann allein den Eindruck verhindern, den sie nothwendig auf jeden aufgeklärten und unparteiischen Geist hervorbringt.

In den keltischen Legenden sehen wir, wie die Feen und Zwerge ihre ganze Liebe dem besiegten Heidenthum bewahren. Sie scheinen selbst der Hierarchie der druidischen Gottheiten anzugehören. Nichts Aehnliches ist, so wir wissen, in den oberländischen Sagen bemerkt worden. Die Geschichte Osvalds aus Stramen im Grindelwalder Thal beweist im Gegentheil, daß diejenigen, welche die Pflichten eines guten Christen vernach-

*) G. Vacherot, Histoire de l'école d'Alexandrie. — Jules Simon, L'école d'Alexandrie.

lässigen, sich dem Zorn der Zwerge aussetzen. Eines Tags raubte ein kleiner Mann mit grauem Bart dem Oswald seine sieben Kühe, weil er sein Abendgebet unterlassen hatte. Aber statt zornig zu werden, besserte sich Oswald, schwor nicht mehr und zeigte eine große Arbeitsliebe. Daher fand er im Frühling auf der Alpe, wohin er seine Heerde zu führen pflegte, seine Kühe gemästet und von herrlichen Kälbern begleitet.

„Wie hoch ist der Himmel! wie groß ist die Undankbarkeit der Leute!“ Dieser Satz, der aus dem Munde der Zwerge selbst gekommen ist, erklärt, warum man sie in den Bernerischen Gebirgen nicht mehr findet. Man sagt, daß als eines Tags die guten Geister gekommen waren, um bei den Feldarbeiten zuzusehen, ein Oberländer die Zweige des Ahorns, auf dem sie gewöhnlich saßen, zur Hälfte durchgesägt habe, und sie unter dem Gelächter der Anwesenden auf den Rasen herabgefallen seien. Die Zwerge verschwanden, indem sie den oben angeführten Spruch laut ausriefen. Andere sagen, man sei so undankbar gewesen, einen Felsen, auf den sie ihre Füße setzten, zu erhitzen, und daß sie, über diese Hinterlist empört, abzogen, indem sie ausriefen: „O böse Welt! o böse Welt!“

Nach andern Berichten war die unfluge Neugierde Ruperts die Ursache ihrer Flucht. Wir haben gesagt, daß die Zwerge sich immer in langen Mänteln eingehüllt zeigten. Diese Prälatenkleidung, diese *cappa magna*, die für so kleine Wesen nicht sehr bequem war, hatte die Aufmerksamkeit der Leute erregt. Man sagte sich ins Ohr, sie hätten Gänsefüße; aber sie waren so gut, daß man ihnen diese Gebrechlichkeit verzieh. Sie hofften, sie vor ihren Freunden im Oberland verbergen zu können. Aber sie hatten nicht auf Ruperts Neugierde gerechnet! Seit mehreren Jahren kamen sie immer, um die Früchte eines schönen Kirschbaumes zu pflücken, den dieser Bauer besaß. Die Kirschbäume gehören zu dem größten Reichthum dieser hochgelegenen Thäler. Rupert, der von den Plattfüßen seiner Beschützer hatte reden hören, streute Asche um den Baum, den sie

oft besuchten. Aber weh! betrübt, daß entbedt zu sehen, was sie bis dahin mit so großer Vorsicht verborgen hatten, zeigten sich die Zwerge von da an nicht mehr in den Alpen.

Man hat gesagt, daß wenn die Löwen malen könnten, sie sich als Besieger der Menschen darstellen würden. Obgleich jedoch diese letzten Sagen einen sehr menschlichen Ursprung haben, so ist der Menschheit darin nicht sehr geschmeichelt. Die Söhne Adams zeigen sich neugierig, unbetümmert um die ihnen erwiesenen Wohlthaten, zu einer grausamen Ironie aufgelegt. Hier gleicht der Mythus auffallend der Geschichte, wie wir sie in dem „Versuch über die Sitten“ finden, in welchem Voltaire mit unbarmherziger Kraft von den Thorheiten, den Lastern und selbst den Verbrechen unserer Väter erzählt.

Aber in diesen Sagen herrscht die Schwermuth vor, und nicht die Ironie. Der Spott findet sich nicht in den mythologischen Ueberlieferungen der Alpen; er liegt nicht im Wesen der Gebirgsbewohner. Die Karrikaturen eines Löpfker und Usteri sind in Genf und in Zürich gezeichnet worden, und nicht in Unterwalden oder Interlaken.

Doch läßt die Geschichte der verstorbenen Gräfin einigermaßen die Absicht republikanischen Hohns durchblicken. Eines Tages begegnete ein frommer Priester in der Nähe eines Gletschers einer schönen Frau, auf deren Zügen sich eine verzweiflungsvolle Traurigkeit ausdrückte. Es war ein Geist. Nachdem der Priester die Erscheinung unter vielen Kreuzen befragt hatte, antwortete sie, sie sei früher eine große Dame gewesen, die ein müßiges und sinnliches Leben geführt habe, weshalb sie verdammt sei, dreitausend Jahre lang in dem Eispalast zu arbeiten. Nach diesem Geständniß verschwand sie unter schrecklichem Lärm und ihr Jammerruf ertönte noch lang in dem Gebirg. Durch solche Wunder erklärten die Oberländer den fürchterlichen unterirdischen Lärm, den man bei dem Rhonegletscher hört. Es sind Weltmenschen, sagten sie, die wie Cyclopen im ewigen Eis arbeiten. Diese Sage ist eine volksthümliche Ueberlieferung des herrlichen

Gleichnißes vom bösen Reichen. Der Commentar der Alpenhirten ist nicht strenger als der des großen Massillon*). Man könnte sogar sagen, daß er für die höhern Klassen noch milder ist. Welcher wahrhaft christliche Geist könnte übrigens versuchen, ein Dasein zu rechtfertigen, das nur der Selbstsucht und dem Vergnügen gehört? Wenn die Alpenmythologie denen, die es führen, eine dreitausendjährige Buße auferlegt, untersagt ihnen das Evangelium auf ewig, im Schooß Abrahams der Ruhe zu genießen, die den Leiden und der Armuth des Lazarus verheißen ist.

Der Volksglaube in den Alpen hat, wie alle Naturreligionen, phantastische Thiere, deren Charakter mehr oder weniger teuflisch ist, geschaffen oder alten Religionen entlehnt. Doch können diese außerordentlichen Wesen, wie es scheint, bessere Neigungen zeigen. Ein Oberländer Mädchen tränkte in einer Regung von Mitleiden eine franke Schlange, die auf dem Kopf eine kostbare Krone trug. Als die Verzauberung gelöst war, und das geheimnißvolle Thier wieder zur Schlangenkönigin wurde, schickte sie ihrer Wohlthäterin ihr Diadem, mit dem viele heilsame Kräfte verbunden waren. Aber wenn sich hier die Schlange sehr verschieden von dem zeigt, was sie in den Erinnerungen aller Völker ist**), so erscheint der Drache so, wie ihn schon der Verfasser der „Offenbarung“ darstellt, als die Gestalt, unter welcher sich der alte Feind des menschlichen Geschlechts zeigt***). Man würde kein Ende finden, wenn man alle helvetischen Sagen erzählen wollte, in denen der Drache eine Rolle spielt, von dem Obwyler Drachen an, den Struthahn von Winkelried tödtete, bis zum Drachen des Pilatus. Ich

*) In seiner Predigt über den bösen Reichen.

**) G. Châteaubriand, Génie du Christianisme.

***) Ὁ δράκων ὁ μέγας, ὁ ὄφις ὁ ἀρχαῖος, ὁ καλούμενος διάβολος, καὶ ὁ σατανᾶς, ὁ πλανῶν τὴν οἰκουμένην ὅλην. Offenb. 12, 9.

begnüge mich, von dem zu sprechen, der dem heiligen Beatus die Höhle streitig machte, die dieser zu seiner Wohnung gewählt hatte. Es wird uns dieß zudem Gelegenheit geben, von den katholischen Legenden des Berner Oberlandes zu sprechen.

XCII.

Daß sie sich nicht lehren an falsche Rede.

2 Mos 5, 9.

Das Leben des heiligen Beatus ist von dem Kanonikus Murer von Luzern beschrieben worden*). In diesem Werk wird Beatus keineswegs als eine untergeordnete Persönlichkeit dargestellt, sondern er wird mit dem glorreichen Titel eines Apostels der Schweiz bezeichnet (*Sanctus Beatus, apostolus Helvetiae*). — Er stammte aus Großbritannien (wie die meisten Apostel Helvetiens). Bevor er Christ wurde, hieß er Suetonius. Sein Geschlecht war eben so edel als tapfer und besaß unermessliche Reichthümer. Von einer Regung der göttlichen Gnade angetrieben, indem er in Folge eines dunkeln Triebes die Nichtigkeit der Götter des Druidismus fühlte, reiste er auf das Festland zur Zeit des Kaisers Claudius, der im Jahr 41 nach Christus den Thron bestieg. Er lernte den heiligen Barnabas kennen, einen Gefährten des heiligen Paulus und Gründer der Kirchen von Mailand und Chur. Sanct Barnabas lehrte Suetonius die evangelischen Wahrheiten, und da er glücklich gewesen war, als er sich folgsam gegen die Eingebungen des Himmels zeigte, gab er ihm in der Taufe den Namen Beatus.

*) *G. Helvetia sacra, s. paradisi Sanctorum Helvetiae florum.*

So ist denn der Apostel Helvetiens ein Jünger der orientalischen Kirche, zu deren thätigsten Verkündern Sanct Barnabas gehörte, und er war so innig überzeugt, daß die Wahrheit im Orient in ihrem ganzen Glanze strahle, daß er nach Antiochia reiste. Er fand dort St. Petrus, der ihn mit sich nach Rom nahm und ihn zum Priester weihte. Die ewige Stadt war damals der Zusammenkunftsort aller Nationen der Erde. Man sprach dort viel von dem Land der Helvetier, von der Tapferkeit dieses Volkes, dem man wegen der Mannhaftigkeit die erste Stelle unter den gallischen Völkerschaften zuerkannte. Man erzählte merkwürdige Dinge von der Einfachheit seiner Sitten, die von der wollüstigen Lebensweise der Römer so sehr verschieden waren. Vom Geiste Gottes geleitet, wollte der heilige Petrus ein Volk, auf das alle Blicke gerichtet waren, zum Christenthum bekehren, und er schickte den heiligen Beatus hin, dem er den heiligen Achates zum Gefährten gab.

Die zwei Sendboten gelangten nach einer gefährvollen Reise über die Alpen in ein Land Namens Aargau. Nachdem St. Beat das Evangelium daselbst verkündigt hatte, erhielt er von Petrus die Würde eines Bischofs, dann nahm er seinen Sitz in Bindonissa (Windisch). So war er denn der erste helvetische Bischof, und durch seine Wunder, seine Menschenliebe und seinen Eifer verbreitete er das Christenthum schnell über das ganze Land. Als er eines Tags das Evangelium verkündigte, fand er sich am Fuße hoher Gebirge (des Brünigs), die er auf schwierigen und rauhen Wegen überstieg; er kam in ein von Bergen umgebenes Thal, die mit ewigem Schnee bedeckt waren; es lag nicht weit von den Quellen der Aare und hieß Unter-Seethal (jetzt Interlaken). Obgleich dieses Thal damals sehr wenig Bewohner hatte, wollte sie der heilige Mann doch besuchen. Sie empfingen ihn wie einen Gesandten des Himmels und die tiefe Einsamkeit erweckte den Gedanken in ihm, sich von der Welt zurückzuziehen, um sich dem Gebet und der Buße zu widmen.

Die Fischer, denen er seine Absicht mittheilte, zeigten ihm einen Ort, wo er diese leicht ins Werk setzen konnte. An dem Ufer des Thunersee's öffnet sich in einem ungeheuern Felsen eine Höhle, welche dazu bestimmt zu sein schien, die Zelle eines Einsiedlers zu werden. Unglücklicher Weise war sie, als Beat nach Unterseen kam, von einem schrecklichen Drachen bewohnt, der überallhin Schrecken und Tod verbreitete. Der Wunderthäter, der die Gegend von der Herrschaft des Teufels befreit hatte, wollte sie auch von dieser furchtbaren Geißel befreien. Er ließ sich auf einem Rachen an den Fuß des Berges bringen. Der gewöhnlich sehr stürmische See ward ruhig, sobald er seine Fahrt begann; er wurde wie ein glatter Spiegel, in welchem sich die Felsen, die Bäume und Bäche abspiegelten. Die Schiffer, welche Zeugen dieses Wunders waren, sagten zu einander: „Wahrlich, dieser Greis ist ein Diener Gottes, weil die Wogen und die Winde vor ihm ruhig werden.“ Aber es war nicht genug, daß er in die Nähe der Höhle gekommen war. Es führte kein Weg in dieselbe, so sehr fürchtete man das Ungeheuer, das dort hauste. In einer ersten Regung von Schwäche zögerte St. Beat, der von seinem treuen Achates begleitet war, die mit Gesträuch bedeckten Felsen zu erklimmen. Aber voll Vertrauen in das Kreuz Christi näherte er sich endlich der Höhle. Als der Drache die zwei Apostel bemerkte, sprühte er Ströme verpesteten Feuers gegen sie und wüthete so furchtbar in der Höhle, daß der ganze Berg davon erschüttert wurde. Mit dem Zeichen des Heils bewaffnet, flehte Beat den Beistand des göttlichen Erlösers mit solcher Inbrunst an, daß das Ungeheuer, von dieser unwiderstehlichen Macht besiegt, die Höhle verließ, seine grünlichen mit Klauen bewaffneten Flügel ausbreitete und unter gräßlichem Zischen nach dem See flog, in der Luft einen verpesteten Schwefelgeruch zurücklassend.

Der heilige Mann, der diesen furchtbaren Kampf siegreich bestanden hatte, nahm von der Wohnung Besitz, die er der Hölle abgerungen hatte. Er führte ein frommes Leben darin,

fastend und betend. Oft zerfleischte er sich die Brust mit spitzigen Steinen. Er lebte von Wurzeln und schlief auf dem Felsen. Man sieht noch den Ort, wo er Messe las, das Opfer des neuen Bundes für die Lebenden und Todten darbringend. Aber sein Eifer erlaubte ihm nicht, seiner Liebe für das Gebet nachzugeben; er fuhr fort, den Heiden an den Seeufern den gekreuzigten Jesus zu verkündigen.

Die höllischen Mächte, dessen Altäre verlassen waren, wollten sich dem Sieg des Evangeliums widersetzen. Sie bewaffneten die Elemente gegen den Diener Gottes. Bald zwang ihn ein fürchterlicher Hagel, in der Höhle zu bleiben, bald ward der Nachen, der ihn ans andere Ufer bringen sollte, an den Felsen zerschmettert. Aber Christus überläßt die Verkündiger seines Wortes der Bosheit der Teufel nicht. Die Engel webten für den heiligen Mann einen wunderbaren Mantel, mit dessen Hülfe er über den See gelangen konnte. Wenn er sich auf diesen Mantel setzte, ließ er sich ohne Gefahr an alle Orte bringen, wohin ihn sein apostolischer Eifer rief. Ein Augenblick Zerstreuung sollte ihm dieses himmlische Geschenk nutzlos machen.

Die bekehrten Götzendiener gründeten eine Kirche an dem Ufer des See's, und der heilige Athanas erhielt den Auftrag, sie zu versehen. Als das Osterfest gekommen war, begab sich Beat mit Hülfe seines Mantels hin. Als er hineinging, fand er den Tempel des Herrn so voll, daß er sich auf einen der letzten Bänke setzte, um die Predigt des Athanas nicht zu unterbrechen. Aber da die Hitze erdrückend war, schloßen beinahe alle Zuhörer nach und nach ein, zum großen Schmerz des seligen Mannes, der über diese Gleichgültigkeit gegen das Wort Gottes voll Betrübniß war. Während er sich den traurigsten Betrachtungen überließ, bemerkte er den Satan unter der Kanzel mit seinen Ziegenhörnern, seinen langen Zähnen, seinen gebogenen Klauen und seinen krummen Fingern. Sein linker Fuß lag auf dem rechten Knie und er hielt eine Rabenfeder in der Hand, mit welcher er in der größten Eile auf einer Bockshaut die

Namen aller derjenigen aufzeichnete, welche durch ihren unzeitigen Schlaf ihr Seelenheil so gefährdeten. Sanct Beat dachte wohl daran, diese armen Leute aufzuwecken, welche sich so unflug den größten Gefahren aussetzten, aber er wußte, daß er eine Todsünde begehen würde, wenn er die Predigt unterbräche. Indessen schrieb der Teufel immer fort, und sein Register war schon angefüllt, ohne daß er noch die Namen aller Schläfer aufgeschrieben hatte. Er kam nun auf den Einfall, die Haut, deren er sich bediente, zu verlängern, indem er ein Ende derselben mit seinen Zähnen und das andere mit seinen Krallen faßte. Aber er strengte sich in seinem satanischen Eifer übermäßig an, zerriß die Haut und stieß mit dem Kopf heftig gegen den Kanzelfuß an. Dieser Unfall des Königs der Hölle freute den heiligen Beat so sehr, daß er in Lachen ausbrach. Dieses Lachen weckte die Anwesenden auf, welche noch Zeit hatten, das Amen der Predigt zu hören. Sie waren gerettet, und der Teufel stürzte sich voll Wuth in den See. Aber als Beat nach seiner Wohnung zurückkehren wollte, breitete er seinen Mantel vergeblich aus; der göttliche Hauch blieb aus. Der selige Mann sah nun ein, daß er gesündigt hatte, als er am heiligen Ort gelacht, und er war von nun an gezwungen, den Heiden das Evangelium zu Fuß zu verkündigen.

In Folge seiner Mäßigkeit lebte St. Beat bis zum 90. Jahre. In diesem Alter war er außerordentlich mager. Als er sein Ende herankommen sah, betete er lange mit seinem Schüler Achates, segnete die Bewohner der Nachbarschaft, die in ihm ihren Vater und ihren Hirten beweinten, und starb im Jahr 112 nach Christus. Er wurde nach seinem Wunsch in der Höhle begraben, wo er eine so bewundernswürdige Buße gethan hatte, und später wurde St. Achates an seiner Seite beerdigt *).

*) Wir haben der Erzählung Desfors, welche, wie man sagt, nicht genau ist, die im „Tagebuch eines Reisenden“ von Ober vorgezogen. Er hat die sehr merkwürdige ursprüngliche Legende übersetzt.

Diese Geschichte wird vermuthlich Vielen sehr außerordentlich erscheinen; aber sie ist es nicht mehr, als die meisten katholischen Sammlungen von Wundern von der „Goldenen Legende“ an bis zum Buch des Marquis von Mievile (ich habe schon von ihm gesprochen), in welchem er uns von den Rosentränzen und dem Weihwasser spricht, welche die Teufel von den Tischen vertreiben, in die sie sich einnisten, um trügerische Orakelsprüche zu ertheilen *). Die Menschen unserer Zeit hatten sich gerühmt, von dem groben Aberglauben ihrer Väter vollständig frei zu sein. Die Täuschung war groß! Es hat im Jahr 1855 ein französischer Jesuit in den Zeitungen berichtet, daß er einem höheren Offizier, der in der Krimm verwundet worden war, Wasser aus der Quelle von La Salette geschickt habe und es diesem gut bekommen sei. Es scheint, daß die Freunde der ehrwürdigen Väter in Frankreich dieses merkwürdige Universalmittel gebrauchen. Die Zeitungen haben seltsame Altstücke bekannt gemacht, welche von den Häuptern einer Geistlichkeit unterzeichnet waren, die früher einen Gerson und Bossuet hervorgebracht hatte. Diese bischöflichen Hirtenbriefe belehren die Gläubigen, durch welche Mittel man die List der im Holze wohnenden höllischen Geister vereiteln kann. Die Organe Roms, der „Univers“, die „Union“, der „Ami de la Religion“ u. s. w. u. s. w. haben diese unsinnigen, des 10. Jahrhunderts würdigen Nachwerke mit dem größten Beifall aufgenommen.

Es versteht sich von selbst, daß man in den andern katholischen Ländern nicht weniger leichtgläubig gewesen ist. Die gewöhnlichsten Erscheinungen der Sinnestäuschung, von denen die unterrichteten Aerzte so viele Beispiele anführen **), sind in Wunder ersten Ranges verwandelt worden, wie die Jansenisten

*) Man sehe das gelehrte Werk des Grafen Agénor de Gasparin, *Les tables tournantes*.

**) Man sehe die schöne Arbeit über die Klopffische von Littré in der *Revue des deux Mondes* vom 15. Februar 1856.

des 18. Jahrhunderts die von Krämpfen heimgesuchten Frauen zu Heiligen stempelten, die der Urkirche würdig seien. Ich weiß wohl, daß diejenigen Ultramontanen, welche über die thörichten Ueberspanntheiten ihrer Bischöfe erröthen, zu ihrem Troste sagen, daß die Protestanten eben so leichtgläubig gewesen sind, als die Unterthanen Roms. Allerdings findet man in der reformirten Kirche Erleuchtete, die ganz würdig, sich mit den ärgsten Fanatikern des Papstthums zu verstehen, und deren toller Mysticismus in den Augen jedes denkenden Menschen in einer Kirche, welche den großen Grundsatz der freien Prüfung geheiligt hat, ein empörender Unsinn ist. Aber ist dieser beklagenswerthe Wahnsinn von den Häuptern des Protestantismus gebilligt worden? Haben die Erzbischöfe von Upsala und Canterbury Hirtenbriefe über die Teufel in den Klopftischen erlassen? Haben die Universitäten Berlin und Heidelberg Bücher, wie die des Marquis von Mieville und des Ritters Gougenot des Mousseaux, im Ernst aufgenommen? Haben die Times, die Genfer Bibliothèque universelle, die Edinburger Review die unsinnige Leichtgläubigkeit der katholischen Zeitungen in Frankreich nachgeahmt? In den ultramontanen Ländern hat sich nicht das Volk, sondern die Aristokratie, die hohe und niedere Geistlichkeit durch den traurigsten Aberglauben betrügen lassen.

Die orientalische Kirche, welche die Anhänger Roms einer so großen Leichtgläubigkeit beschuldigen, hat in dieser Krankheit der menschlichen Vernunft eine Haltung bewahrt, die nicht genug bemerkt worden ist. Während Rom und Paris so viele Thorheiten begingen, haben die Priester unserer Kirche in Constantinopel, Athen, Belgrad, Smyrna, Bucharest, Alexandrien und Jassy ihrer Heerde nicht von den in den Möbeln verborgenen Teufeln gesprochen, welche, wie ein Jäger auf dem Anstand, auf die Seelen passen, welche sich durch ihre Harlekinspossen verführen lassen. Wir gestehen, daß uns diese Vergleichung in unserer tiefen Ueberzeugung bestärkt, daß, wenn unsere Kirche ihre Freiheit wieder erhält, wenn sie von dem fremden oder

heimischen Einfluß befreit ist, die sie seit so vielen Jahrhunderten erbrückt, sie leicht zu den tief philosophischen Lehren ihrer ältesten Väter zurückkehren wird. Diese großen Lehrer verbanden mit einem Glauben, der Berge versetzen konnte, die ganze Wissenschaft von Athen, Antiochien und Alexandrien. Sobald man ihre Schriften mit aller der Sorgfalt studiren wird, die sie verdienen, glauben wir fest, daß der Sektengeist, die beschränkte Unduldsamkeit, die nichtigen Streitigkeiten, die unsinnigen Fragen durch eine wahrhaft christliche Wissenschaft ersetzt werden, durch eine Aufklärung, die fähig ist, die Welt vom Aberglauben des Mittelalters zu befreien, durch eine Hingebung, welche den kräftigsten Widerstand der weltlichen Selbstsucht besiegen wird, und durch eine allgemeine Liebe der evangelischen Freiheit, welche die Verschwörungen der Despoten zu deren eigener Beschämung wenden wird. *Ex oriente lux*, haben die Gelehrten des Abendlandes selbst oft gesagt. Was sie von der Vergangenheit behauptet haben, wir fürchten uns nicht, es auf die Zukunft anzuwenden. Ja, das Licht ist noch unter uns, aber unter dem Scheffel verborgen; ja es ist in den bewundernswürdigen Werken des orientalischen Alterthums, aber mit einem Schleier umhüllt, welchen muthige Hände endlich zerreißen werden.

Als ich das lustige Häuschen verließ, begegnete ich einem armen Blödsinnigen, der, auf dem Moose sitzend, dem Himmel, den Blumen und den Menschen zulächelte, die er mit seinem unstäten Auge als Wesen betrachtete, die ihm eben so fremd waren, als die Vögel, die er flattern hörte, und als die Wogen, deren Brausen ihn freute. Vergeblich befrag ich ihn, meine Worte reizten sein kindliches Lachen; ich gab ihm einige Geldstücke, die er auf dem Rasen zerstreute, glücklich über diesen Spielzeug, daß er nach den flatternden Schmetterlingen warf. Dem armen Geschöpf war der Werth dessen unbekannt, was das Glück der Könige bildet.

Ich fand meinen Wagen im Thal. Bald darauf stürzte ein

Platzregen herab; die Berge verschwanden in dichten Nebeln, der Hasli bedeckte sich mit einem feuchten und düstern Schleier.

Ich hielt in Brienz an, um am Seeufer ein Mahl einzunehmen und noch länger im Schooße dieser Natur zu verweilen, welche das Rollen des Donners, das Zucken der Blitze und die großen Schatten des Gewitters noch zu verschönern schienen. Gegen Abend rollten sich die Wolken zu Streifen den felsigen Ufern des Sees nach; der Regen hörte auf und die erfrischte Erde strömte ihre süßesten Wohlgerüche aus. Ich stieg wieder in das Schiffchen, von dem man das Zelt weggenommen hatte, und der entfaltete Segel trieb es kräftig nach Interlaken. Der See war kaum bewegt. Aber bald begann der ungestüme Jöhn in den tiefen Schluchten der Berge zu blasen, der Sturm zwang das Schiff, das immer weiter getrieben wurde, längs des unzugänglichen Ufers zu steuern.

Sobald die ersten Sterne am Himmel glänzten, hörte der Wind auf und entfloß über die Gipfel des Bellenbergs und des Brünigs. Eine heitere Nacht herrschte in der geheimnißvollen Einsamkeit. Die Abendnebel umhüllten die Gletscher der Jungfrau wie die Häuser von Interlaken, dessen Thurm kaum am Horizont hervortrat. Das Licht des Mondes versilberte melancholisch das Gewässer. Man hörte die Grille im Heidekraut des Ufers zirpen; das eintönige Rad der Ringgenberger Mühle warf silberne Blättchen auf das Laub: die Johanniswürmchen leuchteten wie bläuliche Flammen auf den Abhängen der Hügel und die Ruder schlugen die Wellen im Takt.

Bald verschwand der ganze Zauber dieses ruhigen Schauspiels vor den Gefängen, die von Interlaken her ertönten, und ich fand auf dem Höhenweg, der mit Spaziergängen bedeckt war und von Freudengeschrei wiederhallte, die ganze lärmende Aufregung der Menge wieder.

XCIII.

Siehe dort fern am Felsen hinauf die einsamen
Hütten glücklicher Sennen.

G. F. Staublin.

Frau Wanaß hatte kaum ihr Lesecabinet bei dem Garten des Gasthofs zu den Alpen eröffnet, als ich durch ihr kleines Zimmer ging, um mich nach Grindelwald zu begeben, wo ich Bathin sein sollte. Es war noch nicht spät. Um 9 Uhr hat Frau Wanaß gewöhnlich schon ihre mit Romanen besetzten Bretter, ihre Schweizer-Ansichten und die runden Tische abgestäubt, auf denen sie die besten Zeitungen für ihre getreuen Abonnenten auflegt. Diese lieben sie eben so sehr als sie sie schätzen, und die unwillkürliche Vertraulichkeit, die sich zwischen ihr und den Besuchern ihres Lesecabinetes festsetzt, läßt sie niemals die Rücksichten, die sie ihnen schuldig zu sein glaubt, noch die eben so anmuthigen als majestätischen Verbeugungen aus der Zeit des Kaiserreichs vergessen, mit denen sie dieselben jeden Morgen empfängt. Es lag mir daran, ihr mein Compliment zu machen und mich ihr ohne Schleier zu zeigen; denn seit der Besteigung des Mönchs hatte ich meine entstellten Züge sorgfältig mit demselben verborgen.

Der Wagen holte mich an der Thüre der Frau Wanaß ab, und ich fuhr bei herrlichem Wetter unter dem Klatschen der Peitsche und dem Klang der Alpengesänge des Oberländer Rutschers weiter. Alles war lieblich und heiter auf der Straße, die sich längs der Lütichinen hinzog. Die Brombeersträucher schlangen sich über die herabgestürzten und im Thal zerstreuten Felsen mit ihren langen herabhängenden Zweigen in einander; die Ziegen ruhten an den Abhängen der hohen Gebirge zwischen blühenden Weißdorn- und wilden Rosensträuchern. Ahorne und Weiden bildeten am Ufer des Flusses schattenreiche Gehölze.

Eine Alpendohle schwebte majestätisch über den hohen Tannen und den weißen Erlen, in denen sich die Grazmüden versteckten. In der Sonne erglänzten selbst die Wellen der schwarzen Lützhine, die sich über nackte Schichten von Thonschiefer dahinwälzen und deren laute Stimme sich mit dem erhabenen Lobgesang der ganzen Natur vermischte. Der Balmfall entfaltete sich wie das Haar einer Fee an dem Abhang des Bergs. Weiterhin überschaute das Auge ein wahres Paradies, das am Fuße der mit Sennhütten bedeckten Wengernalp liegt. Durch Wiesen und Weiden gelangte ich nach Grindelwald, das 3150 Fuß über dem Meer liegt. Im Süden durchschneiden der Eiger, der Mettenberg und das Wettishorn die höchsten Wolken mit ihrem stolzen Haupte. Gletscher mit klaffenden Spalten drängen sich bis in die Nähe der Wohnungen, deren mit Schnitzwerk geschmückten Facaden ich bewunderte. Gneiß- und Granittrümmer bedecken die staubige Oberfläche dieser Eismassen und liegen um deren unermessliche Basis zerstreut.

Der Wagen hielt erst auf der Höhe bei dem Pfarrgarten an. Bald ließ die Glocke ihre Silbertöne vernehmen. Nun strömten von allen Seiten lange Reihen schwarzgekleideter Bäuerinnen herbei (denn dieß ist die festliche Sonntagstracht) und hinter ihnen die Männer in kurzem braunem Rock, die sich langsam dem ländlichen Tempel näherten. Eine junge Sennerin schloß sich an mich an, um mir in meinen Verrichtungen als Bathin beizustehen. Sie trug das Oberländer Kleid von schwarzer Wolle mit weißen gestreiften Ärmeln, langen silbernen Ketten, die unter den Schultern herabhingen, einer kleinen Sammethaube, die mit langen herabwallenden Spitzen besetzt und einem Rosenkranz umgeben war.

Der Pfarrer ging uns mit der Bibel in der Hand in würdiger Haltung voran. Das Kind, dessen Lächeln so lieblich und dessen Schlaf so ruhig war, legte man mir auf den Arm. Wir gingen durch zwei Reihen hölzerner Bänke, dem einzigen Schmuck der einfachen Kirche, bis zu dem Tauf-

beden, wo der Geistliche der jungen Christin den Namen Helena gab.

Als wir uns nach dieser kurzen Feierlichkeit gesetzt hatten, bestieg der junge Geistliche die Kanzel und sprach von den göttlichen Dingen mit der Weisheit eines wahren Jüngers der Apostel. Es war für mich ein wahres Glück, einen erhabenen, von jedem Aberglauben freien Vortrag zu hören, der an diese armen Gebirgshirten gehalten wurde; und freudig hörte ich, wie die Namen Freiheit und Vaterland sich mit der Sprache des Glaubens und den erhabenen Sprüchen der heiligen Schrift verbanden.

Die Predigt ist eines der wesentlichsten Elemente des christlichen Cultus. Eine Kirche, in der sie verschwindet, gibt freiwillig einen Theil ihres Einflusses auf und wird ihrer heiligen Aufgabe untreu. Ohne die evangelische Kanzel würden die großen sittlichen und religiösen Wahrheiten immer verborgen bleiben. In vielen Ländern, und selbst in Frankreich, können von 100 Personen 99 nicht lesen und sind folglich jeder unmittelbaren Erkenntniß des Wortes Christi beraubt. Bei den Reformirten ist es nicht also. Bei ihnen können beinahe alle Leute lesen, und die protestantische Theologie, welche die Bibel zur Richtschnur des Glaubens erhebt, hat in bewundernswürdiger Weise dazu beigetragen, den Unterricht unter jene Massen zu verbreiten, dessen Verwilderung im 16. Jahrhundert sprichwörtlich war. Vom Standpunkt der Reformation kann somit die Predigt nur eine untergeordnete Bedeutung haben; daher steht der Protestantismus, welcher Exegeten und Dogmatiker hervorgebracht hat, deren Andenken unsterblich ist, in Bezug auf die Predigt sowohl unter der ursprünglichen orientalischen, als unter der römischen Kirche.

Die zwei berühmtesten Kanzelredner des Protestantismus sind Jakob Saurin und Zollikofer. Der erste ist ein Zögling der Genfer Akademie. „Seine Predigten“, sagt selbst

Bouillet *), „sind reich an wahrhaft rednerischen Stellen.“ **) Zollikofer, dessen Ruf noch verbreiteter ist, ward am 15. August 1730 zu St. Gallen geboren. Diese Stadt hatte schon im 16. Jahrhundert einen ausgezeichneten Gelehrten und hervorragenden Theologen, Joachim von Watt, hervorgebracht, der Zwingli kräftig unterstützte, die Lehren der Reformation in der Schweiz zu verbreiten ***). Zollikofer's Vater, der ein ausgezeichneter Jurist war, D. A. Zollikofer von Altklingen, gehörte zu einem jener Geschlechter, die dem Aberglauben der römischen Kirche entsagt hatten. Mit seltenem Geist begabt, hinderten ihn seine juristischen Studien nicht, sich mit Exegese und Dogmatik zu beschäftigen. Er schrieb sogar mehrere Abhandlungen über diese wichtigen Fragen und vereinigte in seiner Bibliothek die besten theologischen Werke, die zu seiner Zeit erschienen. So wuchs denn der junge Zollikofer in einer wahrhaft christlichen Lust und in der Nähe eines Mannes auf, der die Hingebung eines guten Bürgers mit evangelischen Tugenden verband. Seine Mutter, eine verständige und erfahrene Frau, bestärkte jene praktische Richtung in ihm, von der man in seinen zahlreichen Schriften so viele Spuren findet.

In dieser patriarchalischen Familie, in der die Arbeit eine Leidenschaft schien, und Jeder glücklich war, seine Pflicht zu erfüllen, war es nicht schwer, sich zum Fleiß zu gewöhnen. Warum sind heut zu Tage so viele junge Leute aus den höhern Ständen vollendete Muster von Faulheit und Unwissenheit? Warum scheinen sie von dem großen Namen zermalmt, den sie traurig mit sich schleppen? Weil sie in ihrer Jugend nur ein Leben voll Vergnügungen und Verschwendung vor Augen gehabt

*) Dictionnaire universel, art. Saurin, zehnte, von der **heiligen** Congregation des Index gebilligte Auflage.

**) G. Weiss, Notice sur la vie et les ouvrages de Saurin.

***) G. L. Meister, Berühmte Männer der Schweiz — Joachim von Watt, genannt Badian.

haben. Von solchen Beispielen umgeben, werden sie frühzeitig unfähig, zu denken und zu handeln. Zollikofer, dessen Erziehung viel männlicher war, fand schon in seiner frühesten Jugend Geschmack am Studium. Statt die Zeit mit leeren Zerstreuungen zu verschwenden, verbrachte er viele Stunden in der Bibliothek seines Vaters zu, um die Schätze zu benutzen, die er in derselben in großer Zahl vorfand. Sein schöner Geist entwickelte sich regelmäßig unter dem väterlichen Dach, wo Frieden und Heiterkeit herrschte.

Zur Kanzel bestimmt, benutzte Zollikofer alle Hülfsmittel, die ihm St. Gallen darbot, um den Kreis seiner theologischen Studien zu erweitern. Aber da er in dieser kleinen Stadt doch seine glühende Thätigkeit nicht befriedigen konnte, ging er im 19. Jahre nach Frankfurt a. M. Seine Reisen trugen ebenfalls dazu bei, seinem Geist eine frühe Reise zu geben. Er besuchte als Führer des jungen Brennus das Vaterland Wilhelms des Stillen. Holland mit seinem praktischen, muthigen und liberalen Geist, den es der Reformation verdankt, war ganz geeignet, vielfache Gedanken in ihm zu erwecken. Das schöne Gemälde, das Alphons Esquiros in der Revue des deux Mondes *) vom niederländischen Leben gegeben hat, zeigt uns, welche guten Entschlüsse und edle Empfindungen dieses großherzige Volk hervorrufen kann. Es ist kein Zweifel, daß diese Reise Zollikofer von großem Nutzen gewesen ist.

Als er im Jahr 1753 nach St. Gallen zurückkam, bestand er die vorgeschriebenen Prüfungen, um Mitglied der evangelischen Geistlichkeit zu werden. Seine Predigten fanden den Beifall nicht, den sie später erhielten. Er entfernte sich allzu sehr von den bestehenden Gewohnheiten, als daß die nicht sehr gebildeten Zuhörer im Stande gewesen wären, seine Ueberlegenheit zu begreifen. Dagegen gefiel seine Methode dem Kern der St. Gallischen Bevölkerung außerordentlich. Murten, wo er im

*) Vom Jahr 1856.

Jahr 1754 predigte, war ebenso auch zu klein für ein Talent dieser Art. Er ging daher nach Deutschland, wo er Susanna Regina Le Roy kennen lernte, die später seine Frau wurde. Sie verband mit vornehmer Anstand einen lebhaften und scharfsinnigen Geist und besaß selbst wissenschaftliche Kenntnisse. Kurze Zeit nach seiner Verlobung wurde Bollhofer, der sich in der Umgebung von Frankfurt a. M. befand, nach Leipzig als Prediger an der deutschreformirten Kirche berufen (1758).

Die Auszeichnung, die dem St. Gallischen Theologen zu Theil wurde, erlaubte ihm, allen Einfluß auszuüben, der den ausgezeichneten Geistern nothwendig gebührt. Jedermann weiß, daß Sachsen eines der aufgeklärten Länder Deutschlands und selbst Europa's ist. Von der Universität Wittenberg, die von dem Churfürsten Friedrich dem Weisen gegründet wurde, verbreitete sich das mächtige Wort Luthers über die halbe Welt. Leipzig nimmt unter den sächsischen Städten einen ausgezeichneten Rang ein. Die Vaterstadt eines Rästner, Teller, Fabricius, Leibniz und Thomasius besitzt eine Universität, welche eine der berühmtesten in den deutschen Ländern ist. Diese Stadt, die jetzt 70,000 Einwohner zählt, hatte damals schon 30,000. Sie war, wie noch heute, der große Markt des deutschen Buchhandels. Ein christlicher Redner, wie Bollhofer, mußte unter den zahlreichen Studenten, die durch den Ruf der Professoren herbeigezogen wurden, manche Gelegenheit finden, seine Talente und seinen Eifer nützlich anzuwenden. In einer Gegend, die der Sammelplatz aller europäischen Gelehrten war, konnte er zu gleicher Zeit lernen und lehren, den Fortschritten der Wissenschaft folgen, mit den ausgezeichnetesten Männern dieser Zeit Verbindungen anknüpfen, und die edlen Ideen, die sein Leben leiteten, in die weiteste Ferne verbreiten.

In Leipzig wurde Bollhofer bald berühmt. Stets war die Kirche, in der er predigte, überfüllt. Vorzüglich drängten sich die Studenten um seine Kanzel, begierig, sein kräftiges und überzeugungsvolles Wort anzuhören. Viele bewiesen ihm eine

wahrhaft außerordentliche Liebe. Aber auch die andern Stände erfuhren seinen Einfluß. Selbst diejenigen, welche mit irgend welcher vorgefaßten Meinung in seine Predigten gingen, wurden bald vom Zauber seiner evangelischen Einfachheit hingerissen.

Zollitoser's wahrhaft christliche Eigenschaften erwarteten ihm ebenso viele Freunde, als seine Talente. Indem er mit St. Paulus dachte, daß „die Liebe nicht an das Böse glaubt“, beurtheilte er die Andern stets mit Wohlwollen, und betrachtete sie als von den besten Absichten erfüllt, so lange ihn Nichts zwang, seine Meinung zu ändern. Fand er wirklich böse Menschen, so suchte er den Grund davon in den Verhältnissen, in denen sie gewesen sein mochten. Es war ihm nicht unbekannt, welchen schädlichen Einfluß eine schlechte Erziehung, ein beschränkter Geist, unglückliche Triebe und unwiderstehliche Verführungen haben können. Er wußte, wie leicht sich der menschliche Geist täuscht, selbst wenn es sich um die wichtigsten Interessen handelt. Wie könnte man sonst erklären, warum sich so viele Millionen Menschen in Asien, Afrika und Oceanien stumpfsinnig vor den abenteuerlichsten Götzen niederwerfen? warum selbst in unserem zivilisirten Europa der Spanier und Neapolitaner in ihrer Madonna die Herrin des Himmels und der Erde sehen?

Der Anblick der eingewurzelten Irrthümer der Menschheit machte Zollitoser nachsichtig gegen die Andern, und bescheiden im Ausdruck seiner Ideen. Wenn man so viele Menschen in Irrthum versunken sieht, muß man selbst fürchten, nicht vor allen Täuschungen sicher zu sein, man muß dahin arbeiten, sich vor jenem schneidenden dogmatischen Ton zu hüten, der den hauptsächlichsten Charakterzug der beschränkten Köpfe bildet. Daher tadelte er diejenigen mit Sanftmuth und Geduld, die sich von der Wahrheit zu entfernen schienen, ohne ihnen jemals seine persönlichen Ansichten aufdringen zu wollen. Diese Bescheidenheit bewies er gegen Leute vom niedrigsten Stand, wie gegen diejenigen, welche auf ihren Rang und ihren Reichthum

noch so stolz waren. Er verabscheute die Schmeicheleien, welche die Prediger nur allzugerne an den Glücklichen ihrer Zeit verschwenden. Immer ruhig und sich selbst beherrschend, ließ er sich niemals hinreißen, die Günstlinge des Glücks mit dem Weihrauch zu beräuchern, nach dem sie so begierig sind. Da er seine Wünsche zu mäßigen verstand, konnte ihn keine Rücksicht bestimmen, seine Würde kleinlichen Begierden und Berechnungen aufzuopfern.

Die Milde, die Solittofer gegen Alle an den Tag legte, mußte ihm eine tiefe Liebe gegen die Armen Jesu Christi einflößen. Statt nur ihre — oft nur zu entschuldbaren — Fehler zu sehen, dachte er nur an ihre Leiden. Diese machten einen so starken Eindruck auf ihn, daß er oft mit jener edlen Sorglosigkeit um die Zukunft, welche die apostolischen Menschen charakterisirt, über seine Kräfte gab. Aber er begriff sehr wohl, daß die Armen der Stütze noch mehr bedürfen, als der materiellen Hilfe. Daher war er auch Beschützer und Tröster. Welche schöne Stellung hätten in unserer Zeit die Mitglieder der Geistlichkeit, wenn sie sich aufrichtig der Verwirklichung des evangelischen Gesetzes der Liebe widmeten! Aber was sehen wir dagegen? während sich die mächtige römische Hierarchie einzig und allein mit ihren weltlichen Interessen beschäftigt, nimmt in den Ländern, die ihrer Herrschaft am meisten treu bleiben, die Zahl der Armen mit jedem Tage zu.

Belgien ist sicherlich in diesem Fall. Es hat im Jahr 1830 einen seinen Priestern verhassten protestantischen König verjagt. Seit dieser Zeit haben sie auf dieses Land den unstreitigsten Einfluß ausgeübt. Haben sie ihn etwa benutzt, um dem Volk einen bessern Zustand zu bereiten? Wir werden es sogleich sehen. Im Jahr 1839 betrug die Zahl der von Wohlthätigkeitsanstalten unterstützten Belgier 587000. Im Jahr 1849 belief sie sich auf mehr als 900000. Wenn man diese Zahlen zur Grundlage nimmt, kann man die Armen in Belgien auf 1200000 schätzen. Wenn man zu den von der öffentlichen

Wohlthätigkeit unterstützten Armen die hinzufügt, welche von Privatleuten unterstützt werden, so gelangt man zu dem Schluß, „daß unter drei Belgiern Einer von den zwei andern unterstützt werden muß.“ Was thut die Geistlichkeit, um diesem schrecklichen Zustand abzuhelpen? — Im Jahr 1855 kam ich nach Gent, wo mir die Uebersicht der öffentlichen Anstalten in die Hände fiel. Ich kann mein Erstaunen nicht beschreiben, als ich fand, daß in diesem vom Pauperismus zernagten Flandern eine einzige Stadt folgende geistliche Orden besaß: Franziskaner — Karmeliter — Dominikaner — Augustiner — Jesuiten — St. Johannes Brüder — barmherzige Schwestern — unwissende Brüder — die Congregation des heiligen Vincenz von Paula — die Congregation der heiligen Jungfrau — Spitalschwestern — barmherzige Schwestern — Josephinen — Bernhardinerinnen — Paulinerinnen — Schwestern des Kindes Jesus — schwarze Schwestern — graue Schwestern — Theresienschwestern — Carmeliterinnen — die Frauen vom christlichen Unterricht — Schwestern unserer Lieben Frau — Schwestern von St. Paul — Apostolinerinnen — Beguinen.

Jetzt wundere man sich noch über die Fortschritte des Pauperismus in Belgien, wenn so viele fromme Faulleizer und Müßiggänger die beste Kraft des Landes aufzehren!

Zollkofer, den einer seiner Biographen den „Vater der Armen“ genannt hat, hatte im Vaterlande Luthers den traurigen Anblick nicht vor Augen, welchen dieses unter der Verwaltung Napoleons I. und Wilhelms I. einst so glückliche Flandern darbietet.

Bei aller Theilnahme, die man ihm in Sachsen bewies, vergaß Zollkofer das Land seiner Geburt nicht. Ob ihm gleich die tägliche Erfahrung zeigte, wie nützlich seine Gegenwart in Leipzig sei, wendete er seine Blicke häufig nach dem friedlichen Thal, in welchem seine ersten Jahre verflossen waren. Sein Herz sehnte sich nach der großartigen Natur, die ihm fortwährend in seinen Träumen erschien.

Es war ein schöner Tag für den edlen Bürger von St. Gallen, als er im Jahr 1777 seinen Kanton wieder besuchte. Er ging nach Altenklingen, wo sein Bruder David Anton wohnte. Dort befand er sich, wie er es selbst sagte, „köstlich wohl“. Morgens und Abends ging er in den Wäldern und auf den Wiesen spazieren, von wo sich der Blick über den schönen Bodensee erstreckte. In den heißen Tagesstunden las er in den Schattenplätzen des Schlosses. Am liebsten wählte er Miltons Dichtungen, und wenn ihm der republikanische Dichter Englands mit entzückendem Zauber die Lustwäldchen des Paradieses und die Freuden der ursprünglichen Unschuld schilderte, konnte er sich nicht enthalten, das reiche Laub, das ihn vor den Sonnenstrahlen schützte, und jene wunderschönen Gegenden seines Geburtslandes mit Bewunderung zu betrachten, an die er in der Leipziger Ebene so oft gedacht hatte, jener Ebene, die mit dem Blut so vieler Tapfern gedüngt ist und in unsern Tagen die „Völkerschlacht“ gesehen hat. Hat Lamartine in „seiner glänzenden Verbannung“ nicht an die Hügel von Neilly und an seine von der Sonne verbrannten Weinberge gedacht? Klang der Name des Dorfes, wo seine träumerische Jugend verfloßen war, in seiner gerührten Seele nicht

„Wie bekannte Schritte oder eines Freundes Stimme?“

Bevor Zollikofer nach Sachsen zurückkehrte, besuchte er Zürich und dessen lieblichen See. Dort unterhielt er sich mit Lavater, und diese so tief christlichen Geister hatten keine Mühe, sich zu verständigen. Der Zürcher Pfarrer begleitete ihn sogar bis nach Baltschut, wo sich damals der Kaiser Joseph II. befand.

Ein Brief, den Zollikofer an seine Schwester schrieb, als er nach Leipzig zurückgekommen war (vom 26. September 1777), zeigt, wie groß seine Freude gewesen war, wieder in seinem Vaterland, in der Mitte einer Familie, die ihn liebte, zu leben. Aber diesen glücklichen Tagen folgten bald grausame Prüfungen; er verlor die treue Gefährtin seines Lebens. Er kehrte erst im Jahr 1782 mit seiner zweiten Frau in die Schweiz zurück.

Schon litt er an einer Brustkrankheit, die ihn hinwegraffen sollte. Er machte in Gais eine Molkentur, die sehr guten Erfolg hatte. Die Liebe zu seinem Vaterlande, die er stets heilig bewahrt hatte, erweckte den Wunsch in ihm, seine mühsame Laufbahn in demselben zu vollenden. In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte er sich beständig mit der Ausführung dieses Plans. Aber der Tod, der ihn im Januar 1788 in Leipzig überraschte, verhinderte ihn, denselben zu verwirklichen.

Sein Leichenbegängniß war ein wahrer Triumphzug. Mehr als dreihundert Studenten, ein großer Theil der Beamten, Gelehrte, Kaufleute, Künstler, Handwerker begleiteten seine sterblichen Ueberreste. Die Trauer war allgemein. Indem Sachsen einen Mann beweinte, der den thatenreichsten Theil seines edlen Lebens auf seinem Boden zugebracht hatte, schien es einen seiner erleuchteten Söhne verloren zu haben.

XCIV.

Wer redet, was recht ist, der wird in der Höhe wohnen.

Jesaias 33, 15. 10.

Zollitoser hat sich vorzüglich als Kanzelredner einen wohlverdienten Ruf erworben. Die bündereiche Sammlung seiner Predigten*) gibt einen Begriff von dem hohen Talent dieses eifrigen Dieners des Evangeliums. Was Zollitose's Predigten insbesondere charakterisirt, das sind seine erhabenen Ansichten über das Wesen des Christenthums, verbunden mit einem in der Schweiz leicht zu findenden praktischen Sinn, in Folge dessen er das Evangelium als zur Erziehung des Menschengeschlechts

*) 15 Bde. 8°. Lpz. 1789—1804.

bestimmt ansieht. Man lese die jetzt beliebten Redner des römischen Katholizismus; man wird erstaunen, daß der wahrhaft evangelische Unterricht darin so wenig beachtet wird. Bald spricht man von den Wundmalen eines unsinnigen Priesters wie Franz von Assisi, bald von den seltsamen Verzüchtungen einer Theresia oder Katharina von Siena; heute von den Vorrechten und der Hoheit der Päpste, und morgen von dem Marienmonat, von dem heiligen Herzen Jesu oder vom Wege zum Kreuz. Bisweilen hört man noch ganz andere Ueberspanntheiten. Wer kennt nicht die merkwürdigen Predigten des Dominikaners Lacordaire, namentlich seine Rede über „die Bestimmung des französischen Volks“, daß er zu einem neuen Volke Gottes macht, dessen sämtliche Glieder im Himmel mit einem besondern Zeichen bezeichnet sein werden (wahrscheinlich mit dem Kreuz der Ehrenlegion). Und was ist nach der Ansicht dieses Mönchs der größte Ruhm „des alten fränkischen Volks?“ Daß es „die heilige Liga“ organisirt hat! Er hätte die Bartholomäusnacht zu den Heldenthaten hinzufügen können, welche wir sind dessen überzeugt, ein Guizot, Cousin, Mignet, E. Duiet, Thiers und alle großen Geister, auf welche das Frankreich des 19. Jahrhunderts mit Recht stolz ist, sicherlich nicht bewundern. Louis von Loménie hat in seiner geistreichen „Biographie der Zeitgenossen von einem unbedeutenden Menschen“ *) dieser seltsamen Art, das Evangelium zu predigen, seit langer Zeit ihr Recht widerfahren lassen. Und doch ist Lacordaire noch der aufgeklärteste, freisinnigste und aufrichtigste von allen römischen Kanzelrednern! Wie Vieles müßten wir noch sagen, wenn wir die Redner der Marienmonate, die Lobredner des heiligen Philomena, der Wunder des Fürsten von Hohenlohe, von la Salette, Rimini, Fossombrone und Einsiedeln besprechen wollten!

Bollitofer's Standpunkt ist allerdings sehr verschieden und

*) Art. Lacordaire.

sein Zweck ist ernster. Es ist weder ein Redekünstler, noch ein mystischer Deklamator, sondern „ein Diener des heiligen Evangeliums“. Sein Hauptgedanke ist, Gott in seiner Größe und Güte zum Bewußtsein zu bringen. Um aber Gott erkennen zu lehren, muß man ihn nicht als einen Hentke darstellen, der immer das Schwert in der Hand hat, „um seine Kirche zu rächen (d. h. die Geistlichkeit*), als einen unbarmherzigen Herrn, der Freude daran findet, Millionen schwacher und unwissender Menschen in das ewige Feuer zu stürzen. Dieser Gott, den uns Massillon in seiner Predigt „über die kleine Zahl der Auserwählten“ in schwarzen Farben malt, ist nicht der Gott des Evangeliums, noch der, den Zollikofer anbetet. „Gott ist die Liebe**) und er will seinen dreimal heiligen Namen in unserm Herzen und nicht auf unsern Lippen finden. Diese Gottesverehrung „im Geist und in der Wahrheit“ ***) ist die, welche der St. Gallische Prediger im Sinne unsers göttlichen Meisters anempfiehlt. Wenn wir Gott lieben, der „vollkommen“ ist, so werden wir versuchen, „vollkommen zu werden, wie unser himmlischer Vater“ †). Statt sich mit den Unterhaltungen des Antonius von Padua ††) mit den Fischen, oder mit den Gesprächen des Franz von Assisi mit den Schwalben zu beschäftigen, arbeitet Zollikofer, der diese Wahrheit vortrefflich versteht, vorzüglich dahin, den Charakter seiner Zuhörer zu bessern, und das häusliche Leben mit dem Christenthum, diesem erhabenen Gesetz, das mit Selbstverläugnung und Muth erfüllt, zu durchdringen.

*) Der Pharisäismus der römischen Geistlichkeit ist vor Kurzem von zwei Schriftstellern dieser Kirche kräftig geschildert worden: Huet et Bordas-De-Moulin, Essai sur la réforme catholique.

**) Ὁ Θεὸς ἀγάπη ἐστίν. (Joh. 1. Epistel 4, 8.)

***) Ἐν πνεύματι καὶ ἀληθείᾳ. (Joh. 4, 23.)

†) Ἔσεσθε οὖν ὑμεῖς τέλειοι, ὥσπερ ὁ πατὴρ ὑμῶν ὁ ἐν τοῖς οὐρανοῖς πέλειός ἐστι. Matth. 5, 48.)

††) S. Cortona, Vita e miracoli di S. Antonio di Padova.

Er besaß die bewundernswürdige Kunst, in einer eindringlichen Sprache, mit einem tief religiösen und christlichen Sinn Fragen zu behandeln, von denen man vor ihm behauptete, daß sie nicht in das Gebiet der Kanzel gehörten, und die man aus falschem Gefühl von derselben verbannte. Gerade dieses verlieh seinen Predigten den meisten Reiz. Man kann die Predigten über die weltlichen Freuden und diejenigen, welche von den Verdiensten des Menschen handeln, als Muster dieser Predigtweise anführen. „Man hat gefunden,“ sagt P. Scheitlin, „daß er in der gesuchten Wahl des Ausdrucks, in den Betrachtungen, in dem mäßigen Gebrauch der Bilder, in der Harmonie und Klarheit der Gedanken, in der Leichtigkeit und Durchsichtigkeit des Vortrags, in der Würde und Einfachheit dem großen Cicero, diesem berühmtesten Redner der Römer, ähnlich war“ *).

Zollitosers Charakter erhöhte den Eindruck, den sein Talent hervorbrachte. Immer bestrebt, dem Beispiel Christi nachzueifern, war er voll Geduld und Umsicht gegen die Sünde. Er erinnerte sich, daß der Fluch des menschengewordenen Wortes nicht an die schwachen, von den Verblendungen des Lebens verführten Seelen gerichtet ist, sondern an die heuchlerischen Priester, an die herzlosen Reichen, an die hochmüthigen Pharisäer, an die nach Gold und Macht gierigen Schriftgelehrten. Daher war er auch nicht Einer von denjenigen, welche den Blick des Himmels stets gegen die Armen und Geringen schleudern, und die sich alle Mühe geben, „leichte Andachten“ (dies ist der Titel eines Buches des Jesuiten Lemoyne **) für die Glücklichen der Welt zu erfinden. Das heuchlerische Christenthum, das jeden Tag mehr Macht gewinnt, hatte seine evangelische Seele empört, wie es den Pfarrer Claude empörte, dem

*) P. Scheitlin, Ueber Georg Joachim Zollitoser von St. Gallen, hochberühmter Prediger in Leipzig.

**) Es ist im Jahr 1652 erschienen. Man sieht, daß die Politik der Nachfolger des heiligen Ignatius nicht von heute stammt.

Bungener in seiner vortrefflichen Schrift: „Eine Predigt unter Ludwig XIV.“ eine so schöne Rolle ertheilt.

Weil ich so eben einen Genfer Prediger erwähnt habe, so fühle ich mich glücklich, bemerken zu können, daß die Schweiz noch Männer aufzuweisen hat, welche wie Zollikofer mit den Arbeiten des evangelischen Pfarramts ein Schriftstellertalent verbinden, das ihren Namen mit Recht berühmt gemacht hat.

Ich habe Bungener den Geschichtschreiber der Trienter Kirchenversammlung genannt. Ich kann Binet, Chastel, Merle d'Aubigné und Gaberel nicht mit Stillschweigen übergehen. Der Ruf Binets, den der Kanton Waadt beweint, ist heute durch ganz Europa verbreitet. Die Werke des Professors Chastel, Verfassers der „Römischen Kirche in ihrem Verhältnisse zur Entwicklung der Menschheit“, haben Seitens der großen gelehrten Körperschaften Frankreichs die schmeichelhafteste Auszeichnung erhalten. Die gelehrte „Geschichte der Reformation“ von Merle d'Aubigné hat selbst in Amerika zahlreiche Leser gefunden, und Charles de Rémusat hat in der Revue des deux Mondes dargethan, wie sehr dieser Erfolg verdient war. Gaberel hat sich ebenfalls durch zwei gründliche Werke, die „Geschichte der Genfer Kirche“ und „Voltaire in Genf“ bekannt gemacht. In Gaberels Arbeiten lebt ein schöner evangelischer Geist, der die Interessen der Wahrheit über alle Rücksichten setzt. Wenn er die Geschichte der Kirche erzählt, der er als Pfarrer angehört, verbirgt er weder ihre Irrthümer, noch ihre Fehler. Ein wahrer Diener des Evangeliums, hat er Allen Eintracht und Tölbung gepredigt, und er hat die Rechte der freien Prüfung kräftig zu behaupten verstanden. Als er den Charakter und den Einfluß Voltaires besprach, hat er sich dieser schwierigen Aufgabe mit einer Aufrichtigkeit entledigt, welche den höchsten Begriff von seiner wahrhaft christlichen Redlichkeit gibt. Er hat sich nicht gescheut, den Diensten, welche die religiöse Freiheit Voltairen verdankt, glänzende Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und zu zeigen, daß der entartete Katholi-

zismus viel dazu beigetragen hat, ihn zu verhindern, die Erhabenheit der Lehren Christi zu begreifen.

Zwei französische Geistliche, Adolf Monod, dessen Bedeutsamkeit von G. Guizot im Journal des Debats so schön gewürdigt worden ist, und Athanasius Coquerel, der frühere Abgeordnete von Paris und Pfarrer der Kirche dieser Stadt, haben sich nicht nur durch wirkliche Rednertalente, sondern auch wie Chastel, Binet, Merle d'Aubigné und Gaberel durch bemerkenswerthe Schriften ausgezeichnet. Wer kennt nicht „Die Frau“ des beredten Monod und die „Antworten an den Dr. Strauß“ von Coquerel? Die protestantische Kanzel ist somit nicht so unfruchtbar, als es die Anhänger Roms behaupten. Zudem habe ich nur von Genf und Frankreich gesprochen, und man weiß, daß die Protestanten seit dem Widerruf des Edicts von Nantes und den Dragonaden im französischen Kaiserreich wenig zahlreich sind.

Wie groß auch die Talente eines Saurin, Spalding, Claude, Bollitofer, Coquerel, Monod u. a. m. sind, so wird Niemand daran denken, sie gewissen Kanzelrednern des römischen Katholizismus, einem Bossuet, Bourdaloue und Massillon gleichzusetzen. Dagegen fällt ihre Vergleichung mit Fléchier, Mascaron, Maury und Mac-Carthy zu ihrem Vortheil aus. Aber wenn man die berühmten katholischen Prediger von den ältesten Zeiten bis zu Lacordaire mit den Rednern unserer Kirche zusammenstellt, so ist es offenbar, daß der Vortheil nicht auf Seite des Papstthums ist. Die Originalität unserer Theologen ist in der That weit größer als die eines Bossuet oder Bourdaloue. Athanasius der Große, Gregor von Nazanz, Gregor von Nyssa, Basilus der Große, Chrysostomus betraten ohne Vorbilder eine noch nicht betretene Bahn. Sie sind im Gegentheil ihren Nachfolgern so sehr nützlich gewesen, daß der berühmte Verfasser der „Leichenreden“ *) sich häufig darauf

*) Massillon. (Anm. d. Uebers.)

beschränkt, sie zu übersehen oder ihren rednerischen Schwung nachzuahmen. Sie haben die heilige Beredsamkeit nicht sowohl vervollkommnet, als vielmehr recht eigentlich geschaffen. Wenn man nun auch bei ihnen die Vollenbung der Form nicht fände, die sie in so hohem Grade charakterisirt, so würde ihnen der Umstand, daß sie die frühesten Kanzelredner waren, unstreitig den ersten Rang zuweisen. Wer würde sich wohl einfallen lassen, die Römer Virgil, Cicero, den Tragiker Seneca, Horaz neben Homer, Demosthenes, Sophokles und Pindar setzen zu wollen? Diejenigen, welche Bourdaloue, Bossuet und Massillon einem Athanasius, Basilius und Chrysostomus vorziehen, gleichen sie nicht denen, welche Boileau dem Verfasser der „Epistel an die Pisonen“ gleich stellen?

Ich will mich nicht bei einer rein literarischen Frage aufhalten. Ich will versuchen, eine andere, weit wichtigere zu besprechen. So sehr ich, wie nur irgend Jemand, das Genie Bossuets und das Talent Bourdalou's bewundere, so gestehe ich offen, daß ich sie nicht sehr evangelisch finde. Ich spreche nicht von dem Aberglauben, den sie mit seltsamem Eifer vertheidigen, ich will nicht davon reden, wie sehr es mich befremdet, Bossuet von der unbefleckten Empfängniß Mariä mit solchem Feuer sprechen zu hören, als ob es sich um das Dasein Gottes handelte; ich will von diesen rein theologischen Götzendienereien schweigen. Aber wie sollte ich nicht von dieser Verehrung des absoluten Königthums Ludwigs XIV. sprechen, bei welcher diese beiden berühmten Redner alles Gefühl für die Würde ihres geistlichen Amtes verlieren*)? Wenn sich ein Privatmann die Hälfte der Launen des großen Königs erlaubt hätte, würde

*) Ich will hier die Betrachtungen nicht wiederholen, welche ich in einer Abhandlung über das Papstthum weltläufig entwickelt habe, die ich im Athenischen „Spectateur“ in französischer Sprache bekannt gemacht habe, und die in der Turiner Zeitung „Il Diritto“ in's Italienische übersetzt worden ist.

man ihm nicht die furchtbarsten Drohungen zugerufen haben? Weil es sich aber um einen Fürsten handelt, der durch den Widerruf des Edicts von Nantes und die Anordnung der Dragonaden der Geistlichkeit die theuersten Interessen Frankreichs opferte, macht man aus einem Monarchen, dessen Leben mit den Grundsätzen der gewöhnlichsten Sittlichkeit im Widerspruch stand, einen David, einen Josaphat, einen Ezechiel. Die Unabhängigkeit der christlichen Kanzel ist mit dem politischen System des römischen Katholizismus offenbar unverträglich. Man schleudert die entsetzlichsten Bannflüche gegen die oft sehr entschuldbaren Gebrechen des Volks, aber man ist voll Schonung gegen die tausendmal strafbareren Laster der Mächtigen, deren Gold oder Einfluß der Geistlichkeit nothwendig sind. Wenn sich unter den römischen Priestern einige finden, die das Evangelium dieser verbrecherischen Politik vorzuziehen wagen, werden sie, wie Savonarola *) dem Scheiterhaufen überliefert, oder wie Lacordaire als Verdächtige behandelt, und sie schließen ihr Leben in der Verbannung oder in der Dunkelheit **).

Die berühmten Prediger der orientalischen Kirche haben mehr Unabhängigkeit bewiesen. Man weiß, mit welcher Entschlossenheit Athanasius der Große und Basilius der Große gegen die Byzantinischen Herrscher kämpften. Ich beschränke mich darauf, den berühmtesten Redner unserer Kirche anzuführen, Johannes Goldmund (Chrysostomus), mit welchem die römischen Abendländer ihren Bossuet so oft verglichen haben. Die Verschiedenheit zwischen diesen beiden Bischöfen ist so groß, als zwischen

*) S. Carle, Hist. de Fra Savonarola. — Madden, Life and martyrdom of Savonarola illustrative of the history of church and state connection.

**) S. Lorain, Biographie du R. P. Lacordaire, und De Loménie, Le P. Lacordaire pas un homme de rien. Die erste Lebensbeschreibung ist, wie die von Mirecourt, gar sehr enthusiastisch, die zweite weit weniger lobrednerisch.

dem römischen Katholizismus und dem Evangelium. Chrysostomus fürchtete weder Kaiser noch Kaiserinnen, noch Maitreffen, weder die Großen, noch den Hof. Er griff mit einer Entschlossenheit und einer Freiheit, welche unsere Zeitgenossen ohne Zweifel Socialismus nennen würden, die Laster aller Stände, vornämlich die Zügellosigkeit der höheren Klassen an. Die Kaiserin Eudoxia, ein verwegenes und lasterhaftes Weib, hatte keinen muthigeren Gegner. Er hätte sich nicht sklavisch vor der Frau von Montespan gebeugt und die Herzoge von Maine und Toulouse als königliche Hoheiten behandelt. Er scheut die Höflinge und die Reichen ebensowenig als die Despoten in Constantinopel. Mit apostolischem Feuer greift er jene Selbstsucht an, die sie antreibt, die Wände ihrer Paläste oder die Pferde an ihren Wagen mit kostbaren Stoffen zu bedecken, während die Armen Jesu Christi weder Brod noch Kleider haben; jene Sinnlichkeit, welche sie ein augenblickliches Vergnügen der reinen Freude, die Vorkehrung der Elenden zu sein, vorziehen läßt; jenen Hochmuth, der sie zu dem Glauben bewegt, daß sie von einer höheren Natur seien, als die andern Menschen*). Er begnügt sich nicht, „die erhabene Würde der Armen in der Kirche“ in spekulativer Weise hervorzuheben; er fordert auch ihre unverjährbaren Rechte zurück. „Es ist nicht gerecht,“ ruft er laut aus, „daß die Einen zu den Leiden des Elends und zur Qual des Hungers verurtheilt seien, während die Andern beträchtliche Summen für eine ausgesuchte Speise oder kostbare Hausgeräthe verschwenden.“ Fortwährend verlangt er die Gleichheit der Menschen vor Gott und dem Evangelium. Im 4. Jahrhundert und unter dem eisernen Szepter der Byzantinischen Kaiser wagte er, die Menschenrechte zu verkündigen, welche die

*) Wenn man die Werke des großen Redners nicht selbst lesen will, so kann man in Martin-Doisy, Histoire de la Charité sehr merkwürdige Stellen finden.

abendländischen Schriftsteller als eine Entdeckung des 18. Jahrhunderts zu betrachten scheinen.

Der Muth des edlen Bischofs war um so bewundernswürdiger, als ein Patriarch von Constantinopel nicht mehr als ein anderes Mitglied der Kirche vor der Rache „Seiner Ewigkeit“ des Kaisers des neuen Roms sicher war. Das Königthum wird sich immer mit einer servilen Priesterchaft vollkommen verständigen, die das Volk lehrt, daß, wenn es die Launen des absoluten Fürsten tadelt, es der „göttlichen Ordnung“ widerstrebe, und daß an einem rechtgläubigen oder römischen Kaiser Alles bewundernswerth sei. Aber ein Kaiser oder König duldet niemals, daß sich eine unabhängige Kanzel vor seinem Throne erhebe; daß ein wahrer Diener des Evangeliums ihn daran zu erinnern wage, wie die Pflichten eines Fürsten tausendmal unabweislicher seien, als die des niedrigsten Unterthanen, und daß Gott die Monarchen von seinem Antlitz verwerfe, welche, wie Salomon, Jerobeam, Achaz die Völker ihren Vergnügungen und ihrer Selbstsucht opfern. Man darf sich also nicht wundern, daß die Wunderthäter Gregor, Athanasius, Basilius, Cyrillus von Jerusalem, Gregor von Nissa, Chrysostomus sämmtlich in die Verbannung geschickt wurden. Ich gebe zu, daß die Methode der Höflingsbischofe Ludwigs XIV. bequemer ist. Es ist ohne Zweifel angenehmer, „Bischof von Meaux, Geheimerath des Königs, Lehrer Seiner Königlichen Hoheit des Dauphin“ u. s. w. zu sein, als, wie Chrysostomus, auf den asiatischen Wegen vor Müdigkeit zu vergehen, weil er mit der ganzen Freiheit der Apostel den Hochmuth der Großen und die zügellosen Ausschweifungen der Höfe getadelt hatte. Aber die Gegenwart ist nicht Alles, und wie der unsterbliche Geschichtschreiber des kaiserlichen Roms mit einer gerechten Strenge sagt: »*Suum cuique decus posteritas rependit*« *).

Nach dem Gottesdienst verließ ich das Thal. Der entner-

*) „Die Nachwelt wägt Jedem zu, was ihm gebührt.“ (Tacitus.)

vende Föhn wehte sanft durch die Kirschbäume und Fichten auf den Höhen. Ein niederdrückendes Gefühl ergriff mich wie eine traurige Ahnung. Und wirklich lud mich ein Bote der Daina ein, zu meiner jungen Freundin zu kommen. Es war der letzte Tag, den wir zusammen verlebten. Am folgenden Tag saß ich an ihrem Bette, wo sie schön und marmorkalt lag, und am Abend stand ich neben dem Sarg in dem Schiff, der sie in ihre letzte Wohnung brachte. Es wurde ihr ein blumenreiches, von den klaren Wellen des Brienzersees bespültes Bette auf der unbewohnten Insel bei Iseltwald zu Theil. Ich verließ sie unter den Kastanienbäumen, wo der Schatten dicht und die Ruhe feierlich ist, und ging getröstet hinweg, denn ich wußte, daß sie das Ende ihrer Schmerzen erlebt habe.

XCV.

Gern weil ich auf Schlachtfeldern, wo Manneskraft
Gegen List und Verrathiegend gefallen ist,
Wo die ernste Geschichte
Mich in stille Betrachtung senkt.
Aus dem „Wanderer in der Schweiz.“

Habe ich mich, seit ich auf diesem gesegneten Boden wandere, einen einzigen Augenblick müde gefühlt? Habe ich mich, eine in diese Berge verirrte Pilgerin, ein einziges Mal über den staubigen Stab gebeugt, der mich auf so langen Reisen begleitet hatte? Nein! mein niedergeschlagener Geist hat sich wieder belebt; mein ganzes Wesen hat ein neues Leben empfunden; ich habe mir gesagt: das Glück ist möglich! Die Hoffnung ist von dieser Welt nicht verschwunden! — Nichts ist verloren! — und der Ewige hat sich mir unter der Gestalt gezeigt, die Er in meinen ehe-

maligen Träumen hatte, als wohlthätige Macht, welche alle Geschöpfe mit ihrer unvergleichlichen Güte überhäuft. Ich habe den Gott der Gerechtigkeit wieder gefunden, nach welchem ich mich in dem unerträglichen Zwang der despotischen Sklaverei seit so langer Zeit sehnte. Wenn ich diese Berge, diese Thäler, diese unvergleichlichen See'n verlasse, so muß ich eben noch mehr Prüfungen bestehen, denn die Thränen sind eine Taufe, welche man unaufhörlich wiederholen muß, wenn man sich von den Resten der Selbstsucht und der menschlichen Schwachheit reinigen will.

So lasse ich meine heißesten Empfindungen in diesen Felsen als einen Schatz zurück, den einst wiederzufinden mir so großes Glück bereiten würde! Möchten sie, diesen goldenen Wolken gleich, sich aus den Thälern in den grenzenlosen Luftraum erheben, zu dem aufsteigen, der keine Bitte zurückweist!

Indem ich also träume, Emanuel, entferne ich mich langsam von den herrlichen Thälern des Oberlandes und von jenem Boden, den ich wegen seiner Freiheit so sehr liebe. Ein Wagen reißt mich in diesem Augenblick durch die engen Schluchten, die Wasserfälle, die Felsen und die Wälder des ehemaligen Bisthums Basel.

Ich habe mich einen Augenblick umgeschaut, um dieses ewig geliebte Land noch einmal zu überblicken, das ich hinter mir zurücklasse. Wie wenn es mich noch einmal alle seine Schönheiten hätte wollen bewundern lassen, zeigte es sich mir in einem himmlischen Licht, dem Heiligenschein gleich, der an dem Haupte der Jungfrauen erglänzt, welche begeisterte Maler betrachten. Die drei Gipfel des Eigers, des Mönchs und der Jungfrau funkelten allein aus den purpurnen Wolken hervor, während ein leuchtender Nebel die übrige Landschaft umhüllte. Bei ihrem Anblick schwang sich meine Seele mit unwiderstehlicher Kraft gegen ihre erhabenen Gipfel, um bald in ihre Wünsche und Verzweiflung zurückzufallen.

Ich hörte zu gleicher Zeit an meiner Seite die Seufzer eines jungen Mannes, der sein Vaterland verließ, um in die neue

Welt zu ziehen. Auch er war dem Schmerz hingegeben. Ach! wie ohnmächtig war ich, ihn zu trösten! — Meine Bitterkeit schien der seinigen gleich zu sein; denn das Herz schafft sich da ein Vaterland, wo es Staatsverhältnisse trifft, die seinen freien Trieben, seinem ewigen Bedürfniß der Unabhängigkeit entsprechen.

Die Nacht war angebrochen. Der Mond beschien zuweilen geheimnißvoll gewisse Theile der großartigen Straße, die ich durchzog. Wenn das Rollen des Wagens auf Augenblicke nachließ, hörte ich das Geschrei der Nachtvögel sich in das Brausen der Gießbäche mischen, die in den tiefen Schlünden aufseufzten, ich hörte das Rauschen der vom Winde gewiegten Fichten auf dem düstern Ramm der Felsen, ein Rauschen, das mit der flammenden Stimme des Oceans zu vergleichen war.

Das Morgenroth hatte kaum die Landschaft geröthet, als ich durch die Verschanzungen von Basel fuhr, dessen massive Thore mich an das gefährvolle Leben des Mittelalters erinnerten. Gewisse Städte haben eine Physiognomie, die dem Charakter und den Sitten derer entspricht, die in ihren Mauern leben; der Mensch hat sich darin eine Wohnung gebaut, die mit seiner Phantasie und seinen Neigungen in der nächsten Beziehung steht. Die gelehrte und thätige Stadt, welche Erasmus zu seinem Aufenthalt gewählt hatte, trägt dieses Gepräge auf das Vollständigste. Hier findet man keine schönen blauen See'n, welche der Lage von Beven, Genf, Zürich, Thun, Lugano, Zug und Locarno so hohen Reiz verleihen; nicht jene sanfte südliche Sonne, welche die alten Festungswerke von Bellinzona und die bleichen Delbäume von Mendrisio bestrahlt; sondern düstere und dumpfe Straßen, eine Ebene ohne Charakter, einen Himmel, der oft mit Rheinnebeln überdeckt ist. Man sieht auch jene sorglose und muthwillige Bevölkerung nicht, welche am Abend an dem nördlichen Ufer des Comersees singt. Ein thätiges, ernstes, vom Handel, von der Sorge um die Bank und die Berechnungen der Börse absorbirtes Volk geht gleichgültig bei den Reisenden vorüber. Selbst der Fluß hat noch nicht die Pracht, die er

weiterhin am Fuß der Städte gewinnt, auf denen die Fahnen des schwarzen Adlers flattern, oder unter den Mauern der herrlichen Burgruinen, die sich in seinen schönen Wellen abspiegeln. Beim ersten Blick liegt der ganze Reiz dieser mit Recht berühmten Stadt in der vortrefflichen Reinlichkeit, die überall herrscht und ein bequemes und angemessenes Leben andeutet.

Da jedoch dieses Streben nach fortschreitender Bildung im 16. Jahrhundert zu Basel eben so unbekannt sein mußte, als sonst wo, fragt man sich, welchen Reiz diese Stadt für Erasmus haben konnte. Ich habe es erst verstanden, als ich den Hügel erstieg, der sich von der unteren Stadt bis zum Münster erhebt. Ich blieb auf der Terrasse bei diesem Tempel mit unbeschreiblichem Wohlbehagen und Ruhe stehen. Von dieser erhöhten Stelle, welche die Pfalz heißt, folgt das zerstreute Auge durch die Stadt dem Lauf des Flusses. Es ist, als ob die längs seiner Ufer gereihten Häuser begierig wären, dieses breite Gewässer zu betrachten, das so viele reiche Paläste, so viele herrliche Hügel, so viele fruchtbare Wiesen bespült.

Von den bescheidenen Dächern von Klein-Basel verirrt sich mein Blick auf die grauen Abhänge des Großherzogthums Baden und in die düstern Gebirge des Schwarzwaldes. Unter dem Schutze dieser Kastanienbäume, welche den Schatten ihrer gefiederten Blätter verbreiten, bewundere ich träumend das unermessliche Gebiet jenes stolzen germanischen Volksstammes, das sich von Polen bis in das Herz Helvetiens, und von den Ufern der Nord- und der Ostsee bis in die grenzenlosen Ebenen ausdehnt, in denen sich die slavischen Reiter verlieren. Welche bewunderungswürdige Welt von Krieg, Wissenschaft und Poesie! Ich sehe im Geiste den Helden Hermann unter den alten Eichen seine Streitart über dem Haupte der Soldaten des Varus schwingen, ich sehe jenen Wittekind, der das Glück des Frankenreichs eine Zeitlang zweifelhaft machte, Karl den Großen, der die wilden Hunnen bis in die entferntesten Schlupfwinkel verfolgte, und jene Reihe von Cäsaren, welchen das heilige

römische Reich Ehre und Glanz verdankt: Otto den Großen, der den Thron des großen Karl wiederherstellte, Konrad III., Friedrich Rothbart, die furchtbaren Hohenstaufen, deren Name jetzt noch die Furcht des Papstthums ist, Rudolf von Habsburg, diesen Wohltäter der Völker, Karl V., in dessen Staaten die Sonne nicht unterging, Maria Theresia, welche die Ungarn „den König“ nannten, Joseph II., der mit den Päpsten einen ruhmvollen Kampf begann. Am nebligen Horizont erheben sich jene Städte, welche mehr als das Schwert Hermann's und Karl's zum Ruhm des deutschen Volks beigetragen haben, Heidelberg, Freiburg, Leipzig, Tübingen, Königsberg, Jena, Berlin, Halle, Göttingen, Bonn, jene mit Recht berühmten Hochschulen, aus denen so viele Philosophen, Gelehrte, Dichter, so viele, in allen Zweigen des menschlichen Wissens ausgezeichnete Männer hervorgingen. Luther, Melancthon, Leibniz, Klopstock, Kant, Lessing, Wieland, Schiller, Goethe, Hegel, H. Heine — ich sehe sie, die Stirne mit dem Lorbeer des Genius bekränzt, aus jenen Schulen hervorgehen.

Aber mein Blick wird schärfer. Nachdem er die Vergangenheit überschaut hat, ergründet er die Tiefen der Zukunft. Er sieht das Deutschland Luther's und Fichte's, von geistigen Siegen gesättigt, die politische Freiheit zurückfordern, deren Vorrecht die Tochter Hermann's ihren Schwestern England, Holland und Scandinavien nicht überlassen darf.

Der Degen Wittekind's glänzt in ihren Händen, wie das Schwert des Erzengels. Bei ihrem Anblick kriechen, im Staube niedergeworfen, die Tyrannen, welche ihre edle Stirn so oft mit Ketten belastet haben. Sie wiederholt mit donnernder Stimme die beredten Worte Luther's und Hutten's gegen das päpstliche Babylon, und die entzündeten Völker glauben den Wittenberger Apostel zu hören. Sie zerbrechen die Ketten noch einmal, welche von den Nachfolgern Leo's X. bis an die Ufer der Donau gebracht wurden. Das Feuer, mit welchem der große Reformator die römischen Decretalien verbrannte, verzehrt die schnöden

Verträge, durch welche die unwürdigen Nachfolger der Hohenstaufen die heiligen Freiheiten des deutschen Vaterlandes dem Fremden überliefert haben. Stolz darauf, seine Söhne als Heroen an den Ufern des Mississippi und des Ganges, wie an dem Strande Neuseelands und Australiens zu sehen, begnügt sich das einige und wiedergeborene Deutschland nicht mehr mit dem Ruhm des Gedankens. Es will auch zur That sich erheben, wie das freie England, wie das geschäftige Holland, wie das unerschrockene Schweden; es will den romanischen Völkern die Bruderhand reichen und mit Riesenschritten auf dem Wege des Fortschritts und der Freiheit vorwärts gehen.

Aber der Nordwind, der durch die einsamen Gänge des Münsters pfeift, dessen aus röthlichem Granit erbaute Thurmspitzen die Rheinnebel zerreißen, verscheuchte meine Träume. Doch verschwanden jene Eindrücke nicht ganz. Unter diesen geräumigen Hallen, sagte ich mir, betrachtete einst Erasmus die schönen, von demjenigen Volke beherrschten Gegenden, dessen Blut in seinen Adern rollte. Wie Erasmus wird Deutschland wegen seines tiefen Geistes bewundert. Aber hat es nicht auch mehr als einmal seine hohe Aufgabe unerfüllt gelassen, weil es die Nothwendigkeit einer kräftigen und schnellen That nicht begriff? Möge es, wie der Rotterdamer Weise, die Thorheit und den Aberglauben der Menschen aufdecken, aber es denke auch daran, die mächtige Thatkraft Luther's nachzuahmen, und nicht die beständige Unentschlossenheit des Verfassers „der Gespräche“ nachzuahmen. Möge Deutschland nie vergessen, daß die erste Stelle in der Geschichte der Menschheit nicht den Verehrern der erhabenen Ideen jener Männer gebührt, sondern Denen, welche zu handeln und zu kämpfen verstehen.

XCVI.

Herrlich ragest du weit über den grünen Rhein,
Basels dunkler Dom!

Aus dem „Wanderer in der Schweiz“.

Als die Sonne mit ihren zu lebhaften Strahlen zu brennen begann, folgte ich dem Rüster in das unermessliche Schiff des Münsters. Als ich das Chor verließ, stiegen wir auf einer engen Treppe in den Saal, wo einst die Kirchenversammlung ihre Sitzungen hielt. Eine von den fünf Congregationen versammelte sich dort, während die Kirche für die allgemeinen Versammlungen bestimmt war. Dieser Saal wird von vier gothischen Fenstern erhellt; das Licht fällt auf die Büste des Erasmus, die auf einem Tisch steht und mit der Doktormütze bedeckt ist. Erasmus hier! — welche merkwürdige Zusammenstellung! der furchtsame Reformator erscheint allein in diesem verlassenen Saal, wo Bischöfe, die, wie er, fortgesetzte Bedenklichkeiten hatten, eine unentschlossene Hand gegen das wurmstichige Gebäude des Papstthums erhoben.

Diese Kirche ist unter allen Denkmälern vielleicht dasjenige, welches am besten daran erinnert, wie ohnmächtig die Menschen sind, wenn es ihnen an Energie fehlt. Hier ruht Erasmus, der sich den Ruhm erwerben konnte, der Vater der Reformation im 16. Jahrhundert zu sein. Hier versuchten, obgleich auf sehr ungenügende Weise, die Prälaten des Abendlandes der Revolution zuvorzukommen, welche der Herrschaft des Papstes Länder entriß, die wegen ihrer Aufklärung, ihrer Freiheit, ihrer politischen Verfassung an der Spitze der europäischen Civilisation stehen.

Rom hatte gehofft, als es Johann Hus und Hieronymus von Prag verbrannte, die Reformation unmöglich zu machen. Aber der Himmel war so vieler gerichtlichen Morde müde und

das Blut der Opfer schrie überall nach Rache. Ueber die Treulosigkeit und die Grausamkeit der Konstanzer Kirchenversammlung entrüstet, welche, um den Groll der Priester zu befriedigen, die göttlichen und menschlichen Gesetze verletzt hatte, erhoben sich die Böhmen Mann für Mann. Das Papstthum glaubte, daß es dieselben vertilgen würde, wie es einst die Abigener vernichtet hatte. Es nahm daher ihre Zuflucht zu einem Kreuzzug. Aber Böhmen fand die mächtige Leitung, die dem südlichen Frankreich gefehlt hatte, in eben so unerbittlichen als unüberwindlichen Führern. Johann Ziska schwor, die Konstanzer Märtyrer zu rächen. Er erfüllte seinen Eid in einer Weise, daß die unredlichen Richter, welche die böhmischen Prediger zum Tode geschickt hatten, die Reue kennen lernten *). Die katholischen Geschichtschreiber und selbst die protestantischen Schriftsteller, die ihm seine Grausamkeit mit Härte vorgeworfen haben, vergessen, daß die Barbarei der Prälaten des Conciliums die Wuth der Böhmen nothwendig gegen die ganze priesterliche Körperschaft hatte erregen müssen **). „Hussen's Hinrichtung“, sagt Lenfant, „war das Verbrechen der ganzen Geistlichkeit und zweier Päpste, von denen der Eine, Johannes XXIII., ihn mit allem Eifer zu gewinnen suchte, der Andere, Martin V., ihm heimlich seine Billigung zu erkennen gab.“ Der Hussitenkrieg ist ein neuer Beweis von der Wahrheit jenes Wahrspruchs im Neuen Testamente: „Wer das Schwert zieht, soll durch das Schwert umkommen.“

Johann Ziska starb mitten im Krieg. Ein Hussitischer Dichter verfaßte ihm zu Ehren folgende lateinische Grabchrift:

*) G. Lenfant, Hist. de la guerre des Hussites et du concile de Bâle.

**) G. G. Sand, Jean Ziska; — J. B. de Rocolles, Ziska le redoutable aveugle; — Häberlin, Elogium J. de Trocznowa, cognomento Ziskae; und die Lebensbeschreibungen von Ruthen, Edardt, Millauer, Arnold.

Strennus in bellis hoc dormit Ziska sepulchro,
 Ziska, suae gentis gloria, Martis honos.
 Ille ducem scelerum, monachos pestemque nefandam
 Ad Stygias justo fulmire trusit aquas.
 Surget adhuc rursus, quadratae cornua cristae
 Supplicii ut poenas, quas meruere, luant. *)

Eine andere Grabscrift von Matthias Colin nennt ihn „die Pest der Mönche und das Verderben des römischen Priesters.“

Dira monachorum pestis, acerba lues
 Praesulis Ausonii.“

Prokop der Große und Prokop der Kleine **) setzten nach Ziska's Tod die schreckliche Aufgabe fort, den Märtyrer Fuß zu rächen. Prokop der Große, der Sieger bei Tauß, machte sich den Soldaten Roms so furchtbar, daß schon sein Anblick sie in die Flucht jagte. Er erschien bei der Basler Kirchenversammlung. Das Papstthum, welches verzweifelte, die Böhmen auszurotten, hatte erkannt, daß es sich gegen sie der List bedienen müsse; es wollte versuchen, sie zu verführen, weil es sie nicht hatte besiegen können. Andere Gründe bestimmten außerdem den Papst, eine Kirchenversammlung zu berufen. Martin V. hatte durch Aufbieten aller möglichen verbrecherischen Betrügereien im Konstanzer Concilium jede Reform zu verhindern gewußt. Doch war die Entrüstung so groß und allgemein geworden, daß selbst die Bischöfe endlich die Nothwendigkeit einsahen, die öffentliche Meinung zu befriedigen. Eine große Zahl Prälaten dachten damals an die Organisation der orientalischen Kirche. Sie

*) In diesem Grabe ruht der Kriegstapfere Ziska; Ziska der Ruhm seines Volks, die Ehre des Mars. Er hat das Haupt der Verbrechen, die Mönche und die verbrecherische Pest mit gerechtem Bliß in die Stygischen Gewässer geschleudert. Er wird wieder auferstehen und die vieredigen Mühen mit den verdienten Strafen heimsuchen.

**) S. Leben des böhmischen Edelmanns Prokop des Großen und Prokop des Kleinen.

versuchten sogar, sich ihr zu nähern, indem sie die Gewalt des Papstes zum Vortheil der bischöflichen Macht immer mehr schwächten. Die Mühe, die man sich in Basel, Ferrara und Florenz gab, um Konstantinopel und Rom zu vereinigen, indem man die Bischöfe mit den Abgeordneten der Orientalen in Berührung setzte, deutete diese Richtung an. Im Jahrhundert Ludwigs XIV. trennte sie endlich die römische Kirche in zwei feindselige Feldlager.

Die Zeit, wo viele abendländische Bischöfe versuchten, einen Theil ihrer Unabhängigkeit wieder zu erobern, ist das fruchtbarste Jahrhundert des abendländischen Katholizismus gewesen. Von einer geistlosen Herrschaft befreit, konnte sich Frankreich frei aufschwingen. Es ist die Zeit eines Descartes, Saint Cyrano, Richelieu, Bossuet, Malebranche, Fenelon, Arnauld, Nicole, La Bruyere, und der größten Dichter, welche das alte Gallien jemals hervorgebracht hat. Während das Königreich der Sizilien durch eine religiöse Halbfreiheit neues Leben gewann, verloren Spanien und Italien unter dem Joch des Ultramontanismus alle geistige Kraft und Thätigkeit *).

Die Basler Kirchenversammlung, in welcher diese heilsame Empörung des Episkopats gegen den päpstlichen Absolutismus begann, ist sicherlich eine von den Versammlungen, welche die Aufmerksamkeit der Philosophen und der Geschichtschreiber am meisten verdienen. Auf dem freien Boden der Schweiz versammelt, wo die zwei Kirchen des Morgen- und Abendlandes sich über ihre gegenseitigen Interessen besprachen, fanden die Bischöfe in ihren Herzen christliche Empfindungen, die sie in Konstanz nicht gehabt hatten. Das Papstthum hatte diese Gefahr geahnt. Es sah mit Schrecken die Permanenz einer Versammlung, die nicht weniger als sechszehn Jahre dauerte. Daher suchte sie auch Eugen IV., der Nachfolger Martins V., durch alle möglichen Mittel aufzulösen. „Er schleuderte drei Bullen

*) S. Edgar Quinet, De l'ultramontanisme.

gegen die Basler Kirchenversammlung“, sagt Johannes von Müller, „und der erste Fleck, der sein Pontifikat besudelte, war die Nothwendigkeit, zwei derselben zu widerrufen und die dritte nicht anerkennen zu dürfen.“

Die Bischöfe erklärten zuerst, wie die Konstanzer Kirchenversammlung, daß die Gewalt in der Person des vollziehenden Hauptes (*caput ministeriale*) nicht unbeschränkt sei; daß die höchste Gewalt in der allgemeinen Kirchenversammlung liege, möge diese vom Papst berufen sein oder nicht. Man beschäftigte sich hierauf mit der Angelegenheit der Hussiten. Man bestimmte sie, Abgeordnete nach Basel zu schicken, indem man ihnen Sicherheiten gab, welche sie in Folge von Hussens Hinrichtung nothwendig verlangen mußten. Unter den Geistlichen bemerkte man Rodisane, der später Erzbischof von Prag wurde. Protop der Große stand an der Spitze der Weltlichen. Der Einzug der Böhmen in die Stadt machte einen tiefen Eindruck. „Das ganze Volk“, sagt Aeneas Sylvius *), der sich dort befand, „strömte in der Stadt oder außerhalb derselben zusammen, um sie einziehen zu sehen. Es fanden sich unter der Menge selbst einige Mitglieder der Kirchenversammlung, welche durch den Ruf eines so kriegerischen Volks herbeigezogen worden waren. Männer, Weiber, Kinder, Leute von jedem Alter und jedem Stande waren entweder auf den öffentlichen Plätzen, oder an den Thüren oder Fenstern, ja selbst auf den Dächern, um sie zu erwarten. Die Einen zeigten auf den Einen mit dem Finger, die Andern auf den Andern. Man war überrascht, fremde und bis dahin unbekannte Kleider, fürchterliche Gesichter, Augen voll Wuth zu sehen; mit Einem Wort, man fand, daß der Ruf ihren Charakter nicht übertrieben habe. Vorzüglich waren die Augen auf Protop gerichtet. Dieser ist es, sagte man, der die Heere der Gläubigen so oft in die Flucht geschlagen, der so viele Städte zerstört, der so viele Tausende von

*) Später Papst Pius II.

Menschen niedergemacht hat, der seinen eigenen Leuten eben so furchtbar ist, als seinen Feinden; dieß ist der unüberwindliche, kühne und unermüdlche Feldhauptmann.

Die Anwesenheit der Böhmen führte dießmal die Verständigung nicht herbei, welche die Bischöfe wünschten. Aber später zeigten diese trotigen Krieger, die mit so viel Energie dem römischen Kreuzzug Widerstand geleistet hatten, weniger Geschicklichkeit gegen dessen verschmißte Politik. Sie unterzeichneten einen unter dem Namen Compactata bekannten Vertrag, der sie unter das Joch zurückführte, das sie mit so großer Entschlossenheit zerbrochen hatten und das so schwer auf ihren Nachkommen lastet.

Die Kirchenversammlung war mit den orientalischen Abgeordneten nicht glücklicher. Politische Rücksichten bestimmten später die byzantinischen Kaiser in Florenz einen Vertrag zu schließen, der von den Orientalen nicht anerkannt wurde. Die abendländischen Schriftsteller haben oft ihre Entrüstung gegen unsere schismatische Hartnäckigkeit, wie sie sich ausdrücken, ausgesprochen. Tagtäglich gibt man uns noch diesen Namen in Schriften, in welchen solche Ausdrücke nicht an ihrer Stelle zu sein scheinen. Sollte man nicht glauben, daß wir den ungenährten Rod des Erlösers zerrissen haben? Aber wer hat denn mit der katholischen, d. h. allgemeinen Kirche gebrochen? Sind es etwa die Christen, die sich geweigert haben, die Anmaßungen eines Gregors VII. und Innocenz III. anzuerkennen, jener frechen Priester, die „sich weigerten, dem Kaiser zu geben, was dem Kaiser gebührt“ und durch ihre gefährlichen Neuerungen und ihren unerträglichen Despotismus der abendländischen Geistlichkeit die Abneigung aller rechtlichen Menschen zugezogen haben? Sind es die Bischöfe, die sich geweigert haben, mit Rom die Scheiterhaufen anzuzünden, mit welchen Europa mehrere Jahrhunderte lang bedeckt gewesen ist? Sind es die Getreuen, die das göttliche Vorrecht der Unfehlbarkeit eines unwissenden oder lasterhaften Menschen nicht haben zugestehen und ihm die

Stelle des menschengewordenen Wortes nicht haben einräumen wollen? Es scheint vielmehr auf den ersten Blick, daß die wahren Schismatiker diejenigen sind, welche aus einem der seltsamsten Widersprüche, die die menschliche Sprache jemals ausgedrückt hat, das Wort römisch neben katholisch setzen*). Wir im Orient sind nicht alexandrinisch oder constantinopolitanisch-katholisch. Solche Wortverbindungen würden bei uns selbst die Kinder zum Lachen bringen. Wir sind einfach katholisch, d. h. Glieder jener großen Kirche, welche weder eine Sekte, noch ein Verein von Mönchen, noch ein geistlicher Klub ist, sondern die in ihrem Schooß alle wahren Kinder Christi umfaßt, alle diejenigen, welche den evangelischen Geist besitzen, welcher dem der Pharisäer so entgegengesetzt ist, alle diejenigen, welche das Testament Jesu, des Welterlösers, in einem aufrichtigen Herzen bewahren. Wenn dies das Schisma ist, das man uns vorwirft, so gestehen wir aufrichtig, daß wir keineswegs geneigt sind, darauf zu verzichten. Wir billigen daher unsere Väter auf das Vollständigste, die sich in Basel weigerten, sich der päpstlichen Tyrannei zu unterwerfen, welche den Vertrag zerrissen, der in Florenz von jener verderblichen Politik der constantinopolitanischen Kaiser unterzeichnet worden war, welche der orientalischen Kirche so viele Leiden bereitet hat.

Uebrigens zogen sich die Väter der Basler Kirchenversammlung zuletzt selbst den Beinamen Schismatiker zu, den man uns so gern ertheilt. Als die aufgeklärtesten und besten unter ihnen sahen, daß der Papst entschlossen sei, die von Martin V. in Constanz gespielte Komödie wieder anzufangen, entschlossen sie sich, eine Macht zu bekämpfen, die der christlichen Welt ein so schweres Joch auferlegte. Als Eugen es sah, daß die gewöhnlichen Mittel der römischen Betrügerei unmächtig waren, sie an der Ausführung ihrer Absichten zu verhindern, verlegte

*) Da katholisch so viel heißt als allgemein, so ist allerdings römisch katholisch ein lächerlicher Widerspruch.

er die Kirchenversammlung nach Ferrara. Die Anhänger Roms gingen hin, und man sah selbst den griechischen Kaiser Johannes Paläologus und den Patriarch von Constantinopel dort. Als man den Griechen zumuthete, „sich vor Seiner Heiligkeit*) niederzuwerfen und ihm die Füße zu küssen, sagten sie, daß sie selbst dann die Knie nicht beugten, wenn sie zu Gott beteten.“ Es scheint, daß man in Basel nicht gelehriger war, denn der Papst überhäufte die reformirenden Prälaten mit Bannflüchen. Dieser Kampf führte zu einem vollständigen Bruch. Die Basler Väter setzten den Papst Eugen ab und wählten an seine Stelle Amadeus von Savoyen, der den Namen Felix V. annahm**).

Es gelang Rom endlich, diesen Aufstand nochmals zu unterdrücken. Aber die Zeit der Reform war nicht mehr weit, und die Reformatoren mußten aus den Fehlern Nutzen ziehen, welche die Prälaten der Basler Kirchenversammlung begangen hatten. Diese hatten nicht begriffen, daß das Papstthum, wie die Gesellschaft Jesu, eine von den Anstalten ist, die man nicht reformiren kann, weil der Despotismus sein Wesen ist. So lang der Nachfolger Bonifaz VIII. und Johannes XXIII. sich anmaßte, seinen Willen an die Stelle des Evangeliums zu setzen, war es unmöglich, den Aberglauben zu besiegen, der damals jeden wahrhaft christlichen Gedanken erstickte. Man macht sich zu unserer Zeit keinen genauen Begriff von dem unsinnigen Glauben jener „alten guten Zeit.“

Selbst zu der Zeit, von der wir sprechen, machten die Alpenbauern vollständig bewaffnet und mit eisenbeschlagenen Stöcken einen Bittgang um ihre Felder, wenn die Ernte zweifelhaft schien.

*) So sagt der Abbé Choisy.

**) L'enfant hat in f. Hist. de la guerre des Hussites et du Concile de Bâle die Romane über das episkopale Leben dieses Fürsten zu Ripaille widerlegt, Romane, die man in vielen Werken über die Schweiz wiederfindet.

Sie machten in diesem Aufzug seltsame Sprünge und lieferten sich Kämpfe, wie wenn sie auf diese Weise den Mangel hätten abwenden können*). Felix Hämmerlin, der ausgezeichnetste Mann der Schweiz, der so unabhängigen Geistes war, daß er die Mönche „mit den Ratten und den Schweinen, die auf unsere Kosten leben,“ verglich, selbst dieser Hämmerlin hielt es nicht für nutzlos, Segensprüche über das kranke Vieh auszusprechen, durch Zaubermorte die von teuflischer Kunst verursachten Gewitter zu beschwören; er glaubte, „daß der Buchstabe N von großer Hülfe gegen die Pest sei“ und er beglückwünschte die Bischöfe von Lausanne und Chur, den ersten, weil er gewisse Bibelstellen gegen die Wasservampyre angewendet, den zweiten, weil er die vor seinen Stuhl vorgeladenen und von einem Advokaten vertheidigten Maitäfer in den Bann gethan habe. So stand es mit dem Abendland, als die Barbaren der Reformation das herrliche vom Papstthum errichtete Gebäude umstürzten.

XCVII.

Darum, daß die Leviten dem Hause Israel ein Kergerniß zur Sünde gegeben haben; darum habe ich meine Hand über sie ausgestreckt, spricht der Herr Herr, daß sie müssen ihre Sünde tragen.

Esekiel, 44, 12.

Wir stiegen stillschweigend in die Kirche herab; sie ist in einem schönen gothischen Styl gebaut, in welchem noch Spuren der alten byzantinischen Bauart zu finden sind. Unsere Schritte

*) Eschudi, Hauptschl. verschied. Alterth., S. 294.

wiederhallten unter den stummen Bogengängen. Ich blieb vor einer Gruft stehen, die in einem Nebenschiff des großen Tempels liegt. Eine Tafel von rothem Marmor, die an einem Pfeiler angebracht ist, trägt den Namen eines Mannes, der einer der berühmtesten Gäste dieser Stadt war, und der sich lange vor Luther gegen den römischen Despotismus aufgelehnt hatte.

Erasmus von Rotterdam, der als ein Adoptivsohn der Schweiz angesehen werden kann, war der berühmteste unter jenen Humanisten, deren Eifer für die Wiedererweckung der Wissenschaften und den Fortschritt der Bildung bekannt ist. Da er in einem Kloster gelebt hatte, hatte er, wie der Wittenberger Reformator, den ganzen römischen Aberglauben in seinem Allerheiligsten studiren können. Aber der tiefe Widerwille, den dieser ihm einflößte, brachte ihn doch niemals dahin, mit der offiziellen Kirche zu brechen, die ihn für einen ihrer berühmtesten Söhne hielt. Man bot ihm sogar gegen das Ende seines Lebens den Kardinalshut an. Seine angegriffene Gesundheit und seine geringe Neigung für hohe Würden waren die einzigen Ursachen, welche den Papst Paul III. verhinderten, diesen Plan auszuführen. Es gewährt großes Interesse, zu prüfen, was der berühmte Schriftsteller, dem man die höchsten Würden des römischen Hofes anbot, von den Vorwürfen dachte, die von Luther, Zwingli und Calvin gegen das Papstthum erhoben wurden. Es ist ein vortreffliches Mittel, um zu erfahren, was in den Anklagepunkten der Reformatoren begründet war.

Sehen wir zuerst, was er von der katholischen Hierarchie und den Mönchen dachte. Die Untersuchung wird uns erlauben, zu beurtheilen, ob die von den Häuptern des Protestantismus gegebenen Schilderungen sich von der Wahrheit entfernen.

„Das Betragen der Fürsten hat schon seit Langem Päpste, Cardinäle und Bischöfe zu unermüdeten Racheiferern und haben diese jenen den Vorzug abgelassen. Was bedeutet das schneeweisse Gewand? Ein durchgehends schuldloses Leben. Was die zweihörnichte Inful? Ein Band vereint die beiden Spitzen, und

bezeichnet die Einsicht in das Alte und Neue Testament. Was die Handschuhe? Die vor aller irdischen Verunreinigung gesicherte Aus spendung der Sacramente. Was der Hirtenstab? Rathsame Besorgung der anvertrauten Heerde. Was das vor uns getragene Kreuz? Den Sieg über alle menschliche Leidenschaften. Wer dieses und vieles dergleichen bei sich erwägen wollte, würde der nicht ein betrübtes und gräuliches Leben führen? Aber herrlich haben sie die Sache eingerichtet: sie wiciden sich selbst. Die Sorge für die Schafe empfehlen sie Christo oder überlassen sie ihren Stellvertretern. Nicht einmal an ihren Titel denken sie; er würde sie an die Arbeit, Sorge, Bekümmerniß eines Bischofs erinnern. Ja, wenn es um Geldsammeln zu thun ist, dann erinnern sie sich, Bischof bedeute einen Aufseher und sie haben die Augen ganz offen."

Nachdem Erasmus ungefähr in den nämlichen Ausdrücken von den Cardinälen gesprochen, fährt er fort:

„Wenn die Päpste, Christi Statthalter, seinem Leben nachzueifern trachteten, nämlich seiner Armuth, seinen Arbeiten, seiner Lehre, seinem Kreuze, seiner Verachtung des Lebens; wenn sie auch nur an den Namen Papst, das ist, Vater, oder an den Beinamen Allerheiligster dächten: was würde dann auf Erden Traurigeres sein? Wer würde sein Vermögen zur Erlaufung dieser Stelle verwenden? Wer würde Schwert, Gift und jede Gewaltthat hervorsuchen, sich auf der erkauften Stelle zu behaupten? Wie viele Bequemlichkeiten würden wegfallen, wenn sie einmal der Weisheit Gehör gäben? Der Weisheit, sage ich! Ja, wenn sie auch nur ein Körnlein des von Jesu gelobten Salzes in sich hätten! So viele Reichthümer, Ehren, Herrschaften, Siege, Pflichten, Verwaltungen, Zölle, Ablässe, Pferde, Maultbicre, Trabanten, Wollüste, Ergöpflichkeiten. O welch einen Reichthum von Herrlichkeiten habe ich in wenige Worte zusammengefaßt, einen ganzen Jahrmarkt, eine ganze Ernte!

„An die Stelle dieser Dinge würden schlaflose Nächte kommen, Fasten, Thränen, Gebete, Predigten, Tiefsinnigkeiten, Seufzer und tausenderlei dergleichen jämmerliche Arbeiten. Hierzu

kommen so viele Schreiber, Copisten, Notare, Advokaten, Promotoren, Secretäre, Geltreiber, Kopflämme, Schmarozer, Unterhändler, Gelegenheitmacher, und ich hätte bald noch etwas Schändlicheres hinzugesetzt, wenn ich nicht die Ohren schonen wollte. Kurz, eine so große Menge von Menschen, die dem Sitze zu Rom zur Last fällt (nein, ich irre mich, Ehre macht), würde sich des Hungers nicht erwehren können. Ja, unmenschlich, abscheulich wäre dieses; aber noch viel verruchter, wenn man sogar die obersten Fürsten der Kirche, diese wahren Lichter der Welt, an den Bettelstab bringen sollte. Jetzt aber wird alles, was nur ein wenig mühsam ist, einem Petrus und Paulus überlassen, die dazu Zeit und Muße genug haben. Was prächtig und angenehm ist, behält man weislich für sich selbst.

„Also geschieht es durch meine Vermittlung*), daß bald keine Art von Menschen weicher und unbesümmter lebt. Sie glauben ihrer Christenpflicht vollkommen zu entsprechen, wenn sie in einem mystischen und beinahe theatralischen Aufputze, mit Ceremonien, mit Titeln, die alles, was heilig ist, in sich schließen und mit Segnen und Vermünschen Bischof spielen. Wunder thun ist etwas veraltetes, und den heutigen Zeiten ganz und gar nicht angemessen; das Volk lehren, ist knechtische Arbeit: die Schrift erklären, schulfuchsisch; beten, Zeitverschwendung; weinen, elend und weibisch; arm sein, schändlich; sich besiegen lassen, schimpflich und dem unanständig, der kaum die größten Könige zum heiligen Fußstusse läßt; sterben, unangenehm; sich ans Kreuz schlagen lassen, ein Schandfleck. Es bleiben ihnen keine andern Waffen und sanfte Segnungen übrig, als die deren Paulus (Röm. 16, 18) Meldung thut und mit denselben sind sie gewiß sehr freigebig: Interdictionen, Suspensionen, Aggravationen, Anathematisationen, Verdammungsgemälde und der entsetzliche Bannstrahl, der schon einzig im Stand ist, die Seelen der Sterblichen mit einem Winke bis in die unterste Hölle zu stürzen.

*) Die Thorheit spricht.

„Die in Christo allerheiligsten Väter und Statthalter Christi schießen solche Pfeile wieder niemanden schärfer los, als wider die, welche sich durch den Teufel verleiten lassen, das Patrimonium des Petrus zu schmälern. Dieser Apostel sagt im Evangelium: „Wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt“ und doch nennt man Landgüter, Städte, Bälle, Schätze, Herrschaften, das Patrimonium desselben. Um solcher Dinge willen ergreift sie der Eifer Christi, mit Feuer und Schwert vertheidigen sie den Besitz derselben, wenn gleich noch so viel Christenblut darüber vergossen wird; dann erst glauben sie, daß sie die Kirche, die Braut Christi, apostolisch vertheidigt haben, wenn die sogenannten Feinde tapfer abgetrieben worden. Als ob es schädlichere Feinde der Kirche gäbe, als gottlose Päpste, die durch ihr Stillschweigen Christum lassen zernichtet werden, ihn durch eigennützige Gesetze binden, durch erzwungene Auslegungen schänden, durch ein vergiftendes Leben tödten.

„Durch Blut wird die christliche Kirche gezeugt, befestigt, ausgebreitet; jezt, als ob kein Christus mehr wäre, der die Seinen auf seine Weise beschützen könnte, wird seine Sache durch das Schwert betrieben.“

Was würde der Papst, der jezt im Vatikan thront, von den Ansichten des berühmten Schriftstellers sagen, dem Paul III. den römischen Purpur anbot? Man würde ihn vermuthlich beschuldigen, ein geheimer Anhänger Mazzinis, ein rationalistischer Carbonaro, ein Feind Gottes und der Menschen zu sein. Das sind, wie man weiß, die artigen Beinamen, mit welchen die Vertheidiger des königlichen Papsts die mäßigsten Gegner einer Tyrannei überschütten, welche dem civilisirten Europa zur Schmach gereicht. Um ihre Reizbarkeit zu schonen, wollen wir ihnen das Gemälde nicht vorlegen, welches Erasmus vom kaiserlichen Julius II. entwirft, ob wir gleich bedauern, es nicht mitzutheilen, da es ein wahres Meisterwerk ist. Der Verfasser des „Lobs der Thorheit“ bedient sich der Ironie, um die Protestationen der christlichen Gesinnung zu verdecken. Doch

bricht diese Gesinnung wider seinen Willen durch, wenn er von dem „Blutburscht des heiligsten Vaters“ spricht, wenn er sich fragt, wie ein Priester „das Schwert in das Herz seines Bruders tauchen könne, ohne das große Gebot der Liebe zu verletzen“, wenn er seine Stimme gegen den Papst erhebt, der frech genug war, „Gesetze, Religion und Menschlichkeit mit Füßen zu treten.“

Die Gesetze! wird man antworten, das sind liberale Träume! Ist es nicht die Sache der Regierung zu bestimmen, was gerecht und gut ist? Jene abweichende Lehre würde zur Thorheit der constitutionellen Regierung führen, die uns Allen zum Edel geworden ist. Gesetze, Gesetzmäßigkeit, Freiheit! Psui doch! Was sind dieß für demagogische Ausdrücke! Die Vorsehung hat die Fürsten geschaffen, um das Recht zu bestimmen. Sie selbst sind „von Gottes Gnaden“ das lebendige Gesetz. Vielleicht sagen die Philosophen das Gegentheil*); denn was erfinden sie nicht, um die Phantasie zu verwirren, die Staaten in Aufregung zu bringen, die Blüthe des Handels, des Landbaus, der Finanzen, der Literatur u. s. w. zu gefährden?

Man spricht von Religion. — Aber Religion und Papst ist nur Eins**). Wie das Gesetz der Wille der Fürsten ist, so besteht die Religion aus den Entscheidungen des Papstes, der das unfehlbare Organ der ewigen Wahrheit ist. Wäre er sonst der **Statthalter Gottes**? Der „Statthalter Got-

*) Die deutschen Philosophen wahrlich nicht! Denn so sehr sie auch im Reich der Nebel leben, so vergessen sie in ihren Träumereien nicht leicht, daß nur ein Fürst ihnen einen Titel oder ein Ordensband verleihen kann, was am Ende das höchste Ziel ihrer Philosophie ist. Bis zu einem Kammerherrnschlüssel wagen sie natürlich nicht ihre Wünsche zu erheben, da sie sich philosophisch bewußt sind, daß sie im Grunde doch nur zur Canaille gehören, die auf solche Auszeichnung keinen Anspruch machen kann.

***) „Kirche und Papst ist nur Eins,“ hat Einer von den römischen Heiligen gesagt, der heil. Franz von Sales.

tes!" hört ihr es wohl! Gerade wie der Groß-Lama diese beständige Menschwerdung Buddha's in Tibet, verordnet, was tugendhaft und heilig ist, so kann uns wohl auch der Stellvertreter des Ewigen in Rom sagen, welches „die Worte des ewigen Lebens sind*)". Jedes andere Religionsystem ist voll Verwirrung und Streit. Nur müssen wir uns aber wohl hüten, die Prüfung wieder einzuführen! Von den religiösen Dingen könnte sie zu den Staatsverhältnissen übergehen, was überaus bedrohlich ist. Die wahre und nützliche Religion ist nicht die, welche die Seelen befreit, sondern die, welche sie in einer heilsamen Abhängigkeit erhält, die sie durch den Index, durch Bullen und encyclische Briefe daran gewöhnt, abgeschlossene Ideen oder Glaubenssätze, die man nicht kontrolliren kann, als unfehlbare Entscheidungen anzunehmen. So gelangt man zu jener „Verbindung des Throns und Altars", die man so oft geträumt hat, aber die noch nicht wahrhaft verwirklicht worden ist.

Menschlich muß man zwar auch sein, aber niemals auf Kosten der Ordnung, die in Kirche und Staat herrschen muß. Wenn es sich um Ordnung handelt, so sind Conifikationen, Verbannungen, Deportation und Galgen Mittel, welche die wohlverstandene Menschlichkeit anzuwenden zwingt. Muß man nicht die Schwachen gegen die Verführungen der Bösen, der Demokraten, der Socialisten aller Farben schützen? Joseph de Maistre hat übrigens gezeigt, daß der Henker der rechte Arm eines christlichen Fürsten sei und welcher Philosoph dürfte mit dem edlen Verfasser der „Petersburger Abende" verglichen werden? Dieser breitede Edelmann begriff wohl, daß man den Widerwillen einer thörichten Empfindsamkeit dem Wohl der Gesellschaft opfern müsse. Er hat es in den „Briefen an einen russischen Edelmann über die spanische Inquisition" vortrefflich bewiesen. Das ist wahre Politik, eine Politik, die von jeder Art Philosophie frei ist. — Ich gebe

*) *Ῥήματα ζωῆς αἰωνίου* (Joh. 6, 68).

es gern zu. Aber der Spötter Erasmus hätte nicht verfehlt zu sagen: „Was offenbar wilde Leidenschaft ist, nennen sie Eifer und Frömmigkeit*)."

Nachdem der berühmte Schriftsteller die Bischöfe, Kardinäle und Päpste geschildert hat, kommt er auf die Priester zu sprechen. Das Gemälde, das er von ihnen entwirft, hat viel Ähnlichkeit mit dem, was wir in den Schriften Bernhards, Gersons, Peters von Alliaco, Johann Hufens, Wiclefs, Zwinglis, Luthers und Calvins finden. Er zeigt, wie sie nur mit einer einzigen Sache beschäftigt sind, nämlich die Gewissen zum Vortheil der geistlichen Habsucht zu beunruhigen, ihre Accidenzien, ihre Zehnten, ihre Pfründen jeglicher Art zu vermehren. Man erinnert sich vielleicht an die Ermahnung, welche der Domprobst von Zürich an Zwingli richtete. Erasmus zeigt uns, daß diese merkwürdige Thatsache die ganze Geistlichkeit jener Zeit charakterisirt, die für ihre Einkünfte von so großem Eifer beseelt war, daß wenn es sich darum handelte, sie zu vertheidigen, sie „aus Allem Waffen schmiedete.“ Sie sah jedoch auch ein, daß die materiellen Mittel nicht viel bedeuten, wenn es sich darum handelt, die Seelen zu beherrschen. Daher bedienten sich die Priester aller Beweismittel, die ihnen die heiligen Bücher lieferten, um zu beweisen, „daß ihnen noch ganz etwas Anderes gebühre, als der Zehnten.“

Handelt es sich aber um ihre Pflichten? Da wird in ihren Augen die Bibel sogleich ein tochter Buchstabe. Selbst von den Zeichen, die sie anwenden, um sich von der Menge zu unterscheiden, lernen sie Nichts. Umsonst erinnert sie die Tonsur an ihre Anmaßung, die Dornenkrone des Heilands zu tragen; „sie sind ganz der Wollust hingegeben.“ Sie glauben Alles gethan zu haben, wenn sie ihr Brevier „zwischen den Zähnen und im vollen Galopp“ hergemurmelt haben. Wenn sie so nachlässig zu Gott beten, so sind sie dagegen nicht mehr so gleichgültig,

*) *Μωρίας ἐγκώμιον.*

wenn es sich „um die große Sache der Ernte“ handelt. Dann wiederholen sie „auf der Kanzel, im Beichtstuhl und überall, daß die Priester eine doppelte Ehre verdienen, daß die Diener des Altars vom Altar leben müssen.“

Die Geistlichkeit, die ihre Vorrechte so gut kennt und sie mit so großer Thätigkeit zur Geltung bringt, zeigt bei Weitem nicht mehr den nämlichen Eifer, wenn es sich um ihre Pflichten handelt. Die Geistlichen sind wie die Fürsten, welche ihren Ministern das Beschwerliche der königlichen Würde überlassen und nur das Angenehme für sich behalten. Die Weltgeistlichen nehmen ihren Namen im eigentlichsten Sinne des Wortes; sie glauben, das Recht zu haben, die Weltfreuden zu genießen, ohne ihrer Aufgabe untreu zu werden, und sie überlassen, ohne sich in Angst jagen zu lassen, den „Regulären das schwere Werk der Frömmigkeit“. Diese wälzen es auf die Mönche, und die von der weniger strengen Regel auf die der „strengen Observanz“. Aber auch diese finden Mittel, sich aus der Sache zu ziehen. Alle behaupten einstimmig, daß die Frömmigkeit nur den Bettelmönchen zukommt, und diese werfen den Ball den Karthäusern zu, bei welchen allein die Frömmigkeit begraben liegt, denn wirklich liegt sie da so verborgen, daß schwerlich Jemand sich wird rühmen können, Etwas davon gesehen zu haben. Also weisen Päpste, die in der Geldernte unermüdlich sind, jene apostolischen Arbeiten an die Bischöfe, die Bischöfe an die Pfarrer, die Pfarrer an die Vikare, die Vikare auf die Bettelmönche, diese wieder an solche, welche den Schafen vollends alle Wolle abscheeren.“

Dieses Gemälde wäre nicht vollständig, wenn ich nicht auch die Mönche einreichte, die heut zu Tage in allen möglichen Sprachen Vertheidigungen ihrer Anstalten und ihrer Geschichte bekannt machen lassen, Vertheidigungen, die allerdings nicht überflüssig sind. Erasmus kannte besser als irgend einer die Einrichtung der Klöster. Er hatte, wie deren furchtbarste Geg-

ner, Luther*), Rabelais**), Ulrich von Hutten***) seine Jugend in einem Kloster zugebracht, in das man ihn durch alle möglichen verbrecherischen Kunstgriffe gebracht hatte. Um sich seiner zu bemächtigen, hatte man „Personen von jedem Stand, Mönche, Halbmönche, Verwandte männlichen und weiblichen Geschlechts, Greise, bekannte und unbekannte Leute“ aufgeboden †).

Daher wurde Erasmus der unermüdlichste Feind der den Mönchen auferlegten Gelübde und der schändlichen Ränke, welche man anwendete, um schwache Charaktere für das Mönchsleben zu gewinnen ††). Er hatte sie ohne Zweifel im Sinn, als er gegen die Gelübde und die Mönchsandachten jene bewundernswürdigen „Gespräche“ schrieb, die so fein, so geistreich, so gemäßigt sind, und in denen diejenigen von unsern Zeitgenossen, die eine so leidenschaftliche Vorliebe für die Klöster haben †††), Wahrheiten finden werden, die sie wohl zum Nachdenken bringen könnten. Erasmus kann ihnen nicht dasselbe Mißtrauen ein-

*) G. Mathesius, Historia von Dr. M. Luther's Anfang, Lehr, Leben und Sterben.

**) G. Delécluze, Fr. Rabelais.

***) G. Chauffour-Kestner, Ulrich de Hutten.

†) G. Nisard, Études sur la renaissance. — Erasme.

††) Ein Mitarbeiter des Journal des Debats hat die Klöster gegen Louise Colet vertheidigt, weil, wie er sagt, der Zwang nicht mehr besteht. Wie klug! Aber ist denn der moralische Zwang für Nichts zu rechnen? Was vermag denn ein Einzelner, der ganz allein steht, gegen eine ganze Korporation, der es im höchsten Grade daran liegt, ihn am Austritt aus dem Kloster zu verhindern? Hüten wir uns, dem geistlichen Despotismus unter dem Vorwand der Mäßigung Waffen in die Hände zu geben! Diejenigen, welche unwissentlich seine Mitschuldigen werden, werden zuletzt nur allzuoft seine Opfer!

†††) G. Lenormant, Des associations religieuses; — Gailardin, Les trappistes; — Lacordaire, Mémoire pour les frères prêcheurs; — X. de Ravignan, De l'Institut des Jésuites. Die beiden letzten sind Mönche und sprechen also pro domo sua.

flößen, wie die Reformatoren. Die heilige Congregation des Index erlaubt sogar, ihn, „den gelehrtesten Mann seines Jahrhunderts, den reinsten, zierlichsten, geistreichsten Schriftsteller und einen der weisesten Männer seiner Zeit zu nennen*)."

In dem Gespräch, welches *Virgo μισόγαμος****) betitelt ist, entspinnt sich eine Unterredung zwischen Eubulus***) und der jungen Katharina, welche für das Klosterleben begeistert ist. Dem Ideal, das sie sich gebildet hat, setzt Eubulus die wahre, aber nackte Schilderung der Nonnenklöster entgegen:

„Es läßt sich ja lateinisch Alles sagen.“

„Wenn dir deine Jungfrauschaft so sehr am Herzen liegt,“ sagte er zu Katharina, „warum stellst du sie nicht unter den Schutz deiner Aeltern? Sie wäre dort sicherer, wie ich glaube, als bei jenen dicken Mönchen†). Sobald du die Dinge in der Nähe gesehen hast, wirst du sie nicht mehr so reizend finden als vorher. Glaube mir, nicht alle sind Jungfrauen, die den Schleier genommen haben, es müßten denn manche von ihnen darauf Anspruch machen, aus demselben Grunde gepriesen zu werden, wie die jungfräuliche Mutter Gottes.“

„Die bereuende Jungfrau“ ††) ist die Fortsetzung des vorhergehenden Gesprächs. Katharina erzählt dem Eubulus, durch welche Kunstgriffe man sie bestimmt habe, auf ihrem Entschluß zu beharren, in's Kloster zu treten und wie sie sich nach zwölf Tagen Aufenthalt im Kloster beeilt habe, dasselbe zu verlassen. Als Erasmus dieses Gespräch schrieb, konnte er jeden

*) Bouillot, Dictionnaire universel. — Art. Érasme. (geht von der heiligen Congregation des Index gebilligte und durch Decret der genannten, vom heiligen Vater gebilligten Congregation erlaubte Ausgabe.)

**) „Die ehesüchtige Jungfrau“.

***) „Der Mann vom guten Rath“ εὐ βουλῇ.

†) Tutius quam apud illos crassos monachos.

††) Virgo poenitens.

Augenblick seine eigenen Erinnerungen befragen. Als er über seinen Eintritt in das Kloster mit sich selbst zu Rathe ging, hatte man nicht alle Mittel angewendet, um seine Bedenklichkeiten zu besiegen? Dieser machte ihm ein phantastisches Gemälde der Annehmlichkeiten und Vortheile des Mönchslebens, „auf eine Weise“, sagt Erasmus, „daß man auch das viertägige Fieber also loben könnte.“ Jener schilderte ihm in tragischem Styl die Gefahren der Welt, wie wenn die Einsamkeit, die Faulheit, die Leidenschaften ohne Gegenstand nicht auch ihre Gefahren hätten! Ein Anderer erschreckte ihn mit der Darstellung der Höllequalen, wie wenn das Kloster eine Jakobsleiter wäre, die ins Paradies führt! Man erinnerte ihn endlich an die vielen Mönche, welche die Ehre gehabt hatten, sich mit Jesus zu unterhalten, z. B. Katharina von Siena, die ihm wie einem Geliebten verlobt worden sei und lange Unterredungen mit ihm gehabt habe. Ein gewisser Cantelius, ein durchtriebener Mensch, der die Neigungen des jungen Holländers kannte, sagte ihm, daß das Kloster der „Müsegarten“ sei, daß er dort Ruhe und Bücher finden würde, was allerdings für einen den Wissenschaften so sehr ergebenen Geist eine große Versuchung war.

Sie friedliebend Erasmus war, so verzieh er den Mönchen doch niemals, ihn zum Besten gehabt zu haben. So lange er lebte, verfolgte er sie mit eben so feinem als beißendem Spott. Welche Gemälde wußte er „von dem Aergerniß ihrer geheimen Ausschweifungen, von ihrem wilden Haß gegen die Wissenschaften und von ihrer Heuchelei“ zu entwerfen!

Ich wünschte, eine Skizze des Klosterlebens im 16. Jahrhundert nach den Schriften des Erasmus geben zu können. Man würde sehen, daß die Reformatoren, weit entfernt übertriebene Züge zu gebrauchen, das Gemälde vielmehr gemildert haben. Ich begnüge mich, einige charakteristische Stellen anzuführen. Die schlimmste Gattung des Thiergeschlechts, „das sind jene von der Welt abgesonderten Menschen, die man Religiösen und Mönche nennt.“ Erasmus bemerkt, daß diese zwei Namen

wie wahre Epigrammen aussehen. Wie, sagt er, kann man Leute Religiösen nennen, die gewöhnlich am wenigsten Religion haben, und diejenigen Mönche und Einsiedler, die man überall findet, ob sie gleich so sehr verhaßt sind, „daß man sie für Vögel von schlechter Vorbedeutung hält und ihnen zu begegnen fürchtet!“ Aber ihre ungeheure Eigenliebe verhindert sie, den Widerwillen zu argwöhnen, den sie einflößen. Unter dem Vorwand, den Aposteln nachzuahmen, tragen sie „ihren Schmutz, ihre Unwissenheit, ihre Rohheit und ihre Unverschämtheit“ zur Schau. Statt, wie sie es doch vorgeben, die Jünger Christi zu Vorbildern zu nehmen, sind sie die Sklaven des Formalismus der Pharisäer. Müssen sie nicht so und so viel Knoten an den Schuhen, einen Bauchgurt von der und der Farbe, die Rutte von so und so viel Stücken zusammengesetzt, den Gürtel von einem gewissen Stoff und von der und der Größe, die Kapuze von einer bestimmten Form, die Tonsur von bestimmtem Umfang haben u. s. w.? Nachdem die Mönche solche Tugenden ausgeübt haben, glauben sie das Recht zu haben, die Weltmenschen zu verachten, und sich wegen eines etwas verschiedenen Gürtels oder wegen einer etwas mehr oder weniger braunen Farbe unter einander zu verlästern.

Anderere haben keine Neigung für den „Schmutz“ ihrer Brüder und verbergen unter der Rutte „ein feines Hemd“ mit der Verstellung, die das Wesen des Klosterlebens ist. Alle schauern bei dem Anblick eines Geldstückes, vor welchem sie einen heiligen Abscheu bezeugen. „O die Heuchler!“ ruft Erasmus aus, „gebt ihnen Weiber und Wein, und ihr werdet sehen, wie edel sie sind!“

Man bilde sich ja nicht ein, daß diese Heuchelei ihr Gewissen beunruhigt, und daß sie im Geringsten um den Fluch sich bekümmern, den Christus gegen die pharisäische Sekte ausgesprochen hat. Sie haben zu großes Vertrauen auf ihre Ceremonien und ihre Ueberlieferungen, als daß sie die Gerechtigkeit Gottes fürchteten. „Am schrecklichen Tage des Gerichts werden sie ihren

mit Fischen gemästeten Wanst vorzeigen.“ Der Eine wird von klösterlichen Uebungen sprechen, „welche die Last von sieben Schiffen bilden könnten,“ der Andere wird sagen, daß er, um sein Gelübde der Armuth besser zu beobachten, niemals Geld anders angerührt hat, als mit unwidelten Fingern; Dieser wird eine schmierige und stinkende Rutte zeigen, um seinen bußfertigen Geist zu beweisen; Jener wird sich rühmen, wie ein an einen Felsen angeklebter Schwamm gelebt zu haben. Der Vater Hieronymus hat vor lauter Singen die Stimme, der Vater Macarius vor lauter Einsamkeit den Verstand, der Vater Pantraz aus Liebe zum Stillschweigen die Sprache verloren.

Aber Christus wird „diese Litanei“ unterbrechen. — „Wer sind,“ wird er zürnend sagen, „wer sind diese neuen Juden, die in eitle Satzungen und leere Ceremonien verliebt sind? Von dem Gesetz, das ich der Welt gegeben habe, von diesem Gesetz, welches Arbeit, Hingebung, Liebe vorschreibt, sagen diese Leute kein Wort. Bin ich auf die Erde gekommen, um von Rutten, Geißelhieben und Nichtswürdigkeiten aller Art zum Menschengeschlecht zu sprechen? Ich kenne diese vorgeblichen Heiligen nicht, die eine Vollkommenheit erfunden haben, die ich niemals ausgeübt. Mögen sie einen andern Himmel suchen und sich ein Paradies zu ihrem Gebrauch bauen lassen; der meinige gehört nur denen an, welche die Religion im Geist und in der Wahrheit Allem vorgezogen haben.“

Erasmus vervollständigt diese treuen Schilderungen mit einer Betrachtung, die noch jetzt Nichts von ihrer Wichtigkeit verloren hat. „Es ist gefährlich,“ sagt er, „dieses Zwittergeschlecht zu verachten, das alle Geheimnisse durch das Mittel der Beichte erfährt. Wenn Jemand das Unglück hat, diese Hornisse zu erzürnen, so ist ihre Rache schnell und blutig; schon in der ersten Predigt und nicht später, streckt die Wespe ihren Stachel, und in seinen moralischen Schmähungen schildert der Prediger seinen Feind so gut, obgleich mit verhüllten Worten, daß man sehr blind sein müßte, um das Original nicht zu erkennen. Und

rechnet darauf, daß die Klosterdogge nicht eher ablassen wird, als bis ihr sie besänftigt habt, indem ihr ihr etwas zum Essen und zum Einschläfern vorwerft.“

Wenn sich die Gelegenheit darbietet, von den Predigern zu sprechen, theilt der treffliche Schriftsteller die interessantesten Notizen über die merkwürdige scholastische Methode mit, die auf den christlichen Kanzeln die Verkündigung des Evangeliums ersetzt hatte. Wollen sie von der Liebe sprechen, so beginnen sie mit dem Nilfluß; von dem Mysticism des Kreuzes? so bringen sie den Drachen Bel vor; von der Enthaltbarkeit der Fasten? dann sprechen sie von den zwölf Zeichen des Thierkreises; von dem Glauben? dann muß die Quadratur des Kreises erhalten. Wünscht man einen Beweis der Dreieinigkeit zu hören? da werden sie alle Buchstaben des Alphabets herzählen, und dann, wenn sie von den Sylben und Wörtern gesprochen haben, werden sie beweisen, daß die Elemente der Grammatik das Symbol des Mysticism des Einen Gottes in drei Personen sind. Um die Wirkung solcher Beweise zu vermehren, lassen die heiligen Redner die Kanzel von den Beinamen wiederhallen, die sie ihren Lieblingstheologen in Hülle und Fülle geben. Sie nennen sie subtil*), seraphisch**), engelgleich***) u. s. w. Ihr lacht vielleicht? Nur nicht zu schnell! Wie viele glauben, einen unwiderleglichen Grund angeführt zu haben, wenn sie mit lächerlicher Feierlichkeit gesagt haben: „Das ist die Meinung des heiligen Thomas!“ Wie wenn ein Brahmane sagte: „So hat es Kanada und Padantjali entschieden!“ Die Sektirer sehen sich einander überall gleich, an den Ufern des Ganges, wie an den Ufern der Tiber. Die Formen können verschieden sein, der Grund bleibt sich gleich. Alle vom Sektengeist verpesteten Geister fühlen Abneigung gegen das Evangelium. Ich begreife es

*) Duns Scot.

**) Bonaventura.

***) Thomas von Aquino.

ohne Mühe. In der That, gibt es wohl ein Buch in der Welt, das sich feindseliger gegen die Sekten aller Farben zeigt, gegen Pharisäer, Sadducäer, Herodianer u. s. w., welche das Geheimniß gefunden haben, sich bis auf unsere Zeit fortzupflanzen, indem sie nur die Farbe ihres Mantels verändert haben?

Indem Erasmus seine Würdigung der Prediger des 16. Jahrhunderts schließt, fügt er hinzu: „Mit alle dem fehlt es ihnen nicht an Zuhörern — es laufen ihnen vorzüglich die Weiber nach, welche geheime Ursachen haben, die Mönche zu lieben.“ Der Einfluß der Mönchsorden auf die Frauen hat sich nicht vermindert; sie sind noch heut zu Tage ihre festeste Stütze; sie vertheidigen „ihre leeren Ceremonien und ihr frommes Gaukelspiel“ mit der größten Erbitterung. Erasmus gibt einen Grund davon an, den Michelet in seinem berühmten Werke mit großer Geschicklichkeit entwickelt hat*). Fügen wir hinzu, daß bei vielen Frauen die Phantasie vorherrscht; daß sie ohne alle Kenntnisse sind, daß die rückschreitenden Vorurtheile von der Erziehung sorgfältig unterhalten werden. Muß man sich nun wundern, wenn es so viele gibt, die, abgesehen von jedem persönlichen Beweggrund, Vorliebe für „das fromme Gaukelspiel“ haben, von dem Erasmus spricht? Eine Kerze zu Ehren der Madonna anzuzünden, ihr heiliges Herz**) anzuflehen, einige Hundert „Ave Maria“ herzusagen und Wasser von La Salette zu trinken, ist leichter, als seinen Geist zu bilden, sich ernsten Gedanken und mühsamen Pflichten zu widmen. Der Fetischismus und die Amulette beruhigen die verblendeten Gewissen vollständig in Bezug auf die Schrecken der Ewigkeit.

Von den Predigern zu den Theologen ist der Uebergang natürlich. Erasmus beginnt damit, daß er ein Wort von der

*) Michelet, Du prêtre, de la femme et de la famille.

**) Man weiß, daß in Rom das Herz Mariä in edelhaften Kupferstichen und lächerlichen Litaneien bestimmt ist, ein Gegenstück zum Herzen Jesu zu bilden.

Philosophie sagt, welche damals die „Magd der Theologie“ war. Er spottet über „die Universalien, die getrennten Formen, die ersten Stoffe, die Quidditäten, Ecceitäten, Entitäten.“ Man findet jetzt ehrliche Menschen, die alle diese schönen Dinge feurig zurückwünschen. Vor Descartes, vor Baco*), vor Leibniz, sagen sie, gab es eine wahre, weise, ehrenvolle, rechtgläubige Philosophie. Ich glaube es gern! Die Philosophie der Ecceitäten und Quidditäten! Welcher Verlust für den gesunden Menschenverstand und die Wissenschaft! Das Menschengeschlecht muß wahrlich sehr dumm sein, daß es diesen tiefen Arbeiten die „Abhandlung über die Methode“, die »Instauratio magna« und die „Theodizee“ vorgezogen hat! Aber wie kann es auch anders sein? Der Protestantismus hat den menschlichen Geist so entsetzlich verderbt, daß man sich über Nichts wundern darf! „Alles muß noch einmal gemacht werden“. Das sagt uns Joseph de Maistre.

Die scholastische Theologie scheint dem Verfasser der „Gespräche“ nicht mehr Bewunderung zu verdienen, als die Philosophie „ihre Magd“. Er findet bei den Theologen die gewöhnlichen Fehler ihres Standes: den Hochmuth, der die Intoleranz und Verfolgungen erzeugt, unsinnige Subtilitäten und die Leidenschaft des Zankes. Er beginnt mit dem Geständniß, daß er nicht ohne Bedenken von den Lehrern der göttlichen Wissenschaft spreche. „Der Gegenstand ist sehr zart, und es wäre besser, diese Saite ganz und gar nicht zu berühren.“ Diese Bemerkung war nicht unbegründet. Erasmus hatte sein ganzes Leben lang gegen die Bläthereien der Theologen zu kämpfen. Wie konnte es auch anders sein? Hatte er nicht die „Gespräche“ und das „Lob der Thorheit“ geschrieben? Und doch war dieß noch Nichts. Er hatte das Neue Testament popularisirt,

*) Der Graf Jos. de Maistre spricht sich in merkwürdiger Weise und mit der heftigsten Erbitterung gegen Baco in seinem Examen de la philosophie de Baco aus.

von dem er eine sehr fleißige Ausgabe mit einer Uebersetzung und Paraphrase herausgegeben hatte. Erasmus hatte zu viel Geist, um die Tragweite eines solchen Werkes nicht zu begreifen. „Es muß sich,“ sagte er, „ein geistlicher Tempel in der trostlosen Christenheit erheben. Die Mächtigen der Welt werden für dieses Heiligthum Marmor, Elfenbein und Gold darbringen, ich, Armer und Geringer, bringe den Grundstein dazu. Nicht aus feuchten Gruben, in denen stinkendes Wasser versault, kann man die Lehre des Heils ziehen, sondern aus den reinen und reichen Quellen, die mit dem Herzen Gottes in Verbindung stehen. Wenn das Schiff der Kirche nicht vom Sturm verschlungen werden soll*), so kann es ein einziger Anker retten, das ist das himmlische Wort, das, aus dem Schoß des Vaters hervorgegangen, in den evangelischen Schriften spricht und wirkt“ **).

Die Veröffentlichung des Neuen Testaments scheuchte einen Schwarm von Theologen „aus den Schlammfüßen“ auf. „Das sind fürchterliche Rehereien,“ riefen sie mit Unwillen aus; „das sind abscheuliche Antichristen! Wenn man dieses Buch duldet, wäre es der Tod des Papstthums.“ — „Man muß diesen Mann von der Schule verbannen,“ sagte der Eine. — „Man muß ihn aus der Kirche austossen,“ fügte ein Anderer hinzu. Der Aufruhr war so groß, „daß die öffentlichen Plätze von ihrem Gebell wiederhallten.“ — „Man sehe einmal,“ schrie man laut, „er verbessert die Vulgata***), er setzt sich an die Stelle des heiligen Hieronymus! Welch ein Frevel!“ — „Er hat,“ sagte man auf den Kanzeln, „eine unverzeihliche Sünde began-

*) Man sieht, daß Erasmus keineswegs an die Ewigkeit der römischen Kirche glaubte.

**) *Erasmi Epistolae.*

***) Lateinische Uebersetzung der Bibel, welche von der Tridentiner Kirchenversammlung allein als authentisch anerkannt wurde. Diese Uebersetzung ist voll Fehler, die in den Augen Roms, welches nur wenig Griechisch und noch weniger Hebräisch versteht, geheiligt sind.

gen, denn er behauptet, daß zwischen dem heiligen Geist und den Mönchen keine Gemeinschaft besteht, daß diese eher Klöße als Menschen sind! Er ist ein Reßer, ein Erzreßer, ein Fälscher, er ist ein Gimpel, er ist der Antichrist" *).

Es urtheilten nicht bloß die gewöhnlichen Theologen also. Lee, der zuerst Hofprediger Heinrichs VIII. und später Erzbischof von York war, sagte: „Wenn man diesen Led nicht bald verstopft, muß das Schiff untergehen.“ Ueberall „in den Kneipen, auf den Plätzen, bei Gastmählern, in Winkelversammlungen, in den Apotheken, in den öffentlichen Wägen, in den Barbierstuben, in den Unzuchthäusern“ deklamirte man gegen den Uebersetzer des Neuen Testaments **).

Erasmus hatte gehofft, daß das Werk besser würde aufgenommen werden. „Ich nehme Gott zum Zeugen“, sagte er, „ich habe ein für die Sache Jesu Christi nothwendiges Werk zu thun geglaubt“ ***). Es mag sein, aber es war eben für die Sache der Priester sehr schädlich. Er hätte voraussehen sollen, daß ihre Interessen sich mit dieser Wiederherstellung der Lehren des Erlösers nicht vertragen konnten. Konnte er sich über die Theologen täuschen, er, der da gesagt hatte, daß „diese Erklärer der göttlichen Sprache Feuer fangen wie Salpeter, daß sie sich auf ihre Gegner werfen wie Bären, und daß sie nicht eher von ihnen ablassen, als wenn sie sie gezwungen haben, einen Widerruf anzustimmen?“ Was ist aber ihr Hauptmittel, ihre Gegner in bösen Ruf zu bringen und sie für „verbrennenswerth“ zu erklären? Nichts anders, als daß sie sie des Atheismus anklagen †). Alle die, welche sie nicht lieben, sind „Atheisten“. Nun

*) *Erasmi Epistolae*.

**) „Ut nunquam non blaterent in Erasmus in computationibus, in foris, in conciliabulis, in pharmacapolis, in curribus, in tonstriniis, in fornicibus.“ *Erasmi Epistolae*.

***) *Erasmi Epistolae*.

†) Ist es jetzt anders? Da die Belgier endlich der unendlichen

„lieben aber die Theologen alle die nicht,“ welche das Evangelium den Entscheidungen der Priester, Christum seinen vor-
gebliebenen Erklärern, das Christenthum dem Sektengeist, und das,
was ewig ist, den vorübergehenden Interessen der rein politi-
schen Vereine vorziehen, die sich religiös, katholisch, päpstlich,
rechtgläubig nennen. Sie können sich nicht daran gewöhnen,
den gesunden Menschenverstand über ihre unsinnigen Subtilitäten
setzen zu sehen, von denen uns Erasmus merkwürdige Proben gibt.

„Gibt es einen Moment in der göttlichen Zeugung? Hat
Jesus Christus mehrere Geschlechtsfolgen? Ist der Satz: „Gott
Vater hat seinen Sohn“ möglich? Hat sich Gott mit einem
Weib, mit dem Teufel, mit einem Esel, mit einem Kürbis, mit
einem Kieselstein persönlich vermischen können? Im Fall daß
Gott in die Kürbisnatur überginge, wie er in die menschliche
Natur übergegangen ist, wie würde dieser glückliche und göttliche
Kürbis predigen? Würde er Wunder thun? Würde er gekreuzigt
werden? Was würde der heilige Petrus geweiht haben, wenn
er Messe gelesen hätte, als der Leib Jesu Christi noch am Kreuz
war? Konnte man zu dieser Zeit sagen, daß der Erlöser wirk-
lich ein Mensch war? Wird es nach der Auferstehung erlaubt
sein zu essen und zu trinken?“

Diese letzte Frage hatte, wie Erasmus bemerkte, einen be-
sondern Reiz für die Theologen. Sie beschäftigen sich mit „den
Momenten der göttlichen Zeugung, mit den Notionen, Relatio-

Räubereien der Jesuiten müde werden, und sie ihnen zu den unermes-
lichen Reichthümern, die sie im kurzen Zeitraum von nicht 30 Jahren
durch die bekannten Mittel zusammengebracht haben, nicht auch noch die
Verfügung über die sämmtlichen Armengüter des Landes überlassen wollen,
die wahrscheinlich auch zu heiligen Zwecken gebrauchen würden, rufen
nicht die ihnen ergebenden Organe, daß die Belgier ein Volk von Re-
volutionären und Atheisten seien? Wer hat sie dazu gemacht, wenn
sie es sind, als die katholische Geistlichkeit, in deren Händen die Erzie-
hung seit langer Zeit liegt?

nen, Formalitäten, Quibbiditäten" u. s. w., Lappereien, die des morgenländischen Kaiserthums würdig gewesen wären, nicht mit der nämlichen Leidenschaft. Bei Gelegenheit dieser wichtigen Fragen kämpften die verschiedenen Schulen mit der größten Erbitterung gegen einander. Realisten, Nominalisten, Thomisten, Albertisten, Okamisten, Scotisten*) u. s. w. geben einen traurigen Begriff von der Einheit des römischen Katholizismus, der nur eine zur Täuschung der beschränkten Menschen erfundene leere Formel ist. In der That, welcher nur einigermaßen gebildete Mensch wird zu behaupten wagen, daß die Moral der Jesuiten, wie sie von Escobar und so vielen merkwürdigen Schriftgelehrten, die wir in den unsterblichen „Provinzialbriefen“ absonterseit finden, entwickelt wurde, dieselbe ist, wie die eines Bossuet, Pascal, Fenelon und Massillon? Was von diesen trefflichen Männern als der Hölle würdig angesehen wird, hätte einem E. Sa, Busenbaum, Escobar, Söttler, Molina, Lessius, Azor, Caramuel, Filiutius, Sauchez, Bauni, Guimenius und dem heiligen Alfons von Liguori**) nur ein spöttisches

*) Die Thomisten u. s. w. waren die Anhänger von Thomas von Aquino, Alberts des Großen, Occams, Duns Scot. Die Nominalisten betrachten die allgemeinen Ideen als reine Bestimmungen des Geistes, die Realisten geben ihnen ein objektives Dasein. Diese zwei Sekten haben sich während des ganzen Mittelalters, dieser Zeit der bürgerlichen und sittlichen Anarchie, welche einige Unwissende als das Reich der Einheit darstellen, gegenseitig verflucht und verfolgt.

**) Dieser Stifter des Ordens vom Allerheiligsten Erlöser bekennt sich zum Probabilismus. Seine Schriften sind sehr verbreitet, selbst in der katholischen Schweiz, wenn man Bouillet, Dictionnaire universel, art. Saint-Liguori Glauben schenken darf. In Freiburg hat der Pater Bouillet diese traurige Lehre in einem „Handbuch der moralischen Theologie“ vertheidigt, einem Werke, welches deshalb sehr merkwürdig ist, weil es dazu dient, die vom Jesuitismus in der Eidgenossenschaft verbreitete Moral zu charakterisiren. Man sehe über dieses Werk und im Allgemeinen über die Moral der heutigen

Der gelehrte Verfasser der „Leichenreden“
 römischer Theologen*), daß man der Ver-
 in man selbst im gesetzlichen Fuß auf
 Köglinge Loyola über solche Bedent-
 ur Einen Satz an, ob ich gleich
 wichtige vorbringen könnte.

ignes

inERI doloso**).

unwürdige Einheit! Wird man sagen,
 bedeutungslose Meinungsverschiedenheiten han-
 die Moral des Evangeliums ein bedeutungsloses
 uten die römischen Theologen in ihrem Skeptizismus
 gekommen sein? Wenn sie vor diesem Abgrund schauern,
 müssen sie zugestehen, daß es ihnen nicht gelingt, sich über
 Fragen zu verständigen, von denen die unsterbliche Bestimmung
 der Menschheit abhängt. Und doch sind das die Menschen,
 welche von den Regern des nördlichen Europa*) und von

römisch katholischen Theologen die interessanten Mittheilungen, die sich
 in so großer Anzahl in dem gelehrten Werk des Genfer Archinard,
 Origines de l'Eglise romaine (livre 1. chap. I. Sainteté de
 l'Eglise) vorfinden.

*) Vor dem Sieg des Ultramontanismus in Frankreich.

**) Merkwürdige Streitigkeiten, welche in den letzten Zeiten bekannt
 gemacht wurden, und die in Frankreich zwischen einigen Priestern und
 dem Cardinal Gouffet, Erzbischof von Rheims, stattgefunden haben,
 werfen ein merkwürdiges Licht über die Mißhelligkeiten der römischen
 Geistlichkeit in Bezug auf die wichtigsten moralischen Fragen.
 Man vergleiche auch ein Werk, das mit den merkwürdigsten Enthüllun-
 gen angefüllt ist: Découvertes d'un bibliophile, Strassb. 1843 und
 Supplément aux découvertes. — Coquerel, Lettre à Msgr. le
 cardinal archevêque de Lyon, 1843 — und so auch mehrere
 Nummern des Journal des Debats vom Jahr 1843.

***) Es ist sehr bemerkenswerth, daß die ernsten und gelehrten
 Völker des Nordens, die Engländer, Holländer, Schweden, Dänen, Nord-

nen, Formalitäten, Quibbiditäten“ u. s. w., Lappereien, die des morgenländischen Kaiserthums würdig gewesen wären, nicht mit der nämlichen Leidenschaft. Bei Gelegenheit dieser wichtigen Fragen kämpften die verschiedenen Schulen mit der größten Erbitterung gegen einander. Realisten, Nominalisten, Thomisten, Albertisten, Ockamisten, Scotisten*) u. s. w. geben einen traurigen Begriff von der Einheit des römischen Katholizismus, der nur eine zur Täuschung der beschränkten Menschen erfundene leere Formel ist. In der That, welcher nur einigermaßen gebildete Mensch wird zu behaupten wagen, daß die Moral der Jesuiten, wie sie von Escobar und so vielen merkwürdigen Schriftgelehrten, die wir in den unsterblichen „Provinzialbriefen“ abkonterfeit finden, entwickelt wurde, dieselbe ist, wie die eines Bossuet, Pascal, Fenelon und Massillon? Was von diesen trefflichen Männern als der Hölle würdig angesehen wird, hätte einem E. Sa, Busenbaum, Escobar, Söttler, Molina, Lessius, Azor, Caramuel, Filiutius, Sanchez, Bauni, Guimenius und dem heiligen Alfons von Liguori**) nur ein spöttisches

*) Die Thomisten u. s. w. waren die Anhänger von Thomas von Aquino, Alberts des Großen, Occams, Duns Scot. Die Nominalisten betrachten die allgemeinen Ideen als reine Einrichtungen des Geistes, die Realisten geben ihnen ein objektives Dasein. Diese zwei Sekten haben sich während des ganzen Mittelalters, dieser Zeit der bürgerlichen und sittlichen Anarchie, welche einige Unwissende als das Reich der Einheit darstellen, gegenseitig verflucht und verfolgt.

**) Dieser Stifter des Ordens vom Allerheiligsten Erlöser bekennt sich zum Probabilismus. Seine Schriften sind sehr verbreitet, selbst in der katholischen Schweiz, wenn man Bouillet, Dictionnaire universel, art. Saint-Liguori Glauben schenken darf. In Freiburg hat der Pater Bouillet diese traurige Lehre in einem „Handbuch der moralischen Theologie“ vertheidigt, einem Werke, welches deshalb sehr merkwürdig ist, weil es dazu dient, die vom Jesuitismus in der Eidgenossenschaft verbreitete Moral zu charakterisiren. Man sehe über dieses Werk und im Allgemeinen über die Moral der heutigen

Lächeln entlockt. Der gelehrte Verfasser der „Leichenreden“ erklärt, wie alle französischen Theologen*), daß man der Verdammung verfällt, wenn man selbst im gesetzlichen Fuß auf Zinsen leiht, während die Zöglinge Loyolas über solche Bedenkllichkeiten lachen. Ich führe nur Einen Satz an, ob ich gleich tausend andere und zwar höchst wichtige vorbringen könnte.

Incedo per ignes

Sappositos cineri doloso**).

Welch eine bewundernswürdige Einheit! Wird man sagen, daß es sich um bedeutungslose Meinungsverschiedenheiten handelt? Wie! ist die Moral des Evangeliums ein bedeutungsloses Ding? Sollten die römischen Theologen in ihrem Skeptizismus so weit gekommen sein? Wenn sie vor diesem Abgrund schauern, so müssen sie zugestehen, daß es ihnen nicht gelingt, sich über Fragen zu verständigen, von denen die unsterbliche Bestimmung der Menschheit abhängt. Und doch sind das die Menschen, welche von den Ketzern des nördlichen Europa*) und von

römisch katholischen Theologen die interessanten Mittheilungen, die sich in so großer Anzahl in dem gelehrten Werk des Genfer Archinard, *Origines de l'Église romaine* (livre 1. chap. I. Sainteté de l'Église) vorfinden.

*) Vor dem Sieg des Ultramontanismus in Frankreich.

**) Merkwürdige Streitigkeiten, welche in den letzten Zeiten bekannt gemacht wurden, und die in Frankreich zwischen einigen Priestern und dem Cardinal Gouffet, Erzbischof von Rheims, stattgefunden haben, werfen ein merkwürdiges Licht über die Mißhelligkeiten der römischen Geistlichkeit in Bezug auf die wichtigsten moralischen Fragen. Man vergleiche auch ein Werk, das mit den merkwürdigsten Enthüllungen angefüllt ist: *Découvertes d'un bibliophile*, Strassb. 1843 und *Supplément aux découvertes*. — Coquerel, *Lettre à Msgr. le cardinal archevêque de Lyon*, 1843 — und so auch mehrere Nummern des *Journal des Débats* vom Jahr 1843.

***) Es ist sehr bemerkenswerth, daß die ernstesten und gelehrtesten Völker des Nordens, die Engländer, Holländer, Schweden, Dänen, Nord-

den Schismatikern des Orients mit so großer Verachtung sprechen. Diejenigen, welche die Lichter der Welt werden möchten, haben mit Hülfe einer der alten Sophisten würdigen Kasuistik das großartige Gebäude der evangelischen Moral zu Staub zermalmt. Die Theologie ist unter ihren Händen eine Methode geworden, nach und nach Alles auszumerzen, was sich im Evangelium nicht mit ihrer Selbstsucht verträgt. Nach den Probabilisten, welche vor den Folgen ihrer Lehren nicht zurückschaudern, kann man mit gutem Gewissen die Meinung eines bedeutenden Lehrers (alle Mönche sind bedeutende Lehrer) befolgen, **wie auch diese Meinung beschaffen sei***).

Diesem streitsüchtigen und entarteten Christenthum der Theologen setzt Erasmus das Christenthum der Apostel siegreich entgegen, dessen Charakter der gesunde Menschenverstand und Einfachheit ist. „Wenn sie auf die Erde herabstiegen,“ sagt er, „und mit den neuern Theologen über diese Gegenstände streiten müßten, so glaube ich, daß sie einen ganz andern Geist haben müßten als den, der ihnen die Gabe der Sprachen eingab. — Die Apostel hatten die Ehre, die Mutter Jesu zu kennen, keiner von ihnen hat von ihr so viel zu erzählen gewußt, als unsere Theologen, welche mathematisch bewiesen haben, daß sie von der Anstechung des Sündenfalls bewahrt gewesen ist. — Sie beteten Gott an, jene frommen Stifter der christlichen Religion, aber ihre Anbetung beruhte nur auf dem Hauptgrundsatz des Evangeliums: „Gott ist ein Geist und die ihn anbeten, beten ihn im Geist und in der Wahrheit an.“ — Aber wie viel war auch diesen armen galiläischen Fischern unbekannt! Sie hatten die „lokale Bewegung“ im Abendmahl nicht aufhellen, sie

deutschen u. s. w. sämmtlich aus der römischen Kirche getreten sind. In Amerika nehmen die Katholiken, wie in Europa, den Süden ein. Die leicht erregbaren und ungebildeten Völker des Südens haben Schauspiele, Rabonnen, Amulette, klösterliche Uebungen u. s. w. nöthig.

*) Bouillet, Dictionnaire universel art. Probabilisme.

hatten nicht erklären können, wie ein Körper an mehreren Orten zugleich sein kann, sie hatten den Augenblick nicht bestimmen können, wo die Transsubstantiation (welch ein schönes Wort!) durch sakramentale Worte bewirkt werden kann, die, weil sie aus Sylben bestehen, nach und nach ausgesprochen werden müssen. Sie haben wahrscheinlich vergessen, zu erklären, daß die göttliche Verehrung der Person Christi nicht mehr gebührt, als dem geringsten seiner an die Wand geklebstem Bilder, wenn es ihn nur mit ausgestreckten Händen, als ob er die Menschen segnen wollte und mit dem Heiligenschein um das Haupt darstellt. Sie haben eben so wenig daran gedacht, die „unverdiente Gnade“ von der „begnadigenden Gnade“ und die von Gott „angegebene Liebe“ von der „erworbenen Liebe“ u. s. w. zu unterscheiden.

Man begreift leicht, wie wenig Gewicht „alle diese sophistischen Milizen, die lärmenden Scotisten, die eisenköpfigen Ockamisten, die unüberwindlichen Albertisten“ auf die Bibel legen können. — „Die Schrift ist in ihren Händen wie ein Stück Wachs; sie geben diesem mit Orakelsprüchen angefüllten Buch jede beliebige Form“ *). Wenn man daher eine offenbar bibli-

*) Die römischen Theologen haben diese glückliche Fähigkeit bewahrt und sie gebrauchen sie auch! Daher ist ihre Theologie auch so viel werth als ihre Politik. Man erlaube uns, ein Musterchen der letzteren zu geben: „Italien,“ sagt der Abbe Julius Morel, „kann seine Rolle und den ersten Rang in Europa nur dadurch wieder einnehmen, daß es christlicher, priesterlicher, mönchischer wird als jetzt. Die Uebersieferung, die Stärke, der Ruhm Italiens beruht auf dem überwiegenden Einfluß des Priesterthums, in der Unterordnung des weltlichen Standes unter den geistlichen Stand. Die abendländischen Katholiken werden immer stark genug sein, um auch den Italienern die Bedingungen aufzuerlegen, die zum Leben des heiligen Stuhls nothwendig sind. Wenn ihr euch über die fremde Besatzung ärgert, wenn diese euch verdrießt, so laßt eure abgeschmackten Nachahmungen Englands und Frankreichs, seid ihr selbst, beeilt euch, eure priesterliche,

den heiligen Erasmus an, um den von Christus verfluchten Reichthum zu erlangen. Ein Heiliger heilt das Zahnweh, ein anderer steht den Frauen in den Schmerzen der Geburt bei, ein dritter wacht über die Heerden. Es gibt einige, deren Gewalt sich über Alles erstreckt, so z. B. die Mutter Christi, der man endlich „mehr Macht beigelegt hat, als selbst ihrem Sohn“. — Wenn die ehrlichen Leute ihre himmlischen Beschützer haben, so haben auch die Schelme ihre Schutzheiligen. „Dieser, der um seiner guten Werke willen zum Tod verurtheilt worden ist, fällt durch die Gnade irgend eines seinem Handwerk günstigen Heiligen vom Galgen herab; jener hat sein Gefängniß erbrochen und seine Freiheit wieder erlangt.“ Ein Anderer, der von dem Manne seiner Geliebten auf der That ertappt worden ist, hat sich glücklich aus dieser schlimmen Lage gezogen. Das sind die Wunder, welche die Fürbitte der Heiligen hervorbringt!

Diese merkwürdige Theologie ist keineswegs noch außer Mode gekommen. Ich will nicht von Frankreich sprechen, wo der Katholizismus von einer feindseliggesinnten oder spottenden Mehrheit überwacht wird. Aber betrachten wir die wesentlich katholischen Länder, das mittlere und südliche Italien, Spanien, Portugal und Südamerika. Ein Bandit in den römischen Staaten bedeckt sich mit Rosenkränzen und Skapulieren, und betet zur Madonna, sie möge ihm einige keizerische Engländer oder schismatische Griechen „zur größern Ehre Gottes“ zur Beraubung in die Hände liefern. In dem Augenblick, wo diese erfindungsreichen Vermittelungen nicht mehr im Gebrauche sind, wird auch nur noch ein Schatten von Romanismus bleiben. Die Mißbräuche haben in diesem religiösen System eine so bedeutende Stelle eingenommen, daß man es jetzt nicht mehr reformiren kann, ohne die Grundlagen anzugreifen.

Man weiß, welchen Lärm die Frage des Ablasses im 16. Jahrhundert verursacht hat. Tezel in Deutschland*) und Samson

*) Siehe D. Gærmanns lateinische „Abhandlung über J.

in der Schweiz*) haben sich unter den unverschämtesten „Ablassträgern“ ausgezeichnet. Alles, was man von diesem skandalösen Ablasshandel gesagt hat, ist in keiner Weise übertrieben. Erasmus bezeugt es. „Mit diesem Ablass,“ sagt er, „braucht ein Kaufmann, ein Soldat, ein Richter nur ein kleines Stück Geld in das Becken zu werfen, und sogleich hält er sich wieder für so weiß, als wie er von der Taufe kam. So und so viele Meineide, Unteuschheiten, Räusche, Treulosigkeiten und Verräthe-
reien können um ein wenig Geld abgetauft werden, und zwar so gut, daß man das Recht zu haben glaubt, auf neue Rechnung wieder anzufangen.“

Nachdem Erasmus die von der päpstlichen Gewalt beschützte materialistische Gewalt so genau geschildert hat, fühlt er sich einen Augenblick entmuthigt. „Wozu,“ ruft er aus, „sich auf diesen Ozean von Aberglauben einzuschiffen? Wenn ich auch, nach dem Ausdruck Virgils, hundert Munde, hundert Zungen und eine Eisenstimme hätte, könnte ich doch nicht alle verschiedenen Arten der Thorheit aufzählen, noch alle ihre Namen durchgehen. Ich will Alles in einzigen Satz zusammenfassen: man findet in der ganzen Christenheit solchen Unfinn in reichlichem Maße, der gerade von denjenigen verbreitet wird, welche ihm Schranken setzen sollten, wenn sie nicht ihren Vortheil in dessen Ausbreitung fänden.“

Lezel, den unverschämtesten päpstlichen Ablassträger in Deutschland.“
Upsala, 1761.

*) Vergleiche die ebenfalls lateinisch geschriebene „Abhandlung über Samson, Verkündiger des Ablasses in der Schweiz“ von B. G. Hilner (Leipzig 1756).

XCVIII.

Wehe denen, die bei sich selbst weise sind, und halten
sich selbst für Klug!

Jesaias 5, 21.

Wir haben einen Blick auf die Arbeiten des Erasmus geworfen. Versuchen wir jetzt, seinen Einfluß auf seine Zeitgenossen darzustellen.

Der Verfasser der „Gespräche“ ist der vollständigste Typus der mit außerordentlichem Verstand gepaarten Charakterschwäche. Im Grund billigte er das Verderbniß Roms ebensowenig als Zwingli und Desolampadius. Niemand hat vielleicht den Fanatismus der römischen Theologen, die Unwissenheit und Sittenlosigkeit der Mönchsorden, die Mißbräuche des römischen Kultus, die Verkäuflichkeit der Kirchenhäupter und den unheilbaren Verfall der römischen Kirchenverfassung besser geschildert als er.

Man wird vielleicht sagen, daß, indem Erasmus die römische Kirche vertheidigte, er sich an eine Gesellschaft angeschlossen, als deren Grundlage er diese Kirche betrachtete, daß er von der Vortrefflichkeit der gesellschaftlichen Ordnung im Mittelalter überzeugt war, oder daß er diese wenigstens für die einzig mögliche hielt, und daß er dessen religiöse Grundpfeiler nicht erschüttern wollte. Man kann eine solche Hypothese nicht zugeben, wenn man nur die geringste Kenntniß von seinen Schriften hat. Allerdings hat er den Mitgliedern der Aristokratie oft geschmeichelt, aber Niemand verachtete dieselbe so sehr als er. Man kann es aus Folgendem ersehen:

„Ob ich gleich eile, so viel mir möglich ist, so kann ich doch an jenen nicht vorbeigehen, die zwar vor dem niedersten Schußflügel nichts voraus haben, aber sich doch auf den bloßen Titel des Adels ich weiß nicht was Wundergroßes einbilden. Der eine will von dem Aeneas abstammen; der andere von dem Brutus

und ein dritter von dem König Arthur. Sie hängen prahlerisch allerorten geschnitzte und gemalte Bilder ihrer Ahnen auf, sie berufen sich auf denselben Namen und Beinamen und sind selbst stummen Bildsäulen ähnlich, ja noch weniger werth, als die Thiere, die ihren Wappen zu Schildhaltern dienen. Doch führen sie, Dank sei es ihrer holden Selbstliebe, ein ganz glückliches Leben, und an ebenso großen Narren fehlt's nicht, die diese Art von edlen Thieren für halbe Götter ansehen."

Wenn Erasmus vom Adel mit einer im 16. Jahrhundert seltenen Unabhängigkeit des Geistes spricht, so scheinen ihm die Einzelnen nicht ehrenwerther als die Idee, deren Repräsentanten sie sind. Der beißende Vorläufer Voltaires dringt in die Höfe und beginnt dort, seinen Blick auf den Thron zu werfen, ohne sich durch die königliche Majestät blenden zu lassen. Nachdem er gesagt hat, daß ein Fürst nach dem Willen Gottes „niemals an sich denken, sich in Nichts von den Gesetzen entfernen dürfe“, fragt er, wie die Oberhäupter der Völker diesen heiligen Grundsätzen nachleben. Man höre seine Antwort und man wird gewisse Monarchen des 19. Jahrhunderts zu sehen glauben, so lange widerstehen die Mißbräuche dem Fortschritte der Aufklärung: „Ja, wenn der Fürst dieses und vieles dergleichen bei sich erwägen wollte, so würden ihm wohl weder Schlaf noch Speise schmecken. Nun aber, Dank sei mir (der Thorheit), überlassen die Fürsten alle diese Sorgen den Göttern, thun sich gütlich, und gönnen nur denen das Ohr, die es verstehen, ihnen angenehme Dinge vorzuplaudern, damit sich ja Nichts von Bekümmerniß in ihr Gemüth einschleichen mög. Sie bereben sich, alle Obliegenheiten eines Fürsten reblich erfüllt zu haben, wenn sie fleißig auf die Jagd reiten, stattliche Pferde halten, obrigkeitliche Stellen und Statthalterschaften theuer verkaufen, täglich neue Handgriffe ausfinden, das Vermögen der Unterthanen zu schmälern, und in ihren Schatz zusammenzuscharren.“ Der unabhängige geistreiche Gelehrte deutet hierauf die Geschicklichkeit an, mit welcher man die Völker

über die Leiden täuscht, die man ihnen auferlegt. „Dabei schüßen die Fürsten verschiedene Dinge vor, um dadurch der ungerechtesten Sache einen Schein von Billigkeit zu geben; mit vielem Fleiße mengen sie etwas Schmeichelndes ein, um ja das Herz des Volks nicht ganz zu verlieren*).“ Wird man wohl zu sagen wagen, daß unser Jahrhundert solche traurige Komödien nie gesehen, daß nicht manche Nation ihre theuersten Freiheiten Herren aufgeopfert hat, die ihre wahren Absichten und ihre unheilbare Selbstsucht geschickt zu verbeden wußten?

Nachdem Erasmus den Monarchen betrachtet, wirft er seinen Ablerblick auf dessen Umgebungen: „Was soll ich von den vornehmen Hoffschranzen sagen? Gemeiniglich ist kein abhängigeres, knechtischeres, abgeschmackteres, niederträchtigeres Volk zu finden, und doch bereden sie sich, daß ihnen Nichts gleichkomme. Wenn man ihr Leben genau beim Licht betrachtet, so findet man sie noch schöpsenmäßiger, als es ehebem die Phäaker waren. Der vornehme Mann schläft bis gegen Mittag. Beim Aufstehen kommt der wohlbezahlte Kaplan, und thut geschwind das, wozu er gedungen ist; dann zum Frühstück. Bald darauf zum Mittagsmahle. Hierauf Karten, Würfel, Possenspiele, Spöttereien schöne Frauen. Etwas zum Abendbrode. Darauf zur Nachtmahlzeit. Auch beim Nachtsche gibts Abwechslungen. Also ohne sich das Leben abzugrämen, verstreichen Stunden, Tage, Monate, Jahre.“

Dieser Mann, der seine Zeit so gut kannte, der dessen Verirrungen und Verderbniß so kräftig brandmarkte, hätte in der Welt eine große Rolle spielen können. Er hatte dafür zwei mächtige Mittel, einen unermesslichen Einfluß und die philosophische Bildung, die weder Luther noch Calvin hatten. Ein einziger Zug kann einen Begriff von der Ehrfurcht geben, die man selbst an den Höfen für ihn hatte, wo doch die Wissenschaft gewöhnlich

*) „Lob der Thorheit.“

so wenig Zutritt findet. „Ich habe deinen Brief und die Paraphrase dem Fürsten übergeben,“ schrieb ihm ein gewisser Berselius. „Er hat den Brief gelesen und die Paraphrase zu wiederholtenmalen geküßt, indem er mit freudiger Stimme ausrief: Erasmus! — Der Fürst hat nichts Theureres auf der Welt als dich. Er will dich sehen, dich in seine Arme drücken, dich als seinen Vater, als eine vom Himmel auf die Erde herabgefallene Gottheit behandeln.“ So hat denn Nisard ohne Uebertreibung sagen können, daß „die ganze literarische und religiöse Wiedergeburt des 16. Jahrhunderts nach Erasmus zusammenströmte.“ Haben Lefevre, Zwingli, Calvin, Farel zu irgend einer Zeit ihres Lebens eine solche Stellung gehabt?

Wenn des Erasmus Einfluß unendlich größer war als der übrige, so hatte er auch gründlichere und umfassendere Kenntnisse. In seiner „Abhandlung über den freien Willen“ vertheidigte er die Art, wie die Väter der orientalischen Kirche den Einfluß der Gnade verstehen, mit großem Talent gegen die fatalistischen Ansichten Augustins, Gersons und Luthers. Die Erörterungen dieses Hauptpunktes waren nicht, wie es Nisard glaubt, „eine kindische Polemik“, unwürdig „die trefflichsten Geister aufzuzehren“ *). Alles, was die Wirkung Gottes auf die Geschöpfe betrifft, wird die wahren Philosophen immer so sehr in Anspruch nehmen als die Theologen. Erasmus hatte somit Recht, diese Sätze nicht „als unfruchtbare, leere und todte Formeln“ zu betrachten. Man kann ihn nicht genug rühmen, daß er sich in seiner Apologie der menschlichen Freiheit „lebhaft, heftig und consequent“ gezeigt und eine „inhaltsreiche Beredsamkeit an den Tag gelegt hat, welche ein gewisser Atticismus würzt**).“ Indem Erasmus die Ansichten eines Chrysostomus und Clemens von Alexandrien vertheidigte, zeigte er sich als den würdigen Schüler jenes Griechenlands,

*) Nisard, *Études sur la renaissance* — Erasme.

***) Nisard a. a. O.

gen, denn er behauptet, daß zwischen dem heiligen Geist und den Mönchen keine Gemeinschaft besteht, daß diese eher Klöße als Menschen sind! Er ist ein Reßer, ein Erzteßer, ein Fälscher, er ist ein Gimpel, er ist der Antichrist" *).

Es urtheilten nicht bloß die gewöhnlichen Theologen also. Lee, der zuerst Hofprediger Heinrichs VIII. und später Erzbischof von York war, sagte: „Wenn man diesen Leck nicht bald verstopft, muß das Schiff untergehen.“ Ueberall „in den Kneipen, auf den Plätzen, bei Gastmählern, in Winkelversammlungen, in den Apotheken, in den öffentlichen Wägen, in den Barbierstuben, in den Unzuchthäusern“ deklamirte man gegen den Uebersetzer des Neuen Testaments **).

Erasmus hatte gehofft, daß das Werk besser würde aufgenommen werden. „Ich nehme Gott zum Zeugen“, sagte er, „ich habe ein für die Sache Jesu Christi nothwendiges Werk zu thun geglaubt“ ***). Es mag sein, aber es war eben für die Sache der Priester sehr schädlich. Er hätte voraussehen sollen, daß ihre Interessen sich mit dieser Wiederherstellung der Lehren des Erlösers nicht vertragen konnten. Konnte er sich über die Theologen täuschen, er, der da gesagt hatte, daß „diese Erklärer der göttlichen Sprache Feuer fangen wie Salpeter, daß sie sich auf ihre Gegner werfen wie Bären, und daß sie nicht eher von ihnen ablassen, als wenn sie sie gezwungen haben, einen Widerruf anzustimmen?“ Was ist aber ihr Hauptmittel, ihre Gegner in bösen Ruf zu bringen und sie für „verbrennenswerth“ zu erklären? Nichts anders, als daß sie sie des Atheismus anklagen †). Alle die, welche sie nicht lieben, sind „Atheisten“. Nun

*) *Erasmi Epistolae.*

**) „Ut nunquam non blaterent in Erasmus in computationibus, in foris, in conciliabulis, in pharmacapolis, in curribus, in tonstriniis, in fornicibus.“ *Erasmi Epistolae.*

***) *Erasmi Epistolae.*

†) Ist es jetzt anders? Da die Belgier endlich der unendlichen

„lieben aber die Theologen alle die nicht,“ welche das Evangelium den Entscheidungen der Priester, Christum seinen vorgeblichen Erklärern, das Christenthum dem Sektengeist, und das, was ewig ist, den vorübergehenden Interessen der rein politischen Vereine vorziehen, die sich religiös, katholisch, päpstlich, rechtgläubig nennen. Sie können sich nicht daran gewöhnen, den gesunden Menschenverstand über ihre unsinnigen Subtilitäten setzen zu sehen, von denen uns Erasmus merkwürdige Proben gibt.

„Gibt es einen Moment in der göttlichen Zeugung? Hat Jesus Christus mehrere Geschlechtsfolgen? Ist der Satz: „Gott Vater hat seinen Sohn“ möglich? Hat sich Gott mit einem Weib, mit dem Teufel, mit einem Esel, mit einem Kürbis, mit einem Kieselstein persönlich vermischen können? Im Fall daß Gott in die Kürbissnatur überginge, wie er in die menschliche Natur übergegangen ist, wie würde dieser glückliche und göttliche Kürbis predigen? Würde er Wunder thun? Würde er gekreuzigt werden? Was würde der heilige Petrus geweiht haben, wenn er Messe gelesen hätte, als der Leib Jesu Christi noch am Kreuz war? Konnte man zu dieser Zeit sagen, daß der Erlöser wirklich ein Mensch war? Wird es nach der Auferstehung erlaubt sein zu essen und zu trinken?“

Diese letzte Frage hatte, wie Erasmus bemerkte, einen besondern Reiz für die Theologen. Sie beschäftigen sich mit „den Momenten der göttlichen Zeugung, mit den Notionen, Relatio-

Räubereien der Jesuiten müde werden, und sie ihnen zu den unermesslichen Reichthümern, die sie im kurzen Zeitraum von nicht 30 Jahren durch die bekannten Mittel zusammengebracht haben, nicht auch noch die Verfügung über die sämmtlichen Armengüter des Landes überlassen wollen, die wahrscheinlich auch zu heiligen Zwecken gebrauchen würden, rufen nicht die ihnen ergebenden Organe, daß die Belgier ein Volk von Revolutionären und Atheisten seien? Wer hat sie dazu gemacht, wenn sie es sind, als die katholische Geistlichkeit, in deren Händen die Erziehung seit langer Zeit liegt?

lehrten Erasmus, diesem Wunder seines Jahrhunderts? Und doch verwirklichte der spanische Mönch, was Erasmus am Ende seiner Laufbahn vergeblich versuchte. Er hielt den Protestantismus in seinem siegreichen Gang auf, indem er sich mit seinem ganzen Wesen dem despotischen Prinzip hingab, wie Zwingli und Luther ihr Leben der Sache der Freiheit gewidmet hatten. Ist der Ruhm des Erasmus wohl deshalb verschwunden, weil er gemäßigt war? War Washington nicht der weiseste Sterbliche? Die Mäßigung ist somit kein Grad zur Inpopularität, aber man muß ihn nicht mit Schwäche verwechseln. Die erste läßt sich ganz wohl mit Thatkraft verbinden; die zweite ist eine Art von moralischem Unvermögen, das die schönsten Geistesgaben nutzlos macht. Niemand darf sich wundern, daß die Furchtsamkeit des Erasmus in unserer Zeit viele Bewunderer findet. Man lobt die gerne, die man sich zum Vorbild nimmt. Was aber den Menschen des 19. Jahrhunderts fehlt, ist weder das Wissen, noch die Aufklärung, noch die freien Ideen, noch die gesunde Beurtheilung der Dinge, sondern die Thatkraft. So sieht man sie jeden Augenblick ihre schönsten Theorien Lügen strafen: sie machen, wie Erasmus, alle möglichen Combinationen, um den praktischen Folgerungen ihrer Grundsätze zu entgehen, sie verlernen auf diese Weise allen Einfluß und verdienen zu gleicher Zeit die Verachtung der Vertheidiger der Freiheit, wie ihrer Gegner. Das sind die Früchte dessen, was man „Mäßigung“ und „christliche Philosophie“ zu nennen beliebt.

Und gelingt es, auf diese Weise wenigstens die Ruhe zu retten? Vermeidete man das Auspfeifen und die Verhöhnung, die man mehr als den Tod fürchtet? Das Leben des Erasmus liefert eine hinlänglich deutliche Antwort auf diese Fragen. Der Rotterdamer Philosoph hatte in Basel einen Aufenthalt nach seinem Herzen gefunden. Er wurde dort wie eine Nacht vom ersten Rang behandelt. Er hatte sich an diese Stadt geklebt, „wie die Auster und der Schwamm an den Felsen.“ Er zog die schweizerische Stadt England vor, wohin man nur mitten

durch Seeräuber gelangen konnte, die damals sehr zahlreich waren. Was Frankreich betrifft, wollen wir einen französischen Schriftsteller sprechen lassen: „Man verbrannte die Menschen oder drohte sie zu verbrennen, wenn sie während einer Krankheit in der Fastenzeit Fleisch gegessen hatten (nun hatte aber Erasmus einen großen Abscheu vor den Fischen). Man klagte einen Menschen auf den Tod an, weil er gesagt hatte, daß das zur Erbauung eines ungeheuern Klosters ausgegebene Geld besser auf die Gründung eines Waisenhauses verwendet worden wäre *).“ In Belgien waren die Mönche mächtig genug gewesen, Erasmus vom Böbel steinigen zu lassen. In Deutschland fürchtete er die Unruhen, welche die Reformation erregte. Basel hatte keinen dieser Nachtheile. Es war eine verständige und gut verwaltete Stadt. Die Theologen, was ganz unerhört war, zeigten sich duldsam, die Wissenschaften waren geachtet und gepflegt. Johann Froben, des Erasmus Freund, besaß dort eine Druckerei, „welche die Presse jener Zeit in ihrer größten Fruchtbarkeit, in ihrem größten Einfluß repräsentirte.“ Man konnte sich den vortrefflichen Burgunderwein leicht verschaffen, den der Verfasser des „Lobes der Thorheit“ so gern trank. Er hatte neben seinem Hause einen ziemlich großen Garten mit einem Gartenhaus, wo er während des Sommers einige Seiten aus den Werken unserer großen Theologen, Basilius und Chrysostomus, übersezte. Die großen Klöster, südlich vom Münster, boten ihm in den heißen Tagen angemessene Spaziergänge. Wie glücklich wäre Erasmus gewesen, wenn die Reformation nie gekommen wäre!

Es erschien in der That ein Tag, wo der Protestantismus in den Mauern Basels den Sieg davon trug. Das Volk verbrannte die Bilder in den Kirchen. „Dieß Alles,“ sagt Erasmus, „geschah unter so großem Gelächter, daß ich mich wundere, warum die Heiligen kein Wunder gethan haben, sie,

*) Nisard a. a. O.

die früher für so geringe Beleidigungen so große machten.“ Bald wurde die Messe abgeschafft. Trotz der Ordnung, die fortwährend in der Stadt herrschte, gerieth der kluge Philosoph in Furcht. Man ließ ihn im Frieden abziehen, indem man ihn nur zwang, sich bei der großen Brücke in der Mitte einer Volksmenge einzuschiffen, die ihn weder mit Winken noch mit irgend einem Ruf begrüßte. „Das Gestirn Germaniens“ suchte einen Versteck zu Freiburg im Breisgau. Als er in das Schiff trat, improvisirte er vier lateinische Verse, deren Uebersetzung wir hier mittheilen:

„Lebe wohl, Basel, lebe wohl, o Stadt, — die Du mir viele Jahre hindurch die süßeste Gastfreundschaft gewährt hast; — von diesem Schiff, das mich bald fortbringt, wünsche ich dir alles Glück und vor Allem — daß dir niemals ein unbequemerer Gast zu Theil werde als Erasmus.“

Nach einer siebenjährigen freiwilligen Verbannung wollte der berühmte Gelehrte in Basel sterben. Man brachte ihn auf einem Tragsessel dahin. „Er sah es wieder,“ sagt ein Schriftsteller, der für die Reformation nicht sehr günstig gestimmt ist, „ruhig, friedlich, mit ernstern Sitten und sein ganzes Volk in der Begeisterung eines neuen Glaubens.*)“ Dort sollte er sein Grab finden. Er wendete seine letzten Tage an, sich mit unserm Origenes zu beschäftigen. Die ganze Stadt wohnte dem Leichenbegängniß des Fürsten der Gelehrten bei.**)

Ich verließ die Kirche durch das byzantinische St. Gallusthor, dessen geschmückte Gewölbbogen noch an den alten Bau erinnern, über den sich die gothische Architektur erhoben hat, die kühn ist wie des Menschen Geist. Die Glocke ließ ein Trauer-

*) Nisard a. a. D.

**) Erasmus Leben ist der Gegenstand einer großen Zahl Schriften geworden. In der Schweiz bemerken wir: Joh. Gaudin, Leben von Erasmus von Rotterdam. Zürich, 1789. — Sal. Hess, Erasmus von Rotterdam. Zürich, 1790.

geläute erschallen, als ich das kalte Gebäude verließ, und der entfernte Donner ließ seine dumpfe Stimme ertönen, die sich auf den brausenden Wogen des Rheins verbreitete. Eine unbestimmte Angst ergriff mich — ein Gewitter nach einem so schönen Morgen; — ein düsterer Himmel nach so herrlichen Stunden; — der Donner nach der Sonne; — Traurigkeit und Reue nach der Hoffnung!

Von Schrecken erfüllt, verdoppelte ich meine Schritte — um zu gehen — wohin, o Gott? — in die Einsamkeit, weit von der Welt, in jene nur allzu oft entmuthigende Abgeschiedenheit, in der die Seufzer ohne Widerhall ertönen, wo die Wünsche gen Himmel emporsteigen, in den sie nicht einzubringen vermögen.

XCIX.

Sie liegen in der Hölle wie Schafe, der Tod naget sie.

Psalm, 49, 15.

Zu der Zeit, wo die Basler Kirchenversammlung ihre Sitzungen hielt, malte ein Künstler an den Wänden des Dominikanerkirchhofs den berühmtesten von allen Todtentänzen, von dem noch einige Bruchstücke im Museum aufbewahrt werden. Der Gedanke, der den Todtentanz eingegeben hat, ist originell und wahr. Den mit ihrer Größe, leeren Berechnungen der Eitelkeit, ihren kleinlichen Leidenschaften beschäftigten Menschen zu zeigen, daß sie eine Heerde sind, deren unerbittlicher Hirt der Tod ist, und daß sie schnell dem Grab entgegengehen, ohne je daran zu denken, das ist der Grundgedanke jener zahlreichen Todtentänze, welche oft den Pinsel der Maler des Mittelalters

und den Scharfsinn der Alterthumsforscher in Anspruch genommen haben*). War es zu einer Zeit, wo das Gefühl der Gleichheit so frech mit Füßen getreten wurde, wo die Gerechtigkeit nur ein Wort und die Religion ein Mittel war, die verdummten Massen auszubeuten, nicht natürlich, daß die Kunst, welche immer Neigung zur Abhängigkeit hat, gegen die bürgerliche Ungleichheit protestirte, indem sie den Gewalten des Tages die Gleichheitswaage des Lobes vor die Augen stellte, in der sie bald gewogen werden sollten? Dieses Bild mußte ihnen nothwendig unangenehm sein. Daher hat sie der Basler Künstler dargestellt, wie sie mit außerordentlichem Widerwillen den Einladungen des gräßlichen Scrippes nachgeben, das sie zum höllischen Tanz auffordert. Der Papst, der Cardinal und der Abt fallen namentlich durch ihre traurige Miene auf. — Für diese frommen Personen, sagt Erasmus, ist das Paradies nur ein Nothbehelf. Sie befinden sich bei den Freuden und Größen der Erde so gut, daß sie das, was sie in ihrer officiellen Sprache „die Verbannung in das Thränenthal“ nennen, mit großer Entschlossenheit ertragen. Wenigstens hat die Rolle der weltlichen Fürsten etwas Offeneres und Aufrichtigeres. Es ist offenbar genug, daß der Himmel nicht der Gegenstand ihres gewöhnlichen Nachdenkens ist. Ihre Gewalt zu vergrößern, ihre Dynastie zu befestigen, viele Annehmlichkeiten und viel Geld aus den Völkern zu ziehen, ohne sie allzusehr zu empören — dieß gibt ihnen mehr zu überlegen als die Seligkeit des ewigen Lebens. Wenn es Ausnahmen gibt, so sind sie so selten, daß die Geschichte mit Bewunderung von ihnen spricht.

Die Lage der Kirchenfürsten ist viel mißlicher. Da sie das Evangelium, das nur von Armuth, Selbstverläugnung, Arbeit

*) Fortoul, der als Minister des öffentlichen Unterrichts in Frankreich gestorben ist, hat im J. 1842 eine umfassende Schrift über diesen Gegenstand herausgegeben. In Deutschland ist in neuerer Zeit M a ß m a n n s Arbeit über die Todtentänze bekannt geworden.

und Demuth spricht, nicht vollständig aufheben können, sind sie gezwungen, dessen Grundsätze mit den ungeheuern Reichthümern, die sie unablässig aufhäufen, sobald sie die Herren sind, mit der Pracht, mit der sie sich umgeben, mit der Seide, dem Purpur und dem Hermelin ihrer Kleidung, mit ihrem hochmüthigen, nutzlosen und sinnlichen Leben in Einklang zu bringen. Das ist freilich eine schwierige Aufgabe! Sieht nicht Jedermann, daß sie keineswegs nach den himmlischen Freuden seufzen und daß sie sich mit zügelloser Brunst an die Erde hängen? Der Maler des Todtentanzes hat diesen Gedanken vortrefflich dargestellt. In dem Bild der Aebtissin erschien die Absicht noch beißender. Die Inschrift vom Jahr 1568*) gibt, wie es mir scheint, den Gedanken des Künstlers ziemlich gut wieder:

Gnädige Frau Aebtissin rein,
Wie habt ihr so ein Bäuchlein klein;
Doch will ich euch das nicht verweisen,
Ich wolt mich eh in Finger beißen.

Wenn wir die ganze geistliche Gesellschaft vor unsern Augen ziehen sehen, den Papst, den Cardinal, den Bischof, den Abt, den Domherrn, die Aebtissin, den Einsiedler, so erscheinen auch die Häupter der politischen Welt in ihrer ganzen Majestät mit dem Schmuck, der sie charakterisirt. An ihrer Spitze, unmittelbar nach dem Papst, diesem sichtbaren Gott der Feudalzeit, kommt der Kaiser, sein erster Unterthan, dann nach diesem die Kaiserin, der König und die Königin. Nach den Herren der Staaten kommen, unter Vortritt des Cardinals und Bischofs, der Herzog, die Herzogin, der Graf, der Ritter, der einfache Edelmann nebst seiner Frau, und der Herold. Endlich erscheint die ganze bürgerliche Hierarchie und das Volk, der Rechtsgelehrte, der Beamte, der Arzt, der Kaufmann, der Bucherer, der Musikant, der Bürgermeister, der Koch u. s. w. In den letzten Reihen sieht man in demüthiger Stellung den

*) Die deutschen Inschriften stammen aus dieser Zeit.

Narren, den wandernden Krämer, den Juden, den Bauern u. s. w. Der Herrscher geht diesen Opfern einer bürgerlichen Ordnung voran, welche noch heute zur Schande des menschlichen Geistes einige Vertheidiger finden*). Die Großen jener Zeit trugen auf jede mögliche Weise ihre Verachtung gegen die menschliche Natur und die evangelische Gleichheit zur Schau. So erfanden sie den traurigen Narren, der die offizielle Aufgabe hatte, Unsinn zu schwätzen, — eine Art Hausthier, das auf alle Schmach gefaßt und verpflichtet war, einen launischen Herrn zu zerstreuen. Der niedrigste Leibeigene hatte das Recht, in ihm kein Geschöpf Gottes anzuerkennen. Und doch, wenn ein menschliches Herz unter diesen Abzeichen der Narrheit schlug, wie groß mußten seine Schmerzen und seine Qualen sein! Ein großer Dichter unserer Zeit hat ein Beispiel davon in dem Drama „der König belustigt sich“ gegeben. Ohne auf die leidenschaftliche Erfindung Victor Hugos einzugehen, wollen wir einen Zug anführen, welcher klar beweist, welchem Schicksal diese traurigen Spielzeuge Preis gegeben waren. Der Narr des Cardinals Wolsey ist ganz der Bruder des Triboulet bei Victor Hugo und man wird seiner Geschichte den Vorwurf der Uebertreibung nicht machen, die man in dem Drama finden will.

Der hochmüthige Cardinal war in Folge einer Laune seines Herrn in Ungnade gefallen. Sein Sturz wurde mit Freuden- geschrei aufgenommen. „Der Metzgerhund wird nicht mehr beißen,“ sagte man, „seht nur, er senkt den Kopf.“ **) — Man geht so leicht von der Knechtschaft zur Unverschämtheit über! — „O unbeständiges Volk! (O wawering and new fangled multitude!) rief Cavendish, Wolseys erster Kammerherr, aus. Sein Narr, Meister William, mit dem Beinamen Patsch, viel

*) Das Muster dieser merkwürdigen Klasse von Schriftstellern ist der Abbé Gaume, apostolischer Protonotarius, Verfasser des „Nagenden Wurms.“

**) Der Vater des Cardinals war ein Metzger.

treuer als viele Edelleute, die sich noch vor Kurzem so slavisch benommen hatten, vergoß heiße Thränen. Als der Cardinal nach Hampton-Court gehen wollte, erschien ein Bote Heinrichs VIII.: „Der König läßt Euch sagen, daß er immer das nämliche Wohlwollen für Euch hegt, und als Pfand seines Vertrauens schickt er Euch diesen Ring.“ So sprach der Abgesandte. Der Cardinal glaubte, daß er wieder zu Gnaden angenommen sei. Er stieg von seinem Maulesel herab und betete mit so großer Inbrunst, als wenn ein Engel vom Himmel herabgestiegen wäre. „Edler Norris“, sagte er zum Boten, „wenn ich Herr eines Königreichs wäre, würde die Hälfte meiner Staaten nicht hinreichen, Euch zu belohnen; aber man hat mir nur meine Kleider gelassen,“ und indem er seine goldene Kette vom Halse nahm, fügte er hinzu: „Nehmet, es ist ein Stück vom wahren Kreuz darin. Zur Zeit meines Glückes hätte ich mich nicht um tausend Pfund Sterling davon getrennt.“ Der Cardinal und Norris verließen einander; aber bald blieb Wolsey stehen und rief ihn zurück. Er hatte Meister Patsch, der seit der Ungnade seines Herrn nicht mehr lachte, auf seinem kleinen Esel bemerkt. „Bringet dem König diesen armen Narren,“ sagte Wolsey, „seine Bissen werden ihm gefallen, er ist tausend Pfund werth.“ Entrüstet, sich von einem Herrn also behandelt zu sehen, dem er so eben seine aufrichtige und tiefe Zuneigung bewiesen hatte, bekam Patsch einen Wuthanfall. Er schlug um sich und biß Alle, die ihn ergreifen wollten*). Der selbstsüchtige Cardinal begriff nicht, daß ein Narr auf die einem Menschen schuldige Rücksicht Anspruch machen könne. Er befahl sechs Bedienten, sich seiner zu bemächtigen und ihn dem Norris auszuliefern. Man führte Patsch hinweg, dessen Verzweiflungsgeschrei sich noch lange hören ließ**).

*) „The poor fool took on and fired son in such a rage,“ sagt Cavendish, der ein Augenzeuge war.

**) G. Cavendish, Wolsey 255—259.

Obgleich der Beruf eines Kaufmanns weniger entwürdigend war, so war er doch nicht viel glücklicher, wenn er nicht von den Bürgern einer Stadt beschützt war, die sich wie Bern oder Basel vom aristokratischen Joch befreit hatte. Wenn er sich wegen seiner Geschäfte in die mit Ritterburgen bedeckten Landschaften wagte, mußte er jeden Augenblick Zölle und andere unerträgliche herrschaftliche Gefälle bezahlen. Wie glücklich waren die Kaufleute, wenn die adelichen Diebe nicht ihre Geiernester verließen, um sich auf sie zu stürzen, wenn sie durch ihre Ländereien zogen. Der Tod, der sich wie ein ächter Baron benimmt, behandelt den „Krämer“ ziemlich rücksichtslos, indem er seine knöcherne Hand in seine Waaren steckt, die er durcheinander wirft. Ist dies nicht eine deutliche Anspielung? Diejenigen, welche über die demokratischen Unruhen oder über einige Volksaufstände jammern, wären in der Zeit der Adels-herrschaft sehr zu beklagen gewesen, wo der Burgherr seinen Nachbarn mit der größten Erbitterung bekriegte, wo der Bürger, der Jude, der Bauer die sichere Beute der Raubgier und der Gewaltthätigkeit waren.

Die Lage des Bauern war noch bejammernswürdiger als die des Kaufmanns. Wie ein Lastthier an die Scholle gebunden, unter dem Stoch der Mönche und der Edelleute niedergebeugt, mußte er sich allen Folgen der herrschaftlichen Rechte unterwerfen und konnte nicht einmal über seine Frau oder seine Tochter frei verfügen *).

Der Maler des Todtentanzes hat den Gegensatz vollkommen ergriffen, der zwischen den Kasten herrschte, aus denen die damalige bürgerliche Welt bestand. Während die Barone in ihren reichen Sammetkleidern oder ihren damascirten Rüstungen erscheinen, hat der Bauer mit dem verzweiflungsvollen Gesicht nur einen armen Kittel und zerrissene Hosen, aus denen die Knie durchblicken. Er überliefert sich dem Tod mit stumpfsinniger

*) G. Bonnemère, Histoire des paysans.

Ergebung, mit jener blödsinnigen Miene, welche die Folge von langer Knechtschaft ist. Der Tod, der sich den Fürsten der Kirche und des Staats mit Ehrerbietung nähert, zeigt keine so große Rücksicht gegen den „gemeinen Mann“. Er ergreift ihn derb, entreißt ihm seinen Hut, gleichsam um ihn zu zwingen, sich noch im Grab zu demüthigen, wo das Reich der vollkommensten Gleichheit für Alle beginnt.

Er behandelt den Juden mit noch weniger Achtung. Dieser Jude ist ganz derselbe, den Walter Scott im „Ivanhoe“ geschildert hat, immer zitternd und immer beraubt. Einen Juden zu tödten, war die große Tugend jener Zeit; ihn zu bestehlen ein verdienstliches Werk. Die Vorfahren der Könige des 19. Jahrhunderts haben den Ruhm theuer bezahlt, den sie ihrer reichen Nachkommenschaft bereiteten. Es genügt, eine Bulle des Papstes Eugen IV. ungefähr aus der Zeit, da der Künstler den Todtentanz malte, zu lesen, um zu erfahren, welche Toleranz man gegen sie übte. Wie hat das Evangelium, in welchem jede Zeile die Rücksicht gegen die Irrenden predigt, solche Maßregeln eingeben können? Aber freilich das Evangelium hat hier Nichts zu schaffen! Die römische Kirche nahm die Gesetze auf, welche von den heidnischen Kaisern gegen die Christen erlassen worden waren, und wendete sie auf alle die an, welche sich nicht zu ihrem Glauben bekannten. Eine wahrhaft evangelische Gesetzgebung, der ähnlich, welche die freien Staaten beherrscht, in denen Jeder für seinen Glauben nur vor Gottes Richterstuhl verantwortlich ist, stimmte mit ihrem Streben nach allgemeiner Herrschaft nicht zusammen. Es scheint, daß der Tod im 15. Jahrhundert nicht toleranter war als die Lebenden, denn er zupft den Juden heftig am Bart und bemächtigt sich seiner Börse. Er ist gegen den Heiden nicht gnädiger. Wollte er wohl seine „Rechtgläubigkeit“ beweisen?

Ich habe gesagt, daß der „Groß-Profos“ den Opfern der aristokratischen Zeit voranging. Das 15. Jahrhundert achtete den Hentzer eben so sehr, als den Grafen Joseph de Maistre und

das will nicht wenig sagen*)! Die Gesetzgebung war in der Schweiz wie im übrigen Europa jener finstern Zeiten würdig. Die Arten der Hinrichtung waren von einer unendlichen Mannigfaltigkeit. Wenn es sich darum handelte, die Verbrecher zu foltern, wendete man alle Mittel an, die eine von Grausamkeit verwilderte Phantasie nur eingeben konnte. Die kleinen Diebe wurden verstümmelt, die andern aufgehängt und zwar oft an den Füßen. Wenn man die Mörder nicht enthauptete, zerbrach man ihnen ihre Glieder auf dem Rad mit eisernen Reulen. Die Mordbrenner, die Reger, die Zauberer, die Kirchenräuber wurden lebendig verbrannt. So wurden jene armen Phantasten, die sich einbildeten, auf einem Besenstiel durch die Luft reiten zu können, unter gräßlichen Martern hingerichtet, während man sie einem Arzt hätte überliefern sollen. Die falschen Zeugen und die Falschmünzer wurden in einem Kessel gesotten. Die Kindsmörderin wurde lebendig vergraben. Aber die Verbrechen vermehrten sich, wie immer, mit den Strafen. Die Folter vergrößerte noch die Zahl der Schuldigen.

„Die Folter fragt; der Schmerz antwortet ihr.“

Die Werkzeuge, deren man sich bei derselben bediente, waren von sehr verschiedener Form. Die einen schnürten die Füße, die Hände und den Hals zusammen; andere streckten den ganzen Körper des Gefolterten. Man zwickte ihn mit brennenden Zangen; man zwang ihn, eine große Menge Wasser zu trinken, indem man ihm die Nasenlöcher zuhielt. Und wenn das gewöhnliche Verfahren ohne Wirkung blieb, setzte man auf den Bauch des Angeklagten eine ausgehungerte Ratte, die mit reizenden Stoffen bestrichen und mit einer Glasglocke bedeckt wurde. Die Richter wollten Nichts von den gräßlichen Schmerzen ihrer Opfer verlieren. Noch im 18. Jahrhundert wurde eine arme Freiburger Frau auf diese Weise in der „Mauvaise-Tour“ ge-

*) J. de Maistre, Soirées de Saint-Petersbourg.

foltert*). Dieß war jene „alte gute Zeit“, welche die Redacteurs der „Union“, der „Gazette de France“, der „Assemblée nationale“ und des „Univers“ **) tagtäglich in so rührender Weise zurückwünschen! Wenn die Sophisten nach dem Henter rufen, so ist das sehr natürlich. Dies war in den ersten Jahrhunderten des Christenthums gerade so der Fall.

Der Name des Malers, der den berühmten Todtentanz ausführte, von dem wir so eben gesprochen haben, ist unbekannt geblieben. Man weiß nur, daß er im Jahr 1568 von Johann Klauber restaurirt und im Jahr 1805 zerstört wurde. Es sind nur noch Zeichnungen ***) davon übrig, und die Bruchstücke, die sich im Museum befinden. Es ist Schade, daß die Denkmäler des Mittelalters mit jedem Tag mehr verschwinden. Als man die Burgverließe der Ritterschlösser und die Kerker der Klöster überall sehen konnte, als man bei jedem Schritt die Spuren der weltlichen Tyrannei und des geistlichen Despotismus fand, die auf der Menschheit lasteten, wagte Niemand eine Zeit, in der die Gesetze des Evangeliums so frevelhaft mit Füßen getreten wurden, als ein goldenes Zeitalter zu schildern. Eine falsche Romantik, die den Philosophen Schelling zum Vater hat, und welche die beiden Schlegel und Tieck mit dem größten Eifer vorbereitet haben, hat in Deutschland die Ehrenrettung jener Zeit begonnen, welche der Jesuitismus seitdem zu seinem Vortheil auszubeuten versucht hat. Die „Geschichte der heiligen Elisabeth“ vom Grafen von Montalembert ist das Muster einer solchen Verläugnung der Thatfachen und des gesunden Menschenverstandes.

Weniger gewandt als die Vögel, die gegen das Gewitter Schutz und Obdach suchen, wenn sie es vorausgeföhlt haben, welche die Klauen der Falken und den Horst des Geiers ver-

*) Dieser Thurm wurde im Jahr 1848 niedergedrissen.

**) Und in Deutschland die Herren Leo und Menzel.

***) S. Todtentanz der Stadt Basel. Basel 1852 bei G. F. Beck.

meiden, fällt der Mensch allein in seiner Sorglosigkeit immer in die Fesseln, die vor ihm liegen. Warum können wir sie nicht zerbrechen oder wenigstens ihre grausame Umschlingung fliehen! Man sollte glauben, daß wir den Schmerz wie einen Gefährten auffuchen, wie einen Bruder, der im Dunkel der Nächte und mitten unter Gelächter die traurigen Töne der Vergangenheit unaufhörlich in unsere Ohren flüstert.

„One fatal remembrance, one sorrow that throws
Its black shade alike o’er our joys and our woes —
To which life nothing darker nor brighter can bring,
For which joy hath no balm — and affliction no sting“ *).

C.

Hans Holbein war ein wahrer Mann,
Der manches Meisterwerk erfann.

Fr. Otte.

Man hat dem berühmten Holbein den Basler Todtentanz oft zugeschrieben, obgleich diese Behauptung gänzlich unbegründet ist. Dieser große Künstler hat weit bedeutendere Werke geschaffen, und hat der Lieblingsstadt des Erasmus eine neue Gattung von Ruhm zu geben gewußt.

Im Jahr 1516 las ein junger Maler mit seinem Freund Osterwald Müller das „Lob der Thorheit“, welches damals ganz Europa beschäftigte. Während er das Werk durchlas, zeichnete er die komischsten Scenen auf dem Rand der Blätter. Erasmus sah das Exemplar, welches Müllern gehörte, und ertheilte diesen Zeichnungen großes Lob **). Mit seinem gewöhn-

*) Moore.

**) Dieses Exemplar, welches von dem berühmten Verfasser mit

lichen Scharffinn sah er die glänzende Zukunft voraus, die dem Zeichner dieser leichten Skizzen bestimmt war, und er gab ihm im Jahr 1526 einen Empfehlungsbrief an seinen Freund Thomas Morus, Lordkanzler von England. Dieser stellte ihn Heinrich VIII. vor, der ihm großes Wohlwollen bewies. „Ich kann,“ sagte eines Tages dieser Fürst, „Grafen machen, so viel ich will, aber nicht einen einzigen Holbein.“

Nach einem langen Aufenthalt in England kam der berühmte Künstler nach Basel zurück, wo er seinem Ruhm durch eine große Zahl Meisterwerke das Siegel aufdrückte. Das Museum enthält mehrere derselben. Wir führen vorzüglich die Leidensgeschichte in sechs Theilen an, sowie die Bildnisse des Erasmus, des berühmten Druckers Froben und das von Bonifacius Hamerbach, endlich die Familie des Künstlers. „Holbein,“ sagt Meister**), „war mit Albrecht Dürer der Stifter der deutschen Schule. Dürer war der deutsche Michel Angelo und Holbein der deutsche Raphael***).“

Holbein war nicht der einzige große Maler der deutschen Schweiz. Salomon Gessner und Ludwig Hefß schufen in ihrem Vaterland eine schweizerische Schule in Landschaften, welche jetzt so viele bemerkenswerthe Werke hervorbringt. Die drei Füssli widmeten sich der Malerei mit großem Erfolg. Heinrich war der düstre und großartige Ausleger der Dichtungen Homers, Dantes, Shakspeare's und Miltons.

Die Zürcher Maler gingen mit der Feder eben so geschickt um, als mit dem Pinsel. Salomon Gessner war zu gleicher Zeit Dichter, Prosaiist, Maler und Kupferstecher. Seine „Briefe über die Landschaftsmalerei“ werden heinahe eben so sehr

handschriftlichen Bemerkungen versehen ist; befindet sich noch auf der Basler Bibliothek.

**) Meister, Berühmte Männer der Schweiz. — Holbein.

***) Ueber Holbein. S. Erasmus, Leben Holbeins. — Gessner, Hans Holbein der jüngere. — Rumohr, Hans Holbein.

- geschätzt als seine Gemälde. Er hat selbst in einem Brief an Füßli *) erzählt, wie er sich der Kunst widmete. „Eine ausgewählte Sammlung, die mein rechtschaffener Vater besaß, erweckte in mir die Leidenschaft zum Zeichnen, und als ich ungefähr 30 Jahre alt war, versuchte ich, in dieser Gattung der Nachahmung die Nachsicht und wo möglich den Beifall der Künstler und der Kenner zu verdienen. Es war vorzüglich die Landschaftsmalerei, die mich anzog**).“

Die Füßli haben wie Gessner mit ihrem Malertalent hohe literarische Befähigung verbunden. Die berühmtesten Maler dieser Künstlerdynastie sind Johann Kaspar, Johann Heinrich und Johann Rudolf.

Johann Kaspar Füßli, der im Jahr 1706 zu Zürich geboren wurde, hatte nicht weniger Gefühl für die Reize der Poesie als für die schönen Künste. Kleist, Klopstock, Wieland, Bodmer, Breitinger waren seine Freunde und Correspondenten. Obgleich sein Vermögen nur sehr mäßig war, wußte er die Künstler besser zu beschützen, als viele große Herren im Schooße des Reichthums***). Nicht zufrieden, durch sein Beispiel und seine Aufmunterung die Liebe zur Kunst in seinem Vaterland zu entwickeln, faßte er den glücklichen Gedanken, eine Geschichte der ausgezeichneten Männer zu schreiben, die ihm in seiner Laufbahn vorangegangen waren. Wir verdanken dieser Idee die „Geschichte der schweizerischen Maler mit ihren Bildnissen“ †).

*) Verfasser der „Geschichte der schweizerischen Maler“.

***) Ich verweise in Bezug auf G. Gessners Leben auf das Werk eines Schweizlers: J. J. Hottinger, „G. Gessner“. — Zwei Italiener, Bertola und M. Mordant, haben Lobreden auf Gessner geschrieben. — Ueber L. Hess vergl. man L. Mayer, Biographie von L. Hess.

***) G. Meister, a. a. O. Füßli.

†) Zürich. 5 Bde 4°. 1769—1779.

Füßli ließ die Medaillen von Hedlinger aus Schwanz in Kupfer stechen, dessen damals unvergleichlicher Grabstichel die Züge der Fürsten mit der köstlichen Feinheit, welche die griechischen Künstler auszeichnete, auf Gold, Silber und Erz darstellt. „Er studirte,“ sagt einer seiner Biographen, „die Medaillen der Alten und deren zarte Umrisse, welche stets die Bewunderung der Kenner bleiben werden; das Lesen ihrer Werke trug ebenfalls dazu bei, seinen Geschmack zu bilden**).“

Johannes Raspar's ältester Sohn Johann Rudolf, der gleichfalls als Maler, Zeichner und Kupferstecher bedeutend war, ergriff die Feder seines Vaters und verfaßte das große „Künstlerlexikon“. Sein Bruder Johann Heinrich beschäftigte sich ausschließlich mit der Malerei, aber mit so großem Erfolg, daß seine unzähligen und vortrefflichen Arbeiten allein den Namen dieser ausgezeichneten Familie hätten berühmt machen können. Ein vertrauter Freund Lavaters, zeichnete er sich in der Reproduktion der gigantischen Dichtungen und in der Kunst, die Phantasie durch die dramatischsten Scenen mit Bewunderung zu erfüllen, aus. Vom Genie Shakespeares und Miltons durchdrungen, hat er es verstanden, seinen Ruhm mit dem dieser beiden unsterblichen Dichter auf ewig zu verbinden.

Die gegenwärtige schweizerische Schule ist diesen edlen Vorgängen nicht untreu geworden. Gibt es ausgezeichnetere Namen als die eines Calame, Leopold und Aurelius Robert, Eugardon, Girardet, Didan, Hornung, Großclaude und Glenre? Täglich zeigen die Schöpfungen dieser Maler dem ganzen Europa, daß die Künste den Schutz der absoluten Monarchen eben so wenig bedürfen, als die Wissenschaft und daß die freien Verfassungen alle Fortschritte des menschlichen Geistes begünstigen.

**.) Meister, a. a. O. Hedlinger. — S. auch Haid, Nachricht von J. G. Hedlinger's Leben und Medaillen.

geschäpft als seine Gemälde. Er hat selbst in einem Brief an Füssli*) erzählt, wie er sich der Kunst widmete. „Eine ausgewählte Sammlung, die mein rechtschaffener Vater besaß, erweckte in mir die Leidenschaft zum Zeichnen, und als ich ungefähr 30 Jahre alt war, versuchte ich, in dieser Gattung der Nachahmung die Nachsicht und wo möglich den Beifall der Künstler und der Kenner zu verdienen. Es war vorzüglich die Landschaftsmalerei, die mich anzog**).“

Die Füssli haben wie Gessner mit ihrem Malertalent hohe literarische Befähigung verbunden. Die berühmtesten Maler dieser Künstlerdynastie sind Johann Kaspar, Johann Heinrich und Johann Rudolf.

Johann Kaspar Füssli, der im Jahr 1706 zu Zürich geboren wurde, hatte nicht weniger Gefühl für die Reize der Poesie als für die schönen Künste. Kleist, Klopstock, Wieland, Bodmer, Breitinger waren seine Freunde und Correspondenten. Obgleich sein Vermögen nur sehr mäßig war, wußte er die Künstler besser zu beschützen, als viele große Herren im Schooße des Reichthums***). Nicht zufrieden, durch sein Beispiel und seine Aufmunterung die Liebe zur Kunst in seinem Vaterland zu entwickeln, faßte er den glücklichen Gedanken, eine Geschichte der ausgezeichneten Männer zu schreiben, die ihm in seiner Laufbahn vorangegangen waren. Wir verdanken dieser Idee die „Geschichte der schweizerischen Maler mit ihren Bildnissen“ †).

*) Verfasser der „Geschichte der schweizerischen Maler“.

***) Ich verweise in Bezug auf G. Gessners Leben auf das Werk eines Schweizlers: J. J. Hottinger, „G. Gessner“. — Zwei Italiener, Bertola und M. Mordani, haben Lobreden auf Gessner geschrieben. — Ueber L. Hess vergl. man L. Mayer, Biographie von L. Hess.

***) G. Meister, a. a. O. Füssli.

†) Zürich. 5 Bde 4°. 1769—1779.

Füßli ließ die Medaillen von Hedlinger aus Schwynz in Kupfer stechen, dessen damals unvergleichlicher Grabstichel die Züge der Fürsten mit der köstlichen Feinheit, welche die griechischen Künstler auszeichnete, auf Gold, Silber und Erz darstellt. „Er studirte,“ sagt einer seiner Biographen, „die Medaillen der Alten und deren zarte Umrisse, welche stets die Bewunderung der Kenner bleiben werden; das Lesen ihrer Werke trug ebenfalls dazu bei, seinen Geschmack zu bilden**).“

Johannes Kaspar's ältester Sohn Johann Rudolf, der gleichfalls als Maler, Zeichner und Kupferstecher bedeutend war, ergriff die Feder seines Vaters und verfaßte das große „Künstlerlexikon“. Sein Bruder Johann Heinrich beschäftigte sich ausschließlich mit der Malerei, aber mit so großem Erfolg, daß seine unzähligen und vortrefflichen Arbeiten allein den Namen dieser ausgezeichneten Familie hätten berühmt machen können. Ein vertrauter Freund Lavaters, zeichnete er sich in der Reproduktion der gigantischen Dichtungen und in der Kunst, die Phantasie durch die dramatischsten Scenen mit Bewunderung zu erfüllen, aus. Vom Genie Shakespeares und Miltons durchdrungen, hat er es verstanden, seinen Ruhm mit dem dieser beiden unsterblichen Dichter auf ewig zu verbinden.

Die gegenwärtige schweizerische Schule ist diesen edlen Vorgängen nicht untreu geworden. Gibt es ausgezeichnetere Namen als die eines Calame, Leopold und Aurelius Robert, Eugardon, Girardet, Dibay, Hornung, Großclaude und Gleyre? Täglich zeigen die Schöpfungen dieser Maler dem ganzen Europa, daß die Künste den Schutz der absoluten Monarchen eben so wenig bedürfen, als die Wissenschaft und daß die freien Verfassungen alle Fortschritte des menschlichen Geistes begünstigen.

**.) Meister, a. a. O. Hedlinger. — S. auch Hald, Nachricht von J. G. Hedlinger's Leben und Medaillen.

CI.

Daß die Aelternen witig und die Jünglinge vernünftig
und vorsichtig werden.

Sprüche Salomons 1, 4.

Ich irrte noch in den friedlichen Straßen Basels unter einem Himmel, an welchem zerrissene Wolken schwebten und ich pries dieses Volk, welches ich den Arbeiten der Wissenschaft hingegeben sah.

Die Schweiz ist in der That eines von den seltenen Ländern, in denen der Unterricht allgemein und von allen Ständen geachtet ist. Mit Ausnahme einiger Gebirgs- oder katholischen Kantone kann dieses Land als Muster angeführt werden. Es gibt wenige Staaten, wo die geistige Entwicklung eben so allgemein ist, als in den Kantonen Bern, Basel, Zürich, Aargau, Genf, Waadt, Neuenburg u. a. m. Der Unterricht wird an Gymnasien, Gewerb- und Industrieschulen, Lyceen, Akademien, Universitäten und an der eidgenössischen polytechnischen Schule ertheilt. Die Gymnasien und Gewerbschulen sind zahlreich. Lyceen finden sich in sieben Städten: Luzern, Freiburg, Solothurn, Schaffhausen, Sitten, Lugano und Einsiedeln. Die Akademien, welche ungefähr dieselbe Einrichtung haben wie die Universitäten, sind in Genf, Lausanne und Neuenburg; die Hochschulen endlich haben ihren Sitz in Bern, Zürich und Basel. Es wird an denselben reformirte Theologie, Philosophie, Rechtswissenschaft und Arzneikunde gelehrt. Die Berner Universität ist im Jahr 1834 gegründet worden, die Zürcher im Jahr 1832/33 die Basler schon im 15. Jahrhundert. Ihr Gründer ist der Papst Pius II., der der Kirchenversammlung beigewohnt hatte, als er noch Cardinal Aeneas Sylvius Piccolomini war.

Alle Unterrichtsanstalten ohne Ausnahme, die Primar- und Mittelschulen*) sowie die Universitäten hängen von den Kantonen ab; die einzige eidgenössische Anstalt ist das Polytechnikum in Zürich. Die Professoren an dieser Schule sind meist ausgezeichnete Männer. Unter denen, welche Schweizer von Geburt sind, bemerkt man die Söhne Pestalozzis und Eschers von der Linth, zwei Namen, die ihren Mitbürgern so theuer sind. Lehrer, welche in ihrem Vaterland wegen demokratischer

*) In der deutschen Schweiz finden an diesen auch Waffenübungen statt.

Meinungen verfolgt wurden, haben in diesem Heiligthum der Wissenschaft einen ruhigen und ehrenvollen Zufluchtsort gefunden. Im 16. Jahrhundert suchten die Geächteten, welche Rom in Frankreich, Italien und Deutschland verfolgte, ebenfalls ein immer gewisses Asyl in der Schweiz. Auch in unsern Tagen strömen die Verbannten, welche die absolute Gewalt ihres Heerdes und ihres Vaterlandes beraubt, immer noch in dieses gastfreundliche Land, um daselbst die Freiheit genießen und sich ihr widmen zu können, ohne sich der Gefahr auszusetzen, ihre Jugend in den kalten unterirdischen Kerkern von Mantua und Spielberg oder unter dem mörderischen Himmel von Cayenne oder Lambessa schließen zu müssen.

Die Basler Universität verdient eine besondere Aufmerksamkeit, weil sie die älteste und berühmteste in der Eidgenossenschaft ist. Schon im 16. Jahrhundert zählte sie unter ihren Professoren so ausgezeichnete Gelehrte wie Erasmus und Descolampadius. Johann Hauschein, im Jahr 1482 in Franken geboren, der später seinen Namen ins Griechische übersezte, stand als Gelehrter allerdings nicht so hoch als der treffliche Verfasser des „Lobs der Thorheit“; doch entwickelte er eine Entschlossenheit und Thatkraft, vor welcher der Ruhm des Erasmus verdunkelt wurde. Aber bei Descolampadius schadete die Entschlossenheit niemals der Sanftmuth. Er gab von Anfang an der baslerischen Reformation diesen geseglichen und gemäßigten Charakter, der in den Revolutionen so schwer bewahrt wird. Glücklich die Menschen, welche die Sache der Freiheit durch ihre Uebertreibungen und ihre Gewaltthatigkeiten nicht verhaßt machen; die retrograden Gewalten wissen nur zu gut, welchen Vortheil man aus den Fehlern ziehen kann, welche die Repräsentanten der liberalen Ideen begehen. Auch verstehen sie es, im Nothfalle vorgebliche Demokraten vorzuschieben, welche die Leute durch überspannte Systeme, durch unsinnige Deklamationen, durch die Rohheit ihrer Handlungen in Schrecken jagen*). Daher würden sie auch in Verzweiflung gerathen, wenn sie niemals von Kommunismus oder Atheismus sprechen hörten. Die Thorheiten einiger vereinzelter Klubbisten sind ihnen unendlich nützlicher als

*) „Diese Lumpen,“ schrieb schon zu seiner Zeit Benjamin Constant an Frau von Charrière (6. Juli 1791), „sind nicht einmal Bösewichte aus Ehrgeiz oder Freiheitschwärmer, sie sind Demagogen, um das Volk zu verrathen.“

die Bajonette ihrer Trabanten. Wie viele schüchterne Herzen lassen sich wegen des Schreckens, den ihnen einige Schwärmer einflößen, das Joch des Jesuitismus gefallen! Sie ergeben sich in Alles, sobald man die Namen Babeuf, Fourier, Saint-Simon, Robespierre oder Marat ausspricht. Nicht die Despoten sind die furchtbarsten Feinde der Freiheit. Wenn der Despotismus nicht das Glück hätte, gewisse Gegner zu haben, würde er leicht eben so lächerlich werden als er verhaßt ist. Gott bewahre das Menschengeschlecht vor solchen Vertheidigern seiner Rechte, welche die Gabe besitzen, für Alles, wofür sie sich erklären, Abscheu einzuflößen! Nie hat ein Reformator diesen Vorwurf weniger verdient, als der gewandte und vermittelnde Oecolampadius. Es gelang ihm, die Reformation in Basel auf so dauerhafte Weise einzuführen, daß es wenige Städte gibt, die der evangelischen Kirche mehr ergeben sind.

Unter den Biographen Oecolampadi führen wir den gelehrten Simon Gryneus an, der, wie er, im 16. Jahrhundert Professor an der Basler Universität war*). Ein Zürcher, Salomon Hef, hat ebenfalls das Leben dieses Reformators beschrieben**). Dieser interessante Gegenstand ist auch von einem jetztlebenden Basler Schriftsteller behandelt worden***).

Im Jahr 1527 ließ Oecolampad einen Mann an den Lehrstuhl der Medizin ernennen, der sich vornehmlich durch seine Ueberspanntheiten einen großen Ruf erworben hat†); es ist Aureolus Philippus Theophrastus Bombastus von Hohenheim, der unter dem Namen Paracelsus bekannter ist. Er war zu Einsiedeln im Kanton Schwyz geboren. Welch ein gewaltiger Unterschied zwischen diesem wunderthätigen und „erleuchteten“ Arzt und dem ernsten und gewissenhaften Conrad Gesner! Allerdings verdankt man dem Paracelsus manche nützliche Entdeckung, z. B. die Anwendung des Opiums, aber sein Charlatanismus, seine Behauptung, übernatürliche Macht zu besitzen, haben seinem Andenken einen unerseßlichen Schaden bereitet.

*) S. Gryneus, Vita Oecolampadi. Basel 1556.

**) Lebensbeschreibung des Dr. J. Oecolampadi. Zürich 1794.

***) Herzog, Das Leben J. Oecolampadi's und die Reformation der Kirche zu Basel. Basel 1848. 2 Bde. 8^o.

†) Der bekannte Oporinus, der sich durch die Mannigfaltigkeit seiner Kenntnisse und durch seine Thätigkeit auszeichnete, war sein Schüler. S. dessen Leben in Meißner, a. a. O.

Wenn er, statt mit so großem Eifer nach dem Stein der Weisen und dem Lebenselixier zu forschen und sich mit astrologischen Träumereien zu beschäftigen, wie der Zürcher Arzt gestrebt hätte, die Wissenschaft mit neuen Beobachtungen zu bereichern, hätte er sich um die Nachwelt verdient gemacht. Der Ruhm, einer der Gründer jener lächerlichen Arzneikunde zu sein, die man Homöopathie nennt, und von der der geistreiche Sandeau in seinem „Dr. Herbeau“ ein so treffliches Bild gegeben hat, wird den Paracelsus nicht wieder zu Ehren bringen, dessen Schriften und Arbeiten ein jetztlebender Schweizer neuerlich zum Gegenstand einer interessanten Schrift gemacht hat*).

Das Leben Castellios (eigentlich Chatillon), Professors der griechischen Sprache in Basel, war nicht weniger bewegt als das des Paracelsus. Doch verdankte dieser ausgezeichnete Hellenist seine Drangsale keineswegs der Seltsamkeit seines Charakters, sondern einem Geist, der über die Vorurtheile seiner Zeit erhaben war**). Wir haben von Castellios Kampf gegen Calvin schon gesprochen und gezeigt, wie er gegen denselben die menschliche Freiheit***) und die Dulbung vertheidigte. Aus Genf verbannt, ließ er sich in Basel nieder, wo ihm der Unterricht im Griechischen übertragen wurde. Doch hörten seine Drangsale nicht auf. Die Güte seines Charakters und der Umfang seiner philologischen Kenntnisse schienen ihm die Achtung seiner Kollegen sichern zu müssen. Er war in der That im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen ausgezeichnet. Alle diese Kenntnisse konnten nicht bewirken, daß man seine verabscheuungswürdigen Irrthümer, wie sie der französische Reformator nannte, verzieh, das heißt den unüberwindlichen Widerwillen, den ihm der calvinistische Fatalismus und die Intoleranz gegen die Dissidenten einflößte. Um Castellio in bösen Ruf zu bringen, klagte ihn Calvin sogar

*) Hans Locher, L. P. B. von Hohenheim, der Lehrer der Medicin und der größte Schweizerarzt. Zürich 1851 mit Paracelsus Bildniß. — Vergl. außerdem: Kirner und Söber „Paracelsus“. — Scherer „Paracelsus“. — Cap, Paracelse. — B. Lessing, Paracelsus.

***) E. J. C. Füßli, Lebensgeschichte E. Castellios, öffentlichen Lehrers der griechischen Sprache an der Universität zu Basel.

***) Man sieht, daß um diese Zeit alle diejenigen, welche die Sprache des Neuen Testaments gründlich kannten, wie Erasmus und Castellio, Schüler der orientalischen Kirchenväter waren und die absolute Prädestination verwarfen.

an, „Holz gestohlen zu haben, um sein Zimmer zu heizen“. Der gelehrte Professor vertheidigte sich mit einer Naivetät, die nicht ohne Adel der Gesinnung war. „Ich befand mich,“ sagt er, „in der äußersten Armuth, und da ich, um meine Bibelübersetzung zu vollenden, häufig wachen mußte, ging ich manchmal in Augenblicken der Muße an den Fluß, um einige Stücke Holz herauszuziehen, die Niemanden gehörten; ich war nicht der einzige, der also that; viele Leute machten dasselbe, nicht im Geheimen, sondern im Angesicht der ganzen Welt.“

Castellio war auf der Universität Basel der wahre Gründer der exegetischen Studien, die dort von seinem Tode an bis zum gelehrten De Wette herab mit so großer Auszeichnung gepflegt worden sind. Die Basler Exegeten haben, wie Castellio, theologische Kenntnisse mit gründlichen exegetischen Forschungen verbunden. Samuel Werenfels erwarb sich hierin einen großen Ruf. Es gab beinahe keinen Pfarrer in der Schweiz, der sich nicht bei ihm Rath suchte. Leute von jedem Stand suchten sich mit ihm in Verbindung zu setzen. Die Kirche, die Akademie, selbst die Regierung wendete sich in wichtigen Angelegenheiten an ihn und befolgten seinen Rath*).

Werenfels folgte im Jahr 1711 auf Joh. Rudolf Wettstein, der Professor der neutestamentlichen Exegese war. Wettstein ist der Gründer einer jener Gelehrtyndynastien, die man nur in der Schweiz antrifft; eine ruhmvolle Aristokratie der Wissenschaft und des Talents, die unendlich höher steht als die der Ahnen, welcher die Trümmer des sterbenden Feudalwesens noch eine so kindische Wichtigkeit beilegen. Basel hat sich vorzüglich durch die Erbllichkeit der Wissenschaft in gewissen Familien ausgezeichnet. Fünf Gelehrte des Namens Wettstein haben sich einen verdienten Ruf erworben. Johann Rudolf IV. und Johann Jakob schlugen dieselbe Laufbahn ein, welche Johann Rudolf I. betreten hatte. Johann Jakob gab nach ungeheuern Forschungen in den europäischen Bibliotheken, in Holland seine berühmte Ausgabe des Neuen Testaments heraus (1751 — 1752), der er eine reiche Variantensammlung beigefügt hatte. Johann Heinrich und Karl Anton trugen mächtig dazu bei, das Studium der griechischen Literatur, welcher die Welt ihre herrlichsten Geister verdankt, unter den Holländern, diesem so verständigen und freisinnigen Volk, zu verbreiten. Die Landsleute der Wett-

*) G. L. Meiser, a. a. O. Werenfels.

stein und einige Niederländer haben das Andenken an ihr Leben und an ihre Arbeiten bewahrt*).

Die Dynastie der Buxtorf ist noch älter als die der Wettstein und ist nicht weniger berühmt. Sie hat den hebräischen Studien eben so große Dienste erwiesen als die Wettstein der griechischen Literatur. Der Stifter dieser Dynastie von Hebräologen, der im Jahr 1564 in Westphalen geboren war, war 38 Jahre lang Professor der hebräischen Sprache an der Universität Basel. Er kannte nicht allein das Alte und Neue Testament auf das Gründlichste, er hat auch die Schriften der Rabbiner mit der größten Genauigkeit studirt**). Länger als zwei Jahrhunderte beschäftigten sich die Söhne und Nachkommen dieses berühmten Mannes unter dem größten Erfolg mit der hebräischen Sprache und Literatur. Die bekanntesten sind Johann***) und Johann Jakob Buxtorf†).

Der Dr. de Wette, einer der berühmtesten Exegeten unserer Zeit, vereinigte mit der Kenntniß des Griechischen, welche die Wettstein berühmt machte, die Kenntniß des Hebräischen, welches von den Buxtorf mit so großer Auszeichnung gepflegt worden war. Genöthigt, aus politischen Gründen die Universität Berlin zu verlassen, war er lange Zeit Professor in Basel, wo die Kühnheit seiner Ansichten ihn niemals der geringsten Verdrießlichkeit aussetzte. Ich habe, als ich vom Dr. Strauß sprach, schon meine Meinung über die rationalistischen Theologen ausgesprochen, welche christliche Lehrstühle auf Universitäten annehmen. Es ist nach meiner Ansicht eine unverzeihliche Inconsequenz. Dieß vorausgesetzt, nehme ich keinen Anstand, das unermessliche Wissen des Dr. de Wette und die Aufrichtigkeit seiner Ueberzeugung zu loben. Diejenigen, welche dem historischen Christenthum wirklich ergeben sind, können allerdings die

*) S. über Johann Rudolf I.: *Memoria benedicta J. R. Wettstenii*. Basel 1685. Ueber Johann Rudolf II.: Iselin, *Oratio consecranda memoriae J. R. Wettstenii*. Basel 1712. Ueber Johann Jakob: Krizhout, *Sermo funebris in obitum J. J. Wettstenii*. Amst, 1754.

**) S. Tossanus, *Oratio de vita et obitu J. Buxtorfii senioris*. Basel 1630.

***) S. Gernles, *Oratio parentalis, J. Buxtorfii junioris memoriae dicata*. Basel 1665.

†) S. Sam. Werenfels, *Vita eximii viri J. J. Buxtorfii oratione funebri delineata*. Basel 1705.

Ergebnisse seiner Forschungen nicht annehmen; aber die Männer aller Schulen müssen die Sorgfalt bewundern, mit welcher er Aergerniß und Aufsehen vermied. Niemals brachte er die ernstesten Verhandlungen der Gegeße auf den brennenden Boden, auf welchem sich die Parteien bekämpfen. In seinem bescheidenen und zurückgezogenen Leben wußte er sich vor dieser Leidenschaft nach Berühmtheit zu bewahren, welche gewisse Theologen der deutschen Universitäten zu verzehren scheint*).

Die Ueberlegenheit, welche gewisse Basler Familien in den mathematischen Wissenschaften auszeichnet, ist noch vielleicht auffallender, als die ununterbrochene Ueberlieferung der literarischen Kenntnisse. Acht Bernouilli haben diesen Namen berühmt gemacht. Die zwei Brüder Johann und Jakob, welche an der Universität Basel lehrten, verschafften zuerst ihrem Geschlecht eine europäische Berühmtheit. Daniel Bernouilli, der zuerst Professor in Petersburg und später in seiner Vaterstadt Professor der Physik war, war ihr würdiger Nachfolger**).

So groß der Ruhm Johann Bernouillis war, so ist er doch von dem seines Schülers Euler übertroffen worden.

„Euler,“ sagt ein kompetenter Richter***), „ist durch die Vereinigung außerordentlicher Eigenschaften eine Erscheinung gewesen, von der die Geschichte der Wissenschaften uns noch kein Beispiel geliefert hatte†).“ Obgleich die Mehrzahl seiner Arbeiten nur den Gelehrten zugänglich ist, gehört er doch zu denen, welche wie Fontenelle und Franz Arago, mächtig dazu beigetragen haben, die höhern Studien populär zu machen. Seine „Briefe an eine deutsche Prinzessin“ werden selbst von Personen gelesen, die den besondern Fragen fremd sind.

*) Obgleich de Wette's Arbeiten vorzüglich die Deutschen beschäftigt haben, hat doch auch ein Schweizer, Daniel Schenker, eine Schrift über denselben herausgegeben: „Wilh. Mart. Leberecht de Wette und die Bedeutung jener Theologie für unsere Zeit. Zum Andenken an den Verewigten.“ Schaffh. 1849.

**) Mehrere Basler Schriftsteller haben das Leben dieser zwei berühmten Gelehrten beschrieben. G. Battier, Vita Jacobi Bernouillii. Basel 1705 und Vita D. Bernouillii von einem seiner Verwandten. Ebd. 1783. — Ueber Joh. Bernouilli vergl. D'Alembert, Mémoire sur la vie et les ouvrages de M. Bernouilli und Meister, a. a. O. Joh. Bernouilli.

***) Condorcet.

†) Éloge de M. Euler.

Die Prinzessin von Anhalt-Dessau, Nichte des Königs von Preußen, wollte bei Euler einige Stunden in der Physik nehmen. Diese Vorlesungen wurden in einem Werke bekannt gemacht, „daß durch die ausgezeichnete Klarheit, mit welcher er die wichtigsten Grundsätze der Mechanik, der Astronomie, der Optik und der Akustik dargelegt hat, den höchsten Werth hat.“ — Der in der Wissenschaft so große Name Euler, die hohe Meinung, die man von seinen Werken hat, die zur Ergründung der schwierigsten und abstraktesten Gegenstände bestimmt sind, verleiht diesen so einfachen, so leichten Briefen einen ganz besondern Reiz*).

Die römischen Katholiken sprechen unaufhörlich von Skeptizismus der protestantischen Gelehrten. Man weiß, wie sie die Geschichte schreiben**). Wenn man jedoch die Schweiz des 18. Jahrhunderts mit dem Frankreich des Regenten und Ludwigs XV., der Frau von Pompadour und der Frau Du Barry vergleicht, so wird man bald finden, daß die schweizerische Wissenschaft gegen das Christenthum weit weniger feindselig gestimmt ist, als die gelehrten Franzosen aus jener Zeit. Es reicht hin, die Namen Karl Bonnet, Albrecht Haller und Euler anzuführen. Weit entfernt, die Offenbarung anzugreifen wie d'Alembert, Volande oder Buffon, vertheidigten sie dieselbe in mehreren mit Recht geschätzten Schriften. Man bruch jetzt noch Eulers Buch, welches 1747 in Berlin unter dem Titel: „Die Offenbarung, gegen die Einwürfe der Ungläubigen vertheidigt“ erschien, in welchem er bewies, daß seine unermesslichen Arbeiten ihn von dem Nachdenken an das Ewige nicht abgezogen hatten***).

Während dieser berühmte Gelehrte einen beinahe eben so erhabenen Geist als der große Haller beurkundet, hatte er dagegen nicht auch das Verdienst, seine Interessen seinem Vaterland aufzuopfern. Er brachte einen Theil seines Lebens im Auslande zu†). Nachdem er sich vergeblich um einen Lehrstuhl an der Universität Basel beworben hatte, verließ er sein Vaterland auf immer. Mußte er sich über diesen Entschluß freuen? Man konnte es bezweifeln. „Euler,“ sagt Condorcet, „sand sich in

*) Condorcet a. a. O.

**) Als Muster davon s. man Balmès, *Le protestantisme et le catholicisme*. — Und doch ist Balmès gegen viele Andere außerordentlich gemäßigt.

***). Vergl. E. Euler als Apologet des Christenthums. Basel 1851.

†) S. E. Meister, a. a. O. E. Euler.

ein Land versetzt, wo der Fürst eine grenzenlose Gewalt hat, wo Beamte, Sklaven des obersten Herrn, ein slavisches Volk despotisch regierten, in dem Augenblick, wo dieses Reich ein eben so schauderhaftes als belehrendes Schauspiel gewährte." Dieses Schauspiel machte auf den Bürger des freien Helvetiens einen unauslöschlichen Eindruck. Im Jahr 1741 vom König von Preußen nach Berlin berufen und der Königin Mutter vorgestellt, welche die Gelehrten liebte, wunderte sich diese Fürstin, daß sie nur einsylbige Wörter aus ihm herausbringen konnte. „Eure Majestät," sagte ihr Euler, „ich komme eben aus einem Lande, wo man gehängt wird, wenn man spricht." Euler hinterließ vier Söhne (Johann, Albert, Karl und Christoph) die sich durch ihre Arbeiten ihres berühmten Namens würdig zeigten.

Dieser schnelle Blick auf die wissenschaftliche Geschichte Basels beweist, wie falsch die Ansicht derer ist, welche glauben, daß der Schutz der absoluten Gewalt dem Fortschritt der Wissenschaft unentbehrlich ist, und daß sie, sich selbst überlassen, nothwendig in ewiger Kindheit vegetiren muß. Die Meister der alten Wissenschaft sind nicht am Hofe des Königs der Könige, sondern im freien Athen geboren worden. Die Schweiz, diese kleine Republik von Bürgern und Bauern, hat allein mehr Gelehrte hervorgebracht, als die unermesslichen Staaten, die dem Szepter Seiner K. K. Apostolischen Majestät unterworfen sind, und als „Spanien und die beiden Indien“, unter der absoluten Regierung ihrer „katholischen Könige“. Die Intelligenz lebt und wächst nur in der Freiheit. Unter der Herrschaft des Despotismus verderben die Herzen und entartet der Geist, wie der Charakter verächtlich wird. Pensionen und Ordensbänder werden niemals den thätigen Wettstreit ersetzen, der unter den Bürgern eines freien Staates lebt.

CII.

Der Herr läßt vor den Völkern seine Gerechtigkeit offenbaren; Aller Welt Ende sehen das Heil unsers Gottes.

Psalm 98, 1. 2.

Der Sturm hatte sich gelegt und die Natur lächelte, wie das Herz sich öffnet, wenn ihm nach Schmerzen und Kengsten

die Hoffnung wieder erscheint. Die Mittagssonne bestrahlte den alten gothischen Brunnen auf dem Fischmarkt. Man hätte es für eines jener kleinen in ihrem Detail so vollkommenen Gemälde von Wouwermann halten können, so großen Reiz bot dieser belebte Platz mit seinem rauschenden Brunnen, bei welchem große Frauen in dunkeln Kleidern mit schwarzem Kopfschurz, dessen fliegendes Band ihre bedeutenden Züge umgibt, auf das steinerne Becken gelehnt, warteten, bis das Wasser ihren tannenen Zuber angefüllt habe.

Ich entfernte mich und ging den Wällen entlang bis zu einem großen Gebäude, wo ich mich auf einen Eckstein neben einen jungen Taubstummen setzte. Seine Züge waren sanft, sein Lächeln ruhig und zufrieden. Er zeigte mir den Himmel und machte mich auf seine Pracht aufmerksam, um mir zu sagen, daß er glücklich sei, hierauf entfernte er sich, indem er leise ein Gebet stammelte. Hatte er, ein von der Natur selbst geweihter Priester des Unglücks, nicht das Recht zu trösten, nicht das Recht für Alle zu beten?

Ich stand an der Schwelle der Missionsanstalt. Die Wohlthaten dieser Anstalt sind unberechenbar, denn sie trägt bedeutend zur Eroberung der Welt bei, die der christlichen Civilisation aufbehalten ist.

Der Judaismus ist nur noch eine Erinnerung. Seine Anhänger verschwinden nach einem achtzehnhundertjährigen Kampf allmählig vor den Völkern, die sich vor dem Kreuz beugen. Der Mahometanismus hat nicht nur die Kraft der Ausbreitung verloren, es erhalten die vorzüglichsten dem Koran unterworfenen Reiche, die Türkei, Egypten, Persien, sich sogar nur durch das Wohlwollen der europäischen Regierungen. Der Brahmanismus und der Buddhismus allein setzen dem Evangelium einen kräftigen Widerstand entgegen. Der Buddhismus, der unter allen bekannten Religionen die größte Zahl*) Anhänger zählt**), hat in den letzten Zeiten die aus Europa gekommenen Prediger mit dem Hakenbeil zurückgewiesen***).

*) S. das gelehrte Werk des Pfarrers Brunel, *Avant le christianisme*.

**) Bouillet, *Dictionnaire universel*, art. *Boudhisme* zählt 200 Millionen Buddhisten; aber diese Berechnung steht ohne Zweifel tief unter der Wirklichkeit.

***). Namentlich in Corea, Siam, Cochinchina.

Doch ist es schon jetzt leicht, das Ende dieses Widerstandes von Seiten der asiatischen Religionen vorauszu sehen. Indien, wo dieselben entstanden sind, geht unter der eben so intelligenten als kräftigen Herrschaft des angelsächsischen Stammes einer Umgestaltung von Tag zu Tag mehr entgegen. Vor Kurzem noch hat England seinen ungeheuern asiatischen Besitzungen das Königreich Oudh und einen Theil des Birmanischen Reichs einverleibt*). Im Norden strebt Rußland, dem Sibirien unterworfen ist, fortwährend, sich im Süden auszubreiten. England zertrümmerte vor wenigen Monaten die Thore Chinas mit seinen Kanonen. Die Vereinigten Staaten haben die Japanischen Häfen den Schiffen der Christen geöffnet. Kann man glauben, daß Asien unter solchen Bedingungen die unvollkommenen Religionen noch lange bewahren könne, die es bis dahin in einer ewigen Kindheit gehalten haben? Dieß ist um so weniger wahrscheinlich als sich mit der erobernden Wirksamkeit der europäischen Politik der wahrhaft bewundernswürdige Eifer der Missionäre verbindet. Jedes Jahr verlassen sie Europa, um in Asien, in Afrika, in beiden Amerika und in Oceanien das Evangelium zu verkündigen.

Unter so vielen andern Anstalten, welche Basel dem christlichen Wohlthätigkeitsinn seiner Bewohner verdankt, ist dieses Missionshaus vielleicht der Fürsorge dieser aufgeklärten Stadt am würdigsten. Durch die Ausbreitung des Christenthums entreißt man nicht allein die Völker dem verderblichen Einfluß des heidnischen Priesterthums, man verbreitet zugleich auch die Ideen der Ordnung, der Gerechtigkeit, der Brüderlichkeit, der Freiheit, von denen das Evangelium erfüllt ist, über die ganze Welt. Wenn das Christenthum in die ungastfreundlichen Inseln des südlichen Weltmeers siegreich eindringt, wird die Menschenfresserei von Gefühlen verdrängt, die des Menschen würdig sind; wenn es sich an den alten Höfen Asiens festsetzt, die von einem Jahrhunderte alten Despotismus verdorben sind, so glänzt ein Hoffnungsstrahl auf der Stirne von Millionen Sklaven. Daher werden Alle, die eine aufrichtige Liebe für ihre Brüder fühlen, an der heiligen Begeisterung Theil nehmen, welche Apostel der „guten Botschaft“ nach entfernten Ländern drängt.

*) Wenn die neuen Ereignisse auch die Behauptungen der Verfasserin in manchen wesentlichen Dingen beschränken, so bleibt der Hauptgedanke, daß Indien früher oder später der christlichen Civilisation unterliegen muß und wird, nichts desto weniger wahr. Anm. d. Ueb.

Die römischen Katholiken, deren Politik immer so geschickt ist, haben diese gerechte Bewunderung zum Vortheil des päpstlichen Despotismus ausbeuten wollen. Wenn man sie hört, so sind alle Fortschritte, welche das Christenthum in den barbarischen Ländern gemacht hat, der Initiative des Papstthums, seinem Eifer, seiner ausdauernden Thätigkeit zu verdanken. Von den protestantischen Missionen sprechen sie nur, um sie nach dem Vorgang eines der bekannten Prälaten der römischen Hierarchie, des englischen Cardinals Nikolaus Wiseman, in's Lächerliche zu ziehen.

Ist es zuerst gewiß, daß die „vom Skeptizismus durchnagten“ protestantischen Staaten sich gegen die Verbreitung des Evangeliums gleichgültig zeigen? Man erlaube mir einige Mittheilungen, die freilich trocken sind, aber auf Deklamationen, zu deren Echo sich ein gewisser de Carné gemacht hat*), besser antworten, als allgemeine Betrachtungen.

Wenn man die verschiedenen Summen addirt, welche von der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft, der Missionsgesellschaft der bischöflichen Kirche von England, der Gesellschaft der Wesley'schen Missionen, der Gesellschaft der Londoner Missionen, der englischen Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums, der Missionsgesellschaften in Nord-Amerika, der Schweiz, Holland, Frankreich und Deutschland geliefert worden sind, so erreicht man die ungeheure Summe von 26,784,379 Franken**), während die ganze römisch katholische Kirche viel Mühe hatte, drei Millionen Franken***) zusammenzubringen, ob sie gleich 154 Millionen Anhänger zählt, und die Reformation kaum 50 Millionen.

Es ist wirklich interessant solchen Thatfachen gegenüber, in allen Tonarten wiederholen zu hören, daß der Protestantismus abstirbt, wenn er nicht schon todt ist, und daß er nicht den geringsten Eifer für die Ausbreitung des Evangeliums hat.

Da es jedoch schwer ist, die Größe der Bemühungen zu bestreiten, so tröstet man sich, indem man behauptet, daß das Resultat vollständig nichtig sei. Der Cardinal Wiseman hat

*) Revue des Deux-Mondes, XIII. année: Des intérêts français dans l'Océanie.

**) Diese Summe, welche das Missionary Register am Ende des Jahres 1842 angab, muß jetzt weit beträchtlicher sein.

***) Ebenfalls im Jahr 1842.

großes Gewicht auf diesen Punkt gelegt, es ist nicht nutzlos, sich bei demselben aufzuhalten.

Es ist vor allen Dingen zu bemerken, daß der römische Katholizismus von den Heiden immer viel günstiger aufgenommen wird, als der römische Kultus. Dieser beschränkt sich in der That darauf, den alten Götzen noch einige neue beizufügen; die Bilder der Dominitus, Ignaz von Loyola, Franz von Assisi und Liguori an die Stelle der Gottheiten des indischen oder oceanischen Pantheon zu setzen; einen von seinen Theologen systematisirten Pantheismus auf das Heidenthum der Natur zu pflanzen; die Rosenkränze und Litaneien der buddhistischen Mönche durch die Rosenkränze, die Klöster und klösterlichen Uebungen Roms zu ersetzen; an die Stelle der Täuschungen des Herzens und der Phantasie die eingewurzelten Irrthümer des Fanatismus und des Ultramontanismus zu bringen. Man weiß, mit welcher Geschicklichkeit die Jesuiten in China und Indien das Heidenthum und den römischen Katholizismus verschmolzen haben. Die Frage der chinesischen Ceremonien und der malaberischen gottesdienstlichen Gebräuche hat bewiesen, bis zu welchen Concessionen die römischen Missionäre sich durch den Wunsch, ihre Herrschaft auszudehnen, hinreißen lassen. Wenn auch ähnliche Concessionen in unserer Zeit wegen der Wachsamkeit der liberalen Presse nicht mehr möglich sind, so ist man doch noch sehr fügsam. „Ich habe,“ sagt Pompallier, Bischof von Neu-Seeland, „neue Stämme bereist, deren Häuptlinge schon lange nach einem Besuch verlangten. Das Ergebniß dieser Reise war, daß ich gegen vierzig Völkerschaften eine Wendung nach dem katholischen Glauben habe machen lassen. Ich schätze auf mehr als 15000 die Zahl der Eingebornen, die ich in dieser günstigen Stimmung verlassen habe.“ — Dieß betrifft die Erwachsenen. Die Art, mit der man die Kinder in den Schooß der römischen Kirche aufnimmt, ist noch viel flinker. „Um keine Schwierigkeit zu finden, den Kindern die Taufe selbst unter den Augen ihrer Mutter zu ertheilen,“ sagt der Vater Bataillon, Missionär auf der Insel Wales, „so benehme ich mich folgendermaßen. Ich habe immer ein Fläschchen wohlriechendes Wasser und ein andres mit natürlichem Wasser bei mir; ich gieße zuerst einige Tropfen des ersten auf den Kopf des Kindes, unter dem Vorwand, ihm Linderung der Schmerzen zu verschaffen und während die Mutter es mit der Hand sanft hinlegt, verwechsle ich das Fläschchen und gieße das Wasser der

Wiedergeburt aus, ohne daß man argwöhnt, was ich thue*)." — Mit einem solchen Verfahren ist es freilich leicht, die Liste der Befehrungen zu vergrößern.

Die Aufgabe der reformirten Missionäre ist freilich schwieriger. Das *Quarterly Review* sagt folgendes über die Bemühungen des Missionärs Bingham auf den Sandwichinseln (Hawaji): „Den alten heidnischen Gebräuchen folgte eine Zucht, der man nur eine allzugroße Strenge vorgeworfen hat. Der Unterricht wurde über alle Inseln verbreitet. Die Schulen enthalten 20000 Zöglinge, welche nicht nur in der englischen Sprache, sondern auch in der des Landes unterrichtet werden.“ Diese mühsame Einweihung in die christliche Civilisation, welche in der Aufklärung der Geistes und Umgestaltung der Herzen beruht, ist freilich viel langsamer als die Leute zu begießen, ihnen zu zeigen, wie man das Kreuz macht, den Rosenkranz ableiert und die Madonnen nebst den Heiligen anbetet.

Bei allen diesen Schwierigkeiten ist die Thätigkeit der protestantischen Missionen keineswegs unfruchtbar geblieben. „Die katholische Kirche,“ sagt das *Quarterly Review*, „kam immer wieder darauf zurück, sein zahlreiches Heer von Bekennern und Märtyrern und ihre großen Eroberungen im Morgen- und Abendland mit den schwachen Ergebnissen zu vergleichen, welche von den zu sehr gerühmten Sendlingen des reichen Protestantismus erreicht worden seien, zu vergleichen. Heute hat die Vergleichen aufgehört, für die Protestanten ungünstig zu sein; ihre Siege in Oceanien kommen denen gleich, welche Rom früher davon trug.“

Aber, sagen die Vertheidiger des Papstthums, wenigstens gelingt es den keizerischen Missionären nur wegen ihrer Geschicklichkeit, und sie können ihr Blut für das Evangelium nicht vergießen.

Welche Täuschung! Sie sterben eben so oft und eben so gut als die Abgesandten Roms. Sind der berühmte William Harris und seine muthigen Begleiter nicht von den Kannibalen in Errumango aufgefressen worden? Haben Laymon und Munson den Battas von Sumatra nicht zur Speise gedient? Sind nicht 900 Missionäre in 25 Jahren dem tödtlichen Klima in Guinea erlegen? Einer dieser heldenmüthigen Männer verlangte, daß man auf sein Grab schreibe: „Mögen tausend Missionäre umkommen, ehe Afrika aufgegeben werde!“ Ist das Leben jener

*) Annales de la propagation de la foi.

Mähren nicht auch ein Märtyrertum, welche seit 70 Jahren am Nordpol, mit Bärenhäuten umhüllt, in Löchern leben? Die Neubefehrten zeigen nicht geringern Muth. Im Jahr 1843 wurden zwei, welche aus Samoa nach Rotuma gegangen waren, um das Evangelium zu verkündigen, daselbst ermordet. Man schätzt die Zahl derjenigen auf vierzig, welche in Folge eines wahrhaft christlichen Gefühls in Oceanien umgekommen sind, indem sie versuchten, europäische Schiffbrüchige dem Gemetzel zu entreißen. „So groß ist der Eifer der polynesischen Befehrten,“ sagt das Quaterly Review, „daß die Londoner Missionsgesellschaft in den Seminarien von Upolu oder Rarotonga immer leicht solche antrifft, die bereit sind, die Umgekommenen zu ersetzen *).“

Wenn es sich also verhält, wie haben der Kardinal Wiseman und seine zahlreichen Abschreiber in protestantischen Schriftstellern so viele für die evangelischen Missionen ungünstige Zeugnisse gefunden? „Diese Anklagen rühren immer entweder von oberflächlichen Beobachtern oder von Männern her, deren Glückspläne von den Missionären hintertrieben worden sind.“ Zudem „gibt es keine Klasse von Schriftstellern, die, den wohlwollenden Empfindungen stets fremd, Gefallen daran finden, von diesen Missionären nur Böses zu sagen **).“

Lange blieb ich in Betrachtungen versenkt, die zugleich angenehm und traurig waren. Es waren die letzten Augenblicke, die ich auf diesem Boden zubrachte, von dem ich mich nur mit so großem Schmerz trennte. Ich lehrte durch die engen Gassen zurück, und die Vorübergehenden mußten nicht, wenn sie mich so traurig sahen, daß die Fremde, die sie gleichgültig betrachteten, in die Verbannung zog, indem sie sie verließ. In ein der Knechtschaft unterworfenen Land zurückzukehren, ist das nicht, o Gott, die grausamste Verbannung?

*) Man muß diese ganze interessante Arbeit lesen, welche in den Nummern vom Februar und März 1855 der Revue britannique übersetzt worden ist.

**) Quaterly Review.

CIII.

O Luftpesang, O Hirtensang!
Wie schallest du so schön
Durch wonnevollen Sennenklang
Herab von grünen Höhen!
Ich frag' euch alle, stolze Ländler,
Habt ihr so süßen Jubelsang?
Nein, nein! Nein, nein! Das habt ihr nicht,
Euch fehlt der Freiheit süßes Licht!

J. G. Müller.

Es ist eine Thorheit, Naranda, seine Kräfte zu hoch anzuschlagen, sein Herz und seinen Geist ohne Nothwendigkeit aufzuopfern. Ich sagte, als du dich von uns entferntest, warum willst du fort? Heute frage ich dich, warum du hieher zurückkehren wolltest? Ohne deine Wünsche und deine Leidenschaften zu theilen, begreife ich ihre Gluth. Nichts kann sie bei uns befriedigen, — denn wir sind gleichgültig gegen Alles, was aus dem engen Kreis unserer persönlichen Neigung herausgeht.

Warum bleibst du denn nicht in jenen Bergen, deren Luft deinen erschöpften Hauch wieder belebt hat, wo du die Pracht des Himmels in solcher Nähe betrachtet hast, daß du schon an der Schwelle des Paradieses zu sein glaubtest? Wenn du zu uns zurückkehrst, so wirst du uns wie unempfindliche Gespenster betrachten; du wirst die Lüge, die unsere Gesellschaft beherrscht, und überall den Ekel, dieses letzte Ergebniß eines von dem Ueberdruß abgestumpften Herzens, wieder finden.

I n h a l t.

	Seite.
Vorbemertung	1
LXXIV. Der große Haller oder die Wissenschaft	3
LXXV. Zimmermann oder die Philosophie	22
LXXVI. Rudolf von Erlach oder die wahre Aristokratie	39
LXXVII. Thun — die Träumerei in den Alpen	45
LXXVIII. Napoleon III. in der Schweiz	56
LXXIX. Der Thuner See	73
LXXX. Unterseen — die Rumanin Daina	76
LXXXI. Ein Sommerabend in Interlaken	84
LXXXII. Der Beatenberg oder die Religionen des alten Helvetiens	89
LXXXIII. Kampf des Christenthums und Heidenthums	90
LXXXIV. Das Christenthum im Mittelalter	95
LXXXV. Legitimität der Reformation	103
LXXXVI. Sigristwyl oder die Volksdichtung	134
LXXXVII. Die Legende vom Niesen	147
LXXXVIII. Die Besteigung des Mönchs	152
LXXXIX. Der Abendberg oder die Hingebung des Arztes	178
XC. Der Staubbach	183
XCI. Das Hasli oder die Alpenmythologie	189
XCH. St. Beat oder die römisch-katholische Mythologie	209
XCHH. Grindelwald — Zollikofer oder die Predigt	216
XCIV. Die Predigt im Abend- und Morgenland	226
XCV. Basel — Bestimmung des germanischen Volks- stammes	236
XCVI. Die Basler Kirchenversammlung	242
XCVH. Erasmus in Basel — die Kirche im 16. Jahr- hundert	250
XCVIII. Erasmus Einfluß auf seine Zeit	278
XCIX. Der Lobtentanz und die Feudalzeit	287
C. Holbein oder die Malerei	296
CI. Die Basler Universität und der Unterricht in der Schweiz	300
CII. Die Basler Missionen und die römische Propaganda	311
CIII. Schluß	318



